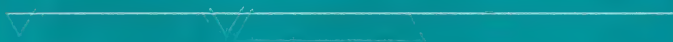
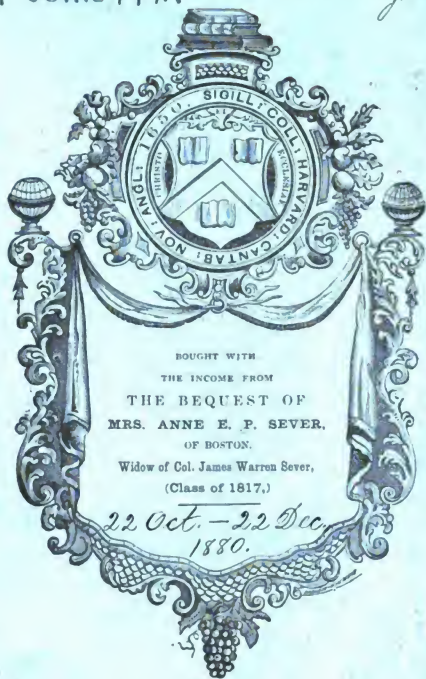


**DEUTSCHE REVUE  
ÜBER DAS GESAMTE  
NATIONALE LEBEN  
DER GEGENWART**

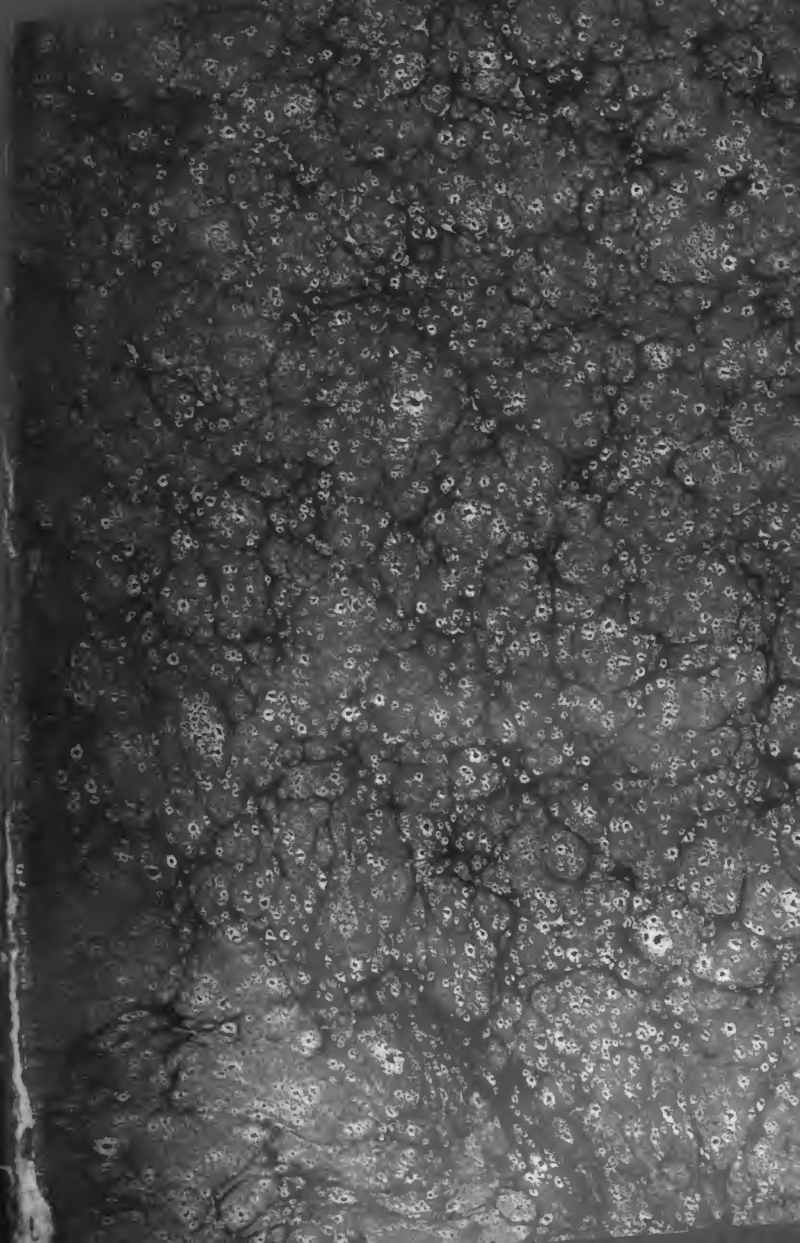


P Germ 147.1

Bd. May, 1881.















# Deutsche Revue

über das

5. = 165

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von

Richard Fleischer.

---

Fünfter Jahrgang. — Erster und einziger Band.

(October bis December 1880.)



Berlin, 1880.

Verlag von Otto Janke.

P Germ 147.6

1880, Oct. 22 — Dec. 22

Sever hund.

# Inhalt des Fünften Jahrganges.

(October bis December 1880.)

	Seite
Robert Hamerling: Die Waldfängerin, Novelle. I. II. . . . .	1. 146
Ludwig Geiger: Zwei Briefe Schillers . . . . .	10
Heinrich Brugsch-Bey: Des Priesters Rache . . . . .	15
Reise-Erinnerungen aus nachgelassenen Briefen des verstorbenen Generalfeldmarschalls Grafen Roon. III. IV. V. . . . .	42. 157. 344
August Kluckhohn: Zur Geschichte der Juden im Alterthum und Mittelalter. I. II. . . . .	52. 167
Max Haushofer: Der Einzelne in der Masse . . . . .	63
F. N. von Nukbaum: Eine kleine Hausapotheke . . . . .	71
Nördlinger: Baumphysiologische Bedeutung des kalten Winters 1879/80. . . . .	85
Ueber Deutschlands Vetheiligung an der Entwicklung der Physik in der neuesten Zeit	100
Justus Carriere: Die Regenerations-Erscheinungen im Thierreiche . . . . .	109
F. Reber: Die deutsche Renaissance und die Grenzen ihrer modernen Anwendung . . . . .	115
Paul Herrlich: Der siebzehnjährige Jean Paul über Toleranz . . . . .	126
Dito von Feirner: Deutschland, Deutschland über Alles . . . . .	132
Ein Brief Heinrich Heine's an Karl Gutzkow . . . . .	145
Anton Szécsen: Die Literatur der Gesellschaft in Frankreich. I. II. . . . .	181. 353
Ludovica Gesekiel: Briefe an den Oberpräsidenten A. F. W. v. Bülow von Metternich, Hardenberg, Wittgenstein u. A. aus den Jahren 1812—1819 . . . . .	194
Richard Fleischer: Die politische Lage Oesterreichs . . . . .	204
L. v. Stein: Die weibliche Erziehung auf dem socialen Gebiete . . . . .	209
F. H. Weisshaupt: Die preussischen Wasserstraßen . . . . .	218
Johannes Ranke: Die Nervenkraft. . . . .	230
Skizze einer Welt- und Lebensanschauung aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts. I. II. . . . .	248. 394
Lorenz Diefenbach: Die Zigeuner . . . . .	265
Die Deutschenhege in Ungarn . . . . .	273
Ansichten des Cardinal-Staatssecretairs Jacobini über Staat und Kirche . . . . .	281
Eine Episode der griechischen Frage . . . . .	286
Die Stellung der Armee zur Politik Oesterreichs in den letzten Jahrzehnten . . . . .	297
Aus dem Leben Rattazzi's und seiner Zeit. . . . .	311
P. K. Rosegger: Der Wildschütz, Novelle . . . . .	328
H. Delbrück: Ein ungedruckter Aufsatz Niebuhr's . . . . .	366
Dr. Finkelnburg: Ueber Ziele und Wege der internationalen Gesundheitspflege. . . . .	378
Briefe aus Italien. I. . . . .	411
Literarisches . . . . .	137. 276. 415





Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.  
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester = 6 Heften.

OCT 22 1880



# Deutsche Revue

über das  
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

**Richard Fleischer.**

Fünfter Jahrgang.

Heft 1. October 1880.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.  
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

*F* Berlin.

Verlag von Otto Zanke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

# Inhaltsverzeichnis.

V. Jahrgang. Heft 1. October 1880.

	Seite
<b>Robert Hamerling:</b> Die Waldfängerin, Novelle . . . . .	1
<b>Ludwig Geiger:</b> Zwei Briefe Schillers . . . . .	10
<b>Heinrich Brugsch-Bey:</b> Des Priesters Rache . . . . .	15
Reise-Erinnerungen aus nachgelassenen Briefen des verstorbenen Generalfeld- marschalls Grafen Roon. III. . . . .	42
<b>August Kluckhohn:</b> Zur Geschichte der Juden im Alterthume und Mittel- alter. I. . . . .	52
<b>Max Haushofer:</b> Der Einzelne in der Masse . . . . .	63
<b>J. N. von Rusbaum:</b> Eine kleine Hausapotheke . . . . .	71
<b>Nördlinger:</b> Baumphysiologische Bedeutung des kalten Winters 1879/80 Ueber Deutschlands Betheiligung an der Entwicklung der Physik in der neuesten Zeit . . . . .	85 100
<b>Justus Carriere:</b> Die Regenerations-Erscheinungen im Thierreiche . .	109
<b>F. Reber:</b> Die deutsche Renaissance und die Grenzen ihrer modernen Anwendung . . . . .	115
<b>Paul Herrlich:</b> Der siebenjährige Jean Paul über Toleranz . . .	126
<b>Otto von Leigner:</b> Deutschland, Deutschland über Alles . . . . .	132
Literarisches . . . . .	137

# Die Waldsängerin.

Novelle

von

Robert Hamerling.

Graz.

I.

Ich war — erzählte mir ein Freund — noch ein junger Mensch von wenig über zwanzig Jahren, Studiosus der Philosophie, aber schon als Lyriker in ein paar Almanachen hervorgetreten, und hatte mich soeben über die Sommerferien bei einem Wether in der ländlichen Umgebung der Hauptstadt K. eingemietet, in einem Dachstübchen, das schmale Fensterchen, aber aus diesen schmalen Fensterchen eine weite prächtige Aussicht hatte.

Eines Abends spät wollte ich nach einem ermüdenden Gebirgsausfluge mich eben zu Bette begeben, als ich Jemand ungestüm die schwante hölzerne Treppe heraufpoltern und an meine Thür klopfen hörte.

In demselben Augenblick stürzte, ohne mein „Herein“ abzuwarten, auch schon ein blonder Jüngling von ungefähr gleichem Alter mit mir selbst, aber durch sprühende Augen und eine Art von Wähne ausgezeichnet, die seinem Kopfe etwas Löwenartiges gab, mit leidenschaftlicher Hast in mein Gemach.

Ich erkannte in ihm einen alten Schulkameraden wieder, den ich seit Jahren aus den Augen verloren, und der, wie ich inzwischen vernommen, mit dem Feuer seines Naturells, das mir von der Schule her recht wol erinnerlich war, sich ganz in die Arme seiner Lieblingsmuse, der Tonkunst, geworfen hatte.

„Endlich gefunden!“ rief er, athemlos und in Schweiß gebadet, während das dicke, hellbraune Gelock in wirren Strähnen um seine Schläfe flog.

„Höre, Freund,“ fuhr er fort, in der Mitte des Zimmers stehend, „Du mußt mir einen großen Gefallen thun! Mach' mich nicht unglücklich und sag' nicht nein! — Einen Text mußt Du mir schreiben! Den Text zu einem großen dramatisch-symphonischen Tonwerke, „Tristan und Isolde“ betitelt! Heute Mittags, nach Beendigung von Zimmermann's herrlichem Epos, habe ich diesen Plan gefaßt, und den ganzen Nachmittag bin ich umhergelaufen, um Dich aufzustöbern in Deiner Verborgenheit! Mir brennt der Kopf — ich mußte noch heute mit Dir sprechen!“ —

Ich hatte beim Eintritt des jungen Mannes den einen Fuß, mit welchem ich eben das Bett hatte besteigen wollen, zurückgezogen, war während seiner Anrede in die schon abgelegten Beinkleider geschlüpft, und beantwortete nun die hastig hervorgestoßenen Worte des späten Ankömmlings lächelnd mit der Frage:

„Bist Du ein Jude, lieber Freund?“

„Warum?“ sagte er betroffen.

„Weil man,“ versetzte ich, zum Scherz aufgelegt, denn ich fand den nächtlichen Uebersall drollig — „weil man musikalische Texte nicht für die Ehre schreibt, unter den jugendlichen Componisten Deutschlands aber, wie mir ein Operntextschreiber sagte, höchstens die vom Stamme Israels in der Lage zu sein pflügen, ein Libretto gebührendermaßen zur Hälfte voraus, zur Hälfte nach Empfang baar zu bezahlen!“

Er erblaste. Aber mein schalkhaftes Lächeln beruhigte ihn ein wenig, und nachdem er von dem ersten Schrecken, in welchen mein grausamer Scherz ihn versetzt hatte, sich erholt, erledigte er die Honorarfrage vorläufig dadurch, daß er mir die unerhörtesten Lantienen zusicherte, die seiner Zeit bei den Aufführungen von „Tristan und Isolde“ als ein goldener Regen sich über mich ergießen sollten.

Dann setzte er mir, lebhaft in dem Stübchen auf- und abgehend, seine Ideen in Beziehung auf den Text und die Composition des geplanten Tonwerks auseinander.

Des Betters Hahn krächte zum dritten Male, als der junge Tonkünstler, nach endlich erhaltenem entschiedenem Jawort von meiner Seite mich begeistert ans Herz preßte und dann mit demselben Ungeßüm fortstürmte, mit welchem er bei mir eingetreten war.

Von diesem Tage an blieb ich mit Othenio — so hieß mein Freund — in lebhaftem Verkehr. Er kam gelaufen zu allen möglichen Stunden des Tages, spät Abends und im Morgengrauen, ja, mehr als einmal erschien er in schwülen, sternhellen Nächten, wenn eben sein Gehirn auf den Siedepunkt gerathen, oder ihm ein neuer Gedanke für den Text von „Tristan und Isolde“ durch den Kopf geschossen war, vor meiner Behausung, wedte mich mit einer Handvoll Sand, die er gegen die Scheiben des Fensters warf, und ich mußte dann aus dem Fenster eine Stunde lang mit ihm plaudern, oder gar mich ankleiden und im Mondschein mit ihm durch das nahe gelegene Wäldchen schweifen.

Oft besuchte auch ich ihn, in einem Landhause, das er gleichfalls bei Verwandten, in einem romantischen Waldthale, eine halbe Stunde von meinem Asyl entfernt, den Sommer über bewohnte.

Das Landhaus war reizend; an einer breiten Stelle des Thales gelegen, stand es, obgleich in der Entfernung von einigen hundert Schritten von Wäldern umgeben, fast den ganzen Tag weiß und freundlich im Sonnenschein da. Vom Sopha in Othenio's Stube sah man durchs Fenster hinaus in das dicke lebendige Grün der Gartenbäume und weiterhin des hochstämmigen Nadelwaldes. Das Haupteinrichtungsstück der Stube war natürlich ein Flügel, über welchem an der Wand die Bilder Bach's, Beethoven's, Schumann's und Chopin's, der fanatisch verehrten Lieblingsmeister Othenio's, hingen.

In Liebe und Haß ungestüm, sprach Othenio niemals anders als mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit über Kunst und Künstler. Oft spielte er mir auf dem Piano Stücke seiner geliebten Meister vor, überstürzte aber in seinem Feuereifer Alles derart, daß ich selten einen ruhigen und reinen Genuß davon hatte. Er sang mir überdies Lieder, ja halbe Opern vor, entwickelte aber auch hierbei eine



solche Leidenschaftlichkeit, daß das angestrengte Organ ihm in der Regel sehr bald den Dienst versagte und der ganze Rest hernach mehr geträcht als gesungen wurde. Das heilige Feuer loberte in ihm so stark, daß er mir oft den Eindruck machte, als könne er jeden Augenblick explodiren, und vor meinen Augen in Rauch und Dampf aufgehen. Auch seine eigenen Klavier- und Gesangscompositionen gab er mir zu hören und ich verfehlte nicht, die wildgährende, wirklich geniale Kraft darin zu bewundern. Aber welchen Anblick bot er selber bei solcher Gelegenheit! „Die ambrosischen Locken wallten ihm vorwärts,“ wie dem Zeus bei Homer, fielen über sein Gesicht und bedeckten es, so daß nur die großen, funkelnden Augen dazwischen hervorlugten. Und war er dann so recht im Zug, so sang er, mit dem ganzen Leibe sich im Tacte wiegend, die Oberstimme mit, gab bei jeder interessanten Wendung, wenn es ein Orchesterstück war, die Instrumente an, welche hier eintraten, seufzte und ächzte um die Wette mit dem Pianoforte, unter dessen Gedröhne das stille Waldthal erzitterte.

Sein lebhaftes Künstler-Temperament verrieth sich auch in den zum Theil sehr verwunderlichen Anweisungen, die er für den Spieler unter die Noten seiner Compositionen setzte. Da stand z. B. zu lesen: „entrückt,“ — „mit unbändiger Leidenschaft,“ — „sich wieder gehen lassend,“ — „zuversichtlich,“ — „in tollem Rasen,“ — „schwülwonnig,“ — „schwirrend,“ — „wie gestampft,“ — an einer Stelle sogar: „mit Ekel.“

Er warf seine musikalischen Eingebungen in genialer Unordnung auf einzelne Blätter, und niemals gab er sich die Mühe, irgend eine Titelüberschrift für ein vollendetes Clavierstück zu ersinnen, sondern setzte lieber einige Verse darüber, die mit der Grundstimmung des Tonstückes in Harmonie standen.

Eines Morgens saßen wir beide, uns sonnend, auf einem niedrigen Zaun, der den großen Hausgarten von dem mit halbwüchsiger Körnerfrucht bestandenen Ackerfelde des Nachbars schied.

Es war ein wundervoller Tag. Wir tranken den Würgebuß der hohen Gräser und Kräuter tief in uns, wiegten uns auf dem Zaune, wie ein paar Hänflinge und sahen der Mutterhenne nebst ihren unzähligen, überaus drolligen Küchlein zu, die sich gackernd und glucksend zwischen den dichten grünen Halmen des Feldes tummelten. Jenseits des Acker stand der Wald den Abhang hinan. Hinter den ersten Bäumen sah man eine Gruppe von Soldaten beisammen stehen, auf Blasinstrumenten tütend. Sie gehörten dem Musikcorps der städtischen Garnison an, und pflegten so ziemlich alle Tage in den Wald zu kommen, um sich da freier zu üben, ohne zu ahnen, daß sie gerade hier einen feinsinnigen Musiker mit ihren nicht immer reinen Tönen in Wuth versetzten.

Othenio runzelte auch schon bedenklich die Stirn, als ein etwa dritthalb Jahr altes Knäblein in Sicht kam, mit einem Kopf, groß und rund wie ein Kürbis, das Söhnlein des Wirthes in einer nahen Waldschenke. Es war in den Garten hereingekriecht, stand in einiger Entfernung und glogte uns an, mit einer Kindertrompete in der Hand.

„Der Bube da“, sagte Othenio ernst, „ist auch ein Musikgenie!“ — Ich lachte. Othenio fuhr aber lebhaft fort: „Ein Musikgenie! — Jeden Morgen kommt er in mein Zimmer und hört mir sehr aufmerksam zu, wenn ich am Piano

sitze und spiele. Findet er mich nicht im Zimmer, sondern etwa im Garten, so wartet er geduldig halbe Stunden lang, steif und stumm auf einem Flecke stehend, wie Du ihn da siehst, die Trompete in der Hand, und läßt mich nicht aus den Augen, bis ich mich anschide, in meine Stube hinaufzugehen. Dann tortelt er sacht hinter mir drein, die Treppe hinauf, bis an's Piano. Ich spiele ihm hernach meist Schumann's romantische Phantasie, Op. 17, oder die „symphonischen Etüden“ vor, denn für die tieferen und grandioseren Arbeiten dieses Meisters scheint er eine besondere Vorliebe zu haben.“

Ich lachte wieder. Aber Othenio wiederholte nachdrucksvoll, in gehobenem Tone: „Eine besondere Vorliebe! Er pflanzt sich neben dem Piano auf, horcht zu, guckt mir bald auf die Finger, bald bückt er sich und richtet sein Augenmerk auf meine Füße und auf das Pedal, als ob er darüber in's Klare kommen wollte, wie und wodurch ich denn eigentlich das ganze Tongebrause zuwege bringe. Die Hände auf dem Rücken scheint er ganz Ohr zu sein; plötzlich aber bringt er eine der auf den Rücken gelegten Hände mit der Trompete zum Vorschein, setzt diese ganz sachte an den Mund und versucht bescheidenlich einen einzigen leisen Ton, ohne Zweifel in dem Bemühen, aus seinem Instrumente doch auch so etwas Aehnliches, wie ich aus meinem Tonwerkzeuge, herauszubringen. Dann hört er wieder zu, immer mit so sinniger, verständnißsünniger Miene, — lache nicht, ich bitte Dich, — daß ich überzeugt bin, es ist ihm nicht gleichgültig, ob ich ihm Sachen von Gewicht zu hören gebe, oder leichte Salonwaare. Denn als ich neulich versuchsweise einen gewissen banalen Modewalzer anschlug, begann er unruhig zu werden und flüsterte: „Heimgehen!“ — Ich mußte ihm die Thüre öffnen und er trippelte mit seiner Trompete von bannen. Ich wiederhole es: Ein keimendes Tongenie! meinen Kopf setz' ich zum Pfande;“ — hier sagte mich Othenio scharf und fest ins Auge, ob ich nicht etwa lächle — „ich habe mich auch bei den Eltern des Knaben schon erboten, ihn auszubilden für die Kunst. Wenn er nur endlich einmal reden und mich verstehen lernte, der Ränge!“

„Die Muse der Tonkunst scheint also diesem Thale absonderlich geneigt!“ bemerkte ich.

„Ja wohl“, versetzte er. Und nach einer Pause, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, wiederholte er lebhafter und mit einem gewissen mysteriösen Ausdruck: „Ja wohl, lieber Freund, ja wohl! — Du weißt aber noch lange nicht Alles!“

Und nun erzählte er mir mit seinem gewohnten Enthusiasmus allerlei Wunderliches von einer merkwürdigen, geheimnißvollen Stimme, die sich seit einiger Zeit in der Umgegend vernehmen lasse. Von den waldigen Abhängen des Thales herunter und aus den dichtesten Waldgründen heraus, erzählte er, werde zuweilen ein heller Discant vernehmlich, aber nur in abgerissenen Phrasen, oder in lange ausgehaltenen, anschwellenden und verhallenden Tönen, regellos und doch eigenthümlich bestrickend. Diese Stimme mache schon ein gewisses Aufsehen im ganzen Thale; Spaziergänger aus der Stadt, die sie vernähmen, blieben horchend stehn und verlören sich dann im Walde, um dem Ursprunge derselben nachzuspüren. Aber es sei noch Niemandem gelungen, die geheimnißvolle Sängerin von Angesicht zu Angesicht zu schauen, obgleich es auch nicht an wunderlichen, ganz unglauwürdigen Behauptungen des Gegentheils fehle: die Einen wollten dies, die Anderen

Anderes gesehen haben, Holzhauer hätten gar versichert, es sei ein junger Herr, der im Walde so singe und trillire — er habe sogar schon mit ihnen gesprochen; ein junger Mensch sei es, mit langen blonden Haaren — vermuthlich ein Studiosus.

„Man müßte indessen die Ohren eines Holzhauers haben,“ fügte Othenio erregt hinzu, „wenn man das Mädchenhafte jener wundersamen Stimme auch nur einen Augenblick zu verkennen im Stande wäre. Und wenn die Stimme wirklich im Zusammenhang stände mit jenem blondlockigen Jüngling, den die Holzhauer gesehen, — was ich dahin gestellt sein lasse — nun, dann ist der Jüngling eben ein verkleidetes Mädchen! Du brauchst den Gesang nur ein einziges Mal zu hören, lieber Freund, um mir vollkommen Recht zu geben!“

Mein eigenes Interesse war durch diese Erzählung in ungewöhnlichem Grade erregt worden, und ich wünschte lebhaft, die räthselhafte Sängerin selbst zu vernehmen, wozu mein Freund mir auch alle Hoffnung gab, wenn ich nur etwas länger bei ihm verweilen wollte.

Er sprach dann wieder viel von seinem dramatisch-symphonischen Tonwerk. Anfangs, sagte er, habe es ihm noch immer an der rechten Inspiration gefehlt. Aber seit jene merkwürdige Stimme sich hören lasse, sei es wie ein neuer Geist über ihn gekommen, sei die Romantik, die Poesie, und fast auch die Liebe bei ihm eingezogen.

Die Sonne war schon hinter den Wipfeln des wie ein grüner Wall jenseits der Thalstraße sich erhebenden Nadelholzwaldes hinabgesunken. Ich war genöthigt aufzubrechen und den Heimweg anzutreten.

Othenio citirte das schöne indische Sprichwort: „Bis an's Wasser muß man geleiten wen man lieb hat!“ und ging mit mir bis an den Steg, der den Bach in der Mitte des Thals hart neben der Straße überbrückte. Da blieben wir eine Weile stehen, um Abschied zu nehmen, geriethen aber neuerdings in's Plaudern.

Der Abend war überaus mild und angenehm, die Luft würzig und labend. Im Thale lag schon tiefe Dämmerung, aber weiße Wölkchen, von der scheidenden Sonne rosig angehaucht, flatterten über dem schweigenden Walde.

Da stieg plötzlich aus dem stillen Tannengrunde ein heller, süßeinschmeichlender Ton wie eine Rakete in die Luft.

Wir verstummten, wechselten einen freudigen Blick und lauschten. —

Die seelenvollen Töne wiederholten sich, steigend, fallend, einzelne Liebphrasen dann wieder Naturlaute wie der Ausschrei eines Vogels, und doch in eigenthümlicher Weise sympathisch anmuthend — ganz wie mein Freund es beschrieben hatte.

Dann war Alles wieder still. „Was hältst Du davon?“ fragte Othenio nachdem eine kleine Zwischenpause vergeblichen Lauschens verstrichen war.

„Es ist die Stimme eines Mädchens,“ sagte ich mit Ueberzeugung; „daran ist kein Zweifel.“

Othenio lächelte und verabschiedete sich funkelnden Auges mit warmem Händedruck von mir. Und bevor ich noch aus dem dämmernden Waldthal hinausgelaugt war auf den breiten Weg in der Ebene, hörte ich hinter mir den Sturm von gewaltigen und leidenschaftlichen Klängen erbrausen, den der erregte Freund, in's Landhaus zurückgekehrt, in den Saiten seines Fügels entfesselte.

## II.

Othenio versäumte nicht, im Laufe der nächsten Woche mit fleißig weitere Nachrichten von der Waldfängerin zu geben, und häufig genug klorrte auch der Sandwurf aus seiner Hand an mein Fensterchen in vorgerückter Sommernachtstunde.

Seine Versuche, der Geheimnißvollen auf die Spur zu kommen, blieben noch immer vergeblich.

Ließ er an einer einsamen Stelle im Wald sich nieder, so wurde die Stimme oft auf einmal ganz in der Nähe vernehmlich. Ober sie klang aus der Ferne, und kam näher, und entfernte sich wieder, schien ihn neckisch zu fliehen, sobald er mit ungestümer Hast sich anschickte, sie zu verfolgen. Bald klang sie aus Schluchten oder tiefem Dickicht, bald wieder von sonnebeglänzten, mit niedrigem Gebüsch bedeckten Hängen herunter.

Ganz und gar war sie der schalkhaften Nymphe Echo zu vergleichen, die sich hier und dort vernehmen läßt, die man aber vergebens zu haschen sucht.

Aber daß sich das geheimnißvolle Wesen zu dem jungen Tonkünstler in eine Beziehung setze, war kaum mehr zu bezweifeln.

Aus den abgerissenen Melodiephrasen der Sängerin hörte er unverkennbar Stimmen der Sehnsucht, der Liebe heraus, die sich an ihn zu wenden schienen, die ihm klangen, als würden sie ihm vertraulich in's Ohr geflüstert, und die unmittelbar zu seinem Gemüthe sprachen.

Zuweilen fing er solche Phrasen am Piano auf, ergänzte sie, setzte sie fort, variirte sie, gestaltete sie zu reizenden Phantasien. Wie Schumann sich wohl auch ein Thema von seiner geliebten Clara geben ließ, um es nach allen Regeln der Kunst auf's Schönste auszuarbeiten, so versuhr Othenio mit Themen seiner geliebten Waldfängerin.

Dafür scholl ihm dann auch manches mal ein warmes „Sei bedankt, du lieber Schwan!“ oder sonst ein entsprechendes Liedfragment zurück, ein hingeworfenes Arienmotiv, aber stets ohne Worte.

Er suchte auch durch ganz besonders herzwinnende, zärtliche Weisen, wenn er die Waldfängerin in der Nähe wußte, die Aufmerksamkeit derselben zu erregen. Das Henselt'sche „Si oiseau j'étais“, und die Ges-dur-Etüde (aus Opus 25) von Chopin, sowie die Nummer 2 aus dem zweiten Heft des damals eben erschienenen „Buch's der Lieder“ von Robert Volkmann, ließ er mit besonderer Vorliebe bei solcher Gelegenheit von seinem Piano in die Stille des Waldthals hinauserklingen, wiederholt versichernd, diese drei Clavierstücke seien unbedingt die reizendsten, entzückendsten, die es gebe, wenigstens für Liebende. Er spielte sie gerne in der hier gegebenen Ordnung hinter einander, indem er behauptete, sie bezeichneten auf's schönste den Stufengang der Liebe: holde Schwärmerei, mutbiges, ahnungsvolles Liebewerben, brünstige Liebesentzündung.

Selbstverständlich versäumte er auch nicht, Melodien zu spielen und zu singen, deren bekannter Text zu unmittelbarer Verständigung dienen konnte, so daß er im Stande war, der geheimnißvollen Freundin ganz bestimmte Dinge zu sagen, und da er seinerseits bald jeden Ton der Waldfängerin zu deuten wußte, so spielte in Fragen und Antworten, Reden und Gegenreden ein kleiner Roman für ihn sich ab,



in welchem es sogar an kleinen Eifersüchteleien, an zärtlichem Schmolten und Grollen, an Vorwürfen und Wiederverföhnungen nicht fehlte.

Eines Tages polterte er, wieder athemlos und in Schweiß gebadet, in mein Gemach und berichtete mir, er habe — sie gesehen!

In die Stadt sei er morgens gegangen, erzählte er, und habe, durch die Hauptstraße schlendernd, ein Mädchen erblickt, dessen wunderbares Auge einen Moment lang mit unbeschreiblicher Innigkeit dem seinigen begegnete, das aber, als er es schärfer ansah, mit sanftem Erröthen sich abwendete und seine Schritte beschleunigte.

„In meinem Herzen,“ sagte er, „jubelte es: Das ist die Waldfängerin! Ich konnte nicht einen Augenblick zweifeln. In den Augen dieses Mädchens lag die schöne, unwiderlegliche Bestätigung alles dessen, was mir die geheimnißvolle Stimme im Walde zugerannt, zugefungen und zugejauchzt! Es waren dieselben Worte, dieselben Dinge, in die Sprache der Augen überseht! — Ich folgte dem Mädchen, sie schlug den Weg gegen den Markt ein, der leider eben von Menschen wimmelte. Plötzlich fuhr mir der Hund einer Höferin, ein verdammt häßlicher Roter, dem ich im Gebränge vielleicht auf den Schwanz getreten, bellend gegen die Wade und verbiß, als ich mit einem Fußtritt ihn abwehrte, sich in das Tuch meines Beinkleids; die Höferin selbst erhob ein Gezeter und erging sich zuletzt meinen Flüchen gegenüber in Schmähworten, eine dichte Gruppe von Gaffern wuchs aus dem Boden und grinste — es war zum Tollwerden! Endlich brach ich mir Bahn durch die Menge, aber die Fährte des Mädchens war verloren, unwiederbringlich verloren — Straßen auf, Straßen ab rannte ich wie besessen — vergebens!“

„Blinder Eifer schadet nur!“ versetzte ich mit der überlegenen Ruhe und skeptischen Besonnenheit, in welcher die Freunde eines Verliebten sich zu gefallen pflegen. Aber Othenio hatte nur ein Lächeln für meinen Gemeinplatz, und wiederholte an den folgenden Tagen fleißig seinen Morgenspaziergang durch die Straßen der Stadt. Es gelang ihm vorläufig nicht wieder, des Mädchens ansichtig zu werden. Er mußte sich nach wie vor begnügen, ihrer Stimme im Walde zu lauschen, sich in Klängen mit ihr zu unterreden. War er nun doch schon so weit, daß die Holde ihm überall entgegenkam, aus allen Sternen ihm winkte, aus allen Blumen ihm lächelte, aus allen Wassern ihm rauschte . . .

Süß und schmerzlich war es ihm zugleich, unablässig auf ihrer Spur zu sein, und zuletzt doch immer wieder enttäuscht zu werden, wenn er das schöne Bild haſchen wollte.

In meiner Liebermappe fand er einige Strophen, die er mit großer Freude aufgriff, sofort in Musik setzte und nicht müde werden konnte zu singen:

Suchte lange dich im Walde,  
Wähnte schon dein Kleid zu sehen,  
Doch es war nur einer Taube  
Weißer Flügel im Gebüsch.

Wähnte deinen Gruß zu hören;  
Doch es war nur das Geflüster  
Eines Bächleins, das mit Blumen  
Plaudernd, über Kiesel rann.

Zwischen Zweigen sah ich blendend  
Deine gold'nen Haare blinken:  
Doch es war ein Sonnenblitz nur,  
Der sich durch die Wipfel stahl.

Und ich glaubte schon zu wittern  
Deines Odems wonnig Wehen:  
Ach, ein Hauch nur, duftbeladen,  
War's, der von den Linden kam.

Sank zuletzt in süße Träume,  
Träumte deinen Kuß zu spüren;  
Aber ach, es war der Lenz nur,  
Welcher lächelnd mich umfing.

Was der zarte Liebesroman dem jungen Künstler an Zeit raubte, das gab er ihm an Stimmung zurück. Die Composition von „Tristan und Isolde“ nahm bei allem far niente amoroso des Lombichters einen erstaunlich schleunigen, ge-  
beillichen Fortgang.

So verstrichen wieder ein paar Wochen; da kam Othenio mit neuer Kunde zu mir, fieberisch erregt wie immer. Er trug einen halbwelken Strauß in der Hand, den er mir von Weitem entgegenhielt.

Gelegentlich wieder die Spur der Sängerin im Walde verfolgend, hatte Othenio einen Jüngling bemerkt, der, vom waldigen Abhange herabkommend, den Thalweg einschlug, offenbar um in die Stadt zurückzukehren. Dieser Jüngling entsprach auffallend der Beschreibung, welche die Holzhauer von dem jungen Menschen gemacht hatten, den sie im Walde gesehen, und von dem sie behaupteten, daß er der Besitzer jener feinen, hellen Stimme, die man in der Umgegend aus dem Walde heraus vernehme.

Es dunkelte bereits, und Othenio konnte das Gesicht des in ziemlich weiter Entfernung vor ihm Einhergehenden nicht sehen; aber das lange, blonde Haar, die feinen, schlanken, durchaus weiblichen Formen, Gestalt, Größe, Haltung, erinnerten ihn an das Mädchen, das er in der Stadt bemerkt und über den Markt verfolgt hatte.

Fest entschlossen, der räthselhaften Erscheinung bis in die Stadt, bis an's Thor ihrer Behausung zu folgen, hielt er sich im Uebrigen absichtlich in der gemessenen Entfernung von ihr, mit Recht besorgend, daß sie, wenn sie ihn gewahr würde, nicht Stand halten, sondern ihm gelegentlich entweichen würde.

Einmal schien es Othenio, als ob der Jüngling sich flüchtig umgesehen hätte, und als ob er darauf seinen Weg mit etwas beschleunigten Schritten fortsetzte.

Nach einiger Zeit ließ derselbe einen Blumenstrauß fallen, den er bis dahin in der Hand getragen hatte.

Othenio's Herz begann zu pochen, und nachdem er die Stelle erreicht hatte, wo der Strauß am Boden lag, bückte er sich und hob denselben mit Andacht auf, wie ein Heiligthum, als ein holdes Liebeszeichen, das, wie er wohl merken mußte, nicht so von ungefähr in den Staub der Straße gefallen . . .

Die Seele geschwellt von Liebesentzücken, blies er den Staub von dem Strauße und steckte ihn vor seine Brust.

Als dann aber sein Blick wieder die Mädchengestalt im Jünglingsgewand suchte, die durch das Thal vor ihm hergeschwebt, da war sie verschwunden.

Sie mußte rechts hin in die Büsche geschlüpft sein, die noch hart vor dem Ausgange des Thales vom Abhang sich bis zum Thalweg herunter erstreckten.

Vergebens warf er sich selbst auch in's Dickicht; die Schatten der sinkenden Nacht vereitelten seine Bemühungen und er mußte nach einer halben Stunde vergeblichen Umherstreifens sich auf den Heimweg machen.

Aber nicht ohne die süße Trophäe des Waldblumenstraußes! — Er zog denselben immer wieder aus seiner Brust hervor, wies mir ihn und küßte ihn vor meinen Augen wiederholt.

„Was zum Teufel aber mag sie veranlassen,“ rief er aus, „ihre Person so hartnäckig vor mir zu verbergen, mich anzulocken, und sich mir doch stets zu entziehen? Wozu diese geheimnißvolle Vermummung?“

Und nun erging er sich in allen möglichen romantischen Vermuthungen über die Absichten, die das Mädchen haben konnte, sich in männlicher Verkleidung zu zeigen.

„Wenn sie nun einmal die romantische Passion hat,“ sagte ich, „singen durch die Wälder und durch die Thäler zu schweifen, so liegt es doch nahe genug, daß sie sich in männliche Kleider steckt, um unbekümmert und unbehelligt zu bleiben!“ —

Ich war recht gespannt darauf, wohin das Alles noch führen sollte.

Ein paar Tage verstrichen, und ich lag eben im tiefsten Mitternachtschlaf, als ein starkes Geklirr des Fensters mich aufschreckte — Othenio stand draußen und diesmal war unter seinem ungeduldigen Sandwurf die Fenster Scheibe in Trümmer gegangen.

Aber die Ungebuld des Freundes war diesmal auch mehr als je zu entschuldigen. War er doch in der glücklichen Lage, mir zu berichten, daß er der völligen Enthüllung des Geheimnisses wieder näher, ja sehr nahe gekommen. So viel erfuhr ich noch am Fenster; jetzt ging ich zu ihm hinunter, wir begaben uns in das nahe, monderhellte Wäldchen, und da begann er wie folgt.

„Ich schlenderte,“ sagte er, „von einem unbestimmten, räthselhaften Drange getrieben, wieder in den Straßen der Stadt umher. Plötzlich — denke Dir mein freudiges Erschrecken! — erblicke ich dicht vor mir die nun schon wohlbekannte, liebe Gestalt der Waldfängerin in ihrer Verkleidung! fast in demselben Augenblicke aber verschwindet sie auch schon im Thor eines Hauses. Ich schlüpfte rasch in dasselbe Haus, natürlich entschlossen, ihr bis an die Thür der Wohnung zu folgen. Ich trete so leise als möglich auf — sie sieht sich glücklicherweise nicht um — hatte offenbar keine Ahnung davon, daß ich hinter ihr her sei. So geht es aufwärts, drei Treppen hoch, raschen Schrittes geht sie auf eine Thür zu, die sie öffnet, und hinter welcher sie alsbald meinen Blicken entschwindet. Ich sehe nach der Nummer der Thür und präge sie meinem Gedächtniß ein. Dann spähe ich nach Personen aus, bei welchen ich nach Namen und Stand der Bewohner des Quartiers, in welchem das verkleidete Mädchen verschwunden war, mich hätte erkundigen können. Ich bemerkte Niemand in dem geräumigen, aber ziemlich leeren und öden Hause. Ich sehe mich also, nachdem ich die Treppe wieder hinuntergestiegen, nach der Zelle des

Hausbesorgers um, krieche in alle Räumlichkeiten und Winkel des Erdgeschosses, lange vergebens. Endlich gerathe ich an eine steil abwärts sich in vollkommener Finsterniß verlierende Treppe, auf welcher ich ein paar Duzend Stufen mehr hinunterfiel als ging. Aber in der finstern Tiefe angelangt, erblicke ich von der Seite her einen schwachen Lichtschein, einfallend durch eine schmutzige Glasthür, hinter welcher Gestalten von plebejischem Aussehen in einer engen, raucherfüllten Stube sich wie im Nebel hin und herbewegen. Ich stürze mich unverweilt in das Gemach, wo ich im Halbbunkel einigen sich am Boden wälzenden Kindern auf den Bauch zu treten Gefahr laufe, und wende mich an ein herzenhaftes Weib, das eben den Boden fegt und mir mit ihrem Wesen eine Wolke übelbustenden Staubes entgegenwirbelt:

„Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, gute Frau, mir zu sagen, wie der Name des Fräuleins ist, das hier im dritten Stockwerk, Nr. 17, wohnt?“

„Im dritten Stockwerk? Nummer 17? warum?“ schnarrte das Weib mit wibriger Nasenstimme und maß mich dabei mit stechenden Augen wie einen Verdächtigen.

Ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen schoß, hatte aber doch noch so viel Geistesgegenwart, meine Geldtasche hervorzuziehen, und dem herzenhaften Weibe die darin befindlichen drei kleinen Silberstücke auszuliefern.

„Nummer 17? im dritten Stockwerk?“ schnarrte sie wieder, aber ohne die stechenden Blicke, „da wohnt das Fräulein Mathilde . . .“

Sie war, glaub' ich, im Begriff, auch den Familiennamen des Mädchens zu nennen, aber in diesem Augenblick hatte der größere von den beiden verwünschten Rangen, die sich am Boden balgten, sich aufgerafft, und leerte mir mit tüdischem Lachen ein Gefäß mit Asche oder Sand oder was es war, in den Hut aus, den ich, mit der Oeffnung nach oben, in der Hand hielt! Gleichzeitig brach das übrige Kindergezücht aus allen Winkeln der Stube in ein so infernalisches Galloß, Gelächter und Gelärm aus, daß ich allen Muth verlor, noch weitere Fragen zu stellen und schleunig meinen Rückzug antrat! — Aber ich bin im Allgemeinen doch zufrieden, sehr zufrieden mit den Ergebnissen und Fortschritten dieses Tages! Ich kenne ihren Aufenthaltsort — ich weiß ihren Namen! Mathilde! schon dieser Name macht mich glücklich — unbeschreiblich glücklich! — Alles Weitere ergibt sich nun von selbst, und ich wüßte nicht, wie sie meiner Annäherung jetzt noch länger ausweichen könnte! —

(Schluß folgt.)

## Zwei Briefe Schillers.

Mitgetheilt von  
Ludwig Geiger.

Die zwei folgenden Briefe, welche nicht bloß wegen ihres Schreibers, sondern auch wegen ihres Inhalts von Interesse sind, befinden sich handschriftlich, ganz autograph, im Forstiep'schen Archiv in Weimar, dessen Besitzerinnen mir gütigst die Benutzung gestattet haben. Die Briefe sind an den Legationstath F. J. Bertuch gerichtet, einen der Vertrauten des Weimarer Kreises, einen literarisch hochgebildeten, industriell überaus thätigen Mann. Schiller lernte denselben 1787 in Weimar

kennen und trat alsbald in nähere Beziehung zu ihm, da Vertuch die Familie Körner in Dresden bewunderte und durch diese gemeinschaftlichen Beziehungen auch mit Schiller sich befreundete. Die freundliche Annäherung hinderte Letzteren freilich nicht, in seinen an Körner gesendeten vertraulichen Berichten, in welchen er, wie bekannt, dem Weimarer Klatsch etwas zu breiten Raum gönnte, auch Vertuch eins anzuhaben. Er erzählt: „Vertuch und Herder hassen einander wie die Schlange und des Menschen Sohn. Bei Herder geht es so weit, daß sich alle seine Züge verändern sollen, wenn Vertuchs Name genannt wird. Aber auch der geschmeibige Vertuch ist an dieser einzigen Stelle sterblich und fühlt etwas höchst seltenes — Leidenschaft.“ Nebenbei will ich bemerken, daß diese Feindschaft, wenn sie wirklich existirt hat, später geschwunden sein muß; mir sind wenigstens aus den 90er Jahren Briefe Herders an Vertuch bekannt, welche nicht nur eine geschäftliche Verbindung beider bekunden, sondern auch durchaus freundschaftliche Gesinnungen verrathen; auch Schiller berichtet später gelegentlich, daß in einer von Vertuch gegebenen Gesellschaft Herder erschien, meldet dies freilich in Ausdrücken höchster Verwunderung.

Auch sonst spöttelt Schiller über Vertuch. Er erzählt von dessen Begeisterung für den Handel und seinem seltsamen Vorschlage, auch Schiller möge diese Carriere einschlagen, spricht aber selbst so kühl von dem enthusiastischen Geschäftsmann, als wenn er seine Bekanntschaft nur Körners wegen zu pflegen gesonnen sei. Trotz dieser Spötereie bediente er sich gern der Thätigkeit des kundigen und dienst-eifrigen Buchhändlers. Er verhandelte durch ihn mit dem Jenenser Verleger Mauke über die historischen Memoiren und verdankte seiner Vermittlung einen sehr vortheilhaften Contract; er wünschte durch ihn den Mannheimer Buchhändler Göß, den Verleger seiner Jugendstücke, zu einer Entschädigung für die mehrfachen ohne Einwilligung des Autors unternommenen Wiederabdrücke jener Dramen zu nöthigen. Als er ihn von der Messe zurückwartete, schrieb er: „Ob er wol gar Geld bringt? — Dann will ich seinen Pfad mit Rosen bestreuen.“ Freilich diese Unternehmung schlug fehl, aber sie, ebenso wie die bisher erwähnten, zeigen, daß zwischen Schriftsteller und Buchhändler doch mehr als eine äußerliche Beziehung existirte. Bei diesem Stande der Sache darf es nicht Wunder nehmen, daß Schiller in seinen Bedrängnissen, an denen die ersten Jahre seines Thüringer Aufenthalts ziemlich reich waren, auch zu Vertuch seine Zuflucht nahm; er trug seine Bitte aber in einem Tone vor, der doch wohl darauf schließen läßt, daß Beider Verhältniß mehr als eine bloße gute Bekanntschaft gewesen. Der erste Brief lautet nämlich folgendermaßen:  
Rudolstadt, 22. Okt. 1788. \*)

Sie werden sagen, liebster Freund, daß es nicht gut sey, unsereinem einen Gefallen zu erweisen, weil man so unverschämt ist und wieder kömmt. Was Sie aber auch sagen mögen, so kenne ich Ihre Güte, worauf ich also jetzt frisch weg Losfünbigen will. Sie waren vorigen Winter so gütig mir Geld auf eine Assignation nach Leipzig vorzuschießen und haben mir eine große Gefälligkeit dadurch erzeigt. Ich bin wieder in dem Falle, welches zu brauchen und erst in 4 bis 6 Wochen geht mir in Leipzig ein. \*\*) Ein gewisser Herr von D. aus Mannheim, den Sie auch kennen, hat mich diesen Herbst wieder mit einer Bezahlung sitzen lassen, worauf er

\*) Quartbogen ohne Adresse, 2½ Seiten beschrieben, ganz eigenhändig.

\*\*) So im Original; nach „mir“ ist „solches“ oder „etwas“ zu ergänzen.

mich von einem Vierteljahr aufs andere verträuflet hat. Können und wollen Sie so gütig sein, mir so lange vorzustrecken? Hundert Reichsthaler müßten sein und zwischen heute und acht Tagen wünschte ich sie zu haben. Haben Sie sie aber selbst nicht gleich baar liegen, so wollte ich Sie bitten, sie mir für billiges Interesse von fremder Hand zu verschaffen. Ich möchte es aber nicht gern als allerhöchstens bis aufs Neujahr aufnehmen und verinteressiren, da ich sie vielleicht in 4 Wochen schon bezahlen kann. Ihnen, I. Fr., sind diese Gelegenheiten bekannt und ich kenne Ihre Güte, sich für einen guten Freund zu bemühen. Wenn es Sie nicht beschwert, so geben Sie mir durch den Boten der retour nach Rudolstadt geht und in kurzen Worten Nachricht, ob ich es wohl erhalten kann, daß ich meine Sachen danach einrichte.

Vor 3 Wochen werde ich schwerlich wieder in Weimar eintreffen können, weil ich gerne 2 Hefte Thalia, die ich zugleich ins Publikum werfen will, hier noch beendigen möchte. Ich habe einen recht schönen Sommer hier erlebt, freilich nicht just soviel gearbeitet als mein Voratz war, doch aber auch nicht gefeiert. Meine Geschichte ist Gott sei Dank fertig. Schreiben Sie mir doch mit ein paar Worten wie Goethe die Recension des Egmont in der A. L. Z. ausgenommen hat, wenn Sie etwas davon gehört haben. Ich habe ihn hier in Rudolstadt kennen lernen und freue mich auf eine weitere Bekanntschaft mit ihm sehr. Weil ich doch einmal am Bitten bin, so bitte ich Sie noch um eine Pandora wenn sie nehmlich fertig ist. Ich möchte hier gern einigen Damen die berühmte Frau vorlesen. Ich bringe Ihnen eine Idee für das Journal des Lugas mit, die Sie vielleicht nicht verwerfen. Es ist vielleicht ein Mittel, Ihnen 300 Käufer mehr zu verschaffen und ich kann sie Ihnen recht sehr gut ausführen. Mündlich davon mehr.

Sie sind doch gesund mit den Ihrigen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau recht schön, ich freue mich Sie wiederzusehen. Leben Sie recht wohl und, vor allen Dingen, verzeihen Sie mein indiscretos Bitten.

Ganz der Ihrige

Fr. Schiller.

Mancherlei Andeutungen des vorstehenden Briefes bedürfen einer kurzen Erklärung. Die Assignation, auf welche Bertuch im vorigen Winter Geld vorschoß, ist an den Buchhändler Crusius, an welchen Schiller (Geschäftsbriefe ed. Goedeke, S. 37, 24. Jan. 1788) schrieb: „Ich habe mir die Freiheit genommen, dem Herrn Legationsrath Bertuch, von dem ich mir 60 Thaler habe auszahlen lassen, eine Assignation an Sie zu geben, welche Ihnen Hr. Götschen vermuthlich vorzeigen wird.“ — Hr. von D. ist wol Dalberg in Mannheim. — Ueber die Arbeitspläne und wirklichen Arbeiten jener Epoche ist in den anderweitig bekannten Briefwechseln genugsam die Rede; die „Geschichte“ ist natürlich die des Aufstandes der Niederlande. — Merkwürdig ist die Stelle über Goethe, welche, nicht allzulange nach der ersten Unterredung geschrieben, einen wesentlich andern Charakter an sich trägt, als die nur allzuhäufig vorgebrachten, ungünstig lautenden Stellen aus den an Körner gerichteten Briefen. — Die Pandora ist ein Almanach in kleinstem Format: „Pandora oder Taschenbuch des Lugas und der Noben für das Jahr 1789. Weimar und Leipzig bei G. J. Götschen“, eine Firmabezeichnung, bei der es zweifelhaft bleibt, ob Bertuch den Almanach in Gemeinschaft mit Götschen verlegte oder bloß druckte. In diesem Taschenbuch füllt Schiller's Gedicht: „Die berühmte Frau. Epistel eines

Ehemanns an einen andern“ die ersten 8 Seiten; der übrige Inhalt ist höchst unbedeutend, er handelt fast nur über Moden und Frauenzimmerarbeiten; auf den Text (155 S.) folgen 64 Seiten mit Noten und eine ziemliche Zahl unpaginirter Blätter mit Angabe der Tanztouren. — Was die „Idee“ betrifft, die dem Journal viele neue Käufer zuführen soll, so läßt sich darüber nichts Bestimmtes sagen; man weiß, daß das Capitel in Schillers Leben, das man „Schiller als Journalist“ betiteln könnte, zwar ein inhaltreiches, aber wenig erfreuliches ist. Er hatte den Kopf voll speculativer Ideen, begann deren Ausführung mit großem Eifer, aber ermattete bald in demselben; es ist rührend, aber zugleich etwas komisch, wie er in derselben Zeit, in welcher er noch mit der Thalia beschäftigt war, die weder ihn, den Herausgeber, noch den Verleger, noch endlich das Publikum befriedigte, um die Hebung anderer Zeitschriften sich bemüht. Das Journal, an das er in unsern Briefe denkt, ist natürlich das von Vertuch herausgegebene „Journal für Luxus und Moden“, das freilich, soweit bekannt, von Schiller's Mitarbeiterschaft nur sehr geringen oder gar keinen Nutzen zog.

Vertuch erfüllte die von Schiller ausgesprochene Bitte und schickte das erbetene Geld; er hat selbst am Rand des eben mitgetheilten Briefs bemerkt: „Herr Nath Schiller hat darauf erhalten 8 Carol. 25. Dkt.“ und auch Schiller theilte alsbald Bötschen mit, daß er durch den gemeinschaftlichen Bekannten das Geld erhalten habe. Geschäftliche Verbindungen zwischen beiden Männern fanden auch in der Folgezeit statt; 1802 bekam Schiller durch Vertuch eine Summe ausbezahlt. (Geschäftsbriefe S. 283.) Doch ist von einem Briefwechsel aus der Zeit, während Schiller in Jena lebte, nicht die Rede; und nur ein Brief, 16 Jahre später als der zuerst mitgetheilte, giebt von den dauernden Beziehungen zwischen beiden Männern Kunde. Dieser Brief lautet:

Weimar 4. Juny 1804.\*)

Die angenehmen Nachrichten, die Sie mir aus Bern mittheilten, mein verehrter Freund, haben mich aufs Erfreulichste überrascht. Innig rührt es mich, Beweise von der Achtung einer Nation zu empfangen, die ich immer vorzüglich schätzte und bei einem genaueren Eingehen in ihre Landesgeschichte noch höher schätzen gelernt habe. Diese Gesinnung hat mich bei jeder Zeile meines Werks geleitet, und ich darf hoffen, daß sie sich unverkennbar darinn ausgeprägt haben wird.

Verfüchern Sie Ihren würdigen Corresp. den Herrn D. Höpfer meiner innigen Dankbarkeit für die wohlwollende und mir so ehrenvolle Gesinnung die Er gegen mich äußert und sagen Sie ihm, daß dieses große Jubiläum der schweizerischen Eidgenossenschaft, wozu Er seine Nation aufruft, auch für mich ein erfreuliches Fest sein werde, wenn es dereinst zur Ausführung kommt.

Ich habe Herrn Cotta ersucht, da das Stück nicht so schnell als man es wünscht, abgedruckt sein kann, unverzüglich eine schriftliche Copie davon nehmen zu lassen und sogleich an Hn. D. Höpfer zu besorgen.

Mit größter Hochachtung verharrend

Erw. Wohlgeb.

ergebenster Freund und Diener  
Schiller.

\*) Quartbogen. Auf der 4. Seite die Adresse: „Hn. Legationsrath Vertuch.“ Siegel erhalten. Etwa anderthalb Seiten beschrieben. Ganz autograph.

Daß mit dem Stücke, von welchem im vorstehenden Briefe gesprochen wird, der Tell gemeint ist, bedarf nicht erst der Erklärung; die Sache, um die es sich handelt, wird durch zwei Beilagen klar, welche Bertuch nebst dem Schiller'schen Briefe aufbewahrt hat. Zuerst ein Brief Höpfners an Bertuch (Bern 19. Mai 1804), des Inhalts, daß man in der Schweiz, sobald man eine Anzeige des Schiller'schen Tell erhalten, den Plan gefaßt habe, dem Dichter und dem Verleger ein ehrendes Denkmal zu errichten; zu diesem Behufe erbitte man sich ein Exemplar des Werkes. Sodann ein gedrucktes Blatt: „Gemeinnützige schweizerische Nachrichten Nr. 80, 19. May 1804“, welches einen Leitartikel: „Wilhelm Tell von Schiller“ enthält. In demselben wird, im Anschlus an das Schiller'sche Stück, der Vorschlag gemacht, in den Monaten vom Herbst 1807 bis Januar 1808, zur Erinnerung an die Zeit vor 500 Jahren, da „die erhabenen Thaten begannen, welche die Grundlage unsers Vaterlandes bauten“, eine große Jubelfeier zu veranstalten; darauf wird der Anfang einer ausführlichen Analyse des Tell, nur der ersten Scene, gegeben; am Schlusse heißt es: „Der Verfolg nächstens.“

Die Angelegenheit entwickelte sich aber nicht so einfach wie Schiller meinte und zwar trat die Veränderung durch Cotta's Berichte ein. Am 9. Juni 1804 hatte Schiller an Cotta geschrieben (Briefw. mit Cotta, herg. von W. Vollmer, Stuttgart 1876, S. 512 fg., doch ist das von Vollmer ergänzte Datum: 1. Juni falsch, wie sich aus dem eben mitgetheilten Briefe Schiller's ergibt), ihm Mittheilungen von dem Höpfner'schen Brief gemacht und ihm anheimgestellt, an den Dr. Höpfner eine Abschrift des Tell zu schicken. Cotta aber erkundigte sich erst, bevor er sich zu der Sendung entschließen wollte und erhielt von seinem Correspondenten, dem Staatsmann und Schriftsteller Paul Usteri (1768—1831), so ungünstige Auskunft, in der u. A. zu lesen war: „Es gehört ohne Zweifel zu D. Höpfners Windbeutelereien, und dummen Streichen, daß er S. engagiren will, seinen Tell an die Tagesung zu senden. Wahrlich S. compromittirt sich nur dadurch: Ich kenne das Personale allzugut, um zu irren, wenn ich die scandalöse Vota, die da fallen werden, voraussehe. Ein Landamman spöttelt über den Philosophen und Dichter, eine alte Perücke von Basel meint, es seye nur um ein paar Dukaten zu thun und so geht es die Reihe durch — etliche helvetisch Gefürnte sprechen mit Achtung vom Verfasser und bringen ihn dadurch vielleicht in Miscredit“, — daß Schiller sich genöthigt sah (16. Juli 1804) an Cotta zu schreiben (Vollmer S. 522): „Für Ihren Avis wegen Höpfner danke ich Ihnen. Da der Mann ein so schlechtes Lob hat, so wollen wir uns ja nicht mit ihm einlassen und das Manuscript in Händen behalten.“ Bertuch wird er wol mündlich von diesem unerwarteten Ausgang verständigt haben. Die Gerechtigkeit erfordert inbeß die Bemerkung, daß nach den von Vollmer angestellten Forschungen Höpfner keine so schlimme Beurtheilung verdient, als ihm Usteri, sein politischer Antagonist, zu Theil werden läßt. Er lebte von 1759—1813 und war ein verdienter, bei den meisten seiner Zeitgenossen angesehener Schriftsteller.



## Des Priesters Rache.

Eine historisch beglaubigte Erzählung aus der ägyptischen Geschichte  
des zwölften Jahrhunderts vor Chr.

Von

Heinrich Brugsch·Bev.

Damals als noch Richter die Kinder Israels regierten und ihnen in den Zeiten der Noth und des Drangsales als Heiland erstanden, da wohnte das Volk zerstreut unter den heidnischen Völkern und wehrte sich gegen die Feinde, welche von allen Seiten ihre Sitze bedrohten. Nach Westen hin, dem Meere entgegen, standen ihm die tapferen und ritterlichen Philister gegenüber, nach Osten hin waren die Moabiter, Amalekiter und Ammoniter seine Gegner, von Norden her zogen die Könige der Canaaniter gegen dasselbe in den Streit und die Fürsten von Mesopotamien oder dem Stromlande überfielen es und legten ihm das Joch der fremden Zwingherrschaft auf den Hals. So hatte Cusch an Rischathaim, ein König von Mesopotamien, die Kinder Israels geschlagen und acht Jahre lang mußten sie ihm als unterworfenene Knechte dienen, bis Dthniel, der Richter, das Joch abnahm, und das Volk aus der Hand des Bedrückers befreite.

In diesen Zeitläuften war es, daß der ägyptische Pharao Ufermara vom Stamme der Rameffiden und der zwölfte des Namens Ramses, d. i. Sonnenkind, mit seinem Heere, seinen Streitwägen und seinem ganzen Troß auf der großen Königsstraße längs des Meeres durch Canaan zog, um sich nach dem Stromlande zu begeben, dessen Könige dem Aegypter zinsbar geworden waren und alljährlich an den Hof Pharao's ihren auferlegten Zoll entrichteten. Aber in den letzten Zeiten waren die Gaben ausgeblieben und Ramses hatte den Plan gefaßt, sich in eigener Person an die Spitze seiner Krieger zu stellen, um mit ihnen den weiten Weg nach dem Stromlande zurückzulegen und die vergeßlichen Fürsten und abtrünnigen Könige in Mesopotamien mit dem Schwert in der Hand an ihre Pflichten und ihre feierlichen Gelöbnisse zu mahnen.

Als sich die ägyptische Vorhut den Grenzen von Bachtan, dem ersten in der Ebene des Stromlandes gelegenen Reiche, nähete, da war Furcht und Schrecken überall, denn das böse Gewissen beunruhigte den König von Bachtan und sein Volk, dazu war die eigene Macht nicht stark genug, um dem ägyptischen Großherrn Trutz zu bieten. Eingedenk, daß Frieden besser ist denn Krieg und daß Geschenke und Gaben aus leuchtendem Golde und blinkenden Geschmeiden das Herz des Stärkeren fröhlicher stimmen als der Anblick des rothen Blutes auf dem Schlachtfelde, zog es der fremde Fürst vor, Pharao und sein Heer mit aller Freundschaft und Ergebenheit zu empfangen und den Zorn des mächtigen Gebieters durch reiche Spende zu besänftigen. Darum ließ der König in seiner Hauptstadt Bachtan die Schatzhäuser öffnen und trat hinein, um selber die kostbarsten Geschenke für Pharao Ramses auszuwählen und bei dessen Ankunft in Bereitschaft zu halten. Seinem Volke aber in Stadt und Land ließ er durch Ausrufer verkünden, wie es sein Befehl sei, daß ein Jeder an Speise und Trank für die fremden Gäste so viel herbeischaffe, als es sein Besitztum gestattete, damit keine Klage weder über Mangel noch über schlechte

Beschaffenheit der Nahrung die Krieger und die Troßknechte Pharaos veranlassen könnte, mit Gewalt zu nehmen, was ihnen schlechter Wille und böse Absicht vorenthalten hatte.

An dem Tage nun, als Pharaos Ramses an der Spitze seines gewaltigen Heereszuges die Grenzmarken des Stromlandes überschritt und die helle Sonne über den Köpfen der einhererschreitenden Männer und Thiere ihren vollen Glanz verbreitete, da gewahrte das Auge des Königs, welcher im blinkenden Waffenschmud auf seinem Streitwagen stand, eine dunkle Staubwolke, welche auf der Straße von Bachtan her zum Himmel emporwirbelte und sich in schnellem Laufe wie eine rollende Kiesenugel dem ägyptischen Heereszuge entgegenwälzte. Allmählig traten aus dem grauen Dunste für das Auge deutlich die Umrisse menschlicher Gestalten hervor, welche bisher wie in einen Nebelschleier eingehüllt waren, aber das Ohr vernahm an Stelle des erwarteten Kriegsgeschreies Freudenstimmen und friedliche Gefänge, welche den anziehenden Aegyptern das Willkommen schon aus weiter Ferne entgegenriefen. Das von der Sonne geröthete strenge Angesicht des jugendlichen Pharaos erheiterte sich darob zusehends, wenn auch ein fast spöttisches Lächeln um seine Lippen zuckte.

Dem Lenker seines Wagens gebot der Herr die klugen Pferde zum Stehen zu bringen und gehorsam folgten die Thiere dem Anzuge der straffgezogenen Lederriemen. Die Führer der Kriegsvölker in der Nähe des Königs erhoben ihre Stäbe, die Untersführer, den Blick auf die Oberen gerichtet, wiederholten mit ihren Stöcken jede Bewegung der Führer und in lautloser Stille, nur unterbrochen durch das Stampfen und Wiehern der Rosse, durch das Knarren der Räder an den Streitwagen und durch das Klirren der Waffen, bildete die lebendige Masse in geordnetem Aufmarsch einen großen mondförmigen Halbkreis. In der inneren Mitte stand der König, rechts und links gebedt durch die Streitwagen mit ihren wohl ausgerüsteten Kriegern, je ein Mann neben dem Lenker seines Wagens. „Die Freunde des Königs“ aber, welchen Namen die Auserlesenen seiner Leibwächter führten, hielten sich in dichter Nähe der Person ihres erhabenen Gebieters, die rechte Hand an den Griff des Schwertes gelegt, während die Linke den Bogen gefaßt hatte. In dieser Aufstellung bot die ägyptische Streitmacht das Bild einer wohlgerichteten Schlachtordnung dar, mit dem Könige in der Mitte, hinter ihm die Kerntuppen seines aus eingeborenen Aegyptern bestehenden Heeres, auf dem rechten und linken Horne die fremden Hilfsvölker in ihren wunderlichen Trachten und Waffen, rechts die dunkelhäutigen Neger, links die weißfarbigen Bewohner der libyschen Küstenländer Afrika's.

Mit prüfendem Blicke musterte Pharaos sein Kriegsvolk und seine Wagen. Mit einem Ausdruck der Befriedigung richtete er darauf das Auge von Neuem auf den Staubaufwirbelnden Menschenknäuel vor ihm. Allmählig löste sich diese Masse in zwei besondere Haufen auf. Der größere blieb plötzlich wie angewurzelt im Hintergrunde stehen, während der andere, ein langer Zug rollender Wagen, sich beeilte der ägyptischen Streitmacht näher zu kommen.

Fast senkrecht fielen die brennenden Strahlen der Sonne auf die Häupter so vieler Tausende lebendiger Wesen, als der vorderste Zug in langsamerem Vorschreiten soweit vorgerückt war, daß von beiden Seiten ein gegenseitiges Erkennen möglich war. Die stattliche mit der Königskrone und den buntfarbigen langen Ge-

wändern asiatischer Fürsten geschmückte Gestalt mit gelocktem Haare und dichten Barte, welche sich auf dem ersten Wagen zeigte, ließ den vornehmsten Mann des ganzen Zuges leicht errathen, den Fürsten von Bachtan. Zu seiner Linken, die Hand auf den Rand des mit Goldblech beschlagenen Wagens gestützt, stand ein liebliches Frauenbild, die jugendliche Tochter des fremden Fürsten. In seine Frauenkleider gehüllt und mit kostbaren Kleinodien bedeckt, entzückte die Jungfrau durch ihre holdselige Jugend Schönheit. Aber Angesichts der übergroßen Männersehaar hatte sie das brennend schwarze Augenpaar zu Boden gesenkt, und die Farbe der blühenden Rose übergoss ihre Wangen mit dem Purpurschimmer der Schamröthe. Das dunkle Haar wurde durch ein goldenes Stirnband zusammengehalten und die wallenden Locken fielen unter demselben in dichter Fülle auf ihren Nacken hernieder.

Bei ihrem Anblick wandelten sich die stolzen Züge Pharaos zu milder Freundlichkeit, seine Augensterne hafteten auf der Gestalt der königlichen Jungfrau, als wäre sie allein des Sehens werth, und seine rechte Hand legte sich langsam auf seine Brust. Die Strahlen heißer Liebe hatten sein Herz getroffen und sein Busen war erfüllt von dem Gedanken nach ihrem Besitze. Raum im Stande seine Gefühle zu bemeistern, stieg der König Aegyptens mit schnellem Fuße aus dem Wagen, um dem Fürsten von Bachtan entgegenzuschreiten, welcher sich in langsam feierlichem Schritte dem Pharaos nahte. An der Hand geleitete er die Jungfrau, die zitternden Fußes und gesenkten Hauptes nur mit schwerem Herzen den Befehlen ihres Vaters zu gehorchen schien. Hinter beiden folgte in angemessener Entfernung eine Schaar vornehmer Männer der Stadt Bachtan, welche in den Händen goldene Laden trugen, angefüllt mit den kostbarsten Geschenken, während dienende Jünglinge des Fürsten, in helle Festgewänder gekleidet, goldene und silberne Gefäße in auserlesener Arbeit in den Armen hielten, um solche vor dem Aegypter-König als Gaben der Gastfreundschaft auf den Boden niederzulegen.

Als sich der Fürst von Bachtan, in der Stellung eines Unterwürfigen in dichter Nähe vor seinem ägyptischen Herrn und Gebieter befand, beugte er den Fuß, um sich niederzuerwerfen vor Pharaos und zu stehen, wie es Brauch und Sitte der damaligen Zeit war. Auch seine Tochter ließ den schönen Leib zu Boden sinken, um Gnade zu erbitten für den schuldbeladenen Vater, vielleicht auch überwältigt von dem bitteren Gefühle, dem fremden Ueberwinder ihres Volkes also gedemüthigt ihr jungfräuliches Antlitz enthüllen zu müssen.

Da rief Pharaos den beiden zu, indem er mit der rechten Hand das Haupt der Fürstentochter leise berührte: „Stehet auf, Pharaos schenkt euch den Obem des Lebens!“ Bei solchem Worte richtete sich der König von Bachtan auf, erhob die Hände wie ein Flehender zu Ramses empor und sprach: „Heil Dir, du Sonne für Aegypten, du Mond für die fremden Völker, schenke mir Gnade und vergiß, daß ich nicht eingedenk gewesen bin meiner Pflichten. Nimm gütig an die Gaben, die ich und mein Volk Dir biete als Sühnopfer unserer Schuld. Gold und Silber, blaue und grüne Edelsteine liegen hier zu Deinen Füßen; die kostbarsten Hölzer des heiligen Landes belasten den Rücken meiner Unterthanen und ein Jeder drängt sich danach, es seinem Nachbarn zuzuthun. Meine eigene Tochter übergebe ich Dir als Pfand meiner Treue und

stelle sie an die Spitze meiner Geschenke, um Deine Heiligkeit zu begrüßen und den Frieden für mich zu erbitten.“

Bei diesen Worten schlug die Jungfrau zum erstenmale ihr dunkles Auge zum Pharao auf und wie von einem Zauber getroffen, ruhte ihr Blick wohlgefällig auf dem fremden König, dessen edle Züge ihr Vertrauen und Zuversicht einzusüßen schienen. Bittend erhob auch sie die kleinen Hände zum König empor, als wollte sie das Verlangen ihres königlichen Vaters selber unterstützen; doch ihr Mund war geschlossen und kein Wort kam über ihre Lippen.

Die Rede des Königs von Bachtan war wohl geeignet, das Herz Pharao's zu erweichen, doch der Anblick des holdseligen Fürstentodes hätte allein genügt, den letzten Funken des Mißmuthes in seinem Herzen zu erlöschen. Denn mehr als alle kostbaren Gaben und alle herrlichen Geschenke, welche vor ihm ausgebreitet lagen, war ihm die Jungfrau werth, die er beschloß sofort zu seiner Gemahlin zu erheben und sie neben sich auf dem Throne seiner Väter sitzen zu lassen.

Und neuer Friede und neue Freundschaft für ewige Zeiten ward zwischen Ramses und dem Fürsten von Bachtan besiegelt und der Bund befestigt durch die Hand der königlichen Jungfrau, an welcher Ramses ein so großes Wohlgefallen gefunden hatte. Auch ihren königlichen Namen als Hauptgemahlin Pharao's schrieb er eigenhändig nieder und nannte sie selber in ägyptischen Lauten Nostrura, b. i. „Sonnenschön“. Darauf ließ er Freudenfeste feiern, nahm Abschied von dem Vater seiner jungen Gemahlin und kehrte zurück sammt seinem Heere nach dem Lande Aegypten.

Gilboten waren vorausgeschickt worden, um den Bewohnern im Niltthale Kunde zu geben von dem frohen Ereignisse. Bei der Ankunft des Königs und der Königin an der Ostmark des Reiches harrten bereits die Fürsten und vornehmsten Priester des Landes des glücklichen Paares. Sie reichten mit gebeugtem Rücken blüthenreiche Kränze ihrem Herrscher und seiner anmuthigen Gemahlin, streuten Blumen auf ihren Weg und in schön gefügten Worten priesen sie mit lauter Stimme die Tapferkeit des Königs, den sie mit dem Kriegsgott Montu verglichen, und die Schönheit und Tugend der jugendlichen Fürstin, welche sie als das Ebenbild der Göttin Hathor himmelhoch erhoben. Große Feste wurden ihr als der neuen Königin gefeiert und das ganze Land nahm Theil an dem ehelichen Glücke Pharao's.

Ramses „Sonnenskind“ und die Königin „Sonnenschön“ lebten unzertrennlich von einander in der Stadt Ramses, welche der zweite Pharao dieses Namens, der große Sieger Sestura (Sesostris), im Niederlande als Vorstadt von Tanis hatte auführen und mit Befestigungen versehen lassen, um die Tempel der Landesgötter zu schützen und als Bollwerk gegen die Einfälle und Angriffe der im Morgen vom Delta wohnenden Ausländer zu dienen. Von hier aus wurden die Befehle des Königs ertheilt an alle Völker der Erde, die Sendboten gingen und kamen, um die Meldungen der ägyptischen Landpfleger zu überbringen und das Königshaus ward nicht leer von den Fürsten, Freunden und Dienern Pharao's, welche ihres Amtes warteten und sich beflissen zeigten, nach dem Willen des Königs und seiner Gemahlin Sonnenschön ihren Pflichten in der vollkommensten Weise zu genügen.

Da geschah es im fünfzehnten Jahre seiner glücklichen Regierung, daß Ramses und sein Gemahl das Königshaus bei Tanis verließen und das Schiff Pharao's bestiegen, welches sie stromaufwärts nach Theben führen sollte, der Besiegerin und Beherrscherin aller Städte und Länder, denn also lautete der Name des alten Königsstammes der ägyptischen Pharaonen, aus deren Geschlechte Ramses entsprossen war. Die Bewohner der Plätze und des flachen Landes stiegen zum Flusse hernieder, jauchzten mit heller Stimme und schlugen die Pauken und Cymbeln, wenn das prächtige goldbeschlagene Schiff mit den buntpfarbigen Segeln aus Byffusleinwand bei ihnen vorüberzog und wünschten vom Ufer aus unter lauten Zurufen dem Königspaar Heil und Segen auf seinem Wege zur großen Amons-Stadt in der Thebais.

Bei ihrer Landung an der heiligen Treppe, an welcher die lange von riesigen Widdergestalten aus Stein eingefasste Tempelstraße mündete, wurden der König und die Königin von dem Oberpriester des Gottes Amon, von den heiligen Vätern der Tempel und von den Fürsten und Ältesten des Volkes in feierlicher Weise empfangen und die neugierig gaffenden Bewohner der Stadt ließen ihre Stimme ertönen, um auch ihrerseits die Ankunft Pharao's und der Königin zu preisen.

Am 22. Tage des zehnten Monates Pajni fand das alljährlich mit gleichem Pompe gefeierte Fest des thebanischen Amon in dem Heiligthum von Api Statt, dem Lieblingsplazze des großen Gottes von allem Anfange an. Der König und die Königin beteten zu dem Unsichtbaren, um ihm zu danken und seine Macht zu verherrlichen; sie spendeten reiche Gaben für den Tempel und stifteten neue Opfer, um Amon, den König aller Götter, in der ausgezeichnetsten Weise zu ehren. Der Oberpriester Namens Amenhotep des Gottes zündete die Altäre an und der erste Festordner verlas die vorgeschriebenen Gebete aus den heiligen Büchern. Die Priester und Propheten je nach ihren vier Klassen verrichteten ihr vorgeschriebenes Amt und die heiligen Frauen, an ihrer Spitze die Königin selber, sangen fromme Lieder in alterthümlicher Weise. Und als der Augenblick gekommen war, daß die goldene, mit Edelsteinen geschmückte Barke mit dem Bilde des Gottes in der Mitte, auf den Schultern dienender Priester getragen, die dunklen Räume des inneren Tempels verließ, da folgte auch das Königspaar dem Schiffein, die Fürsten und Ältesten der Stadt schlossen sich ihnen an, und unter Räucherungen und Gesängen durchwandelte der lange Zug die mit breiten Steinen gepflasterte Bahn, welche zum Flusse führte, woselbst an der großen Treppe das Tempelschiff seiner heiligen Ladung wartete. Die Fahrt über den Fluß, von dem östlichen nach dem westlichen Ufer, ward in kurzer Zeit unter langsamem Ruderschlag in feierlichster Stille zurückgelegt. Die Mitreisenden schlugen an ihre Brust und murmelten leise: „Amon begiebt sich nach der Stätte des Westens, um das Fest im Thale der Todten zu begehen!“

Während sich also die festlichen Bräuche vollzogen, welche von Alters her eingeführt waren, um das große Amonsfest zur Erinnerung an die Verstorbenen zu begehen, drängte sich von Norden her kommend durch die angestaute Volksmenge ein fremdländisch gekleideter Bote, dessen vom Schweiße triefendes Angesicht und dessen staubbedeckte Gewänder es deutlich merken ließen, daß sein Weg ein weiter gewesen war und daß seine Botschaft eine bringende sein mußte. „Das ist ein

Mann des fernen Stromlandes," riefen die Bewohner der Stadt sich einander zu, „schaut sein Gesicht und seine seltsame Tracht an! Gewiß bringt er der Königin, der Tochter des Fürsten von Bachtan, eine Botschaft. Möchte seine Eile keine üble Vorbedeutung ausdrücken.“

Allmählig war der Bote bis zur Treppe am Flusse vorgebracht, aber die Schiffe und die Theilnehmer des Festes hatten bereits das gegenüberliegende westliche Ufer erreicht, wo selbst sich der Zug geordnet hatte, um seinen Weg bis zum Ramses-Memnonium am Fuße des steilen Todtenberges fortzusetzen. Mit einem Blicke auf das königliche Gepränge, welches sich auf dem jenseitigen Ufer entfaltete, ließ sich der fremde Mann ermattet auf einen Stein nieder, wobei seine Hand krampfhaft ein lebernes Täschchen umfaßte, das er, an einer Schnur befestigt, unter dem langen bunten Gewande trug. Die gaffende Menge umringte ihn, um die üblichen Fragen über das woher? und warum? an ihn zu richten, aber keine Antwort entschlüpfte dem Munde des Befragten, der mit dem linken Arme das gesenkte, ermüdete Haupt stützte und der größten Ruhe bedürftig schien.

„Platz da! die Stadtvögte nahen,“ rief es plötzlich aus hundertern von Kehlen und hagelbicht fielen die Schläge geschwungener Stöcke auf die Köpfe und Schultern der müßigen Gasser nieder, welche den Wächtern der öffentlichen Ordnung nicht sofort den Weg zur heiligen Treppe frei machten. Bald standen sie vor dem fremden Boten, der ihnen wenige Worte in ausländischer Sprache zurief, aus welchen sie nur den Namen der Königin Sonnenschön herausverstehen konnten. Aber der Name der Königin wirkte kräftiger als alle weiteren Aufschlüsse, sie nahmen den Boten in ihre schützende Mitte und geleiteten ihn durch die Volksmenge bis zu den Hallen des königlichen Hauses, das einen besonderen angebauten Theil des Amons Heiligthumes von Api bildete. Hier empfingen ihn die Diener der Königin, darunter nicht wenige Söhne der Stadt Bachtan, welche voll Freude und Aufregung in dem Boten einen Mann ihres Landes erkannten, seine Hände zum Zeichen des Grußes ohne Aufhören drückten und in seiner Sprache ihn mit tausend Fragen bestürmten.

Die Sonne war hinter dem Berge der Todten in das Reich der Unterwelt hinabgestiegen, nachdem sie mit sanftem violettem Schimmer die Gipfel und Rämme der gezackten Bergketten übergossen und damit der Welt ihr Scheiden verkündet hatte. Der König und sein Gemahl kehrten zurück nach der Ostseite der Stadt. Auf dem Wagen stehend, lenkte Pharao mit eigener Hand das Gespann, um das geliebte Weib nach der drückenden Hitze und den Mühen des Tages zu den kühlen Gemächern des Königshauses zu geleiten.

Raum eingetreten in das Frauengemach, wo selbst sie auf einem breiten, mit kostbaren bunten Stoffen überzogenen Ruhebette Platz nahm, empfing die Königin von ihrem ersten Kammerherrn die Kunde von der Ankunft eines Boten aus der fernen Heimat Bachtan. Alle Müdigkeit schien aus ihren Gliedern entschwunden zu sein, denn mit einem freudigen Aufschrei sprang sie von ihrem Sitze auf, um den Befehl zu ertheilen, den Sendboten sofort vor ihr Angesicht zu stellen. Mit ehrfurchtsvoller Scheu warf sich der Bachtane auf dem Boden

nieder, küßte den Saum ihres königlichen Gewandes, erhob dann die Hände in demüthig grüßender Stellung zur Tochter seines Gebieters und meldete, was ihm der König von Bachtan aufgetragen hatte.

„Heil Dir, o Königin und Herrin! Mögen Dir die großen Gottheiten unseres Landes Baal und Astarte Gesundheit und Wohlergehen schenken und Dir ein langes und glückliches Leben spenden. Der König von Bachtan, Dein Vater, hat mich zu Dir gesendet und mir geheißen, Dir in seinem Namen diese kostbaren Zeichen seiner Liebe zu überreichen. Und dieses Täfelchen,“ also sprach er weiter, „enthält in Schriftzeichen, was sein Mund zu Dir redet.“ Mit diesen Worten streckten seine Hände der Königin ein Kästchen aus reinem Golde entgegen, in welchem eine große Zahl von seltenen Kleinodien eingeschlossen war, während ein umhüllter und versiegelter Gegenstand die schriftliche Mittheilung ihres Vaters enthielt. Hastig griff sie zuerst nach der Tafel, riß das Siegel los, öffnete das Band und las mit klopfendem Herzen und fliegendem Blicke die wunderlichen Schriftzüge, welche das enthüllte Thonstück bedeckten.

Plötzlich ließ sie die Hand, welche das Täfelchen erfaßt hatte, langsam sinken, hob das thränengefüllte Auge zum Himmel empor und murmelte die Worte vor sich hin: „Arme Schwester! welch trauriges Geschick hat dich in der Blüthe deiner Jugend ereilt! Doch alles soll geschehen, um dich dem Dämon zu entreißen, der sich deiner bemächtigt hat.“ Eilenden Fußes begab sie sich in die Gemächer Pharaos, der, umgeben von den Freunden, aus einer alten Chronik von Theben sich die Geschichte der Stadt von den Zeiten ihrer Gründung an vorlesen ließ.

Bei dem Eintritt der jungen Fürstin erhoben sich die Freunde des Königs von ihren Sitzen, nur Pharaos blieb auf seinem Lager, indem er freundlich lächelnd mit fragender Miene der geliebten Frau die Hand entgegenreichte. „Mein König und mein Gebieter,“ sprach sie mit hastiger Rede, „ein Bote aus Bachtan ist eingetroffen mit böser Nachricht aus der Heimat. Ich bitte, höre ihn an und hilf in der Noth.“

„Ist der Feind in das Land gefallen,“ unterbrach sie Pharaos, „und bedarf es der Hilfe? gern sende ich meinen Feldherrn und sein Heer. Amon's Hand wird mit uns sein und der Sieg unsehlbar.“

„Nicht um einen Streit gegen schwache sterbliche Menschen handelt es sich,“ erwiderte Sonnenschön, „sondern um einen Kampf gegen mächtige Geister, welche unsichtbar von der Bohnung unserer Seele Besitz nehmen und den Leib zu einer Werkstätte ihrer Zaubereien machen. Nicht das Schwert in der Hand des Kriegers, sondern das Wort aus dem Munde des Weisen vermag Rettung zu bringen.“

Des Königs Stirn verzog sich in ernste Falten, als sei er im Zweifel, wie ein solcher Kampf gegen die unsichtbare Geisterwelt mit Hoffnung auf Sieg zu bestehen sei. „Der, dessen Name und dessen Wesen sich dem menschlichen Auge verbirgt, ist mächtiger als jede Gottheit. Ich vertraue dem Gotte Amon, er wird helfen.“ Also sprach er mit leiser Stimme, dann sich zur Königin wendend, fügte er die Worte hinzu: „Gehe zurück in das Frauenhaus und vertraue mir, daß ich nach Deinem Wunsche handeln werde.“

Auf ein gegebenes Zeichen ward der Bote aus Bachtan vor das Angesicht des Königs geführt. Langsam sich dem Großherrn nähernd, warf er sich auf den

Boden nieder und erhob die Hände um den Göttlichen zu grüßen. „Ehre sei Dir,“ rief er aus, „Du Sonne für die fremden Völker, Deine Gnade spendet uns Dasein und Leben!“ Dann sich von Neuem auf den Boden werfend und die Steine mit der Stirne berührend, fuhr er in seiner Rede also fort: „Ich bin zu Dir gekommen, mein König und Herr, wegen Vintresch, der jüngeren Schwester der Königin Sonnenschön. Ein schweres Leiden hat sich ihres Körpers bemächtigt. Möchte es Deiner Heiligkeit gefallen, einen kundigen Schriftgelehrten zu senden, um sie anzuschauen!“

Bei dieser Nachricht ergriff ein tiefes Mitleid die Seele Pharao's, denn er wußte, daß die Königin Sonnenschön der jungen Schwester mit inniger Liebe ergeben war. Half er dieser aus der Noth des Leibes, so hatte er Gelegenheit, seiner Ehegahl den höchsten Beweis seiner eigenen Liebe zu gewähren.

„Die dunkle Nacht ist bereits hereingebrochen und die ewigen Lampen leuchten in ihrem Glanze an dem Himmelsdome. Dort strahlt das Ifigestirn mit seiner flimmernden Fadel und die Königin des Sternentheeres zieht ihren Kreis, um die Zeiten zu messen bis zur wiederkehrenden Fluth des heiligen Stromes. Die schmale Sichel des Mondes kündigt den Anfang eines neuen Monates. Solche Stunde ist gut zum Rath und zur That. Liebe und getreue Freunde, mit diesen Worten wandte er sich an seine Umgebung, entbietet zu mir des Hofes heilige Schreiber, welche das Verborgenste entschleiern und das Dunkelste erhellen.“

Und also geschah es, denn ohne Säumen wurden die Schriftgelehrten am Hofe Pharao's vor ihren Herrn geladen, der ihnen von dem Geschehenen Kenntniß gab und seine Rede mit den Worten schloß: „Ich habe euch rufen lassen, damit ihr vernehmet diese Rede. Nun bringet zu mir aus eurer Mitte einen Mann klugen Geistes und wohl geübt in der Schrift!“

Nach kurzer Berathung entschieden sich die Weisen am Hofe Pharao's für die zu treffende Wahl. Sie fiel nach dem Vorschlage des Oberpriesters Amenhotep auf den königlichen Schriftgelehrten Thotemhib, dessen Ruf ein weitverbreiteter war. Denn er verstand es, mit Hilfe der Zaubersprüche der Göttin Isis und des Gottes Thot Krankheiten zu heilen und bösen Zauber zu bannen. Das Volk sagte von ihm aus, er kenne alle Geheimnisse im Himmel, auf der Erde und in der Tiefe, und rühmte seine kräftigen Talismane, die er sauber auf Papyrus und Byffus in mancherlei Farben zu malen verstand. Niemand konnte von sich sagen, ihn jemals in den Kenntnissen der geheimnißvollen magischen Künste übertroffen zu haben, also daß sein Name das ganze Land erfüllte.

Einen solchen Mann mit dem Auftrage zu beehren, die Schwester der Königin von ihrem Leiden zu erlösen, schien auch Pharao das sicherste Mittel zu sein, den Wünschen seiner Gemahlin gerecht zu werden und er war des Erfolges so gewiß, daß er sich im Voraus auf die frohe Stunde freute, in welcher es ihm vergönnt sein würde, die Königin durch die Kunde von der Genesung ihrer Schwester zu überraschen.

Somit erhielt der weise Thotemhib den Befehl, in Begleitung des Boten des Königs von Bachtan, der zugleich als Führer während der Reise durch die fremden Länder und Völker diente, ohne Verzug aufzubrechen und den langen und weiten Weg von Theben nach der Stadt Bachtan im Stromlande Mesopotamien mit beschleunigter Eile zurückzulegen.



Für einen gelehrten und betagten Mann, der sein ganzes Leben hindurch am Hofe ein seßhaftes Dasein geführt und zu jeder Zeit die beschauliche Stille in seinem Kämmerlein dem unruhigen, bewegten Treiben in den Gassen und auf den Plätzen der Städte vorgezogen hatte, war selbstverständlich der königliche Auftrag kein besonders angenehmer. Bitter grollte er daher im innersten Herzen dem Oberpriester des Amon, der neidisch auf seinen erworbenen Ruhm, wie er meinte, durch den Vorschlag seiner Wahl nichts Anderes habe bezwecken wollen, als in geschickter Art Rache auszuüben und ihn in die weite Ferne auf lange Zeit zu verbannen.

Auch nahm er die Glückwünsche und Segenssprüche, welche der Oberpriester im Namen Amon's auf sein Haupt ergoß, durchaus nicht in besonders feierlicher Stimmung entgegen, sondern verwünschte voll Gift und Galle im Stillen den Urheber seines vermeintlichen Unglücks. Nicht einmal der Abschied vom Pharao und die freundliche Zusprache der schönen Königin vermochten ihm den Trost des befriedigten Ehrgeizes zu verleihen.

Die Fahrt von Theben stromabwärts bis zur Ramsesstadt auf einem bequemen Nilboote ging langsam und ohne jede Fährlichkeit von Statten. Umgeben von seinen beschriebenen Kollen und Büchern, welche den Inbegriff aller damaligen menschlichen Weisheit enthielten, saß der weise Mann auf dem Lagerbette, das die eine Seite des schattigen Hauptgemaches im Schiffe einnahm, vom Morgen bis zum Abend hin mit Lesen und Schreiben beschäftigt. Sein gährender Knabe mit dem Nebel aus Vinsentrohr neben ihm stehend mußte die lästigen Fliegen und Mücken verschrecken, welche dem Gedankenfluge des weisen Mannes zu dem Höheren oftmals eine mehr irdische Richtung gaben, deren Spitze fast regelmäßig ein kräftig ausgesprochener Fluch war. Auch das Geschwätz der Schiffskleute, das Klappern der Geräthe, in welchen ihm von dem Koche und den Dienern die Speisen zubereitet wurden, trug dazu bei, seinen Unmuth zu verstärken. Nur der Bote aus Bachtan schien Gnade vor seinen Augen gefunden zu haben, da selbiger, unfundig der ägyptischen Zunge, sich sein still und ruhig verhielt und den größten Theil des Tages über sich die Langeweile mit Zählung der Franzen seines Ueberwurses verkürzte.

Von der Ramsesstadt aus wurde nach kurzer Rast auf einem nach Morgen laufenden Seitenkanale die Grenzstadt Chetam erreicht, hart am Rande der Wüste, und hier alles zur Landreise Nöthige vorbereitet. In dem Wagen, der von einem Zweigespann gezogen ward, wurde das wenige Gepäck an den Seitentheilen festgebunden, in der Mitte desselben nahmen Thotemhib und der Bote aus Bachtan ihren Platz ein. Letzterer ergriff Zügel und Peitsche und fort ging es im schnellen Trabe auf der breiten Heeresstraße, welche von Chetam aus zunächst durch die Wüste in nordöstlicher Richtung nach dem Lande Canaan führte.

Viel Fährlichkeiten und Ungemach hatte unser Weise auf dieser leidigen Fahrt gen Bachtan zu erdulden und seine Seele wurde gar oft verzagt und todesmatt. Sturm, Regen und Kälte erschütterten seine Gebeine, in den Wäldern hörte er aus dem nahe gelegenen Dickicht neben der Straße das Brüllen der wilden Thiere, auf dem Gebirge schwebte das Gefährte an steilen Abhängen, welche Tod und Verderben drohten bei einer falschen Wendung der Pferde, in den Schluchten lauerten heimtückische Feinde auf den einsamen Wanderer, und Hunger und Durst plagte

mehr als zuträglich war den Helden vom Geist und vom Schreibrohr. Bald auch trennte sich das Rad vom Wagen und schleuberte die ägyptische Weisheit auf die Heerstraße, bald gingen die hurtigen Rosse mit dem Gefährten durch und kein Zauberspruch der Welt, kein Amon, kein sonstiger Gott der Heimat brachte die rasenden Thiere zum Stehen. Bei solchem Zustand der Dinge konnte es nicht Wunder nehmen, wenn Thotemhib sich in übergroßer Noth gebrungen fühlte, Amon und seine Mitgötter lieber ganz aus dem Spiele zu lassen und besondere Stoßgebete an die Gottheiten der Canaaniter: Baal und Astarte, Reschop und Kadesch, zu richten. Ging er doch in seiner Vermessenheit bisweilen so weit, nicht nur den Oberpriester in Theben, sondern die Königin Sonnenschön, ihre Schwester Vintresch und deren Krankheit als die eigentlichen Urheber seiner Leiden mit gräßlichen Verwünschungen zu überschütten.

So hatte sich ihm die Reise statt zum Segen, zum Fluche verwandelt und wenig fehlte, daß er nicht lieber sofort den Rückweg angetreten hätte.

Die Ankunft des großen Weisen vom Hofe Pharao's in Bachtan brachte die ganze Bevölkerung in Erregung und am Bachtaner Hofe gab man sich alle nur erdenkliche Mühe, den gelehrten Ägypter, welcher die Königsstochter von ihrem Leiden befreien sollte, durch Aufmerksamkeiten aller Art zu ehren. Nur die Priester des Baal hielten sich fern von ihrem ägyptischen Kunstgenossen, der ihrer Meinung nach im Stande war, durch die Heilung der Jungfrau den Ruf und die Ehre ihrer Stellung, und damit auch die Einnahmen des Tempels mit einem Schlage zu vernichten.

Angethan mit einem weißen Festgewande und geschmückt mit der goldenen Halskette, einem Geschenke des Königs Ramses, in der rechten Hand seinen Priesterstab, in der linken beschriebene und bemalte Papyrosrollen haltend, begab sich am Tage nach seiner Ankunft Thotemhib in Begleitung hoher Würdenträger in das Frauenhaus der Königinnen von Bachtan, von dessen offenem Söller her Mark und Wein erschütternde Schmerzensrufe ertönten. Mit traurigen Mienen wiesen seine Begleiter nach dem Orte hin, von woher die Rufe kamen, und es bedurfte nicht vielen Scharffinnes um aus den stummen Zeichen zu errathen, daß hier das Gemach der kranken Königsstochter gelegen war. Je durchbringender und stärker das Schreien und Loben der Leidenden war, je zaghafter wurde das Gemüth unseres Weisen, denn er verzweifelte in dem vorliegenden Falle an seiner Kunst und an dem eigenen, so mühsam erworbenen Wissen. Selbst die Papyrosblätter in seiner Hand, die er krampfhaft wie in verächtlicher Geringschätzung zusammenpreßte, schienen ihm ihre Hilfe versagen zu wollen. Auch sein Vertrauen auf den Beistand Amons hatte seine feste Grundlage verloren, seitdem er sich bewußt war in eigener Leibes- und Lebensnoth, während der Jammerreise durch Canaan, des Gottes vergessen und die ausländischen Götzen angerufen zu haben. Und jetzt galt es ein großes Werk auszuüben und für den Ruf des ägyptischen Gottes die höchste Ehre einzulegen.

Nachdem Thotemhib das Gemach der leidenden Königsstochter betreten hatte, bot sich ihm ein Anblick des Entsetzens dar. Die unglückselige Jungfrau kauerte auf einem Ruhebette, die Hände und Arme von mehreren starken Dienerinnen

gehalten, welche sich abmühten, sie wie ein wüthendes Thier zu bändigen und den heftigen Zuckungen und Bewegungen der Gliedmaßen Einhalt zu thun. Die Haare des armen Kindes flatterten ungeordnet um den schönen Kopf, die Augen rollten in wildem Feuer, die bebenden Lippen waren mit weißem Schaum eingefasst und durch die halb zusammengepreßten Zähne drangen jene erschütternden Töne, welche noch vor seinem Eintritt das Herz des Aegypters mit Schrecken erfüllt hatten. Bald schien eine übermenschliche Kraft den ganzen Leib der Bemitleidenswerthen in krampfhaftte Verzerrungen zu versetzen, bald fiel sie tobtenebleich und todesmatt in sich selbst wie ein geknicktes Rohr zusammen, während ihre Brust nur langsam athmete, also daß ihr letztes Stündlein gekommen zu sein schien.

Tief ergriffen von dem Anblick der Jungfrau, deren schöner jugendlicher Leib in so entschlicher Weise von einem verborgenen Leiden geplagt war, stand Thotemhib in sich versunken vor dem duldbenden Kinde da, mit dem vollen Bewußtsein, sie nur bemitleiden ohne ihr helfen zu können. Ein Geist hatte sich der Unglückseligen bemächtigt und ein Dämon tobte in ihrem Leibe. Wohl erkannte der weise Aegypter, daß die Jungfrau eine Besessene war, wohl las er über sie die kräftigsten Zaubersprüche des Thot und der Isis, wohl bedeckte er sie mit den wirkungsvollsten Talismanen, aber der Geist spottete seiner und fuhr in seinem Rasen und Brüllen mit verstärkter Wuth fort. Auch als der Mondwechsel eintrat und es Thotemhib gelang, der Besessenen einen aus Wurzeln und Kräutern zubereiteten Trank einzuklösen, blieb jede Heilung oder Linderung des Leidens aus, fügen wir es gleich hinzu: zur geheimen Genugthuung der Priester von Bachtan.

Mit dem Geständniß: „Ich bin ohnmächtig um mit dem Geiste zu kämpfen,“ hatte unser Aegypter seine Rolle ausgespielt und von dem Augenblicke dieses Bekenntnisses an war er es, welcher nach Pferd und Wagen verlangte, um die Rückkehr nach dem Rithale sobald als möglich antreten zu können.

Die abgetriebenen Rosse hatten in den Tagen der Ruhe in den Ställen von Bachtan ihren verlorenen Glanz und ihre alte Fülle wieder gewonnen und der halb zerschellte Wagen ägyptischer Bauart war durch ein neues reich bemaltes und mit Bronze beschlagenes Gefährt aus der Wagenkammer des Königs von Bachtan ersetzt worden, auf welchem bequem drei Männer zu stehen vermochten. So bestieg denn Thotemhib eines Morgens den Wagenkasten mit zwei widerstreitenden Gefühlen im Herzen, der Sehnsucht nach schleunigster Abreise und der Bängniß vor Pharao und der Königin zu stehen und ihnen seine eigene Niederlage zu melden.

„Ich werde sagen,“ so murmelte der große Weise vor sich hin, „daß meine Vorbereitungen zur Vertreibung des Geistes die ausgezeichnetsten waren, daß aber der Kampf gegen die Götter selbst dem gelehrtesten Manne unmöglich ist.“

Hatten die Baals-Priester von Bachtan eine absonderliche Freude empfunden, vor der viel gerühmten ägyptischen Weisheit in keiner Art zurückzustehen, so erfüllte eine geheime, fast boshafte Schadenfreude das Herz des Oberpriesters Amenhotep bei der Nachricht, daß der lang ausgebliebene Schriftgelehrte, der weise Zauberer Thotemhib, elend und zerschlagen mit seinem Wagen in die Kamfes-Stadt eingezogen sei und vor Pharao's Angesicht den mißlungenen Versuch, die Schwester der Königin zu heilen, mit wenigen gar kläglich lautenden Worten gemeldet habe.

Statt der Gnadenbeweise, durch welche Pharao die Leistungen seiner Diener zu ehren pflegte, waren ihm bittere Worte zu Theil geworden, und es kam ihm vor, als sei er der blasse Mond, welcher die pharaonische Sonne vollständig verfinstert habe. Trüb und traurig verließ er die Hallen des königlichen Sitzes, um sich in sein Haus zu begeben, aus welchem täglich der Nothschrei geprügelter Diener und Sklaven ertönte. Die Vorübergehenden meinten mit richtigem Urtheil: „der große Weise ist seit seiner Rückkehr von Bachtan in übler Stimmung. Mögen die Götter ihm Genesung verschaffen.“

Acht Jahre waren seit dieser Begebenheit in das Meer der Zeiten dahingeflossen und Niemand dachte mehr an das Leiden der jungen Königstochter von Bachtan, mit Ausnahme der ägyptischen Königin, die über die schlimme Krankheit der Schwester tiefes Weh im Herzen empfand, da traf ein neuer Sendbote an dem Hofe Pharao's ein, welchen der königliche Schwiegervater nach Aegypten geschickt hatte, um vor Pharao hinzutreten und seine Botschaft auszurichten. „Mein König und Herr,“ so hub er seine Rede an, „möchte es Deiner Heiligkeit gefallen, einen Gott nach Bachtan zu senden, um den Geist zu bannen, welcher noch immer die königliche Jungfrau Bintresch gefangen hält. Mehr denn je ist ihr Geist umnachtet und durch ihren Mund stößt der Dämon die fürchterlichsten Reden aus.“

Der König befand sich wiederum in Theben, gelegentlich der großen Festfeier, welche dem Gotte Amon zu Ehren am ersten Tage des neunten Monats Pachons nach alter Sägung abgehalten wird, als die Botschaft eintraf, um göttliche Hilfe zur Rettung der gequälten Jungfrau zu verlangen. Da war guter Rath theuer und es bedurfte ruhiger Ueberlegung, um einem solchen Wunsche, dieses Mal in wirkungsvollerer Weise als früher, entsprechen zu können.

Bei diesem Anlaß rief sich Pharao den weisen Thotemhib in's Gedächtniß zurück, der seine Niederlage nur schwer zu ertragen vermochte und sich vollständig in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, um fern vom Hofe über die Dankbarkeit der Menschen nachzudenken. Die seit seiner Sendung gen Bachtan verfllossene Zeit hatte ihn in einen greisen Mann verwandelt. Dem Könige Ramses erschien er gegenwärtig insofern gerechtfertigt, als acht Jahre bereits dahingeschwunden waren, ohne daß sich ein Weiser in und außerhalb Aegyptens gefunden hatte, welcher mehr und besseres als er zu leisten verstanden hätte. Seine damalige Versicherung, daß er oder ein Anderer ohnmächtig sei gegen den Geist zu kämpfen, welcher Besitz von dem Leibe der Jungfrau genommen hatte, war in solcher Weise zu einer traurigen Wahrheit geworden, denn der Geist hatte inzwischen fortgefahren die arme Dulderin zu quälen und durch sein ungeberdiges Toben die Bewohner des Königshofes von Bachtan oftmals in große Furcht und Angst zu versetzen. Der königliche Vater hatte deshalb nichts unversucht gelassen, um die leidende Tochter von diesem Plagegeiste zu befreien, und Boten waren zu allen Tempeln und Heiligtümern bis in die fernsten Länder hingeschickt worden, um Rath und Hilfe zu suchen bei den Gottheiten, welchen die Macht über die Geisterwelt gegeben ist. Wohl hatten sie Antworten und Sprüche gesendet, aber in dunklen Worten, deren geheimnißvollen Sinn niemand zu enträthseln vermochte.

Der letzte, unverständliche Spruch war einem der Boten in dem Heiligthume des Baal von Tyrus gegeben worden. In phönizischer Sprache abgefaßt, lautete sein Inhalt:

Das Kind als Kind  
es heilt geschwind.  
Das Kind als Weib  
erlöst den Leib.  
Das Kind als Mann  
es bricht den Bann.  
Denn eins ist drei,  
und keins ist zwei;  
doch drei allein  
ist leerer Schein.

Auch Thotemhib hatte Gelegenheit gehabt, sich eine Uebertragung der dunklen Worte dieses seltsamen Spruches zu verschaffen. Als er sie gelesen und wiederum gelesen, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, denn den Schlüssel der Auflösung glaubte er mit aller Sicherheit entdeckt und damit den allein richtigen Weg zum Bannen des Geistes aufgefunden zu haben. Doch war er durch die üble Erfahrung klüger geworden und das Greifenalter hatte ihn vorsichtiger in seinem Auftreten gemacht. Niemand ahnte sein Geheimniß und wenn er auch tiefes Mitleid mit der königlichen Jungfrau, der Schwester seiner Königin, empfand, so war er zu stolz, um Pharao seinen wohlbewahrten Schatz zu offenbaren.

Eines Tages mit den schwierigsten Untersuchungen alter Ueberlieferungen über die Natur und das Wesen der Götter beschäftigt und vertieft in der Entzifferung der Schriftzüge einer vergilbten Lederrolle, welche von einem weisen und gelehrten Manne der Altzeit über diesen dunklen Gegenstand abgefaßt war, hörte er kaum das Eintreten eines königlichen Dieners, welcher ihn für die nächste Stunde zum Pharao beschied und zugleich als Zeichen der Huld seines Herrn einen goldenen Ring mit einem Käfersteine und dem Namen des Königs darauf überreichte. Thotemhib erhob sich, verbeugte sich mit würdevollem Anstand vor dem Boten und legte zum Ausdruck seiner dankbarsten Empfindungen das empfangene Kleinod an Stirn und Lippen. Dann wusch er Hände und Gesicht, wechselte sein Gewand, steckte den Ring an den Finger und begleitete festen Schrittes den Boten zu der königlichen Halle in Theben.

Eine überaus gnädige Aufnahme ward ihm von Pharao zu Theil und bald hatte das Gespräch die neue Sendung des Boten von Bachtan berührt. „Thotemhib,“ sprach der König, „Du bist ein weiser Schriftgelehrter, dazu hat das Alter Deine Erfahrungen bereichert und Dein Urtheil geläutert. Sage mir offen, was Deiner Meinung nach zu thun ist, um dem Verlangen des Vaters der Königin mit Aussicht auf Erfolg zu entsprechen.“

Bei dieser Ansprache des Königs hätte er vor Freude aufjauchzen können, doch faßte er sich und verrieth im Anfange nichts von dem Schlüssel zum Räthsel in seinem Besitze.

„Gegen die Geister kämpfen die schwachen Menschen vergeblich,“ erwiderte ihm Thotemhib, „davon habe ich selber meinem Könige und Herrn bereits zu meinem eigenen Nachtheil vor acht Jahren den Beweis geliefert; nur der Gott

als der Mächtigere vermag zu lösen, was gebunden ist und zu öffnen, was verborgen ist."

"Welcher Gott?" fiel ihm der König ins Wort.

"Der Gott Chonsu von Theben, das Doppelkind, der Sohn Amon's und der Göttin Mut. Er ist zwei und doch nur eins, er ist Kind und sein eigener Vater zugleich, er ist Sohn und seine eigene Mutter, er ist Eins in der Dreiheit und die Dreiheit ist Eines in ihm und durch ihn. Der Geist des Sonnengottes offenbart sich in ihm, er lenkt und führet die Welt nach seinem Willen. Was seinem Munde entströmt, das geschieht, und was er spricht, das wird zur That. Er ist der Anfang der Weisheit und der Träger der Erkenntniß und der Deffner der verborgensten Rätthsel. Er hat den Himmel aufgehängt und die Boden der Erde aufgestellt. Er hat die Länder gegründet, die Auen geschaffen, die Städte bereitet, die Marken gesteckt und die Erde mit der Feldfrucht versehen. Er erzeugt alles was da ist aus dem Ei und nichts besteht ohne ihn. Er beschreibt die Zeit, er zählt die Jahre, berechnet die Saat und vertheilt ihre Fülle über alle bewohnten Plätze. Er giebt Nahrung dem, welcher ihn liebt und schafft Rath dem, welcher seinem Herrn getreu ist."

"Chonsu, der erste und vornehmste Sohn Amon's, ist ein schöner anmuthiger Knabe, die sich wiedererneuende Sonne in Theben, der Sohn seiner eigenen Tochter, der goldenen. Ein Kind am Morgen, ist er ein Greis am Abend. Seine Jugendgestalt gewinnt er wieder beim Beginn der Zeitabschnitte des rollenden Jahres und als Jüngling tritt er hervor, nachdem er alt geworden, seine Gestalten wiederholend als Sonne. Als solche leuchtend bei Tage, erhellt er die Erde und als Mond in der Nacht verscheucht er die Finsterniß. Er wird empfangen am Neumondstage, und wird geboren am nächsten Tage und ist ein Greis am Tage des Vollmondes. Er ersetzt das Licht der Sonne, wenn sie nieder sinkt im Westen. Und wächst seine Gestalt als zunehmendes Mondeslicht, so befruchtet er die Kühe und segnet die Weiber und läßt entstehen das Ei im thierischen Leibe."

"Er schlägt den, der ihn bekämpft, er straft den, der ihm feindlich ist, er fällt zu Boden den, der gegen ihn sündigt. Er löst die Trauer der Mutter und erfreut das Herz des Vaters. Er richtet durch die Aussprüche seines Mundes, nichts trifft ein gegen seinen Befehl und niemand leistet ihm Widerstand. Sein Wille geschieht im Himmel und auf Erden und in der Tiefe. Er ist der allein Wahrhaftige und Gerechte, sonder Tadel haßt er die Lüge. Ihm huldige, mein König und Herr, als dem großen Friedebringer, ihm opfere als dem, welcher Rath schafft und den Zauber verjagt."

Mit steigender Aufmerksamkeit hatte Pharao dem Redeflusse des vor ihm stehenden Weisen zugehört und sein Auge hing an den Lippen des Sprechers, den der Geist des Gottes erfüllt zu haben schien. Als Thotemhib geendigt hatte, senkte der König das sinnende Haupt, ohne ein Wort zu erwidern. Stillschweigend standen sich beide Männer gegenüber, tief ergriffen und voller Nachdenken der Eine, mit vollem Siegesbewußtsein der Andere, denn er hatte mit vollendeter Priesterschlaueheit den genauen Augenblick im Voraus berechnet, welcher ihm gestatten würde, den König zum Vertrauten seines Geheimnisses und — seines Planes zu machen.

Endlich brach Pharao das Schweigen und mit gedehnter und fast vorwurfsvoller Stimme brach er in die Worte aus: „Und Amon, der große Gott, der König der Himmlischen?“

Thotemhib schien auf diese Frage nicht vorbereitet zu sein, wir sagen mit Bedacht schien, wenigstens spielte er den Betroffenen: als ob in der entschiedenen Antwort, welche von ihm erwartet wurde, eine gewisse Gefahr verborgen sein könnte. Bald aber faßte er sich, verneigte sich tief vor Pharao, als ob er im Voraus für die Freiheit seiner Entgegnung Verzeihung von dem allmächtigen Gebieter ersuchen wollte und begann seine im Stillen wohl durchdachte Rede mit den folgenden Worten:

„Mein König und mein Herr! ein langes Leben und ein dauerndes Glück mögen Dir von den Göttern beschieden sein. Deine Diener und Freunde mögen aus Deinem Munde den Odem ihres Daseins empfangen, aber die Feinde unter Deinen Füßen zermalmt liegen und vergeblich um Gnade wimmern. Gestatte Deinem Knechte, dessen Tage sich bald erfüllt haben werden, das Bekenntniß seines Glaubens, ehe er in dem Hafen jener anderen Welt landet, wo ewiges Schweigen herrscht und die Bewohner derselben in ihren dunklen Häusern den Todeschlaf ruhen. Höre gnädig seine Rede an, welche in sich schließt, was ihm die Bücher der Vorzeit und eigenes Sehen und Hören während seines Erdenwallens bisher gelehrt haben und vernimm das große Geheimniß, das nur Du, mein König, und er, der Priester, allein wissen dürfen.“

„Nach meinen Berechnungen und Beobachtungen der leuchtenden Herren des Tages und der Nacht ist die Zeit erfüllt. Der große Kreis der Sternbahn vereinigt den Endpunkt mit dem Anfangspunkt. Amon, der Vater, ist zum Greise geworden, und aus dem Leibe der hehren Göttin Mut, der Mutter, ist das göttliche Kind Chonsu zu neuem Leben erstanden. Eine neue Weltordnung bricht an und ein neues Licht beginnt zu leuchten. Ein junger Phönix ist aus der Asche des alten erstanden und Chonsu erhebt sich im Strahlenglanze über dem geschlossenen Sarge des verborgenen Amon. Ihm diene, ihm huldige, denn in ihm und durch ihn winkt das Heil der Zukunft Dir und Deinem ganzen Hause. Schon hat der junge Gott in seiner Wiege inmitten seines Tempels sich herrlich nach Götterweise offenbaret und durch Zeichen und Wunder sein Dasein und seinen Willen kund gethan. In ihm ist die große Dreiheit vereinigt, Amon und Mut in ihrer getrennten Zweiheit sind machtlos geworden, und selbst mit Chonsu im Bunde hat die gefonderte Dreiheit ihren Zauber verloren. Das junge Kind ist die neue Zeit, das neue Licht, dem Götter und Menschen folgen.“

Der König hatte voller Spannung den in prophetischem Tone gesprochenen Worten des Priesters zugehört. Plötzlich legte er langsam die Hand auf dessen Schultern und brach fast unwillig in die Worte aus:

„Ein schweres und wichtiges Geheimniß enthüllst Du mir, Weiser, ein Geheimniß, das mir bis zu dieser Stunde verborgen geblieben ist, verschwiegen ward. Amenhotep, der Oberpriester Amon's, hat seine Pflicht versäumt und Pharao's Vertrauen gemißbraucht. Die verdiente Strafe werde ihm zu Theil!“

„Stille Deinen Zorn, mein hoher Gebieter“, erwiderte Thotemhib dem Könige, dessen finsternes Gesicht die Röthe des Unmuthes überzogen hatte, „denn die

Götter machen über Dich und werden Dich segnen. Amon's Zeit ist dahin und Amenhotep, sein erster Diener, weiß es selber nicht, daß das Licht Amon's hinabgestiegen ist zur unteren Zone. Seine Propheten und ihr Geschlecht werden dahinschwinden und unterliegen in dem Kampfe gegen Chonsu's aufsteigenden Glanz. Du aber, mein Gebieter, prüfe und entscheide in Deiner Weisheit, ob meine Rede Wahrheit enthält. Ist es eitel Lüge, so treffe mich selber Dein Zorn und vernichte den ungetreuen Diener."

Mit hastigen Schritten durchheilte Pharao sein Gemach, dann blieb er plötzlich wie angewurzelt vor dem Priester stehen, ließ sein Auge fest auf dem Angesichte desselben ruhen und sprach in entschiedenstem Tone: „Und ich werde prüfen! Gott Chonsu, der neue Zeitgeist in himmlischer Gestalt, ziehe nach Vachtan. Vollbringt er die Heilung der leidenden Vintresch, so werde ich überzeugt von seiner Allmacht und fortan sein erster Diener sein, ich und mein Haus in alle Ewigkeit!“

Thotemhib hatte sein Ziel erreicht. Mit triumphirendem Lächeln verbeugte er sich vor dem Könige, öffnete die Rolle, welche die Hand bis jetzt umfaßt hielt und verbolmetzte dem Gebieter die dunklen Worte des Orakels, in welchem Baal von Tyros das Mittel zur Rettung der unglücklichen königlichen Jungfrau angegeben hatte.

Der König schien erfreut zu sein und reichte mit zufriedennem Ausdruck in seinen Zügen seine Hand dem Priester zum Abschied.

Auf dem rechten Ufer des Niles, im Süden des großen Amonstempels von Api gelegen, der Eingang der Mittagsgegend zugekehrt, erhob sich ein kleines, noch im Bau begriffenes Heiligthum, das im Rastenstyl der altägyptischen Tempel aufgeführt war und sich gegen die riesige Masse des großen Amoustempels im Hintergrunde wie ein Kinderwerk ausnahm. Mehrere Säle, von dem Allerheiligsten an, folgten in der graden Linie der Axe hintereinander und schlossen mit einem offenen, von Säulen eingefassten Hofe ab, vor welchem ein großes Eingangsthor mit den daranstoßenden Thurmflügeln angelegt war. Waren auch in den genannten Sälen und im Vorhofe die Bilder und Schnitzwerke sammt den zugehörigen Inschriften bereits in den Kalkstein gemeißelt und mit bunten Farben ausgemalt worden, so stand das Hauptthor und die beiden Flügel, gleichsam das Vorwerk des Tempels, doch nur im Rohbau vollendet da und machte mit seinen leeren glatten Flächen auf den Beschauer einen nichts weniger als wohlthuenden Eindruck.

Eine Menge emsig beschäftigter Arbeiter tummelte sich wie Ameisen unter der Leitung kunstverständiger Meister, um die kahlen, im Sonnenstrahl blendenden Wände des Vorbaues mit Blumengewinden und buntfarbigen Decken zu verhüllen und hohe, mit wehenden Wimpeln versehene Mastbäume vor jedem der Tempelflügel emporzurichten und mit Erzklammern in den aufgesparten Steinrinnen zu befestigen. Das Schreien und Lärmen bei dieser Hantierung nahm kein Ende und wacker hieben die Bögte mit ihren Stöcken auf das arbeitende Volk los, um ihm die Lust am Geschwäg bei dem ernstn Werke in nachdrücklichster Weise zu benehmen. Rahlköpfige Priester, in lange weiße Gewänder gehüllt und mit gestickten Binden, den Abzeichen ihrer besonderen Würde geschmückt, standen in einiger Entfernung



vor dem bewegten Bilde, prüften den künstlichen Aufpuß und drückten ihre Befriedigung über das wohl gelungene Werk in preisenden Worten aus. Es waren Propheten des jungen Chonsu, die vor dem Heiligthume ihres Gottes in stolzem Selbstbewußtsein sich ihres eigenen Triumphes freuten. Denn der heutige Tag war zu einem hohen Ehrenfeste auserlesen, nachdem Pharaos beschlossen hatte, in höchster Person das Heiligthum zu besuchen und dem jungen Chonsu seine Huldigung durch Gebete, Opfer und Geschenke auszudrücken.

Eine Stunde vor der Dämmerung sollte nach vorgeschriebener Satzung die Feierlichkeit beginnen. Schon lange vor der vorgesezten Zeit hatte sich das neugierige Volk der Thebaner in angemessenem Abstand von dem geschmückten Tempelraum in dichter Menge versammelt. Aber neue Massen strömten unaufhörlich von der Königsstraße her nach dem Platze vor dem Tempel, da einen Jeden die Neugierde plagte, das königliche Gepränge bei sich vorüberziehen zu sehen und den Hofstaat in seinem vollsten Glanze zu bewundern. Die Stadtvögte hatten vollauf zu thun, das vordrängende Volk im Zaum zu halten und demselben die abgesteckte Grenze des Zuschauerraumes mit Faustschlägen und Fußstößen möglichst deutlich anzuzeigen.

Eine erwartungsvolle Stille lagerte plötzlich über der wogenden und tobenden Menge, als die dumpfen Töne geschlagener Handpauken und die schrillen Klänge langgedehnter, klagender Trompetenstöße bereits aus weiterer Ferne das Nahen des Zuges ankündigten, welchen in voller Waffenrüstung eine Schaar junger Krieger der thebanischen Regionen eröffnete. Ihnen schlossen sich die Freunde des Königs an, welche unmittelbar vor und neben dem goldbeschlagenen Wagen einherzogen, auf welchem Pharaos in blinkendem Königsschmucke, mit dem Kriegshelm auf dem Haupte und der goldenen Königsschlange daran, stolz und grade aufrecht stand. Seine rechte Hand hielt das Pharaonen-Scepter, die linke stützte sich auf den Wagenrand. Propheten, Priester, Sänger, dienende Brüder und sonstige Inassen des Tempels des Chonsu folgten in wohlgeordneter Reihe der königlichen Person, auf die sich die ganze Aufmerksamkeit des gaffenden und bewundernden Volkes gerichtet hatte.

Als sich der Zug auf der breiten Bahn bewegte, die zu beiden Seiten von Steinbildern, riesige Widder darstellend, eingefast war und unmittelbar nach dem Hauptthore des Chonsu-Tempels führte, eilten die jungen Krieger im Schnellschritte voran, um vor dem Platze zwischen der Bahn und dem Tempel einen freien Raum zu schaffen, auf welchem sich der lange Zug der Breite nach aufzustellen vermochte. Während dies geschah, hatte Pharaos seinen Wagen verlassen und mit festem Schritte näherte er sich dem Eingangsthore, aus welchem ihm Hora, der würdige Oberpriester des Chonsu, an der Spitze der heiligen Sänger, Sängerinnen und Wärterinnen des jugendlichen Gottes in ehrfurchtsvollster Demuth entgegentrat.

Der hohe geistliche Würdenträger segnete den König und der erste Vorsänger sang in alter Weise ein Lied, „um zu lösen den Bann des Bösen“ von der geheiligten Person des Königs, die Sängerinnen, in den weißen Kleiderschmuck der priesterlichen Jungfrauen gehüllt, Blumen in den Händen und Kränze in den Haaren, wiederholten mit zarter Stimme die letzten Worte des Liedes, setzten die hell raschelnden Klapperbleche in schnellem Takte in Bewegung und streuten Blumen auf den Weg

des Beherrschers der Welten, der seinen Eintritt in den offenen Vorhof des Tempels in Begleitung seines Gefolges mit langsam abgemessenem Schritte vollzog.

Hier ward am Pharao eine besondere heilige Handlung vollzogen: seine Reinigung durch Wasserspenden und Weihrauchdunst, wie es die Tempelvorschrift erheischt. In den folgenden drei Sälen empfingen die Propheten des Gottes den König, indem sie dunkle Sprüche und absonderliche Namen aussprachen, deren tieferer Sinn nur dem Eingeweihten bekannt war. Gleichzeitig verminderte sich zusehends die Zahl der folgenden Freunde und Priester, von denen die meisten im Vorsaale zurückgeblieben waren, da ihnen das Geheiß den Eintritt in die inneren Gemächer verwehrte, bis zuletzt der König allein mit dem Oberpriester des Gottes der Thüre zum Allerheiligsten gegenüberstand, deren mit Goldblech überzogene Fläche in dem halbdunklen Raume in matten Scheine spiegelte.

„Befiehl mein Herr und mein König, daß ich die Thüre öffne, auf daß er, der viermal Keine, den Gott von Angesicht zu Angesicht schaue?“ — rief der Priester dem Könige fragend zu.

„Ich befehle es Dir bei meinem Namen als Pharao!“ antwortete der König.

Der Oberpriester löste auf diese Aufforderung hin die Siegelerbe, welche den Knoten eines geschlungenen Byßustreifens bedeckte und den Abdruck seines Siegeltringes zeigte, öffnete das geschürzte Band am Thürschlosse und schob den ehernen Riegel zurück, dessen dumpfer Klang den Vorsaal durchhallte. Die Flügelthüren thaten sich breit auf und ein geheimnißvolles Bild offenbarte sich vor den fast geblendeten Augen Pharao's.

In einem mit Goldblech überzogenen Raume von rechteckiger Gestalt, zwölf Ellen lang und acht Ellen breit, von bläulichen Flammen erhellt, welche auf zwei Feueraltären in Leuchterform emporflackerten, standen an der rechten und linken Längsseite des Gemaches, wie es schien auf Gerüsten, welche mit kostbaren bunten Decken verhüllt waren, zwei goldene, mit Edelsteinen ausgelegte Barken von alterthümlicher Bauart. An dem Vorder- und Hintertheile einer jeden strahlte im reichsten Juwelenschimmer der Kopf eines Sperbers mit der Mondscheibe darauf. An dem Hintertheil bewegte sich ein Steuerruder auf dem Steuerbaum, beide mit dem Kopfe desselben Vogels geschmückt. Eine goldene Uräuschlange mit der Sonnenscheibe auf dem Kopfe, richtete sich am Vordertheile eines jeden Schiffes kerzengrade in die Höhe und bewegte sich wie ein lebendiges Wesen hin und her. Eine kleine Kapelle aus massivem Golde, gleichfalls mit den kostbarsten Edelsteinen ausgelegt, nahm den mittleren Raum einer jeden Barke ein. Die darin befindliche Thüre stand offen und ließ im Innern der beiden Tabernakel das Standbild eines Götzen erkennen. In dem Schiffe auf der rechten Seite zeigte sich in deutlichen Umrißen die massiv goldene Gestalt eines gleichsam in Windeln eingehüllten aufrecht stehenden Kindes, dessen Kopf ein bildschönes Antlitz mit Lockenhaar zierte, über welchem sich eine goldene Mondscheibe erhob. Das Tabernakel gegenüber ließ eine ganz ähnliche Darstellung erkennen, nur war die Stelle des Kindesgesichtes durch die Maske eines krummschnäbligen Sperbers vertreten.

Was sonst das Gemach an Gegenständen enthielt, meistens werthvolle Geschenke frommer und dankbarer Gläubiger, verschwand vor den seltsamen Barken mit ihren Götzenbildern, deren Augen in matten Lichtglanze schimmerten.

Während der König auf einen Wink des Oberpriesters in die Mitte des Raumes zwischen den beiden Barken trat, hatte Hor a dem Pharao ein Gefäß gereicht, aus welchem ein wunderbar duftender, aber fast betäubender Wohlgeruch emporstieg und das ganze Gemach mit bläulichen Wolken erfüllte. Der König näherte sich damit der Barke rechter Hand, hielt das Gefäß dem schönen Kinde entgegen und sprach mit frommer Scheu dazu die Worte: „Sei mir hold, Chonsu in Theben, Gnadefried! Mein gütiger Herr, ich stehe vor Dir, um Deine Hülfe anzuflehen für die Tochter des Königs von Bachtan.“

Raum hatte er seine Rede beendet, als ein dumpfes Geräusch den Raum durchzitterte und wie von unsichtbaren Händen gezogen, machten beide Schiffe eine Wendung und beide Gözen, das schöne Kind und sein sperberköpfiger Doppelgänger, standen sich in ihren Kapellen gegenüber, als hätten sie vor, wie menschliche Wesen mit einander zu reden.

Fragend, als ob er unschlüssig sei darüber was zu thun, richtete Pharao sein Auge auf den schweigenden Oberpriester, welcher mit der Hand auf das schöne Kind wies. Und aufs Neue richtete Seine Heiligkeit seine Worte an Gnadefried: „Mein gütiger Herr! möchtest Du doch Deinem Gegenbilde befehlen, dem göttlichen Chonsu, welcher ausführt, was Du beschließt und welcher bannt den Zauber, daß er sich von hinnen begeben nach Bachtan!“

Raum hatte der König diese demüthige Bitte mit weicher Stimme ausgesprochen, wobei er seinen Blick scheu auf das schöne Kind richtete, da gewahrte er, wie das Haupt desselben zweimal zu nicken schien, während ein geheimes Feuer plötzlich die Augen des Kindes belebte.

Schnell entschlossen und beruhigt durch die so deutliche und verständliche Zustimmung des Gottes, fügte der König seiner Rede noch die Worte hinzu: „Verleihe ihm Deine göttliche Kraft! Soll ich ihn nach Bachtan senden um die Tochter des Königs von Bachtan zu erlösen?“

Raum hatte er geendet, als das schöne Kind die vorher beschriebenen Zeichen seiner Zustimmung noch einmal wiederholte. Ein viermaliges Erbeben seines Leibes schien anzudeuten, daß er seinem Doppelgänger mit dem Sperberkopfe seine göttliche Kraft mitgetheilt habe.

Die Thüren der beiden Tabernakel schlossen sich darauf und der König in Begleitung des Oberpriesters verließ den geheiligten Raum, vollkommen überzeugt, daß er der höchsten göttlichen Gnade theilhaftig geworden und daß der Geist des himmlischen Kindes sich ihm in geheimnißvoller Weise offenbart habe.

Draußen war die Finsterniß bereits hereingebrochen und kühlte Nachtnebel hatten sich über die Landschaft ausgebreitet.

Tief athmete Pharao auf, als er seinen Wagen bestieg, um bei dem hellen Scheine leuchtender Fackeln dem Königshause entgegengeführt zu werden.

„In der That,“ murmelte er einmal vor sich hin, „Chonsu ist mächtiger als Amon, und das schöne sichtbare Kind mir lieber als der grämliche unsichtbare Alte. Es war hohe Zeit, mit ihm sich abzufinden. Neue Opfer und reiche Geschenke werden ihn und seinen Oberpriester versöhnen.“

Während der König auf seinem Lager ruhte und ziemlich zerstreut die Amonshymnen in sein Ohr aufnahm, welche ihm der Hofsprophet aus einer langen Papyrusrolle in halb singendem Tone ablas, saßen in einem der besseren Häuser der Königsstraße, in der Nähe des Chonsu-Tempels, zwei uns bereits wohlbekanntere Personen in trauter Gesellschaft nebeneinander. Ihr Gesichtsausdruck zeigte bei dem einen Freude und Genugthuung, bei dem andern dagegen eine nicht zu verkennende ängstliche Verlegenheit. Der oft gewechselte Händedruck bewies fast noch mehr als die geführte Unterhaltung den hochgradigen Zustand ihrer freundschaftlichen Gefühle zu einander.

„Beim Chonsu Gnadefried! mein weiser Freund, ihr habt eure Sache gut gemacht und ein Meisterstück der Kunst vollbracht. Eure Vorrichtungen waren über alles Lob erhaben und das heilige Puppenspiel ein Triumph der geheimen Wissenschaft. Der König, wie ihr selbst sagt, war über alle Maßen hoch erfreut über euren Tempel-Spuk und ich wette, die Erinnerung an das genossene Schauspiel in eurem Allerheiligsten wird ihm eine schlaflose Nacht bereiten. Chonsu und seine Helfershelfer seien tausendmal gepriesen! Euch ist der Weg zu allen Ehren gebahnt, euer Tempel wird der berühmteste und besuchteste im ganzen Lande werden, man wird sich reisen nach euren Orakeln und die Reichthümer werden sich aufhäufen wie der Sand am Meere.“

Der, welcher diese Worte sprach, war der ehrenwerthe Thotemhib, welcher seinen Gesinnungsgenossen, dem Oberpriester des Chonsu-Tempels Hora, in solcher fast übermüthigen Weise zu seinem Erfolge beglückwünschte. Dieser, welchen die Ungewißheit über den Ausgang der Orakel-Szene in eine sehr natürliche Aufregung versetzt hatte, konnte sich immer noch nicht eines gewissen ängstlichen Gefühles erwehren, da er überzeugt war, daß ihm fortan in dem Collegium der gefallenen Amonspriester die bittersten Feinde und Gegner erwachsen würden. Er, der bescheidene Oberpriester, welcher bisher in ruhiger und behaglicher Lebenslage seines Amtes bei dem schönen Kinde Chonsu gewartet hatte, war unvorsichtig genug gewesen, sich freilich unbewußt zum Werkzeug einer blinden Rache herzugeben und sein Ohr den berebten Zuflüsterungen und Eingebungen Thotemhib's zu leihen.

„Du kennst das alte Sprüchwort,“ hob Hora mit verzagter Stimme an, „wer mit den Mächtigen und Großen anbindet, steckt seine Hand in ein Nest voll giftiger Vipern. Du warest der geheime Rath, ich bin der öffentliche Thäter. Alle schlimmen Folgen werden auf mein armes Haupt fallen und ich muß büßen, während du der allein Schuldige bist. Mögen dir die Götter das große Uebel verzeihen, das du mir angethan hast.“

„Sei kein Schwachkopf, Hora! erwiderte in seiner Siegesfreude Thotemhib, und bedenke, daß der Diener wie der Priester die Verpflichtung hat, für das Beste seines Herrn zu sorgen. Du hast dieser Pflicht Genüge geleistet, — mit welchen Mitteln, ist gleichgültig, — und den höchsten Vortheil deines Gottes gewahrt. Für alles Weitere laß mich sorgen und nimm guten Rath an. Wann soll die Reise nach Nachtan vor sich gehen?“

„Uebermorgen, also befehlt es Pharao, um die Krankheit der Königstochter so bald als möglich zu heilen.“

„Wer von den Priestern begleitet die Barke und das Bild des Gottes?“

„Chonsu-hat-nuti-nib, ein Prophet und Priester unseres Tempels.“

„Ich kenne ihn wohl. Er ist klug und gewandt und — ein geschickter Bauredner. Ich werde deinen Drafel-Mann auffuchen und mit den nöthigen Weisungen versehen. Die Heilung wird zu Stande gebracht werden und dir und dem Tempel den größten Ruhm eintragen. Laß somit alles in Bereitschaft setzen und vertrau mir, dem Altmeister in allen Künsten und Wissenschaften.“

Damit erhob sich Thotemhib von dem Sitze, stützte sich auf seinen Stab und empfahl sich dem geängstigten Oberpriester des schönen Kindes mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens.

Hora blieb mit sich und seiner Noth allein, griff mit zitternder Hand nach einer vergilbten Rolle, entfaltete sie auf seinen Knien und las mit sorgenvoller Stirne „die Kapitel von den Talismanen, welche alle Gefahren zu Wasser und zu Lande von den Menschen fern halten.“

Mit der Prüfung und Auswahl der kräftigsten Schutzmittel beschäftigt, überhörte er fast die Ankunft eines königlichen Sendboten, der ihm nebst einem schmeichelfaften Schreiben seiner pharaonischen Majestät das goldene Ehrenzeichen „für den Hals“ überreichte. Das war der geeignetste Talisman, welcher ihm am Schlusse dieses verhängnißvollen Tages zu Theil werden und aller Angst und Sorge für heute ein Ende machen konnte. Mit den Worten: „Thotemhib hat es doch recht gut gemeint“ schloß er ein und der befriedigte Ehrgeiz spendete ihm einen süßen Schlummer.

Etwa um dieselbe Zeit, in welcher die Unterredung zwischen den beiden Priestern in der Wohnung Hora's an der Königsstraße stattfand, hatte der Oberpriester des Amon Amenhotep in einem der geheimsten und innersten Gemächer des Heiligthums von Api die Propheten zweiten Ranges um sich versammelt, um mit ihnen zu berathen, was bei dem plötzlichen Glaubenswechsel des Königs, zum Nachtheile des alten Reichsgottes Amon, geschehen müsse, wenn Chonsu, das Kind, den Sieg über Amon, den Vater, davon tragen sollte. Man war zum Schlusse der langen Verhandlung darin übereingekommen, die Heilung der Königstochter von Bachtan abzuwarten und je nach dem Ausgang derselben zu handeln. Der Sturz der Nemesiden sollte die nächste Folge der glücklichen Kur sein. Bis dahin wurde einem jeden Theilnehmer der geheimen Verschwörung die Rolle zugetheilt, die er in stillster Verschwiegenheit durchzuführen hatte.

In dunkler Nacht verließen die Propheten das Gemäch, um sich durch das große Tempelthor nach ihren Wohnungen zu begeben. Der im besten Schlaf gestörte alte Thorhüter brummte vor sich hin: „Ein schwerer Dienst das bei den Propheten Amon's, jetzt fangen sie sogar an, in später Nacht zu singen und zu beten.“

Auf den Befehl des Königs ward alles, was die Reise des jungen Chonsu, „des Zauberbanners“, betraf, auf das glänzendste und reichste vorbereitet. Ein großes und schönes Nilschiff, welches mit den heiligen Zeichen und Bildern des Götzen geschmückt war, nahm die goldene Barke mit dem Tabernakel darin auf. Dieselbe ruhte in einem wohlverschlossenen, mit Decken verhüllten Gemache, zu welchem dem

Propheten des göttlichen Kindes allein der Zugang gestattet war. Fünf andere Barken waren für die mitreisenden Begleiter bestimmt, welche von Theben aus auf dem Nilstrom dem Schiffe des Gottes folgten. Zu Lande wurde das Heiligthum auf den Schultern kräftiger Männer aus dem Tempelbezirk getragen und Wagen und Reifige schützten zur Rechten und zur Linken die wandernde Gottheit. So bewegte sich der lange Zug in guter vorgeschriebener Ordnung auf der Königsstraße, welche von Aegypten aus durch das Gebiet der Amoniter, Canaaniter, Hhiter und wie sonst die ansässigen Völker hießen, bis zu „dem großen Wasser-ring“ führte, dem Stromgebiet des Euphrat. Da wo er größere Städte und heilige Stätten berührte, gingen ihm selbst die fremden Priester und Diener der Gottheiten des Ortes entgegen und begrüßten in feierlicher Weise, je nach des Landes Brauch, die heilige Barke des jungen Chonsu in seinem Tabernakel. Sie bewiesen ihm alle Ehre einer hohen Gottheit und streuten Blumen, Früchte und Palmzweige auf den Weg.

Die lange Reise ward nach Verlauf von einem Jahre und fünf Monaten zurückgelegt, obschon sich die Pilger nur wenige Rasttage zur nothwendigen Erholung für die Menschen und Thiere gegönnt hatten. An den befestigten Plätzen, woselbst ägyptische Besatzungen unter Hauptleuten die Straße deckten und gegen räuberisches Gesindel oder aufständische Feinde Wacht hielten, wurde gewöhnlich Halt gemacht.

Als endlich die genannte Zeit verstrichen war, traf der Gott vor Wachtan ein. Die begleitenden Priester legten ihre Feierkleider und das übrige Volk seine besten Gewänder an, nachdem sie sich vorher im Strome Euphrat gereinigt. In feierlichem Aufzuge kam ihnen der König von Wachtan und sein Hof und die Ältesten seines Volkes auf der Straße entgegen und von beiden Seiten, hier die Aegypter, dort die Wachtaner, erscholl ein lautes Zurufen und helles Freubengeschrei und Paukenschlag und Cymbelklang wechselte mit den Stimmen der Menschen. Aber der König von Wachtan nahte sich dem göttlichen Bilde des Chonsu, warf sich auf sein Angesicht und betete an, also zum Schlusse redend: „Du bist zu uns gekommen, so bleibe denn bei uns nach den Befehlen des Königs der Aegypter Ramses.“

In der Stadt Wachtan herrschte eine große Bewegung, denn alles strömte dem Platze zu, auf welchem die Häuser des Königs sammt den Wohnungen seiner Frauen und seiner Kinder errichtet waren, inmitten baumreicher Gärten, in welchen wundervolle Vögel ihren Gesang im grünen Dickicht ertönen ließen. Hier befand sich auch die Stätte, woselbst die königliche Tochter in ihrem Leiden bereits lange Jahre dahinsiechte, also daß aus der blühenden Jungfrau eine elende Zammergestalt geworden war, welcher man nichts sehnlicher hätte wünschen können als baldigen Tod und damit die endliche Erlösung von ihrer leiblichen Pein.

Der Prophet des Gottes, Chonsu-hat-nuti-nib, hatte die Weisungen nicht vergessen, welche ihm Thotemhib vor seiner Abreise aus Theben mit auf den Weg gegeben hatte, wobei er ihm wiederholt und auf das allerstrengste anempfahl, jede seiner Vorschriften genau und sorgfältig bis auf die bestimmte Zeit hin auszuführen. Auch hatte er ihm in einem Kästchen aus Cedernholz, wohl verwahrt

in gläsernen Fläschchen, drei wundersame Pulver eingehändigt, von deren Wirkungen sich Thotemhib den größten Erfolg versprach. „Sobald der nächste Mond wechseln wird nach Deiner Ankunft in Nachtan, am ersten Tage des Monates — so hatte er es dem Propheten eingeschärft — gib Du um die sechste Stunde der Nacht dem Mägdelein das gelbe Pulver in der Flasche, auf welcher das Zeichen des Gottes Thot gemalt steht, am zweiten Tage genau um dieselbe Zeit den röthlichen Inhalt des Fläschchens mit dem Namen des Gottes Schou und desgleichen am dritten Tage die grünliche Masse in dem Gefäße mit dem Bilde des Chonsu, des schönen Kindes Unadefried.“

Die Kenntniß von den Wirkungen der bewährten Heilmittel verdankte der kluge Thotemhib den Schriften alter und berühmter Aerzte, welche mit ihrer Hilfe die Krankheit der Besessenen und Mondsüchtigen erfolgreich behandelt zu haben versicherten. Auch hatte er, während seiner Zurückgezogenheit die Hütten der Armen aufgesucht und in der That an einzelnen Leidenden die vollständige Heilung von ihren schweren Leiden durch Anwendung jener Mittel bewirkt. Freilich mußten dabei gewisse Zauberformeln aus dem Buche der Isis viermal nach einander mit lauter Stimme abgelesen werden, wodurch erst jene wunderbaren Medicamina ihre wahre und rechte Kraft erlangen sollten.

So vorbereitet und mit einem geheimen Nachtrag über den Schluß der zu vollziehenden Handlungen versehen, welche ihm Thotemhib zwar als etwas an sich Nebensächliches, aber dennoch als das Wichtigste für den Ruhm des jungen Chonsu bezeichnet hatte, betrat bei dem nächsten Neumond der Prophet die Stätte, an welcher sich die Kranke befand, angeblich um sich durch Augenschein von ihrem Zustande zu überzeugen, thatsächlich aber, um unbemerkt ihr an den drei bezeichneten Tagen und Stunden die mit Wasser vermischten Pulver einzulösen. Hatten die ersten beiden Mittel eine bemerkbare Abnahme der krampfhaften Zuckungen ihrer Muskeln und Glieder hervorgerufen, so versetzte dagegen das dritte und letzte sie in einen tiefen, ruhigen Schlaf.

Der große Augenblick war für den Propheten gekommen, seinem geheimen Werke durch den gelungenen Schluß vor aller Augen die Krone aufzusetzen. Zu dem Ende ließ er die auf ihrem Ruhebetto schlummernde Jungfrau in den offenen Saal des Frauengemaches tragen, nachdem er sie mit einem schwarzen Schleier bedeckt hatte. Darin befand sich bereits Gott Chonsu in seinem Heiligenschein, dessen Thüren aufstanden, in Gegenwart des Königs, der Königin und der Ältesten des Hofes, welche in ängstlicher Spannung und in banger Erwartung der kommenden Dinge den einzelnen Handlungen des Propheten folgten.

Nachdem dieser viermal das Angesicht des Gottes mit den Fingerspitzen der rechten Hand berührt und sie viermal auf das verhüllte Antlitz der Jungfrau gelegt hatte, las er aus einer Rolle mit lauter Stimme die Zaubersprüche der Isis ab, zog den Schleier von ihrem Leibe hinweg und erfaßte die rechte Hand der Maid mit den Worten: „stehe auf, denn Du bist erlöst.“ Da schlug sie langsam ihre Augen zu ihm auf, richtete ihren Leib empor und rieb sich verwundert die Stirn, wie Jemand, welcher von langem Todesschlafe zu neuem Leben erwacht ist und mit ungläubigem Erstaunen die ihn umgebenden Personen und Dinge betrachtet.

Ein tiefes Gefühl innerster Befriedigung ergriff die Umstehenden und die Königin stürzte sich mit einem Freudenausschrei an den Hals ihres geretteten Kindes.

Da winkte der Prophet mit bittender Hand und wehrte die in Wonne entzückte Mutter von ihrem Kinde ab, denn war das Schauspiel bis hierher wunderbar genug, so fehlte ihm noch der bedeutungsvollste Schluß, der große Mann des unholden Geistes, welcher so lange Jahre hindurch Besitz genommen hatte von dem gequälten Weibe der Jungfrau.

Nachdem zu diesem Zwecke der Prophet des ägyptischen Gottes Wasser nach den vier Weltgegenden gesprengt und vier Weihrauchkugeln auf die Räucherbeden gethan, nachdem er die Zaubersprüche über die Geister gelesen, welche die Erde durchwandern und Besitz ergreifen von den lebenden und todtten Wesen darin, mit einem Worte, nachdem er alles erfüllt hatte, was den Geist zu bannen geeignet sein konnte, da vernahmen die Versammelten plötzlich eine Stimme, welche aus der Luft zu kommen schien und dem unsichtbaren Geiste angehörte. Er wandte sich in seiner Rede an den ägyptischen Gott und sprach also: „Sei willkommen, Du großer Gott, welcher den Zauber bannt! Wachtan ist Deine Stadt, ihre Bewohner sind Deine Knechte und ich selber bin Dein Diener. Ich werde hingehen, von wo ich gekommen bin, um Deinem Willen und dem Zwecke Deiner Ankunft Genüge zu thun. Doch lasse Deine Heiligkeit gebieten, daß ein Fest gefeiert werde, an dem ich und der König von Wachtan Theil nehmen werden.“

Auf solche Anrede fehlte Seitens des Gottes die Antwort nicht, wenn sie auch in bekannter Weise nur durch Zeichen geschah, denn der ägyptische Chonsu schien seinem Propheten zuzunicken, als wolle er ihm sagen: „Laß den König von Wachtan ein großes Opfer zubereiten zu Ehren des Geistes!“

Während sich dieses zutrug zwischen dem Geiste und dem ägyptischen Gotte, standen der König von Wachtan und seine Begleiter voller Furcht und Zagen da, und wagten kaum weder Fuß noch Hand zu rühren.

Das große Opfer wurde für den Gott und den Geist zugerichtet und vom Könige beiden ein Freudenfest gefeiert. Darauf zog der Geist von dannen, wohin es ihm beliebte nach dem Befehle des Gottes Chonsu.

Da erst war der König von Wachtan voll übergroßer Freude mit allem Volke, das in Wachtan saß, denn er hatte die Allmacht des ägyptischen Gottes geschaut und seine Wunder kennen gelernt. Seine Verehrung für denselben ging so weit, daß er bei sich selber überlegte, ob es nicht das Gerathenste wäre, das junge Kind „Snabefrieb“, welches sich als ein so guter Heilkünstler und Geisterbanner erwiesen hatte, in Wachtan zu behalten. Seine täglichen Betrachtungen und Ueberlegungen faßte er zum Schluß in die Worte zusammen: „Ich werde ihn nicht mehr nach Aegypten zurückgehen lassen.“ Und so blieb thatsächlich der Gott Chonsu drei volle Jahre und neun Monate in der fremden Stadt. Auch der Prophet und die ägyptische Begleitung theilten das Schicksal ihres Gottes und trotz aller abgehenden Boten und Briefe gelang es den Aegyptern nicht, sich der unfreiwilligen Gefangenschaft in der Fremde zu entziehen.

Da schlief eines Nachts der König von Wachtan auf seinem Ruhelager, und er sah im Traum, wie der ägyptische Gott Chonsu heraustrat aus seinem Schrein, sich in einen goldenen Sperber verwandelte und aufwärts flog in der Richtung nach Aegypten hin. Als der König erwachte, fand er sich am ganzen Körper ge-



lähmt, also daß er kein Glied seines Leibes zu rühren im Stande war. Inugs ließ er den ägyptischen Propheten kommen und rebete ihn mit den Worten an: „Der Gott, welcher bei uns geblieben war, will zurückgehen nach Aegypten. Laß eilends seinen Wagen nach Aegypten gehen!“

Und also geschah es zur höchsten Freude des Propheten und der Aegypter. Der König ließ den Gott nach seiner Heimat ziehen, nicht ohne ihm reiche Geschenke mit auf den Weg zu geben. Kriegereschaaren und Reiter in großer Zahl bildeten seine Bedeckung auf der Rückreise und so gelangte der Zug glücklich in Theben an. Das war am 19. Tage des zweiten Wintermonats im 23. Regierungsjahre des Königs Ramses XII.

In feierlichem Aufzuge betrat Chonsu, der Geisterbanner, den Tempel Chonsu's, des schönen Kindes „Gnadefried“, ließ die empfangenen Geschenke vor demselben niederlegen, ohne etwas für sich zu behalten und nahm seine alte Stelle auf der linken Seite des Allerheiligsten im Tempel des Chonsu zu Theben wieder ein.

Die goldene Thür schloß sich hinter dem Doppel-Chonsu und seine Gläubigen beteten zu ihm nach vorgeschriebener Weise an den großen Festtagen, an welchen die goldenen Barken ihre dunkle Kammer verließen. Der König aber gab den Befehl, die ganze wunderbare Geschichte in heiligen Zeichen auf einen großen Stein einzugraben, dazu die nothwendigen Abbildungen der Barken mit den Tabernakeln und die seiner eigenen Person und der des Propheten zu fügen, auf daß die Begebenheit dem Gedächtniß der Nachwelt in alle Ewigkeit erhalten würde.

---

Während der langen Abwesenheit der Gottheit des Chonsu, des Zauberbanners, von Theben, hatte sich vieles im Lande Aegypten zutragen, was geeignet war, die Ruhe Pharaos zu stören und ihm den Schlaf zu verschenden. Als nämlich die Nachrichten der Seuboten von der Erlösung der unglücklichen Königstochter in Bachtan in Theben angelangt waren, hatten sie selbstverständlich die größte Freude bei der pharaonischen Familie hervorgerufen und der Tempel des Chonsu ward von allen Mitgliedern derselben, dem König an der Spitze, als das bevorzugteste Heiligthum in jeder Weise ausgezeichnet. Der Bau des großen Thores und der Thürenflügel wurde vollendet, ihre Flächen auf das sauberste mit buntausgemalten Inschriften und Darstellungen bedeckt, die große eiserne Thür eingesetzt, die inneren Säle des Tempels mit Goldplatten überzogen, neue Altäre errichtet, reiche Opfer und Feste gestiftet, die Zahl der Priester vermehrt und der Oberpriester des Gottes, Hora, mit allen nur erdenklichen Ehren und Würden überschüttet. In allen schwierigen Angelegenheiten wurde das Orakel des Chonsu zu Rathe gezogen und die jedesmaligen Antworten des Gottes durch werthvolle Geschenke belohnt. Der Ruf des Tempels ging durch ganz Aegypten und selbst das Ausland verschmähte es nicht, sich in besonderen Nöthen an Chonsu, das schöne Kind „Gnadefried“ in Theben zu wenden.

Der ebenso gelehrte als listige Thotemhib, scheinbar zurückgezogen lebend, blieb der stille Leiter des Chonsu-Cultus, welcher so viel von sich reden machte, und der Oberpriester Hora fügte sich den geheimen Rathschlägen des alten Schlangkopfes um so bereitwilliger, als ihm die Ueberlegenheit des Meisters nach so

glänzenden Erfahrungen bekannt war, ihm überdies die äußere Vertretung und die Last des Amtes und der Würde wenig Zeit zum eigenen Denken übrig ließ und ihn an eine gewisse Bequemlichkeit in dieser Beziehung gewöhnt hatte.

Auf gegnerischer Seite, im Tempel des Amon, empfand man mit der zunehmenden Größe und dem wachsenden Glanze des Chonsu-Dienstes um so bitterer die abnehmende Theilnahme für Amon und seine Propheten, an ihrer Spitze den Oberpriester Amenhotep. Kaum, daß der König sich herbeiließ an den vorgeschriebenen großen Festtagen in eigener Person zu erscheinen, um dem Gotte nach dem Beispiel der Vorfahren seine Huldigungen und Opfer darzubringen, während er fast täglich dem Chonsu-Tempel seinen Besuch abstattete und mit dem Oberpriester des Gottes lange Unterhaltungen führte. Sie Amon, sie Chonsu! war schließlich die Losung auch beim Volke geworden und die religiöse Spaltung führte sehr bald zur politischen Feindschaft, die für das Haus der Nameßiden eines Tages verhängnißvoll werden sollte.

Es geschah nämlich während der Abwesenheit des Königs, welcher sich nach der Ramesstadt im Deltalande begeben hatte, um Maßregeln gegen das Volk der Ebräer zu treffen, welches sich erkühnte, die Straßen im Lande Canaan zu besetzen, die Städte und Festungen zu erobern und die unter ägyptischer Oberhoheit stehenden Lehnsfürsten zu bedrängen (lag doch darin der Grund der so ungebührlich verlängerten Rückreise des Gottes Chonsu durch Canaan nach Aegypten), daß Gesandte des Königs der äthiopischen Kuschiten aus Napata, am Berge Barkal, in Theben eintrafen in der Absicht und mit dem Auftrage, über ein Bündniß mit dem ägyptischen Pharao zu unterhandeln, zu welchem der von den Aethiopen hoch verehrte Amon seinen Segen gewähren sollte. Die äthiopischen Abgesandten, an ihrer Spitze der Oberpriester des Amon von Napata, waren bald von ihren thebanischen Amons-Freunden in die Lage der Dinge eingeweiht worden und hatten mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, dem Gotte Amon von Theben, dem Stifter des Amon-Cultus in Napata, ihre treuen Dienste anzubieten und aus der politischen Mißstimmung in Theben zu Gunsten ihres Heimatlandes Nutzen zu ziehen. Von Fall zu Fall hatte Amenhotep, der thebanische Oberpriester, die gegenseitigen Dienste und Vortheile mit den Aethiopen erwogen und seinen Plänen und Vorschlägen Anerkennung verschafft, und als Rames XII. nach Theben zurückkehrte, hatten die dunkelhaarigen Gesandten der ägyptischen Reichsstadt bereits den Rücken zugewendet und der König war der Gelegenheit beraubt, zuverlässige Bundesgenossen in seinem beabsichtigten Kriege gegen die Völker Afiens zu gewinnen. Als nun gar die Hiobspost in Theben eintraf, daß auch die letzten Festungen der Aegypter im Lande Canaan erobert, die Besatzungen Pharao's vertrieben und die Schlüssel zum Cuphrat-Stromlande verloren gegangen seien, als der König die Priester und Propheten Amon's in scheinbar demüthiger Stimmung, aber Hohn und Spott im Angesicht, zum Tempel des Chonsu wallen sah, um das junge Kind „Gnadestrieb“ um Erbarmen für Aegypten anzusehen, da erkannte er zu spät seine Dymmacht und bereute in tiefster Seele den Streit gegen Amon und seine Macht.

Die Ereignisse überstürzten sich. Ein schlimmes Herzleiden ergriff den König und warf ihn auf das Krankenbett. Amenhotep, der Oberpriester des Amon, salbte und segnete ihn, als sein letztes Stündlein gekommen war. „Möge Dir Amon ver-

zeihen, was Du ihm angethan!“ so lauteten die Schlußworte seiner Ansprache. Und als Pharao für immer die müden Augen geschlossen hatte, da murmelte der Oberpriester leise vor sich die Worte hin: „Wer gegen ihn, den Unsichtbaren und Namenlosen, sündigt, dessen Kinder werden nimmer den Stuhl ihres Vaters einnehmen.“

Bei der Nachricht von dem Tode Pharao's ergriff Hora den Wanderstab und zog es vor, nach dem ägyptischen Niederlande zu wandern, um sich den Verfolgungen der Amons-Partei zu entziehen und in abgelegener Stille über die Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes nachzudenken.

Thotemhib, alt und lebensüberdrüssig, nahm bei derselben Kunde aus einem verborgenen Kästchen eine Phiole, trank deren Inhalt und mit den Worten: „Süß ist das Sterben nach vollbrachter Rache!“ lächelte er dem Tode entgegen.

Er vernahm nicht mehr den tosenden Lärm von der Straße her, das Waffengeklirr streitender Männer, das Stampfen der Kofse und das Rollen der Streitwagen, sein brechendes Auge sah nicht mehr den Feuerschein, welcher vom Tempel des Chonsu her durch die Nacht in hochauflodernden Säulen emporstieg, sein Ohr hörte nicht mehr den Ruf: „Nieder mit den Rameffiden! Hoch Amon und seine Propheten!“

Das war sein Werk. Seine schlecht geplante Rache hatte den Sturz des Königshauses der Rameffiden besiegelt und die Oberpriester des Amon auf den Thron Pharao's erhoben.

Als in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ein Franzose, Herr Brisse d'Avennes, derselbe, dessen vor Kurzem vollendete Publicationen über die altägyptische und die moderne ägyptische Kunst ein so gerechtes Aufsehen erregt haben, bei einer Nachgrabung in dem Tempel des Chonsu einen mit reichen Inschriften und Abbildungen bedeckten Stein aus der Tiefe der Erde zu Tage förderte, ahnte er wohl kaum, welchen Schatz er gehoben, welche wunderbare Mär aus der Vorzeit er zwischen seinen Händen hielt.

Es ist derselbe Stein, welchen König Ramses XII. zum ewigen Gedächtniß an die Reise des Gottes Chonsu Gnadefried nach der fernen Stadt Wachtan im Stromlande Asiens im Chonsu-Tempel von Theben aufriichten ließ. Sein Inhalt\*), in lapidarischer Kürze abgefaßt, liegt meiner Erzählung zu Grunde, es ist der rothe Faden, welcher sie durchzieht. Hat der altägyptische Verfasser der langen Inschrift seinen geschichtlichen Vorwurf im Ganzen wie im Einzelnen nur als vollendete Thatsache dargestellt, so habe ich, unsrer modernen Anschauungen entsprechend, zwischen den Zeilen gelesen und aus den Thatsachen die Beweggründe zu errathen versucht.

Nur nach dieser Seite hin ist meine Erzählung eine Dichtung, mit aller Freiheit, welche der Leser gern dem Dichter gestattet, wenn die Schöpfung seiner Phantasie wahrscheinlich ist und mit historischen Begebenheiten in keinem Widerspruch steht.

\*) Die wörtliche Uebertragung des ägyptischen Textes findet der Leser, dem daran gelegen ist, eine Vergleichung zwischen Dichtung und Wahrheit anzustellen, in meiner „Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen“ (Leipzig 1877) S. 636 ff.

## Reise-Erinnerungen

aus nachgelassenen Briefen des verstorbenen Generalfeldmarschalls  
Grafen Moos.

### III.

Eine zweite größere Reise unternahm Moos als militärischer Begleiter des Prinzen Friedrich Carl im Jahre 1847. Dieselbe wurde mit dem Beginn der Universitätsferien von Bonn aus angetreten und erstreckte sich über Baden, wo indessen nur in Baden-Baden und Freiburg ein kurzer Aufenthalt gemacht wurde, nach der Schweiz, Lombardei, Tyrol und von da über Venedig und Triest ins Salzkammergut. Die Reisegesellschaft bestand diesmal außer dem Prinzen und seinen beiden Begleitern Major von Moos und Graf Bismarck-Bohlen noch aus einem jungen Lieutenant von Fabel, der als Freund des Prinzen die Reise mitmachte. In Heidelberg wurde auch für einige Tage die Begleitung des damals dort studirenden Herrn von Zieten gewonnen, desselben der im Jahre 1870 als Commandeur des Zieten-Husaren-Regiments gefallen ist. Der Letztere mußte indes schon in Zürich unwohl zurückbleiben.

Der erste der über diese Reise in großer Ausführlichkeit berichtenden Briefe ist vom Rheinsfall am 16. August 1847 datirt. Derselbe erwähnt eines kurzen Aufenthaltes in Coblenz, wo der für die Reise mitzunehmende Wagen in Ordnung gebracht werden mußte, so wie in Diebrich, wo eine unfreiwillige durch Verspätung des Dampfschiffes veranlaßte Reisepause durch Beschäftigung des herzoglichen Parks und Marstalls und der dortigen Infanteriekaserne nicht unangenehm und „auch nicht ganz ohne Belehrung ausgefüllt wurde“. — In Freiburg wurde übernachtet, am anderen Morgen schon um 6 Uhr „der herrliche Dom“ besichtigt, „das einzige ganz vollendete Gotteshaus im gothischen Stil“ und dann mit 4 Extrapostpferden die Reise nach Schaffhausen fortgesetzt, durch das sogenannte Kullthal, einen der wichtigsten Durchgänge des Schwarzwaldes.

„Anfangs, schreibt N., geht die Straße in dem weiten, offenen, trefflich kultivirten Thal der Treisam über Wiesengründe, unter schattigen Nusbäumen hin. Dann wird das Thal enger und schließt sich jenseit Himmelreich bis auf eine enge, von hohen steilen Felsenpeilern gebildete Pforte, die sogenannte Hölle; eine sehr uneigentliche Bezeichnung, da ich vermüthe, daß die Hölle weder so malerisch, noch so angenehm sein mag. Bei der nächsten Station beginnt der eigentliche Paß, die sogenannte „Steig“, wo man höchst langsam und mühselig die steile Thallehne hinaufsteigt, was uns nur mit Hilfe von 6 Pferden möglich war. Man ist jetzt beschäftigt, diesen Theil der Straße bequemer umzubauen. Ob dies noch geschehen<sup>\*)</sup> wird mit einer zweiten „Steig“, die wir jenseit des Titti-Sees, einem kleinen höchst anmuthig zwischen hohen Waldbogen gelegenen Wasserbecken, ebenso mühselig mit Vorspann erklimmen, ist mir unbekannt geblieben. Der Rückblick über den See gegen den hohen Feldberg war höchst anmuthig. Der Hinabweg nach Lenzkirch war weniger beschwerlich. Jenseit Bombdorf öffnete sich meinen Augen

\*) Sit geschehen.

eine minder schöne als geographisch merkwürdige Gegend, von der ich anderweitig sprechen will. Bei Säcklingen ging es sehr steil hinab ins Wutach-Thal, das hier weit offen, aber als Grenze zwischen dem Schwarzwald und Juraformation gelten kann. Bald darauf betraten wir Schweizer Boden und um  $\frac{1}{2}$  7 Uhr erreichten wir das Hotel Weber, das seit fünf Jahren dem herrlichen Rheinfall und dem Schloß Laufenberg gegenüber erbaut ist. Meine junge Reisegesellschaft staunte nicht wenig, als ich sie durch das Haus auf die Terrasse führte, indem ich dem lauten Rauschen des Wassers folgte. Bald darauf eilten wir hinab und ein gebrechlicher Nachen brachte uns über den perlenden Smaragdstrom nach Laufenberg, wo man den Fall in vier verschiedenen Etagen bewundern kann. Die Portion dieses unvergleichlichen Genusses kostet 1 Franc. Ach wärst Du doch bei mir gewesen! Der gute Bismarck kennt schon meine Gedanken bei solchen Gelegenheiten. Nach dem Sonper schlenderte ich mit Bismarck noch bis  $\frac{1}{2}$  11 Uhr auf der kolossalen Terrasse vor dem Hotel umher. Von da aus konnten wir in der dunklen Nacht nur eben, von unserem Ohr geleitet, die weißen Schaumwellen des Falls erkennen, aber der Himmel hatte für eine eigenthümliche Illumination gesorgt. Von 5 zu 5 Minuten zuckte helles Wetterleuchten über die Landschaft und dann lag der unvergleichliche Anblick in magischem Lichte vor uns, um sogleich wieder in der schwarzen Nacht zu verschwinden. So etwas beschreibt sich nicht! Wie herrlich schliesen wir bei dem Rauschen des göttlichen Wassers! Heute Morgen war dichter Nebel auf der Landschaft. Wie schön, daß während des Frühstücks ein Nebelschleier nach dem anderen fiel und das reizende Schauspiel endlich wieder ganz unverhüllt da lag. Ich entriß mich demselben, um mit Dir zu plaudern!“

Von Schaffhausen wurde nach Zürich aufgebrochen, um anderen Tags den Rigi zu besteigen. Ein aus Wesen am Wallenstadtsee datirter und später in Pfäfers fortgesetzt, in Splügen beendeter Brief weiß dann Folgendes zu berichten:

„Was habe ich Dir Alles zu erzählen! Der Weg durch Zürich von Schaffhausen, so lieblich er war, erschien doch nur wie ein Vorspiel all der Schönheiten, die uns durch Gottes Gnade zu Theil werden sollten.

Um 5 Uhr langten wir im Hotel Baur an, trefflich aufgenommen, ganz anders, als vor 7 Jahren, wo ich nicht mit 4 Pferden angerollt kam, sondern mein bescheidenes Gepäck auf einem Karren vom Dampfboot herbeiführen ließ. — Andern Morgens gingen wir zu Schiff nach Horgen, wo uns der vorangeeilte Wagen aufnahm, der uns nun zuerst über den den See umschließenden Höhenzug, dann durch das liebliche Thal von Zug, an den schattigen Ufern seines Sees hin, nach Arth brachte, wo wir Mittag aßen und für den Rigi rüsteten. Nachmittags 3 Uhr saß dein Gatte auf einem steifen Schimmel, der ihn der Mühe überheben sollte, in der Hitze den steilen Bergpfad zu erklimmen. Der Prinz und Bismarck gingen zu Fuß. Zuerst kamen wir an dem bekannten Bergfall von Goldau vorüber, welcher vor 41 Jahren 4 Dörfer und mehr als 400 Menschen begraben. Dann ging's steil den steinigen Pfad hinauf. Diesen Hinaufweg und alle die verschiedenen Ah! und Ei! zu beschreiben und herzuführen, ist mir unmöglich. Der Berg glich einem Wallfahrtsorte. Blicke man rückwärts, so sah man eine Gruppe von Wanderern und Reitern beiderlei Geschlechts folgen, sah man hinauf, so sah man andere, die glücklich schon weit vorgebrungen und noch andere, die schon oben

angelangt, in Mänteln und bunten Hüllen aller Art in der Aussicht schwelgten. — Als wir oben ankamen, empfing uns der Kuhreigen, der zwar auf uns berechnet, dennoch den Anschein haben konnte, als gelte er dem Hirtenleben und dem lieben Vieh, das auf den Hängen und den Matten weidete. — Oben angekommen, fanden wir die Schneeberge zwar theilweise in Wolken gehüllt und die Sonne ging nicht klar unter, auch das Mondlicht war noch zu schwach, aber wir waren doch sehr befriedigt in dem Gedanken, wie viel schlimmer wir es noch hätten treffen können. Mit mehr Herzensfrölichkeit ließen wir daher nach dem Abendessen unsere Stimmen von der Spitze des Gipfels ertönen und in mehrlei Weisen, ob zum Ergötzen des Publikums, lasse ich dahin gestellt, jedenfalls aber zu unserm eigenen. Aber es war uns auch noch Schöneres vorbehalten. Am andern Morgen vor Sonnenaufgang standen wir in sprachlosem Erstaunen von Neuem auf jenem herrlichen Punkte, denn die ganze Kette der Schneecalpen lag in der Morgendämmerung entschleiert vor unsern freudigen Blicken, und als nun die liebe Sonne wirklich aufging wie eine glühende Kugel und einen Gipfel nach dem andern rosig anhauchte und die wunderbarsten Tinten über das wundervolle Panorama ausgoß, da waren mir die Thränen nicht fern, und ich dankte so recht von Herzen dem gütigen Geber da oben über den erbleichenden Sternen, indem ich zugleich einer fernem Liebe mit Innigkeit und in Fürbitte gedachte. Wie selig, wenn ich ein solches Schauspiel noch an deiner Seite erlebt hätte, aber — die Bäume dürfen nicht in den Himmel wachsen.\*) — — Nach dem Frühstück stiegen wir gemach, doch nicht ohne Beschwerde, wiewohl in der besten Laune, hinab und in Wäggis aufs Dampfschiff, das uns in  $\frac{1}{4}$  Stunden über den westlichen Arm des Vierwaldstädter Sees nach Luzern brachte. Nachdem wir uns hier von den Folgen der heißen Morgenpromenade befreit, unternahmen wir einen Spaziergang nach dem herrlichen Denkmal, welches die Schweizer ihren im Kampfe gegen den Pariser Pöbel am 10. August 1792 gefallenen tapferen Landsknechten errichtet. Nach Tisch eilten wir aufs Dampfschiff zurück, um nach Bruunten am östlichen Ende des Sees, wo uns unser Wagen erwartete, zu fahren und die malerischen Ufer zu beschauen. Es ist wahr, sie sind schön, aber lange nicht so schön und wild, als ich sie mir gedacht. Mit einem Blick zum Rütli hinauf und hinüber zu Tells Kapelle verließen wir den See und eilten durch das schöne Thal von Schwyz hinauf über den Sattel unweit des Schlachtfeldes von Moorgarten mit manchem herrlichen Blick rückwärts auf den Lomerner See, den Hafen, Nigi und die fern aufsteigenden Schneeberge. Der Abend überraschte uns, so daß wir genöthigt waren, in einer Dorfwirthschaft zu Nothenthurm zu übernachten, und zwar zu unserm nicht geringen Vergnügen. Denn 1) waren Bett und Essen leiblich; 2) gewährte die treuherzige Unbeholfenheit des Wirths und seines studirten Sohnes manche unerwartete Unterhaltung; 3) endlich war die Neuheit der ganzen Situation auch nicht zu verachten. Andern Morgens ging unser Weg zunächst durch ein armes Land, ein mooriges Thal, von mäßigen Höhen eingefast, deren Seitenwände nur mit niederm Tannengebüsch und magerer Grasung überkleidet waren. Als wir jedoch den niedrigen Sattel am Schindeluggi hinter uns hatten, lag der liebliche Züricher See mit seinen lachenden Ufern

\*) Zwei Jahre später stand R. mit seiner Gattin zusammen an derselben Stelle.

und blanken Ortshäfen weit vor uns und fort ging's nun auf dem oberen Thalgrunde, der sich in einem einzigen Wiesenteppich zwischen dem Züricher und Wallensee ausbreitet. Bald nach 12 Uhr langten wir an dem Ufer der letztern zu Wesen an. In 1¼ Stunden brachte uns das Dampfschiff nach Wallenstadt, von wo uns der Weg nach Nagaz durch eine Gegend führte, die ich Dir schon im Jahre 1840 beschrieben habe, die mir heute aber noch besser gefiel, weil ich sie im schönsten Abendlichte sah. Zu Nagaz um ½7 Uhr angekommen, bestiegen wir sofort kleine Wäglein, die uns nach dem nahen Bade Pfäfers und seinem wunderbaren Thale führen sollten. Für Reifewagen giebt's keinen Weg dahin. Denke Dir, einen braufenden Bach in einer der engsten Felsenspalten, deren Wände so steil und hoch, daß die Sonne nur während weniger Stunden hinzufschienen vermag. Denke Dir, daß diese Thalspalte, die vor ihrer Mündung ins Rheinthal etwa 25 bis 30 Schritt breit ist, je höher hinauf immer enger und enger wird, so daß sie sich nach ¾ Stunden oben fast ganz schließt, so hast Du eine Idee von dem Thale von Pfäfers und füge ich hinzu, daß an seinem obern Ende eine heiße Quelle, die 30° R. hat, aus der Felsenwange sprudelt, so hast Du zugleich einen Wink über seine wahrscheinliche Entstehung. Das Bad, in das man vor Zeiten auf Strickleitern von oben hinabstieg, ist jetzt in einem kolossalen, massiven und gewölbten Hause, für das man den Platz zum Theil durch Felsprengungen gewinnen mußte. In demselben langten wir beim Anbruch der Dunkelheit an. Heute morgen waren wir schon früh auf den Beinen, um den Gang nach der Quelle durch den schauerlichen Felspalt zu machen, der meinen jungen Begleiter ins höchste Erstaunen setzte, mich aber an die Seisenberger Klamme erinnerte, die ich 1840 gesehen.

Ueber die Fahrt von Nagaz durch das schöne Rheinthal und die graufige via mala schreibt R. in Erinnerung an eine frühere Reise, wo er den Weg in umgekehrter Richtung machte: „Wie anders machte ich jene Reise, zu Fuß, um 7 Jahr frischer und — unabhängig frei wie der dem Käfig entflohene Vogel, heute en grand seigneur, aber dafür um Vieles gebundener.“

Der nächste Brief ist bereits aus Mailand vom 22. August datirt und berichtet über die Fahrt über den Splügen und an den Comer-See.

„Nachdem ich Dich in Splügen mit meiner Feder, doch nicht mit meinen Gedanken verlassen, ging es gestern Morgen bei zweifelhaftem Wetter den mehr als 6000 Fuß hohen Alpenpaß hinan, den die kunstreich gebaute Straße in zahlreichen Zickzack's ersteigt. In 2 Stunden war derselbe (von uns zu Fuß) erklommen und wir befanden uns in einer baumlosen Felsenwüste in der Nachbarschaft von ewigem Schnee und Eis, denn links von dem Soretto, rechts von dem Lamborn hingen Gletscher in die Felschluchten hinab. Dichte Regenwolken, die uns noch nicht erreicht hatten, verschleierten den Blick auf den italienischen Abhang des Gebirges. Schnell rollte der Wagen denselben, von Neuem in zahlreichen Windungen, hinab. Bald hielten wir vor dem österreichischen Zollhause, wo man uns nicht länger aufhielt, als bis unsere Pässe registrirt und visirt und die Regenwolken bis zu uns heraufgestiegen waren. Durch dieselben ging es dann auf der schönen Kunststraße, die meist aufgemauert auf künstlichen Terrassen oder durch lange Felsentunnel geführt ist, hinab, an einer alten Römer-Warte, dem schönen 400 Fuß hohen Wasserfall und den grandiosesten Felsstrümmern vorüber nach der Poststation

Campo Dolcino, einem ärmlichen, aus elenden Steinhütten bestehenden Dörfchen, das seinen süßen Namen lebiglich einem mäßigen Ackerfelde von zweifelhafter Fruchtbarkeit, dem ersten, so man auf der Südseite begegnet, zu verdanken scheint. Aber bald änderte sich die Scene. Statt der krüppelhaften Taunen, die wir vorher auf den mageren Grasplätzen der Thalhänge erblickt hatten, erquickten wir bald das Auge durch das saftige Grün edler Kastanien, von denen schon das nächste Dorf unterhalb Campo Dolcino in aller feiner Aermlichkeit reich umhüllt ist. Bald mischen sich Eichen, Weiden, Maulbeerbaum unter die Kastanien, die nun rings die Thalhänge weit hinauf bekleiden; der Nußbaum, die Rebe erscheint, das Thal öffnet sich und der Garten von Chiavenna liegt plötzlich bei einer Wendung der Straße in aller Pracht des Südens vor den Augen des Reisenden, und warme Lüfte wehen den von Nässe und Kälte erstarrten Leib an. Hier verließ uns der Regen oder vielmehr wir verließen ihn, nachdem wir aus den feuchten Wolken in das warme Wälschland herabgerollt waren. In Chiavenna gewannen wir durch ein Gabelfrühstück und ein Glas süßen Weines von Asti das Behagen ganz wieder, welches dem Reisenden nicht fehlen darf, der die Reise nicht als Arbeit oder Geschäft vollführt. Die Physiognomie des Städtchens ist schon ganz italienisch, aber noch hört man nicht selten auch deutsche Laute. Der Weg von da bis Colico, am Ufer des kleinen Sumpf-Sees von Niva vorüber und durch das moorige und wegen seiner bösen Luft übel berufene Mündungsland der Abda bietet nur wenig Interessantes und noch weniger Reize dar. Endlich, bei Colico erquickte die durch die feuchte Hitze und Schwüle erschöpften Reisenden der Blick auf den blaugrünen Wasserpiegel des Comer Sees, der uns zugleich mit frischen Lüften säfchelte. Der fernere Weg, den wir, da der Dampfer Colico schon verlassen, zu Lande längs dem Seeufer fortsetzten, ist schön genug, aber wir sehnten uns nach Schönerem, nach den mittleren Gegenden des Sees, nach dem herrlichen Bellagio und seinem paradiesischen Garten; darum ging uns die Fahrt nicht rasch genug. In der That langten wir auch erst um 6 Uhr in Varenna, Bellagio und der Villa Carlotta gegenüber an. Freundliche Zimmer mit der herrlichen Sicht auf den See waren im Albergo reale rasch in Besitz genommen und wir eilten mit allem Staub der Reise rasch hinab in die geschmückte Bark, deren Inhaber mit acht italienischer Betriebsamkeit unserem Wagen schon seit einer halben Stunde laufend gefolgt waren, um die ersten zu sein, welche ihre Dienste anböten. —

Von ihnen erfuhren wir, während ihre raschen Ruderschläge das Schiffchen schnell über die durchsichtige Fluth dahingleiten ließen, daß die Villa Carlotta erst seit dem vorgestrigen Tage ohne Bewohner sei. Was soll ich Dir Neues von dem prächtigen See und der zauberischen Aussicht von der Höhe des Gartens Serbelloni sagen, was ich Dir nicht schon voriges Jahr gesagt hätte? ich muß von mir sprechen und von der Wehmuth, die mich hier wie immer ergriff, wo ich so herrliches ohne Dich, meine geliebte Anna, genießen sollte. Die Dämmerung überfiel uns schnell genug und unsere Bark eilte um so schneller nach Varenna zurück, als sich ein Ungewitter mit zuckenden Blitzen und fernem großem Donner ankündigte. In der That accompagnirte es unser Souper und selbst noch unser Einschlafen in großartiger Weise. Desto blauer heute Morgen der Himmel, desto frischer die Luft, desto staubloser unser Weg, der uns heute in der Frühe am Seeufer nach Lecco



und später durch einen Theil der einem Garten ähnlichen Landschaft Brianza führte. In der Gegend von Sacarigo verließen wir die letzten Höhen. Nun begann die durch unabsehbare Baum- und Nebenpflanzungen unübersehliche Ebene der Lombardie, in der wir Mittags Monza, Nachmittags Mailand erreichten. In Monza hielten wir uns nur so lange auf, um seinen Dom zu sehen, der die Krönungsstätte der alten longobardischen Könige, so wie Napoleons und neuerdings der beiden letzten österreichischen Kaiser zu Königen von Italien ist und die bekannte eiserne Krone und eine artige Reihe von alterthümlichen Kostbarkeiten enthält, übrigens aber durch die im 15. Jahrhundert mit ihm vorgekommene Modernisirung und ungeschickte Uebermalung jede architektonische Schönheit verloren hat. Schöner und mir interessanter war das ehemalige, jetzt in ein Kaufhaus verwandelte Schloß, das sich Friedrich der Rothbart hier gebaut. In Mailand sind wir im Hotel de la Villa wohl aufgenommen. Da erst um 5 Uhr gespeiset wurde, hatten wir hinreichend Zeit, um den Reisetraub abzuwaschen, sowie unsere Kapseligkeiten in bequemlicher Weise auszapfen.

Nach Tische schlenderten wir zum Dom und nahmen unsern Kaffee, seiner herrlichen Fassade gegenüber, wie es hier Gebrauch auf der Straße, vor der Thür eines benachbarten Kaffeehauses ein. Zahlreiche schöne Equipagen eilten hier an uns vorüber und belebten das Verlangen, den beginnenden Corso zu sehen. Die Promenade dahin durch die dicht gedrängte Menge der sonntäglichen Spaziergänger war unterhaltend genug. Gegen 8 Uhr von da zurückgekehrt, habe ich mich zu Dir gesetzt, während die jungen Gefährten in die Scala gegangen sind, um das Haus, das größte Schauspielhaus Europas, und eine neue Oper von Donizetti zu sehen. Jetzt, da es eben 10 Uhr schlägt, erwarte ich sie zurück. Ich sage Dir daher nur noch, daß wir Morgen, vielleicht auch Uebermorgen Vormittag noch hier bleiben, um dann nochmals zum Comer See und später über das Stilsjer Joch nach Meran zu gehen, wo wir am 27. einzutreffen gedenken.

Mitten unter den wechselnden Eindrücken der Reiseerlebnisse beschäftigten sich R.'s Gedanken doch täglich und stündlich mit den Seinen in der Heimat und gelegentlich plagte er sich mit ängstlichen Sorgen um ihr Ergehen. So schreibt er aus Mailand an seine Frau: „Ach ich bin thöricht genug, Dich mir in schwarzen Momenten krank und in Fieberhize glühend zu malen — entsetzlich! — Aber hinweg von solchen düstern Vorstellungen! — ich flehe zu Gott, daß Er mir das gnädig erlassen möge. Keine irdischen Banden wäre stark genug, mich hier festzuhalten, wenn solche Befürchtung — was Gott verhüte! — zur Gewißheit werden sollte. Aber Thorheit ist es, sich damit zu plagen.“ Am folgenden Tage brachten ihm Briefe aus der Heimat die Nachricht, daß zu solchen Befürchtungen zwar in dem Maße, wie er sie gehegt hatte, glücklicherweise kein Anlaß vorlag, daß dieselben aber doch insofern nicht ganz unbegründet waren, als seine Frau in der That erkrankt war. Die angekommenen Briefe wurden in einem Kirchenstuhl des Mailänder Domes gelesen, wo R. seine Genossen erwartete, mit denen dann nach der Besichtigung des Domes die Brera, das Mailänder Museum, aufgesucht wurde. „Unter vielen schlechten oder doch mittelmäßigen Bildern fand sich doch auch einiges sehr Schönes, wie die Verlobung der Maria von Raphael, eine Madonna von

Sassoferrato und ein Abendmahl von Rubens; anderer guter Sachen von Domenichino, Luini und Anderen nicht zu gedenken.“

Der nächste Brief meldet die glückliche Ankunft der Reisenden in Meran, wo wir R. in einem stillen behaglichen Hinterzimmer des Hauses der unglücklichen Gräfin de Jour finden, in welchem der Hof des Prinzen Carl von Preußen, so gut es gehen konnte, untergekommen war. „Mein Zimmer, schreibt R., zwischen dem des Prinzen und dem der beiden jungen Herren gelegen, hat zwei vergitterte Fenster und gar keine andere Aussicht, als auf eine Felsenterrasse, die unmittelbar vor dem Fenster, nicht zehn Schritt von demselben senkrecht aufsteigt, allein unter derselben rauscht ein Bach, dessen Plätschern die herrlichsten Wiegenlieder aufwiegt. Außerdem bin ich hier so abgeschlossen, so ruhig, so heimlich, und dies Gefühl der Ruhe wirkt so behaglich und so besänftigend, wie ich es nicht zu beschreiben vermag, besonders nach der Unruhe und den Beschwerden unserer bisherigen Reise.“ In dem Reisebericht fortfahrend, erzählt R. von einem nochmaligen kurzen Aufenthalt am Comer See. Auf der von einem Platzregen arg mitgenommenen Straße durch das Val Tulin ging es über Tirano und Bormio auf das Stülffer Joch. Der treffliche Regen hatte oben auf den kalten, bis über die Grenze des ewigen Schnee's aufsteigenden Bergen die Gestalt tiefen Schnee's angenommen und selbst die Höhen um Bormio, der schon fast 4000' über dem Meere liegt, erscheinen ganz bepudert, doch schmolz hier der Schnee von der Mittags-Sonne, die liegend hindurchbrach, während wir im Posthause jenes elenden Städtchens ein sehr unsauberes Frühstück hinunter schluckten. Als wir nun soeben mit 6 Pferden die Hinauffahrt angetreten hatten, trat bei den Buben von Bormio ein Mann an den Wagen, warnte des Schnee's wegen vor der Fortsetzung der Reise und lud uns ein, in den Buben eine günstige Aenderung der Verhältnisse abzuwarten. Er wurde natürlich als Speculant behandelt und kurz abgeführt. Und in der That ging alles gut. Zwar trieb mich der tiefer werdende Thauschnee bald in den Wagen zurück, zwar wurde auch der Schnee tiefer und tiefer, allein die ganze Sache hatte gar nichts Bedenkliches, bis wir nahe unter dem Joch in Santa Maria ankamen, wo wir uns durch Kaffee erwärmten und erquidten. Dann aber, als wir etwa um 6 Uhr angingen, auf der deutschen Seite herunterzusteigen, begannen die Schwierigkeiten, die uns ohne die überaus treffliche Construction der Straße und die unausgeseht thätige Straßen-Polizei überwältigt haben würden. Der Schnee lag noch viel tiefer; auch waren am Tage an 7 oder 8 Stellen Lawinen gefallen, welche indeß ziemlich beseitigt waren; an anderer Stelle hatten die Lawinen Gallerien eingedrückt oder doch beschädigt, so daß wir uns nur dadurch helfen konnten, daß ein Theil der Pferde abgespannt wurde; an noch anderen blieben wir einfach im tiefen Schnee stecken; so daß uns die Straßenwärter hindurch helfen mußten. Indessen gelangten wir glücklich nach Franzenshöhe, der ersten deutschen Station, wo der Schnee von der Straße meist verschwunden war. Das einsame Haus, welches diesen Namen führt, war kein einladender Aufenthaltsort. Dennoch wollte uns die Wirthin durchaus da behalten. Zuerst gab es keine Pferde, dann kamen welche, aber sie mußten noch gefüttert werden und als dies geschehen, traf die Nachricht ein, daß die Straße so beschädigt sei, daß man uns nicht weiterreisen lassen dürfe. Nach allem diesem Aufenthalt gelang es uns dennoch unter Begünstigung des Mondes die Reise fort-

zusehen. In unserem Gefolge befanden sich 5 bis 6 breitschulterige Burschen. Mit ihrer Hilfe gelang es uns ohne Schwierigkeit, den Wagen über die schlimme und ohne Zweifel viel zu bedrohlich geschilderte Stelle zu schaffen und wir langten um 10 Uhr glücklich in Trafoi und in unserm Nachtquartier, einem reinlichen Tyroler Dorfwirthshause an, wo wir uns nicht allein des schirmenden Obdachs, sondern auch des treuherzigen Willkommens freuten, mit dem wir empfangen wurden. Am andern Morgen gelangten wir nach einem sanften Regen über Bradt, durch das breite Bintschgauthal, dessen ebene Sohle keine ferneren Schwierigkeiten bot, in das von mildem Sonnenlicht übergossene Thal von Meran, nachdem die brausenden Katarakten der Etsch an der sogenannten „Töll“ passirt waren. Die Aufnahme an dem dort weilenden Hofe des Prinzen Carl war die freundlichste. Der bis zum 3. September währende Aufenthalt in Meran gestaltete sich der äußeren Tageseintheilung nach ähnlich wie der im vorigen Jahre in der Villa Comellini bei Genua verbrachte. Einzelne Ausflüge brachten dann und wann Abwechslung in die sonst einförmige Tagesordnung, so ein nach dem alten Schloß Tyrol unternommener, das  $\frac{1}{4}$  Stunden entfernt auf dem Thalhange thront und weite Umsicht über das Thal und die einschließenden Gebirge bis zur ewig beschneiten Ortler Spitze gewährt. „Die Herrschaften und Damen waren zu Pferde oder Esel, wir andern zu Fuß. Der Tag war sehr schön, die Aussicht herrlich; der Contrast zwischen dem schönen Grün des Thales, in welchem sich nordische Frische und südliche Fülle der Vegetation vereinen, einerseits mit der kahlen Schroffheit der umschließenden Felsenspitzen, die hier und da mit Schneehauben geschmückt waren, zwischen der Einsamkeit da oben und der Lebensfülle dort unten, die sich in Tausenden von blanken Menschenwohnungen kundgab, die zerstreut oder in Gruppen mit weißen Mauern und rothen Dächern das frische Grün der ungeheuren Laubendächer der Weinpflanzungen und Nußbäume malerisch unterbrechen: Alles dies verfehlte nicht seine Wirkungen, selbst auf denjenigen Theil der Gesellschaft nicht, der noch ganz voll und eingenommen von den Schönheiten Italiens und den Reizen des Comer See's. Die Heiterkeit war allgemein und ein großer Theil des Heimweges wurde singend zurückgelegt, und selbst als wir durch die dunkle Stadt einzogen, tremulirten beide Prinzen und einige Herren des Gefolges noch ganz vernehmlich.“ Noch in Meran verlebte K. den 2. Septbr., seinen Hochzeitstag, wo denn natürlich sein Gebenken an Frau und Kinder ein ganz besonders inniges war. „Den für uns so wichtigen heutigen Tag, schreibt er, kann ich unmöglich verstreichen lassen, ohne Dir einige freundliche Worte zuzurufen, wenn Du sie auch nicht hören kannst. Gott hat unseren 11jährigen Bund, Ihm sei Dank! so reich gesegnet, daß ich sagen mag, ich lebe erst seit seinem Bestehen. Du hast mich, meine geliebte Frau, sehr glücklich gemacht, und wenn diesem Glücke noch ein Zusatz zu wünschen ist, so kann dies lediglich nur sofern geschehen, als unsere menschliche Schwachheit uns überhaupt verhindert, den Gipfel des uns nach Gottes Willen zugebachten Glücks ganz zu ersteigen.“

Von Meran ging die Reise nach Venedig, wo Prinz Carl mit seinem Bruder König Friedrich Wilhelm IV. zusammentreffen wollte, dessen Ankunft daselbst auf den 7. Septbr. festgesetzt war. Da auch die Prinzess ihren hohen Gemahl begleitete, und man befürchtete, daß für die zahlreiche Gesellschaft die Pferde auf den Stationen

fehlen würden, wenn alle gleichzeitig reisten, so fuhr R. mit Graf Bismarck und mit ihnen einer der Adjutanten des Prinzen Carl, Major Borcke, am 3. September voraus, während die übrige Gesellschaft mit Einschluß des Prinzen Friedrich Carl zwei Tage später folgte. Ueber die Fahrt von Meran nach Venedig und den Aufenthalt daselbst giebt folgender vom 5. September aus letztem Orte datirter Brief Auskunft:

„Seit 24 Stunden hier habe ich noch nicht Zeit gefunden an Dich zu schreiben, ob auch an Dich zu denken? — so sagst Du doch wohl nicht, denn wie sollte ich nicht an Dich gedacht haben, da ich doch so viel Schönes und Herrliches gesehen habe. — Wir fuhren vorgestern pünktlich um 12 Uhr von Meran ab. Die Reise ging an der Etsch hinab, anfänglich durch die blühenden Umgebungen Merans; dann über eine einförmige und durch die Willkür des Flusses und seiner Nebenbäche vielfach verödete und verwilderte Thalsohle. Aber bald änderte sich die Scene als sich das Thal gegen Bozen hin in einen weiten Grund verwandelte, der mit der herrlichsten Vegetationsfülle und dem lieblichsten Wechsel von Weingeländen und Maisfeldern, Ruß- und Pfirsichbäumen, Kastanienhainen und Wiesensteden, Häusern, Kirchen und Ortschaften die großartigste Gebirgsscenerie verband, wie sie kaum schöner gedacht werden kann. Ueber den Weingeländen und Obstgärten an den unteren Hängen des Thales bildeten Tannenwäldungen und grüne Matten noch immer einen anmuthigen lebensfriichen Farbenwechsel; Burgen guckten von Felsvorsprüngen und Berglehnen über die Tannenwipfel hinweg, wie Eppan, Nissian und Runkstein, aber höher hinauf stiegen die steilen Felsen nackt bis zu 4—5000 Fuß absoluter Höhe hinan (Mendola), und trotzig blickten aus diesen Regionen andere Festen in stattlichen Ruinen ins blühende Thal hinab, wie Schloß Maulfisch, der einem Alerhorst gleiche Dreifenstein und der Rasenstein. Aber der herrlichste landschaftliche Kontrast bot sich dar, sobald man über die Stadt Bozen hinwegschauen konnte. Der blanke ansehnliche Ort ist reich und üppig gelagert am Fuß grüner Hügel, am Saum eines reichen Thalgrundes, am Zusammenfluß dreier reißender Gebirgsströme: Etsch, Eisach und Talsfer-Bach; aber über dies blühende Bild hinwegschauend, dem die wunderbar schönen Ruinen von Siegmundskron, zur Rechten auf einem modrigen bewaldeten Vorsprunge des Thallandes gelegen, den Reiz des Historischen und Romantischen hinzufügen, erblickst Du die beschneiten, zackigen Höhen der Fassaner Alpen, den sogenannten „Rosengarten“ mit seinen zahn- und nadelförmigen Spitzen, die in den klarsten, schärfsten Umrissen, obgleich meilenfern, so nahe herantreten, daß die Landbirten Spitzen fast wie Thürme der nahen Stadt erscheinen. — Als wir diese, deren hübsche Kathedrale (aus dem 14/15. Jahrhundert) wir flüchtig beschaut, nach einem stündigen durch die österreichische Umständlichkeit im Postwesen veranlaßten Aufenthalt verlassen und uns, immer der Etsch folgend, gegen Süden gewandt hatten, wurde uns ein anderer, auch sehr herrlicher Anblick zu Theil, indem wir rechts rückwärts schauend die Deptthaler Fernen, oder die Schneeberge, die das Thal von Meran im Norden umwallen, ebenfalls in ungemainer Klarheit vor uns ausgebreitet sahen. Eine Wendung des Thals entzog sie endlich unseren zurückgewandten Blicken; die bald einbrechende Dunkelheit umhüllte ebenso das schöne Thal, dem die Straße folgte, so daß wir nur noch das Nächste einigermaßen zu erkennen vermochten. Daher weiß ich Dir von den nächsten Stunden wenig zu erzählen. Ein Soldaten-Souper in Salurns, ein mehr als

halbstündiger, durch Passirereien herbeigeführter Aufenthalt in dem historisch berühmten Trient, dessen alterthümliche, auch im schwachen Mondlicht als interessant zu erkennende Befestigung, dessen halb deutsche, halb wälsche Bevölkerung bei Tage reichen Stoff zur Beobachtung gegeben haben würde, — eine beschwerliche Fahrt über den Rücken, der bei Trient das Gtsch vom Brenta-Thal scheidet, — die Kühle der keineswegs italienischen Nacht, die zunehmende Schlaftrunkenheit ohne eigentlichen Schlaf: Das sind die kurzen Andeutungen dessen, was ich Dir über diese Nachtreise zu sagen hätte. Bei anbrechendem Morgen, das ist gegen 5 Uhr, dämmerten vor meinen müden Augen die Umrisse eines kleinen Städtchens auf, unter welchem die Brenta tief im Thale rauschte, über welchem hoch auf steiler Felsenhöhe die wohlerhaltene Ruine eines stattlichen alten Kastells thronte. Wir waren in Borgo di Val Sugona. Glücklicherweise war im Städtchen schon Leben und ein der Post nahes Caffeehaus schon geöffnet. Du begreifst, daß wir frischer, wärmer, wohlgenutheter aus- als einfuhren. Fröhlich stieg der blaue Dampf unserer Cigarren in die heitere Morgenluft und wir ergöhten uns vergnügt an den Schönheiten des herrlichen Thals, das hier breit und offen auf seinem Grunde, ungeachtet seiner Höhe, schon südlüche Vegetationsfülle, auf seinen Rändern manches schöne Schloß aufzuweisen hatte. Aber die Natur behauptete ihr Recht und so wie die verglommenen Cigarrenstumpfen zu Boden fielen, sanken auch die müden Augen zu. Als ich gestärkt erwachte, hielt der Wagen, um die Pferde zu wechseln, in einem schmutzigen Flecken mit dem wohlklingenden Namen Primolano. Das Thal verändert hier ganz den bisherigen Charakter. Sein Grund ist fast ganz ausgefüllt von dem Riesbett der rauschenden Brenta die, wie die wild aufgethürmten Felsstrümmen erkennen ließen, zuweilen furchtbar darin rasen muß.

Das Brenta-Thal gleicht von Primolano ab einem engen, tiefen Felsen-graben, dessen Seitenwände den sterilsten Anblick darbieten, dessen kahle Kalkfelsen nur immer fähig sind. Desto überraschender ist der Austritt aus dem Gebirge dicht vor Bassano, wo Du plötzlich mit dem Flusse in die unabsehbare und wegen ihrer reichen Kultur-Verhältnisse dennoch unüberschauliche Ebene gelangst, deren Einförmigkeit lediglich in weiterer Ferne durch Höhen unterbrochen wird, und die durch ihre Umrisse an unser liebes Siebengebirge erinnern, ohne es in der Schönheit der Formen zu erreichen. Die Lage von Bassano ist sehr schön. Es ist eine thurmreiche Stadt, umgeben von hohen weitragenden Mauern, deren Zinnen und Thürme noch wohl erhalten sind. Von dem Innern derselben habe ich wenig gesehen, da wir auf einer schönen Promenade um sie herumfuhren. Von dem einförmigen, fast geradlinigen Wege über Citadella nach Padua ist wenig zu sagen. Die Gegend ist ungemein fruchtbar, die Kulturen drängen sich, die Felder sind von Bäumen beschattet, an denen sich die Rebe bis auf die Wipfel emporschlängelt, indem sie zugleich die Stämme durch dicke Festsans mit einander verbindet. Zuweilen verschwinden die Bäume auf kurze Strecken, dann erblickst Du die schönsten Rasenteppiche, über die das Wasser in künstlichen Rinnmälen lebendig dahin rieselt. Citadella ist, was sein Name sagt, aber in mittelalterlichem Sinne, daher materisch genug. Bei St. Francesco geht man auf einer fliegenden Brücke über die hier tiefe, etwa 60 Schritt breite Brenta,  $\frac{1}{2}$  Meile weiter auf einer steinernen Brücke über den Brenta-Kanal.

Schon vorher erblickt man das thurmreiche alte Padua, woselbst wir um 3 Uhr anlangten. Die Eisenbahn sollte uns um 5 1/2 von da nach Venedig bringen. Die Zeit war zu kurz, um viel zu sehen. So blieb mir nur die Muße, in der Nähe des Gasthofs umherzustreichen und, den Weg durch das großartigste mir bekannte Caffeehaus nehmend, den, wie man sagt, größten Saal der Erde im Palazzo della Razione zu beschauen. Da wir nach Padua zurückkommen, künftig mehr von diesem berühmten Ort. Jetzt schließe ich, da das Schiff ganz nahe, um Dir sobald ich kann, von der Herreise und dieser Wunderstadt zu erzählen. Beiläufig hole ich hier noch nach, daß wir (Bismarck und ich) im Augenblick der Abreise von Meran die Freude hatten, Otto Bismarck und seine junge Frau zu sehen. Sie versprachen, Dich in Bonn zu besuchen.

## Zur Geschichte der Juden im Alterthume und Mittelalter.

Von

August Kluckhohn.

I.

Wer es heute wagt, die Israeliten zum Gegenstande geschichtlicher Erörterungen zu machen, wird für sich oder mehr vielleicht noch gegen sich die Meinung haben, als ob er beabsichtige, an der öffentlichen Discussion dessen, was man die Judenfrage nennt, sich zu betheiligen und der Geschichte entweder die Waffen des Angriffs oder das Rüstzeug der Vertheidigung zu entnehmen. Mir liegt indeß eine solche Absicht fern. Nur die Schicksale der Juden in entlegenen Jahrhunderten, nicht die Stellung derselben in der Gegenwart habe ich im Auge und über jene gedenke ich so objectiv wie möglich, ohne Rücksicht auf die Meinungen des Tages zu berichten. Wollte ich in den nachfolgenden Mittheilungen und Betrachtungen anders verfahren und, statt belehrend, aufklärend und auch so viel als möglich versöhnend zu wirken, durch Parteinahme zur Schärfung der Gegensätze beitragen, so würde ich nicht allein die Pflicht des Historikers verletzen, sondern auch die Rücksichten außer Acht lassen, die ich den Lesern schuldig zu sein glaube.

Indem ich also die Leser einlade, mit mir einen Gang durch die Jahrtausende umfassende jüdische Geschichte zu machen, möchte ich die Aufmerksamkeit, so lange wir uns auf dem Gebiete des Alterthums bewegen, vornehmlich auf die Verbreitung der Israeliten außerhalb Palästinas und auf ihr Verhältniß zu den Völkern, unter denen sie zerstreut waren, lenken. Im Mittelalter werden wir uns eingehender mit den Juden in Deutschland beschäftigen und insbesondere ihre wirtschaftliche Thätigkeit, wodurch ihre sociale und rechtliche Lage nicht am wenigsten bestimmt wurde, ins Auge fassen. Mögen es auch zum größten Theil längst bekannte Dinge sein, die wir hier wie dort berühren, so dürfte doch ein umfassender, Licht und Schatten gleichmäßig berücksichtigender Ueberblick, wie wir ihn zu gewinnen suchen, Sie zu einer tieferen Würdigung der geschichtlichen Bedeutung des jüdischen Volkes und seiner Stellung in der Gegenwart anregen.

Als ein Hirtenvolk traten die Israeliten in die Geschichte ein und befaßten sich erst nach der Eroberung von Palästina theilweise mit dem Ackerbau. Gegen

die Berührung mit anderen Völkern suchte sie schon ihr großer Gesetzgeber Moses möglichst abzuschließen, aber auf die Dauer vermochten die Israeliten sich nicht dem Völkerverkehr zu entziehen. Inmitten der ältesten Kulturländer des Orients, zwischen Aegypten einerseits, Babylonien und Assyrien andererseits gelegen, konnten sie sich um so weniger der Theilnahme am Welthandel entschlagen, als nicht allein die großen arabisch-babylonischen Verkehrslinien Palästina berührten, sondern auch das ihnen so nahe verwandte Volk der Phönizier unmittelbar vor ihren Thoren sich zu dem ersten Handelsvolk der Welt aufschwang. Daß das Beispiel der Männer von Sidon und Tyrus, die mit ihrem Handel fast die ganze bekannte Erde umspannten und zu Wasser und zu Lande reiche Schätze der Heimat zuführten, anspornend auf die Israeliten wirkte, kann nicht bestritten werden, und wenn sich auch nicht nachweisen läßt, daß die Juden schon von der Urzeit her eine besondere Vorliebe für die Handelsthätigkeit hatten, so besaßen sie doch, wie Herzfeld in seiner jüngst erschienenen Geschichte des altjüdischen Handels es ausdrückt, „schon während der biblischen Zeit die geistige Regsamkeit und die Bereitwilligkeit, in hierfür günstigen Zeiten und Umständen sich ihr hinzugeben“.

Kenner der biblischen Geschichte werden sich erinnern, daß schon Salomo in Verbindung mit Hiram, dem Könige des handelsmächtigen Tyrus, den Israeliten von einem Hafen des rothen Meeres aus eine neue Handelsbahn eröffnete und Schiffe auslandte zu den vielbesprochenen Ophirfahrten, mochte nun das Ziel derselben Borindien, die Südküste Arabiens oder die Ostküste Afrikas bilden.

Auf so großen und kühnen Bahnen bewegte sich der Handel Israels nach Salomos glanzvollen Tagen nicht. Mit der Spaltung des Reiches in zwei Hälften begann alsbald der politische Verfall, den die Großmächte des Ostens, Aegypten und Assyrien, sich zu Nutzen machten, indem sie ihre Raub- und Eroberungszüge bis nach Palästina ausdehnten. Vergebens suchten die Propheten durch Bekämpfung des immer wieder einreisenden Götzendienstes und durch Bekehrung des Volkes zu dem alleinigen Jehova das drohende Unheil abzuwenden. Man weiß, wie der Assyrer Salmanassar den König Hosea in die Gefangenschaft abführte und dem politischen Leben der 10 Stämme ein Ende machte. Und nicht allein das politische Dasein des Königreichs Israel hörte auf, sondern jene 10 Stämme, die sich theils in der Fremde, theils, soweit sie zurückblieben, in der Heimat mit anderen Nationen vermengten, verschwanden im Laufe der Zeit spurlos aus der Geschichte.

Nur dem kleinen Volke Juda war eine unberechenbare Zukunft beschieden. Indem es noch mehr als 100 Jahre seine Unabhängigkeit bewahrte, wurden seine religiösen Vorstellungen durch Propheten wie Jesaias und Jeremias zu solcher Reinheit und zu solchem Schwunge erhoben, daß auch nach der Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar und der Wegführung des Volkes nach Babylon der gereinigte Glaube und die veredelte Gottesidee die unverstümmte Quelle wurde, aus der die Verbannten sittliche Kraft, ausdauernden Muth und unererschütterliches Gottvertrauen schöpften. Ja erst in ihrem Unglück haben die Juden — dieser Name tritt von nun an an die Stelle der Israeliten — die rechte Strenge und Gewissenhaftigkeit im Dienste Jehovas und das an Selbstüberhebung grenzende Vertrauen auf ihre bevorzugte Stellung gegenüber allen anderen Nationen der Erde sich angeeignet.

Nur zum Theil giengen ihre Hoffnungen in Erfüllung, als der Perserkönig Cyrus ihnen nach 50jähriger Verbannung die Rückkehr in das Vaterland gestattete. Einige 40 000 frommer Juden, die unter Scherubabels Führung die ersehnte Heimath wiederfanden, durften zwar den Tempelbau wieder beginnen, aber erst nach langen Unterbrechungen ihn vollenden, und nicht allein das Verhältniß zu den von ihnen als gögendienerisch und unrein angesehenen Samaritern bereitete ihnen Verlegenheiten, sondern auch die herrschenden Perser fingen an, Diejenigen zu unterdrücken, die so hartnäckig in ihrer Abgeschlossenheit zu verharren suchten.

Da erschien ihnen Alexander der Große, der Zertrümmerer des persischen Weltreichs, als der Befreier, welcher die ihm geleistete Waffenhilfe mit Günstbezeugungen lohnte. Auch die Nachfolger des großen Macedoniers, die Ptolomäer Aegyptens, denen Palästina zuerst zufiel, dann die Seleuciden in Syrien, welche Judäa an sich brachten, erwiesen sich den Juden Anfangs freundlich. Schon waren Tausende von ihnen dem griechischen Wesen zugänglich geworden, als der Versuch des Antiochus Epiphanes, mit Hilfe der Hellenistenpartei den Jehovaglauben gewaltsam zu stürzen und an das Heiligste, das Geseß, die Hand anzulegen, einen allgemeinen Aufstand hervorrief und der Selbennuth der Makkabäer das Joch der Fremden in Strömen Blutes brach, so daß dem gottesgläubigen Volke noch einmal die Unabhängigkeit geschenkt wurde. Aber das tapfere Geschlecht der Makkabäer, welches die königliche und hohepriesterliche Würde in sich vereinigte, entartete und die Begeisterung des Volkes erlosch; Parteikämpfe und Bürgerkriege brachen aus, so daß endlich das Land den weltbeherrschenden Römern als reise Beute zufiel.

Pompejus war es, welcher im Jahre 65 v. Chr. Palästina für Rom in Besitz nahm und sich der Hauptstadt nicht ohne Blutvergießen bemächtigte. Daß er sich nicht abhalten ließ, in das Allerheiligste des Tempels, das kein menschlicher Fuß außer dem des Hohenpriesters je betreten durfte, einzubringen, verletzete das Gewissen wie das Nationalgefühl der Juden aufs tiefste. Die eilen nur halb jüdischen Fürsten, welche in den nächsten 70 Jahren unter römischer Obhut die Regierung führten, vergifteten das Verhältniß zwischen dem gebieterischen Rom und dem leicht verletzten eigenwilligen jüdischen Volke nur noch mehr, bis endlich nach weiteren 60 Jahren, als Palästina römische Provinz geworden, willkürliche und grausame Landpfleger so viel Haß und Groll in den verwildernden Gemüthern aufhäufte, daß es zu einem der grauenvollsten Kriege kam, von dem die Weltgeschichte weiß, zu einem Kriege, in welchem die unglücklichen Juden durch Wildheit und Zügellosigkeit sich unter einander kaum weniger Leid zufügten, als die fremden Bedränger ihnen bereiteten. Wer wüßte nicht von der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Jerusalems, wobei auch der Tempel in Flammen aufging und Hunderttausende ihr Leben ließen? Es war ein erschütternder, wahrhaft tragischer Ausgang.

Als die letzte große Katastrophe über die Juden Palästina's hereinbrach, waren unzählige ihrer Brüder schon durch die ganze Welt zerstreut. Daß die einst nach Assyrien und Babylonien abgeführten Exulanten, welche in ihren neuen Wohnsitzen sich zum großen Theil mit dem Handel, als der für sie zugänglichsten und gewinnreichsten Erwerbsequelle, befaßten, von den Ländern des Euphrat und Tigris sich nach und nach über einen großen Theil Asiens verbreiteten, kann nicht



überraschen; bemerkenswerther ist, daß wir schon zur Zeit des Exils, ja vor der Zeit desselben, von Juden in westlichen Ländern, sogar in Spanien hören, welche nach dem Vorgange der Phönizier und wahrscheinlich im Anschlusse an dieselben durch Handelsgewinn dahin gelenkt worden waren.

Wir dürfen dies um so sicherer vermuthen, als die fremden, von Israeliten bewohnten Ortschaften, welche die Propheten gelegentlich namhaft machen, regelmäßig für den Handel von Bedeutung waren. Indem aber die Propheten so häufig der Hoffnung Ausdruck gaben, daß Israels Söhne aus allen fremden Ländern zurückkehren werden, scheinen sie den Handel unter den Heiden nicht mit günstigen Augen anzusehen, was man nicht unpassend damit zu erklären sucht, daß das jüdische Volksleben vorzugsweise auf den Ackerbau gegründet war, der Handel aber als der Sittlichkeit und dem Charakter gefährlich erscheinen konnte. Aber theils die Begierde nach Gewinn, theils der Zwang der Verhältnisse trieb die Israeliten unwiderstehlich dahin, ein Handelsvolk im eminentesten Sinne des Wortes zu werden.

Es ist gewiß sehr bezeichnend, daß die von Alexander dem Großen an der Mündung des linken Nilarmes angelegte und nach ihm benannte Stadt, die bestimmt war, die wichtigste aller Handelsstädte am Mittelmeer zu werden, zu einem Lieblingsstige der Juden wurde. Während in ganz Aegypten ihre Zahl nach und nach bis auf 1 Million anwuchs, waren von den fünf Quartieren der Riesenstadt Alexandria zwei fast ausschließlich in ihrem Besitz, und wer möchte bestreiten, daß sie bei dem geringen Maße ihrer technischen Fertigkeiten vorzugsweise dem Handel oblagen? Auch werden unter ihnen ausdrücklich Schiffsherrn und Großhändler erwähnt; ebenso hören wir von reichen Juden, bei denen Könige borgten, und von anderen, die als fürstliche Schatzmeister walteten. Eine große Judengemeinde finden wir auch in dem Hafensorte Berenice am rothen Meere, von wo die Schiffe nach Indien auslaufen. Was anders als der Handel hätte sie dahin ziehen können?

Was von den Juden Aegyptens, insbesondere Alexandrias, gilt, findet auch auf die zahlreichen israelitischen Bewohner Cyrene's und der gleichnamigen Stadt Anwendung. Auch dort hatte sich ein überaus lebhafter Handel entwickelt, und der Antheil der Juden an den dadurch erworbenen Reichthümern war so groß, daß, als ein habgieriger römischer Statthalter die reichsten Juden nach ausgebrochenen Unruhen tödtete, nicht weniger als 3000 davon getroffen wurden.

Ebenso finden wir Juden an den Brennpunkten des äthiopischen und arabischen Handels. — Die Apostelgeschichte nennt als Juden und Judengenossen aus „allem Volk, das unter dem Himmel ist“, die in Jerusalem die Apostel in Zungen reden hörten, Parther, Meder, Elamiten, Bewohner von Mesopotamien, Kappadocien, Pontus, Asia, Phrygien, Pamphylien, Aegypten, Cyrene, Rom, Kreta und Arabia. Herzfeld aber hat nachgewiesen, das unter 22 Städten Kleinasiens, in denen nach zuverlässigen Quellen Juden wohnten, 16 in merkantilem Aufstande und 13 davon an der handelsfleißigen Westküste lagen. Mit den kleinasiatischen Inseln verhält es sich nicht anders. Auf der Insel Kos, einer Sammelfelle für die von den Juden in der Diaspora entrichtete, nach Jerusalem bestimmte Tempelsteuer, ließ Mithridates auf einmal 800 Talente wegnehmen, d. h. eine Summe von 1 256 000 Thalern.

Indem ich es mir versage, auch der zahlreichen Juden zu gedenken, die auf Cypern, in Griechenland und Macedonien, am schwarzen Meere, auf der Krin für die römische Kaiserzeit nachzuweisen sind, lenke ich nun Ihre Aufmerksamkeit nach dem Abendlande.

Wann die ersten Juden nach Rom gekommen sind, läßt sich nicht mehr ermitteln. Die frühesten positiven Spuren einer jüdischen Gemeinde in Rom führen erst in das letzte Jahrh. vor Christi Geburt. Damals aber waren die Israeliten schon zahlreich in der Weltstadt vertreten. Nicht allein, daß durch Pompejus tausende von Gefangenen nach Rom gesandt wurden, sondern die innige Berührung zwischen Orient und Occident hatte auch viele freiwillig nach der Stadt gelockt, welche als der Mittelpunkt des Weltreichs Menschen und Waaren aus allen Ländern und Zonen an sich zog.

Die Juden aber hielten schon damals in Rom so eng zusammen, daß Cicero als Verttheidiger des Flaccus den Einfluß beklagt, den sie auf dem Forum ausübten. Auch local waren sie vereinigt, indem sie vornehmlich die Region jenseits des Tiber bewohnten. Einer Gesandtschaft des Königs Herodes an Augustus sollen sich ihrer 8000 angeschlossen haben. Tiberius ließ dann freilich einige Tausend jüdischer Jünglinge, Freigelassene, aufgreifen und nach Sardinien deportiren, weil sie, wie es heißt, von jüdischem und ägyptischem Aberglauben angesteckt waren. Aber um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung waren die Juden in Rom schon wieder so zahlreich, daß Kaiser Claudius nicht gewagt haben soll, seine Absicht, sie aus der Stadt zu vertreiben, auszuführen.

Auf frühe und zahlreiche Niederlassungen in Rom deuten auch die sieben Synagogen und drei Friedhöfe, die aus römischen Inschriften bekannt geworden sind. Während die Gräber und die ganze Anlage des einen Friedhofs roh und dürftig, ohne alle Kunst sind, entbehrt ein anderer des materiellen Schmuckes nicht. Daß Reiche und Arme neben einander lebten, geht auch aus Anderem hervor und wenn die Letzteren häufig in Rom überwogen, so erklärt sich dies aus dem Umstande, daß wiederholt so viele als Sklaven dorthin kamen und, von ihren Landesleuten losgekauft oder von ihren Herrn freigelassen, ihre Wirthschaft von vorn beginnen mußten. Daher nahm auch Kaiser Augustus bei den öffentlichen Getreidespenden, wenn sie auf einen Sabbath fielen, die Rücksicht, daß er sie für die Juden auf den folgenden Tag anordnete, und wir verstehen, weshalb gerade bei römischen Schriftstellern in gelegentlichen Erwähnungen die Juden als niedrig gestellte armselige Menschen erscheinen.

Sicherlich war aber auch in Rom der jüdische Capitalistenstand nicht unvertreten; denn gerade in den Händen der betriebamen orientalischen Freigelassenen befand sich dort ein großer Theil kaufmännischer und anderer geschäftlicher Unternehmungen. Der Reichthum dieser Freigelassenen war sprichwörtlich, freilich auch ihr plumper Hochmuth und ihre geschmacklose Prahlerei. Nur die jüdischen Freigelassenen werden sich im Allgemeinen von prunkendem Aufwande und prahlerischer Verschwendung frei gehalten haben; sie sammelten vielmehr, wie die Juden es überall und zu allen Zeiten gethan haben, liebevoll für ihre Kinder, deren reichlich heranwachsende Schaar ihre Freude und ihren Stolz bildete, während das römische Familienleben bekanntlich tief zerrüttet und in der sogenannten guten Gesellschaft

dem Manne die Ehe ebenso lästig, widerwärtig, ja verhaßt war, wie der römischen Frau die Kinder.

Die Juden erscheinen bei römischen Schriftstellern auch gelegentlich als Wucherer, d. h. als Zinsnehmer, welche nach altrömischer Auffassung nicht besser als Diebe und Kuppler waren. Es mag sein, daß sie, auch abgesehen von kleineren regelmäßigen Geschäften, an dem verderblichen Speculantenreiben, das den römischen Staat und die Gesellschaft nach und nach zu Grunde gerichtet hat, hie und da Antheil nahmen. Aber jeder auch nur oberflächliche Kenner der römischen Geschichte weiß, daß die unselige Capitalistenwirtschaft ein heimisches Erzeugniß war und am Marke der Gesellschaft zu zehren begann, ehe Juden in Rom sich bemerklich machten. Im Uebrigen wird den Juden im Alterthum, das was wir heute Wucher nennen, eben so wenig zum Vorwurf gemacht, wie Unredlichkeit im Waarenverkehr.

Der glänzendste Seehafen Italiens war in der Kaiserzeit Puteoli, wo die reich beladenen Alexandriner Rauffahrer einliefen und ein blühender Handel in Luxuswaaren sich entfaltete. Daher fehlte auch eine jüdische Bevölkerung daselbst nicht und von Puteoli aus verbreiteten sie sich über die Städte Campaniens und ebenso finden wir sie in anderen Theilen Italiens in so ansehnlicher Menge, daß nach einem kaiserlichen Erlaß von 398 der Bestand der Gemeinderäthe vieler Orten in Frage gestellt war, weil die Juden zur Uebernahme städtischer Aemter nicht verpflichtet zu sein behaupteten.

Um diese Zeit waren auch in Gallien und in dem römischen Germanien, z. B. in Cöln, Juden verbreitet. Jahrhunderte lang früher aber schon in Spanien, wohin sie, wie erwähnt, auf den Spuren der Phönicier gekommen. Zur Zeit der Apostel standen die dortigen jüdischen Gemeinden in so hohem Ansehen, daß Paulus sich mit der Absicht trug, ihnen die Botschaft des Heils zu bringen.

Schon diese Mittheilungen lassen den Ausspruch des Geographen Strabo, daß bereits in jeder Stadt die Judenschaft eingedrungen sei und daß man nicht leicht einen Ort der Welt auffinden könne, der diesen Stamm nicht aufgenommen habe oder von ihm behauptet würde, nicht allzu übertrieben erscheinen. Mit ihm stimmt im Allgemeinen Hieronymus überein, wenn er versichert, daß sie von Meer zu Meer, vom britanischen bis zum atlantischen Ocean, von Westen zu Süden, von Norden zu Osten, auf der ganzen Welt wohnen.

Wie aber wurden sie von den Völkern, unter denen sie hausten, angesehen?

Indem Theodor Mommsen in seiner römischen Geschichte von dem merkwürdigen, nachgiebig zähen Volke spricht, das in der alten wie in der heutigen Welt überall und nirgends heimisch und überall und nirgends mächtig war, bemerkt er, daß wir auch zu jener Zeit der eigenthümlichen Antipathie der Occidentalen gegen diese so gründlich orientalische Race und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten begegnen.

Nach den römischen Schriftstellern war diese Abneigung in der That so groß wie möglich. Plinius, Quinctilian und Tacitus äußern sich geradezu feindselig über sie, nachdem schon Cicero, Horaz und Andere sie zum Stichblatt ihres Witzes gemacht hatten.

Die feindselige Sprache der zuerst genannten Autoren, auch die des oft angerufenen Tacitus, mag sich einigermaßen daraus erklären, daß sie noch unter dem Eindruck schrieben, den der grauenvolle jüdische Krieg hinterlassen hatte; blutige Aufstände und verzweiflungsvolle Kämpfe, in denen ein heftiger Fanatismus wüthete, erneuerten auch in der Folgezeit jenen Eindruck noch oft genug.

Aber hieraus hätten doch nur die späteren Schriftsteller ihren Widerwillen schöpfen können; die tiefe Abneigung, welche die Römer von jeher gegen die Juden an den Tag legen, erklärt sich daraus nicht. Auch nicht etwa aus dem dem Occidentalen fremdartigen Typus. Allerdinge erschienen die Juden den Römern nicht schön; aber in Afrika und Asien, wo man an ihrem orientalischen Aussehen doch wohl keinen Anstoß nahm, begegneten sie noch größerem Widerwillen, wogegen in Rom die den Juden stammverwandten Syrer, die zu Tausenden dort zusammenströmten, bei Männern wie bei Frauen häufig nur zu viel Gunst genossen.

Was die Juden überall zum Gegenstande des lebhaftesten Widerwillens machte, das war die Verachtung, die sie gegen alle anderen Nationen an den Tag legten, indem sie nicht allein deren Tempel und Götterdienste flohen, sondern auch ihre Tischgenossenschaft, sowie jede andere Gemeinschaft, als wenn es sich um Unreine gehandelt hätte, ängstlich mieden, während sie untereinander um so enger und fester zusammenhielten.

Schlecht unterrichtete judenfeindliche Schriftsteller trugen dazu bei, die Abneigung bis zum Haße zu steigern, indem sie Erdichtungen oder Uebertreibungen gegen sie in Umlauf setzten. Weiß doch sogar Tacitus zu erzählen, daß die Juden nicht allein ein Volk ohne alle Religion seien — das wäre begreiflich, da ja dem Polytheismus gegenüber, der das Göttliche nur in einer Fülle von Gestalten zu erfassen vermochte, der strenge Monotheismus im Lichte der Gottlosigkeit erscheinen mußte —, sondern daß sie auch das Vaterland verläugneten und Eltern, Kinder, Geschwister gering schätzten. Nach Juvenal hätte Moses gelehrt, daß man nur Glaubensgenossen (Beschneitenen), den Weg weisen solle, wenn sie verirrt sind, nur sie an die Quelle führen, wenn sie verschmachten. Schlimmer noch war, wenn der griechisch-ägyptische Apio ihnen neben anderen Beschuldigungen nachsagt, daß sie zur Zeit des syrischen Königs Antiochus Epiphanes alljährlich einen Griechen mit Lederbissen mästeten, ihn dann heimlich an einem bestimmten Tage im Walde opferten, die Eingeweide aßen und dabei den Griechen ewige Feindschaft schwuren.

Anderen waren andere Dinge anstößig. Die Juden erschienen ihnen niedrig und armelig, regelmäsig auch unsauber; das unsaubere Aussehen fiel dem Kaiser Marc Aurel, als er nach Judäa kam, so unangenehm auf, daß er die Juden noch tiefer als die Marcomanen, Quaden und Sarmaten stellte. Man verspottete auch nicht wenig ihre peinliche, als abergläubisch angesehene Befolgung so vieler seltsamer Gebräuche und Satzungen, die Beschneidung, das Verbot des Schweinefleisches und das unverbrüchliche Festhalten an der Sabbathruhe, wodurch sie, wie Seneca meinte, den 7. Theil ihres Lebens verloren. Dagegen fehlte es den Juden auch an Lobrednern nicht. Josephus, der bekannte jüdische Geschichtschreiber, mag sonst kein unverdächtiger Zeuge gewesen sein, er spricht aber sicher die Wahrheit, wenn er in seiner unter Trajan verfaßten Vertheidigungsschrift den Juden nachrühmt: ihre unwandelbare Frömmigkeit, ihren strengen Gehorsam gegen das Gesetz,

ihre Bedürfnislosigkeit, ihre Miltthätigkeit, ihr einträchtiges Leben unter einander, ihre Todesverachtung im Kriege, ihren Fleiß im Handwerk und Ackerbau im Frieden, ihr unerschütterliches Gottvertrauen.

Noch bezeichnender ist, daß es dem Judenthum selbst in Rom nicht an Proselyten fehlte. Allerdings fanden in der Kaiserzeit, als mit den Völkern auch die verfallenden und verfallenden Religionen sich mischten, orientalische Culte in der Hauptstadt leicht Eingang, als ob man keinen Gott hätte bei Seite lassen wollen, der möglicherweise Gewalt haben konnte. Warum sollten die Glaubenslosen und doch des Glaubens Bedürftigen nicht auch Jehova angehen, den die Juden mit so unerschütterlicher Ueberzeugung als den einzig wahren bekannten?

Schon die Satiriker der Augustischen Zeit bezeugen, daß zu Rom Viele sich am Sabbath aller Geschäfte enthielten, fasteten, beteten, Lampen anzündeten und Kränze aufhängten; andere studirten auch das mosaische Gesetz, besuchten Synagogen und sandten die Tempelsteuer nach Jerusalem. Es kam dahin, daß die Gesetzgebung auf das Jüdische aufmerksam wurde. „Solche Macht, sagt Seneca, haben die Bräuche des verruchten Volks bereits gewonnen, daß sie in allen Ländern eingeführt sind; sie, die Besiegten, haben ihren Siegern Gesetze gegeben.“

In der That stimmen jüdenfeindliche und jüdenfreundliche Berichte darin überein, daß es in allen Ländern zahlreiche Männer und Frauen gab, welche ganz oder theilweise das Mosaische Gesetz befolgten. Als die eifrigsten Proselyten erscheinen die Frauen. Und nicht allein in äußern Bräuchen, bezeugt Josephus, eiferte man den Juden nach, sondern man suchte auch die unter ihnen herrschende Eintracht nachzuahmen und die Mittheilung von eigenem, die Arbeitsamkeit in den Handwerken, die Standhaftigkeit in den für das Gesetz zu ertragenden Leiden. Was aber das Wunderbarste ist: „ohne das Lockmittel der Lust hat das Gesetz sich in sich selbst stark erwiesen, und wie Gott durch die ganze Welt gegangen ist, so ist das Gesetz durch alle Völker gewandert.“ Judei wird der größte Theil der Anhänger, die das Judenthum gewann, sich darauf beschränkt haben, die Hauptgesetze zu beobachten, ohne förmlich überzutreten.

Fragen wir endlich nach der rechtlichen Stellung der Juden im römischen Reiche, so hatten sie im Allgemeinen Ursache zufrieden zu sein. Die volle Religionsfreiheit, die ihnen Cäsar und Augustus gewährleisteten, wurde nur vorübergehend von nachfolgenden Kaisern angetastet.

Nachdem Tiberius sie kurze Zeit verfolgt hatte, erließ Claudius ein Edict, wonach die Juden in seinem ganzen Reiche ihre väterlichen Gebräuche unbehindert beobachten sollten, wobei er sie zugleich erinnerte, jene freundliche Gesinnung nicht zu mißbrauchen und nicht die Superstitionen anderer Völker zu verachten, sondern sich mit Beobachtung der einzelnen Gesetze zu begnügen.

Der jüdische Krieg, welcher mit der Zerstörung Jerusalems endete, hatte für die Juden die schlimme Folge, daß sie eine Personalsteuer von 2 Drachmen an den Tempel des Capitolinischen Jupiter zu entrichten hatten, was unter Domitian, als manche sich der Verpflichtung zu entziehen suchten, zu den widerwärtigsten Verationen führte, die Kaiser Nerva jedoch wieder abstellte.

Erst seit Trajans und Hadrians Tagen wurden mit dem Verbote der Beschneidung von Nichtjuden förmliche Uebertritte zum mosaischen Gesetze unmöglich, und vorübergehend ward ihnen sogar mit der Beschneidung der eigenen Kinder die Uebung der Religion verboten. Aber solche Repressivmaßregeln waren damals nach Lage der Dinge nur allzu natürlich; denn die Juden hatten durch furchtbare Aufstände ihre Rechte verwirkt.

Um das Jahr 117 nämlich erhoben sich die Juden, wie es scheint in Folge einer über Afrika wie Asien ausgebreiteten Verschwörung, in Mesopotamien, Aegypten, Cyrene und auf Cypren, stürzten sich mit fanatischer Wildheit auf Griechen und Römer und machten unter unfäglichen Grausamkeiten angeblich 460 000 Menschen nieder. Aber die harten Repressalien, welche die Römer ergriffen, die z. B. auf Cypren die Juden sogar völlig ausrotteten und ihnen auch für die Folge den Zutritt zu der Insel gänzlich verboten, veranlaßten die Juden in Palästina, als schon die Verfolgungsgesetze juridischgenommen waren, unter Beihilfe fanatischer Priester noch einmal eine Empörung zu versuchen. Dabei erschien ihnen in der Person des Bar-Kochbah ein Messias-König, welcher sie zu fanatischer Tapferkeit entflammete und so bedeutenden Zuzug von allen Seiten erhielt, daß er hunderttausenden von Römern Widerstand leisten konnte.

Aber die Hoffnung der Juden auf Wiedergewinnung ihrer Unabhängigkeit wurde noch einmal in Strömen Blutes vernichtet; Unzählige fielen in den erbitterten Kämpfen; die Zahl derer aber, welche durch Hunger, Pest und anderes Elend umkamen, spottet jeder Schätzung.

Es war wohl natürlich, daß die römischen Kaiser nach solchen Erfahrungen jeder jüdischen Propaganda entgegentraten und durch Aufrechthaltung des Verbotes der Beschneidung von Nichtjuden förmliche Uebertritte zum Judenthum hinderten. Ihrer bürgerlichen Stellung dagegen kam es zu statten, daß Kaiser Caracalla allen Einwohnern des Reichs das Bürgerrecht erteilte und somit auch die Juden an allen staatsbürgerlichen Rechten theilnehmen ließ. Sie konnten demnach Testamente errichten, gültige Ehen mit Römern abschließen und waren befähigt, Vormundschaften und Aemter, insbesondere auch Gemeindeämter zu übernehmen.

Die bürgerliche Gleichberechtigung hörte dagegen auf, als das Christenthum unter Constantin zur Staatsreligion wurde. Wie sich bis dahin das Verhältniß zwischen Christen und Juden gestaltet hatte, kann ich nur andeuten. So lange die Anhänger Jesu zu Jerusalem eine unansehnliche, aus Armen und Nichtgelehrten bestehende Gemeinde bildeten, beachteten die Rabbiner sie wenig und ließen das jüdische Volk um so ungehinderter mit ihnen verkehren, als die Judenchristen bekanntlich noch am Gesetze festhielten. Dagegen wurden die Heidenchristen in Kleinasiatischen und griechischen Städten von Anfang an von ihren jüdischen Mitbürgern angefeindet und die Apostel selbst beschimpft, mißhandelt, gesteinigt. Diese Feindschaft mußte sich auch auf die Judenchristen übertragen, sobald die vollständige Trennung vom Judenthum erfolgte. Die Zerstörung des Tempels in dem jüdischen Kriege, dem sich die Christen durch die Flucht aus Jerusalem entzogen, bezeichnet im Allgemeinen diesen Zeitpunkt. Von da an hielten es die Hüter des Gesetzes um so mehr für ihre Pflicht, eine Scheidewand aufzurichten, als sich viele zum Abfall verleiten ließen und das Judenthum selbst in Gefahr stand. Daher die

Rabbiner auf strengste Absonderung drangen und selbst in das tägliche Gebet eine Verwünschungsformel gegen die Abtrünnigen aufnahmen. Der Haß steigerte sich noch, als die Judenchristen bei dem Aufstande Bar-Cochbah's sich weigerten, an dem Nationalkriege theilzunehmen und dafür grausam mißhandelt wurden. Umso mehr Ursache hatten Jene, als Hadrian die Besiegten züchtigte, sich nicht in das Strafgericht hineinziehen und noch länger als eine Secte des Judenthums behandeln zu lassen: sie machten daher dem Kaiser klar, daß das Christenthum keinen Zusammenhang mit dem Judenthum habe. So mußte die Tochter — denn aus dem Schoße des Judenthums ist ja das Christenthum geboren — die eigene Mutter verleugnen, eine Mutter freilich, die sie mit Haß verfolgte und keine Liebe ernten konnte, weil sie keine säete. Kam es ja bald dahin, daß die Christen sich beklagten, daß die Juden den Heiden viel günstiger seien als ihnen selbst, obwohl sie doch mit ihnen mehr gemeinsam hätten als mit den Heiden.

Das Bewußtsein des gemeinschaftlichen religiösen Besitzes ist auch uns heute wieder gegenwärtig. Der Christ der Gegenwart vergißt nicht, daß in der Synagoge dasselbe Hosianah ertönt, in dem seine Seele sich zu Gott aufschwingt. Aber wir begreifen wohl, daß die christliche Kirche, als sie vor 1½ Jahrtausenden sich unter heftigen Kämpfen siegreich über die heidnische Welt erhob, auch dem jüdischen Tempel keine Berechtigung zugestand.

Schon im Jahre 315, noch ehe Constantin Christ geworden, erklärte er den Uebertritt zum Judenthum für strafbar und verbot den Juden bei Todesstrafe, ihre christlichen Sklaven zu beschneiden. Constantius fügte noch hinzu, daß Juden überhaupt keine christlichen Sklaven erwerben sollten, und auf die Ehe zwischen Juden und Christen setzte er die Todesstrafe.

Daß nun den Juden mancherlei Drangsale begegneten, war um so sicherer, als sie nicht verstanden, ihre feindseligen Gesinnungen gegen das Christenthum zu verbergen. Selbst in rohen Späßen machte ihr Christenhaß sich Lust und es konnte sogar geschehen, daß sie einen christlichen Knaben an das Kreuz hingen und mit Geißelhieben zu Tode schlugen. Wie oft mag es da zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Parteien gekommen sein. Die Zerstörung der Synagogen wurde zwar von Theodosius und Honorius bei schweren Strafen untersagt, aber neue zu bauen ward von Theodosius II. verboten. In der Ausbreitung ihrer Religion beschränkt, wurden die Juden auch von den Staatsämtern ausgeschlossen und mußten in allen zwischen ihnen und Christen schwebenden Processen von dem christlichen Richter Recht nehmen.

Justinian ging noch weiter: er sprach ihnen die Fähigkeit zum Zeugniß gegen Christen ab und verbot ihnen, das Passafest vor dem christlichen Osterfest zu feiern. Aber zu eigentlichen Judenverfolgungen ist es nicht zuerst im oströmischen Reiche gekommen, sondern damit machte Persien schon im 6. Jahrhundert den Anfang und in Arabien wurde Mohamed ihr leidenschaftlicher Feind, was die Juden in Syrien und Palästina freilich nicht hinderte, in der Folgezeit den arabischen Eroberern als ihren Befreiem von dem Joch der christlichen Griechen sich anzuschließen, bis sie, trotz der großen Blüthe, oder vielleicht richtiger gerade wegen der großen Blüthe, zu der sie unter den Chalifen von Bagdad gelangten, auch dort vorübergehende Verfolgungen erlitten.

Indeß nicht die wechselvollen Schicksale der Juden im Orient, sondern das jahrhundertlange Martyrium derselben im christlichen Abendlande wollen wir näher in's Auge fassen.

Unter den Stürmen der Völkerwanderung war das weströmische Kaiserthum, an leiblichen wie sittlichen Kräften längst erschöpft, zu Grunde gegangen und germanische Stämme, noch roh und unentwickelt, aber lebenskräftig und bildungsfähig, hatten die Provinzen des Reichs überschwemmt, wo sie als Erben der Römer mit den Resten der antiken Cultur zu wirthschaften begannen.

Auch die Juden hatten die Zeit des Untergangs und der Zerstörung glücklich überdauert; ja die Völkerwanderung hatte ihr ökonomisches Gedeihen nicht wenig gefördert. Denn von den Nationen, unter denen sie zerstreut lebten, wenig geachtet, machten sie mit keiner derselben gemeinschaftliche Sache; sie waren daher auch keinem Verdacht ausgesetzt, wenn sie mit ihren Waaren zwischen kriegführenden Völkern hin- und hergingen. So konnten sie ungehindert ihre Schätze mehren. Auch die Germanen, die Könige und Großen voran, wußten die Kostbarkeiten, welche jüdische Händler ihnen boten, zu würdigen: nicht allein prachtvolle Edelsteine, Halsbänder und Ringe, sondern auch Purpurgewänder, süße Wohlgerüche (welche Tempel und Straßen an den großen christlichen Festen erfüllte), Pfeffer und Zimmt, womit man die Speisen würzte, selbst eingemachte Kräuter und geheimnißvolle Arzneimittel, die gleich den Spezereien und seidenen Prachtgewändern aus dem fernen Morgenlande kamen.

Da die Israeliten sich nicht allein in allen wichtigen Verkehrsplätzen des Mittelmeeres vertreten fanden, sondern eine fast ununterbrochen fortlaufende Kette von Zubengemeinden sich von Spanien bis nach dem innern Asien, ja bis nach China zog, so waren jüdische Händler und längere Zeit sie vielleicht allein im Stande, das Abendland mit den Producten der Levante zu versorgen. Bis zum neunten, zehnten Jahrhundert gingen die orientalischen Waaren jedenfalls vorzugsweise durch ihre Hand.

Sie verschmähten dagegen freilich auch weniger rühmliche Geschäfte nicht. Wer Altargefäße und Messgewänder heimlich verschachern wollte, wandte sich an sie. Die Juden trieben auch Sklavenhandel und kauften nicht allein heidnische (slavische) Gefangene, was ihnen erlaubt war, sondern auch christliche, wo sie feil waren.

Nur jüdische Sklaven gab es nicht, wenigstens im Handel nicht; denn wo sie einmal vorkamen, wurden sie von den jüdischen Gemeinden um jeden Preis losgekauft.

Am zahlreichsten saßen von römischer Zeit her Juden in Spanien, wo sie nicht allein Handel trieben, sondern auch als Ackerbauer und Handwerker lebten. Tarracona, die Heimat der Kaiser Trajan, Hadrian und Marc Aurel, wird einmal die Judenstadt genannt.

Nach der Ausbreitung des Christenthums lebten sie friedlich mit den Anhängern desselben zusammen. Nur der hohe Clerus nahm daran Anstoß und verbot den Christen jeden gemüthlichen Umgang mit den Juden bei Strafe der Excommunication. Aber die Westgothen, welche die Halbinsel eroberten, bekannnten sich zum milden Arianismus und waren frei von der Intoleranz des Katholicismus. Zwei Jahrhunderte erfreuten sich daher die Juden Spaniens nicht allein einer voll-



kommenen Religionsfreiheit, sondern auch politischer und bürgerlicher Gleichberechtigung. Kaum hatte dagegen die römische Kirche die Herrschaft erlangt, als sie die den Arianern befreundeten Juden gleich jenen gewaltsam zu bekehren unternahm, und die Könige mußten den Bischöfen um so sicherer den Arm zur Verfolgung leihen, als sie nur noch die Geschöpfe der Geistlichkeit waren. So drang denn in das westgotische Reich jener strenggläubige bis zum Fanatismus starre Sinn ein, der später die Inquisition Spaniens geboren. In wahrhaft barbarischer Weise wurden nicht allein die Juden zur Annahme der Taufe gezwungen, sondern grausamer noch waren die Quälereien, denen man die Getauften unterwarf. Die Juden aber rächten sich, indem sie die Araber bei der Eroberung Spaniens unterstützten und fanden nun unter maurischer Herrschaft Jahrhunderte lang Gelegenheit, mit den Söhnen des Islam in der Pflege der Künste des Friedens zu wetteifern. Wir gehen zum Frankreiche über.

In Gallien, wo die Juden seit der römischen Zeit in großer Zahl, namentlich im Süden ansässig waren, wurden nach der Ausbreitung der fränkischen Herrschaft und nach der Einführung des Christenthums auf Betreiben der Bischöfe die beschränkenden Bestimmungen der Kaisergesetze auf sie angewendet. Die Juden sollten keine Ämter bekleiden, keine Ehen mit Christen eingehen, keine christlichen Knechte und Sklaven besitzen, nicht mit Christen zusammen speisen u. s. w.

Das Volk theilte offenbar die judenfeindliche Gesinnung der Bischöfe damals noch nicht, und wenn diese noch weiter gingen und die Juden mit Gewalt bekehrt oder ausgerottet wissen wollten, so handelten sie auch nicht im Sinne des päpstlichen Stuhles; Gregor der Große zumal sprach wiederholt den Grundsatz aus, daß die Juden nur durch Ueberredung und Sanftmuth, nicht durch Gewalt zur Bekehrung gebracht werden sollten, und richtete in diesem Sinne strenge Mahnungen auch an außeritalienische Bischöfe. Wenn gleichwohl der König Chilperich in Gewaltmaßregeln willigte und König Dagobert den Juden gebot, sich entweder taufen zu lassen oder auszuwandern, so wurde die stricte Ausführung solcher Befehle, wie es scheint, durch den Einfluß einzelner bei Hofe angesehener Juden gehindert. Es kam nur zu localen und vorübergehenden Verfolgungen, wobei übrigens jüdische Apostaten hie und da die Hand im Spiele hatten.

## Der Einzelne in der Masse.

Von

Dr. Max Haushofer.

München.

Bist Du schon Nachts allein unter einem funkelnden Sternhimmel gestanden und hast Du, wenn eins jener fernen Himmelslichter fiel und verlösch, darüber nachgedacht, ob die Anderen das Verlorene vermiffen oder ob es spurlos verzirkte, versank, daß Niemand in aller Welt mehr von ihm weiß? Oder standest Du schon am Ufersande und machtest Dir Gedanken darüber, wie die Milliarden von blanken Tropfen, die in einer Welle dahergesprüht kommen, an den Strand heraufrollen und wieder zurückweichen; wie jeder Einzelne von ihnen die schöne große Welt einen

Augenblick spiegelt und dann wieder versinken muß, spurlos in der ewigen Folge der Wellen und der Zeiten? Und bist Du schon durch die großen volkreichen Städte gegangen und drängtest Dich durchs Gewühl, ohne dann und wann von dem melancholischen Gedanken befallen zu werden: wozu in diesem Volke das Treiben und Hasten, das Mähen und Erwerben jedes Einzelnen, da ihm ja doch keine bessere Bestimmung wird, als dem verfunkenen Stern, den keiner vermisst; als dem versprühten Wassertropfen, der einen Augenblick die Welt mit glänzendem Auge sah, und dann wieder zwischen der unendlichen Menge der Anderen begraben ward? Ist's nicht das eigentlichsste Loos des Einzelnen, zertreten, zerstampft zu werden auf diese oder jene Weise, langsamer oder schneller? Ein Duzend, wenn es hoch kommt ein paar Hundert oder Tausend, hören den Todesschrei des Zermalmten, erschrecken jählings und denken an das eigene gleiche Loos — und dann braust's weiter über den unkenntlich gewordenen Leichnam hin, eine große gewitter-ähnliche Erscheinung, großend und lärmend in zahllosen Stimmen: die Masse!

Ja — was ist das Recht und die Stellung des Einzelnen in der Masse, unter den Millionen, die mit ihm leben und unter den Milliarden, die vor ihm waren und nach ihm kommen werden? Was ist es? Mathematisch betrachtet ist es eine Größe, die wegen ihrer Kleinheit außer Berücksichtigung gelassen werden kann. Keine Null und doch fast eine Null! Kann es ein theoretisches oder praktisches Ziel haben, die Spur einer solchen Durchschnittsnul in der Masse zu verfolgen?

Wenn der Einzelne vermag, sich weit über die Stellung einer bloßen Null emporzuschwingen, verfolgt ihn die Geschichte so lange und so aufmerksam sie kann. Sie geht den Spuren nach, die sie von ihm auffindet und man rechnet es ihr zum Verdienst an, wenn sie diese Spuren aufdeckt, wenn sie prüft, warum dieselben in dieser oder jener Richtung verlaufen; warum sie bald mit leichterem, bald mit schwererem Tritte dem Boden der Ereignisse eingeprägt sind; warum sie manchmal völlig verschwinden und dann wieder auftauchen, um an einem Punkte endlich ganz aufzuhören.

Wenn aber das Wirken so vieler Einzelnen, die im Strome der Zeiten wirklich auftauchen und wieder verschwinden, der mühsamen Forschung werth ist, so mag's wohl auch der Mühe werth sein, zu prüfen, welche Gesetze für das Verhältniß des Einzelnen zur Masse gelten. Unter welchen Umständen gelingt es dem Einzelnen, sich in der Masse Geltung zu verschaffen? Wie ändern etwa diese Umstände sich im Laufe der Zeit? Wie kann sich der Einzelne als solcher behaupten und wie steht es mit seiner Pflicht, sich als Theil der Masse zu betragen? Alles dies sind Fragen von theils rein menschlicher, theils politischer Bedeutung.

Welche Stellung die Natur dem Einzelnen in der Masse angewiesen hat, das ist wohl unschwer zu erkennen. Es ist und bleibt die Stellung des Egoismus im Kampf um's Dasein — allerdings mehr gemildert, als dies bei irgend welchen anderen Naturgestaltungen der Fall ist. Die Milde derung des nackten Egoismus durch einen Zug von Gemein Sinn wird nicht etwa erst durch die menschliche Gesittung herbeigeführt, sondern schon durch die Natur eingeleitet. Das beweisen die verschiedenen Thiergattungen, bei welchen sich auch schon Züge des Gemein Sinns vorfinden. Im Menschen sind diese Züge stärker und deutlicher. Es ist die selbst

vom ungebildetsten Menschen instinkartig gefühlte und befolgte Nothwendigkeit, sich an Andere anzuschließen, weil sie gleiche Ziele verfolgen. Selbst der grasseste Egoismus kann niemals aufhören, die Bedürfnisse und Ziele der Gesamtheit zu berücksichtigen. Denn auch der selbstsüchtigste Mensch muß, wenn er überhaupt unter Menschen leben will, um seiner selbst willen die Ziele der Gesamtheit kennen lernen. Und will er die Gesamtheit zum Hebel seiner Selbstsucht machen, so muß er bedenken, daß sie sich als solcher nur für Gegenleistungen gebrauchen läßt. Es sind auch dem Menschen Kräfte und Fähigkeiten von der Natur gegeben, welche sich überhaupt nur dann verwertben lassen, wenn sie nicht bloß vom Eigennutze, sondern auch vom Gemeinfinn geleitet werden. Gerade diejenigen unserer Anlagen, Fähigkeiten und Genüsse, welche nicht etwa von den Besten, sondern von den einfachen Durchschnittsmenschen als die höchsten und werthvollsten bezeichnet werden, sind derart, daß sie nur in der menschlichen Gesellschaft, in der Berücksichtigung unserer Mitmenschen, Freude bereiten und das Leben verschönen.

So ist der Einzelne, wenn er sich Geltung verschaffen will, auf die Masse angewiesen. Er ist genöthigt, entweder den Anderen auf die Schultern zu steigen oder aber sie zu tragen. Gelingt ihm das Erstere, so können es die mannigfaltigsten Umstände sein, welche ihm dies ermöglichen. Einer der hervorragendsten dieser Umstände ist jedenfalls die richtige Erkenntniß und Beurtheilung der Masse. Der Einzelne, der in ihr steht, hat ja seine nähere und seine fernere Umgebung. Seine erste Aufgabe ist es immer, diejenigen Kreise der menschlichen Gesellschaft, diejenigen Verhältnisse, in welche Geburt und Erziehung ihn gestellt haben, kennen zu lernen. Das einzelne Atom beschaut sich seine Nachbaratome und prüft ihre Tragkraft. Scheint dieselbe nicht ausreichend, so müssen die Atome verstärkt oder entferntere herangezogen werden. Aber um sich nur nach den Entfernteren umsehen zu können, muß man sich über die Nächsten emporheben können. Das ist das Erste, was der Einzelne thut, um sich Geltung zu verschaffen. Ist es ihm gelungen, überhaupt einen Ausblick über die Köpfe seiner Umgebung zu gewinnen, so erkennt er zunächst, wie groß seine nähere Umgebung ist. Und daraus ersieht er wieder, welcher Kräfte und Mittel es bedürfen wird, um sich in dieser nächsten Umgebung die Anerkennung zu erhalten, und wie weit der Weg nach den nächsten Gruppen der Masse ist.

In den einfachsten Zuständen des Völkerlebens sind diese Gruppen klein und mit den benachbarten Gruppen in keinem oder nur in einem ganz losen Zusammenhange, wenn nicht in feindseliger Verührung. Da verschaffen dem Einzelnen Geltung in seiner Gruppe nur Kühnheit und Kraft, List und Gewandtheit: die Tugenden und Vorzüge des Barbaren. Kein Boden scheint günstiger für die Geltendmachung des Einzelnen in seinem Kreise, als die antike Republik. Da verschaffen ihm Geltung nur jene Eigenschaften des Menschen, die zu wahrer Größe führen: Selbstaufopferung im Dienste einer Idee, hochherzige Kühnheit, Weisheit und Mäßigung in der Wahl der Mittel. Wohl siegt auch da mitunter verschlagene Politik über den einfach edlen Patriotismus. Aber selbst wo ihr dieses gelingt, erscheint sie maßvoll und vorsichtig gegenüber der unmenschlichen Gewalt, mit welcher der Despot des asiatischen Alterthums die Masse behandelt, die sich in klawischer Demuth zuckend und zerfleischt zu seinen Füßen windet. Weil sie nicht organisirt ist, sondern sich in lauter vereinzelteten Fetzen von seiner tyrannischen Faust hin- und herschleudern läßt, ist er ihr Herr

und mißbraucht sie, bis sich von rücklings ein Größerer an ihn heranschleicht und ihn zur Masse niederstampft oder bis er, trunken von Reichthum und Wollust, von Grausamkeit und Uebermuth, niederfällt, um in dem Meer von Haß und Jammer, das zu seinen Füßen rollt, zu erstickn. Je größer die räumlichen Lücken in der Masse der Individuen und die zeitlichen Lücken in der Auseinanderfolge der Ereignisse sind, um so gewaltiger ist die Macht des Einzelnen in der Masse. Nur ganz allmählig wächst in der Masse das Bewußtsein der Gleichberechtigung aller Atome heran; nur langsam und ganz allmählig reißt die Ueberzeugung der unterdrückten Massenbestandtheile, daß sie unterdrückt werden. Und während dieses Bewußtseins in ihnen reißt, erstarkt die Macht des Einzelnen, der sich einmal Geltung verschafft hat, fortwährend. Der Einzelne wird stärker, je mehr Andre er verschlingt.

In unseren gesitteten Gesellschaftszuständen und geordneten Staatswesen ist es dem Einzelnen ungleich schwieriger, sich jene Geltung zu verschaffen, als in den rohen Zuständen einer fernen Vergangenheit. Alle jene zufälligen Umstände, die ehemals ein oder das andere Talent ungewöhnlich begünstigen konnten, sind in engere Schranken gebannt. Die Masse hat sich im Laufe vieler Jahrhunderte trotz aller wechselnden Staatsformen, trotz aller Umwälzungen wenigstens so viel dauernde Ordnung geschaffen, daß sie nicht mehr so leicht von Einzelnen zertreten werden kann. Sie ist auch so klug und reif geworden, daß der Rausch einer — gerechtfertigten oder irrenden — Begeisterung sie nicht mehr so leicht betäubt. Als Zwan der Schreckliche todt war, beweinte ihn das russische Volk, ihn, das größte Scheusal, das je ein Thron getragen. So war die Masse daran gewöhnt, einen erbarmungslosen Tritt im Genick zu haben. Wie stände es wohl heute um die Trauer des russischen Volks in solchem Falle?

Ein gleichmachender Grundzug macht sich immer wieder im Leben der Menschheit geltend und sie wird sich dessen immer bewusster. An all' ihren politischen Institutionen und gesellschaftlichen Sitten wird dieser Grundzug immer deutlicher. Es ist als wirkte hier eine Art geistiger Schwerkraft, welche unaufhörlich darnach trachtet, die Unebenheiten auszugleichen, wie die Wasser des Gebirges unaufhörlich das, was sie oben losgerissen, nach der Tiefe führen, um es endlich am Meeresgrunde breit hinzulagern.

Daß heutzutage alle menschliche Thätigkeit in unzählige Spielarten der Arbeit und des Genusses auseinandergegangen ist, hat das Hervortreten Einzelner nach mancher Richtung hin erschwert, nach mancher erleichtert. Die Specialisirung im Arbeitsleben macht es zwar dem Einzelnen leichter, in dieser oder jener Sphäre Abnormes zu leisten; aber sie erschwert es ihm auch, auf die Masse zu wirken. Das zeigt sich besonders auffallend im Gebiete der Wissenschaft. Hier wird der Specialist schließlich nur mehr vom Specialisten gewürdigt; seine besten Leistungen versteht die Masse nicht mehr. Sein Genius ist nur mehr an einzelnen Punkten mit dem der Gesammtheit verknüpft. Was auf diese den gewaltigsten Eindruck macht, ist die Allseitigkeit des Talents und der Leistung. Die Masse will mit gigantischer Faust gepackt sein und jene feinen Spitzen menschlicher Geistes-thätigkeit, die aus den Höhen der einzelnen Wissenschaftszweige emporragen, um die noch ungefangenen Funken der Wahrheit einzuholen und sie durch fast unsichtbare Drähte in den Schatz der menschlichen Erfahrung hinunterzuleiten: sie stehen der Masse

fern und müssen sich mit der Anerkennung weniger, aber sublimere Geister begnügen. So ist es in der Wissenschaft geworden. Wenn heute der Sohn gebildeter Eltern das Gymnasium verläßt, kennt er von all' den Männern, die ihre Geister zerarbeitet haben, um ihn geistig zu ernähren, vielleicht ein Duzend. Er kennt die Namen des Pythagoras und Aristoteles, des Livius und Tacitus, Herodot, Plutarch, Xenophon, Thukydides, Copernicus, Galilei und Newton. Manchen anderen in der Wissenschaft hochklingenden Namen hat er wohl gehört, vermag ihn aber nicht mit einem bestimmten wissenschaftlichen Fortschritte in Zusammenhang zu bringen. Dies kann er erst dann, wenn er selbst Specialist wird, wenn er, in das System der Arbeitstheilung gebrängt, sich in die Geschichte einer einzelnen Wissenschaft vertieft. Je weiter er aber vordringt, um so mehr verliert er die Fühlung mit dem Verständniß und dem Erfahrungsgebiet der Masse; er selbst dagegen läuft leicht Gefahr, die einfachsten Künste des Lebens zu verlernen. Dann steht er aber nicht mehr über der Masse, sondern schweift weit seitab von ihr. Um die Schätze, die er sammelt, dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen, bedarf es wieder eigener Vermittler. Sie übernehmen das Geschäft der Popularisirung der Wissenschaft. Das verschafft seinen Trägern einen in weiteren Kreisen gekannten, aber dafür um so vergänglicheren Namen — wie ihn alles Virtuositentum nicht anders verdient. Aber es schützt sie dafür auch vor Vereinsseitigung.

Ganz anders hat sich das Verhältnis des Einzelnen zur Masse im Gebiete der Kunst gestaltet. Hier ist es von einer Kunstepoche zur andern ein für den Künstler günstigeres geworden. Ein Umstand wirkt dabei erschwerend: die stets zunehmende Konkurrenz nicht allein der Lebendigen, sondern auch der Todten. Aber immer verzweigter und reicher werden die Fäden, welche die Leistungen der großen Heroen der Kunst nach der Masse des Volkes hinüberleiten. Hierfür sorgt einerseits der stets sich verbreitende Kunstbilletantismus, der jedenfalls dazu dient, in der Masse den Boden für das Verständniß der Besten vorzubereiten. Andernteils sorgt hierfür selbst die handwerkemäßige Kunstausübung der minder begabten Kunstgenossen, die trotz aller Erniedrigung doch immer wieder die großen Ideale nachahmen und damit zu ihrer Popularisirung beitragen. Hierfür sorgt endlich, besonders auf dem Gebiete der bildenden Kunst, die so riesenhaft vorangeschrittene Technik der Diversifikation. Und wo das Kunstwerk in die Masse dringt, nimmt es den Namen des Künstlers mit, dessen es nothwendig als Unterscheidungsmerkmal bedarf. Ja, vielfach muß sich das Kunstwerk erst durch einen großen Namen legitimiren, ehe es gewürdigt wird. Warum das Kunstwerk sich an einen Namen ketten, während der wissenschaftliche Fortschritt eines solchen nicht mehr bedarf, ist nicht schwer einzusehen. Jedes einzelne Kunstwerk ist ja ein für sich abgeschlossenes Ganzes; es steht für sich da und verlangt deshalb auch einen Namen: den seines Urhebers. Die einzelne wissenschaftliche Leistung dagegen ist nur ein Glied einer fortlaufenden Reihe geistiger Thätigkeit und braucht, um verstanden zu werden, keinen Namen.

Auf dem technischen Gebiete knüpft sich eine hervorragende Stellung Einzelner an große Erfindungen. Jedermann weiß, wie häufig gerade auf diesem Gebiete schmerzliche Erfahrungen, gebrochene Hoffnungen und unverdiente Demüthigungen dem unsterblichen Nachruhm vorangehen. Die meisten großen Entdecker und Er-

finder haben sich ihre Stellung als Wohlthäter der Menschheit theuer erkauft. Nicht auf den Schultern der Masse hoben sie sich empor, sondern sie wurden getreten und gestoßen und erst nach Jahren hob die begeisterte Menge die Namen und die Standbilder der Todten empor auf das eberne Fußgestell ihrer Werke. Das ist der Lohn — oder die Strafe — dafür, wenn man sich über die Masse erheben will, ohne sie zu benützen. Sie duldet über ihren Häuptern nur jene, die sie selbst mit erheben half. Ihre größten Wohlthäter hat sie völlig vergessen; sie sind zur Mythe geworden. In den lichten Gestalten einer Ceres und eines Prometheus schimmern sie noch durch die bilberreiche Götterwelt des Alterthums. Daß auch die Verehrung dieser mythischen Gestalten ein Ende nehmen konnte, mag wohl eine schmerzliche Mahnung für Jeden sein, der im Leben hoch über der Menge stand. Die weiß wohl jetzt ihren Wohlthätern einigen Dank — aber wen rührt nach Jahrhunderten einer von den tausenden gleichberechtigter Namen, die bis dahin in den Blättern der Geschichte verzeichnet sein werden? Was ist ein ehernes Standbild werth, wenn sich einst ihrer Tausende in den Gassen der volkreichen Städte erheben? Unsterblicher Nachruhm — er ist heutzutage fast nur noch ein Traum der studirenden Jugend. Wie lange wird es dauern, bis er ein Spielzeug der Kinder geworden ist?

*Wirtschaft*

Und wie steht es im wirtschaftlichen Leben um das Verhältniß des Einzelnen zur Masse? Von den phönizischen Rhedern und den römischen Financiers bis herab zum Baron Rothschild und zu den Silberkönigen Nevada's hat es immer Menschen gegeben, die auf goldenem Piedestal über der Masse standen. Das Capital trägt nicht allein Zinsen, sondern auch Menschen; es schafft ganze Zeitalter der Plutokratie. Aber, wenn es eine Plutokratie gibt, so liegt die Schuld davon nicht bei denen, die von der Höhe ihrer Reichthümer herab über die Menge schauen, sondern sie liegt bei der Menge, die gewissenlos und käuflich ist. Man hat mit Recht immer diejenigen mehr verachtet, die sich erkaufen lassen, als diejenigen, welche Menschen kaufen. Erkaufter Einfluß ist schlimmer, als erbogter; denn man muß ihn zurückgeben, ohne den Kaufpreis wieder zu erhalten. Die Stellung, die der Reichthum dem Reichen über der Masse verleiht, ist gar keine; sie ist eine bloße Augentäuschung. Es giebt Krankheiten der Einbildung, wobei der Kranke Gegenstände, die neben ihm sind, unter sich oder über sich sieht. Eine solche Krankheit ist die Höhe des Reichthums. Und auch Alles, was überhaupt käuflich ist, hebt ihn nicht höher. Es giebt eine käufliche Bildung, einen käuflichen Rang in der Gesellschaft, manchmal und mancherorten auch eine käufliche politische Stellung. Die niedrigsten Bestandtheile der Masse nur lassen sich davon blenden, bald klärt sie ihr Reid auch über dieses Blendwerk auf und ihr Spott giebt sich darüber hin. Dieser Spott ist wie Schmutz unter den Füßen der Masse und in ihren Händen. Sie wirft ihn empor nach denen, die über ihr stehen wollen. Und er erreicht am leichtesten jene, die ihr am nächsten geliebt sind.

Die festesten Normen hat das Verhältniß des Einzelnen zur Masse jedenfalls auf dem politischen Gebiete gefunden. Auch da ist es heutzutage keineswegs leichter, sich Geltung zu verschaffen, als in der Vergangenheit. Wenn auch jetzt die Presse das Mögliche leistet, um jeden ersprießlichen Gedanken, der dem Kopfe des Einzelnen entspringt, sofort zum Gemeingut der Masse zu machen; wenn auch die

politische Rednerbühne dem Einzelnen die freieste Bewegung des Wortes gestattet: es sind doch Hindernisse genug da, welche die Geltendmachung des Individuums erschweren. Während einerseits die Durchschnittsbildung, wenigstens die durchschnittliche Schulbildung der Masse fortwährend zunimmt, wird wohl Niemand behaupten und beweisen können, daß auch der Genius der Größten in entsprechendem Maße gewachsen sei. Die Zahl derer, die überhaupt aus der Masse emporragen, ist größer geworden; aber sie ragen alle nicht mehr so hoch empor, wie ihre Vorgänger. Im politischen Leben ist am meisten demokratisirt worden. So haben sich ganz bestimmte Regeln gebildet, nach welchen z. B. der Einzelne eine politische Persönlichkeit werden kann. Der regelmässige Weg nach diesem Ziele hat als erste Station die Mitgliedschaft verschiedener gemeinnütziger Vereine. Mancher bleibt bei dieser ersten Station sein Lebenlang stehen, ohne über sie hinauszukommen. Er opfert seine Zeit selbstlos im Dienste einer oder der anderen Vereinsidee. Andere, entweder vom eigenen Ehrgeize getrieben, welcher ihnen jede öffentliche Thätigkeit bloß als Mittel zur Verstärkung ihres Einflusses erscheinen läßt, oder, emporgehoben von ihrer erkannten politischen Brauchbarkeit, steigen aus dieser Vorschule politischer Thätigkeit in die kleinsten Kreise politischer Führung empor: in die Vertretungskörper der Gemeinden. Hier sind es nun schon die mannigfachsten Interessen, die den Einzelnen entweder heben oder in seinem Vorwärtstreben beeinträchtigen: politische Parteien, die Ziele wirthschaftlicher Berufsgruppen; auch rein locale Interessen und manches Andere. Manchmal bleibt es lange unentschieden, ob ein unberechtigter Ehrgeiz den Einzelnen zur öffentlichen Thätigkeit veranlaßt, oder ob seine Triebfeder wirklicher Gemein Sinn ist. Im Allgemeinen aber ist die Masse heutzutage feinsüßig genug, um jedes selbstgefällige Vordrängen des Einzelnen unlieb zu vermerken und mit ihrem Mißtrauen zu bestrafen. Durch rednerische Talente läßt sie sich nur Anfangs blenden, bald hat sie Lehren genug empfangen, um einen redlichen, wenn auch formloseren Gemein Sinn dem ehrgeizigen, aber wohlgeschulten und formgewandten Streberthume vorzuziehen. Ausnahmen von dieser Regel kommen freilich immer vor, und oft wird einer ganz eminenten Arbeitskraft auch das auffallendste Streberthum von der öffentlichen Meinung verziehen.

Der Aufstieg aus den Gemeindevertretungen oder aus den Kreisen der politischen Parteiagitation in die Volksvertretungen kleinerer Staatsgebilde ist oft nur ein unbedeutender Schritt. In unserem deutschen Vaterlande, wo die Volksvertretungen der Bundesstaaten fast zu größeren Provinziallandtagen zusammengedrumpft sind, ganz gewiß. Hier hat sich aber auch die dreifache Stellung des Einzelnen zu seiner politischen Partei, zu seinem localen Wählerkreise und zu seiner eigenen politischen Ueberzeugung voll entfaltet. Da zeigt sich's, wie wenig der Einzelne mit der ganzen Masse als lauter gleichwerthigen Atomen rechnen kann; wie sehr er vielmehr, je mehr sein Einfluß wächst, berücksichtigen muß, auf wie ungleichen Stufen seine Stellung über der Masse beruht. Er muß immer mehr an das Balancieren denken, nicht etwa bloß aus Ehrgeiz, sondern um sich jenen Einfluß zu wahren, den er zur Erreichung wirklich gerechtfertigter und edler Ziele für nöthig halten muß. Ein beständiger Conflict zwischen Zweck und Mittel begleitet ihn. Das System der Compromisse, welches das constitutionelle Leben beherrscht, nimmt ihn gefangen. Unaufhörlich ist er vor die Aufgabe gestellt, seine Ueberzeugung in

kleinen Einzelheiten zu opfern, um sie im Großen und Ganzen schützen und durchführen zu können. Jener Conflict zwischen der inneren Ueberzeugung und den erreichbaren Zielen kann sich bis zum Verhängniß steigern; bis dahin, wo der Einzelne nur mehr die Wahl hat, entweder einen Grundsatz seiner politischen Ueberzeugung aufzuopfern oder in edler Resignation sich seitab zu stellen. Dank — das erfährt er dann — Dank weiß ihm die Masse nicht für dieses Opfer. Das Einzige, was ihn erwartet, ist vielleicht die Genugthuung, daß man seiner nach Jahren wieder bedarf.

Raum weniger reich an inneren Conflicten, äußerlich lohnender, aber innerlich nicht dornenloser ist jene politische Stellung über der Masse, die im eigentlichen Staatsdienste errungen wird. Der Masse zu dienen und doch nur von Wenigen gelannt und gewürdigt zu sein; Jahre bester Schaffenskraft oft um Geringes zu verarbeiten; zusehen zu müssen, wie wenig man als Einzelnr den tausendfältigen Bedürfnissen der Masse gegenüber vermag; Erreichtes als wirkungslos und Besseres als unerreichbar erkennen zu müssen: ist es ein beneidenswertes Loos? Wohl stützt den Einzelnen dabei und hebt ihn über die Menge hinaus sein Standesbewußtsein und seine Standesehre und der stille Trost reblicher Pflichterfüllung, aber ist dies ein Ersatz für den verloren gegangenen Schwung jugendlicher Hoffnungen, für die zerbröckelnden Reste jugendlicher Weltverbesserungspläne?

Und so ist's allenthalben. Es sind zu viele Millionen im Raume der Welt und in den Blättern der Geschichte. Wie wenig Preise sind, und wie viele ringen darum!

Es ist schwer geworden heutzutage, sehr schwer, sich in der Masse Geltung zu verschaffen. Und doch scheint es, als ob diese Geltung in immer weiteren Kreisen und immer leidenschaftlicher begehrt werde. Wer irgend ein mittelmäßiges Talent besitzt, dünkt sich leicht schon zu Großem berechtigt und Unzählige, die keinerlei Talent besitzen, ersetzen diesen Mangel durch Ansprüche und bahnen sich den Weg durch die Menge ohne Opfer und ohne Verdienste. In die Höhe kommen sie damit freilich nicht. Aber das Resultat solcher ungerechtfertigter Bestrebungen ist eine beklagenswerthe Mißgunst aller Jener, denen es nicht gelingen wollte, durchzubringen; eine unedle Verkleinerungssucht gegenüber dem wirklich Großen; im günstigen Falle noch eine allgemeine Gleichgültigkeit gegenüber dem, was Aufmerksamkeit und Bewunderung verdiene. Wer thatsächlich unter dem Durchschnittsmenschen steht, beansprucht mindestens die Rechte des Durchschnittsmenschen und wer ein wirklicher Durchschnittsmensch ist, dünkt sich weit Besseres. Eine krankhaft gesteigerte Unzufriedenheit und Begehrlichkeit ist die Signatur der Zeit geworden, und wunderselten jene edle Resignation, welcher, weil sie ein großes und leuchtendes Ideal vor Augen hat, ein Mehr oder Weniger von Lebensstellung, Anerkennung, Einfluß und äußerlichem Glanze kein unberechtigtes Verlangen erweckt. Zielloser Ehrgeiz und unerfüllte Habsucht sind auf dem Wege, zur Massenkrankheit zu werden. Aus diesem überhitzten Boden des Volkslebens aber erwächst der epidemische Größenwahn und erwachsen herostratische Thaten.

Der Einzelne hat freilich ein Recht, sich als Einzelnr zu fühlen; ein Recht, über den Durchschnitt der Masse hinauszustreben. Aber alle Anderen haben das gleiche Recht und wer dies verkennet, der ist es nicht werth, über der Masse zu stehen.



Nur derjenige hebt sich über sie, den nie der Wille verläßt, daß jeder seiner Gedanken und jede seiner Thaten über den Gedanken und den Thaten des Durchschnittsmenschen stehe. Und selbst er muß die Hoffnung und die Freude am Dasein verlieren, wenn er nicht in irgend einem — vielleicht ihm selbst unbekanntem — Gedankenwinkel die Ueberzeugung hat, daß jeder Gedanke, jedes Streben, jede Leistung, die über das Thun des Durchschnittsmenschen hinausgeht, ein Glied in der unendlich großen Reihe der Weltereignisse ist. In dieser Reihe darf nichts fehlen; aus ihr geht nichts verloren.

## Eine kleine Hausapotheke.

Von

Professor Dr. J. A. Ritter von Aufbaum,

k. k. Generalstabarzt a. l. s.

München.

Der schönste und gesundeste Ort auf einem prächtigen Berge wird für den, welcher seine Familie innig liebt und Tag und Nacht ängstlich für selbe sorgt, unheimlich, wenn weit und breit kein guter Arzt zu finden, und die nächste Apotheke 4 Stunden entfernt ist. Besser aber ist noch gar kein Arzt, als ein schlechter Arzt. Oftmals haben mich daher Freunde schon gebeten, ihnen doch eine kleine Hausapotheke zusammenzustellen, auf daß für schnelle und wichtige Zufälle gesorgt sei und sich auch ein Laie zu helfen wisse.

In den folgenden Zeilen will ich nun niederschreiben, was ich von dieser Angelegenheit halte, und welche Rathschläge ich meinen Freunden gebe.

Ich denke mir: eine große Familie mit lustigen Kindern bewohne ein abgelegenes Bauernhäuschen und die muthwillige Gesellschaft brächte der Hausapotheke täglich neue Aufgaben. Heute stürzt das älteste Söhnchen vom Pferde herab, morgen haben zwei neugierige naschhafte Mädchen giftige Beeren gegessen und sind recht krank geworden; ein anderes Mal war einem Gaste zu Ehren großes Mittagessen, und darauf hin gab es einige verdorbene Mägen im Hause, Gastricismen und Diarrhöen, welche die kleinen Inhaber so elend machten, daß man meinte, sie würden den Typhus ausbrüten. Auf einmal bekam nun auch die angestrengte junge Mutter sehr heftiges Fieber, dessen Ursache man gar nicht ergründen kann. Die Köchin scherzte mit den Kindern und es fiel ihr dabei das Wiegemesser in den Fuß, sie scheint sich schwer verletzt zu haben. Der kleine Knabe hat nebenbei die Kaffeemaschine umgestoßen und damit seine Fingerchen verbrannt. Abends bekommt er auch noch Zahnweh dazu.

Am meisten Sorge aber bringt das große Mädchen, welches sonst so gesund, nun über starkes Kopfweh klagt, gar nichts mehr ißt und jeden Abend ein geröthetes heißes Gesichtchen zeigt. Ihre Lebhaftigkeit ist vorüber, sie ist still und kleinlaut geworden und sitzt ruhig in einer Sophaede. Tags darauf kommt noch Halsweh und Heiserkeit dazu, sodasß Alle an Diphtherie denken; und so geht es fort. Alle Tage giebt es etwas Anderes. Sie werden wohl denken, da müsse man die halbe Hofapotheke mit auf das Land nehmen, wenn man für so viele und verschiedene Uebel nur ein Wischen vorbereitet sein wolle. Aber Sie täuschen sich. Sie werden

sich schließlich überzeugen, daß wir ohne Hofapotheke ganz schön zurecht kommen, unser Gewissen durchaus nicht belasten und vielleicht noch mehr Aufgaben lösen als die oben angebeuteten. Wir wollen den herrlichen Landaufenthalt noch dazu ausbeuten, den guten aber melancholischen Papa recht aufzuheitern und das schwächliche blasse, blutarme Kindsmädchen rothwangig nach Hause zu schicken.

Wenn ich nun das Kuriren beginne, so mache ich mir zur Bedingung, daß das bewohnte Häuschen hoch auf gutem Grunde stehe und dessen Grund und Boden nicht etwa von einer nahen Düngergrube durchfeuchtet wird. Ich mache mir zur Bedingung, daß das ganze Haus fleißig gelüftet, die Wäsche rein ist, die Haut recht fleißig gepflegt, Morgens mit frischem Wasser oder doch mit trockenem Flanell abgerieben wird und endlich, daß die Hauptnahrungsmittel Brod, Fleisch, Eier Milch und Butter frisch und gut, das Trinkwasser rein, das Bier gesund und der leichte Wein echt seien.

Wenn die Kinder wachsen, täglich stärker und größer werden sollen, dann hat die Nahrung große Aufgaben zu erfüllen. Sind die Hauptstoffe aber frisch und gut, so fallen auch alle complicirteren Speisen recht aus. Ein einfacher Pfannkuchen ist eine herrliche gesunde Speise, wenn Milch, Butter und Eier recht frisch sind. Ist aber das Gegentheil der Fall, so kann man ihn kaum essen.

Alle bedeutenden Männer in der Welt halten viel auf gutes Essen, denn das Sprüchwort: „Mit leerem Magen hat es der Mensch noch nie weit gebracht“, ist ein sehr wahres.

In einem gut ernährten kräftigen Körper werden ganz andere Gedanken geboren, als in einem elenden hungrigen.

Jeder erfahrene General sorgt dafür, daß die Soldaten vor einer Schlacht noch ordentlich essen und trinken.

Eine bekannte Erfahrung ist es, daß die Menschen, wenn sie gut geessen haben, viel ruhiger und wohlwollender denken, deshalb sagt eine Lebensregel, man soll bei vornehmen Herrn nie vor dem Essen eine Gnade erbitten wollen.

Ganz bestimmt sind alle unsere Gedanken und Handlungen werthvoller, wenn wir gut genährt, als wenn wir hungrig und dadurch erregt sind.

Aus allen diesem hier Angeführten dürfte hervorgehen, daß eine sorgfältige gute Ernährung für ein gesundes thatkräftiges Leben eine Grundbedingung ist.

Ebenso wichtig, ja noch wichtiger ist aber die Luft, die wir einathmen, denn das Quantum Luft, welches wir in 24 Stunden in uns aufnehmen, ist ein ungeheures im Verhältnisse zur aufgenommenen Nahrung. Während wir täglich nur einige Liter Nahrung bedürfen, nehmen wir in 24 Stunden ca. 72 000 Liter Luft auf. Auch ein reines Trinkwasser empfehle ich dringend. Obwohl viele Erfahrungen darüber aufgezeichnet sind, daß unreines Trinkwasser ohne Schaden genossen wurde, so fehlen doch auch gegenheilige Erlebnisse nicht, wobei man das Trinkwasser allein als Krankheitsursache anlagte zu müssen glaubte.

Nach diesen Voraussetzungen werden alle oben angebeuteten Unglücksfälle und Erkrankungen unschwer und einfach zu behandeln sein.

Mehreren Freunden, welche ich für einen solchen Landaufenthalt equipiren sollte, gab ich einen Kranken-Thermometer, ein circa 100 Gramme haltendes Fläschchen concentrirter flüssiger Carbonsäure und einen Meter Guttaperchapapier mit und

rieth ihnen, sich von ihrem Hausarzte ein Paar Opiumpulver à 5 Centigramm und ein Paar Morphiumpulver à 3 Centigramm aufschreiben zu lassen.

Das war die ganze Ausstattung und mir kam nie zu Ohren, daß sie in Verlegenheit geriethen. Der Thermometer ist unbedingt nöthig, wenn man sein Gewissen beruhigt halten will; denn kommt irgend ein heftiges Fieber, ein sehr starkes Unwohlsein vor, so steckt man den Thermometer 10—12 Minuten lang in die Achselhöhle und sieht, wie hoch er steigt. Diese Krankenthermometer sind alle nach Celsius eingerichtet. 37,5 ist die Normaltemperatur. Steigt der Thermometer nun einen Abend auf 39,0 oder gar auf 40,0, so ist heftiges Fieber vorhanden, und der Thermometer wird morgen früh zeigen, ob man ohne Arzt bleiben darf, oder ein solcher unentbehrlich ist. Ist am nächsten Morgen die Temperatur auch noch sehr hoch, 39,0 oder noch mehr, so ist die Sache so ernst, daß man um einen guten Arzt sehen soll, außer es ließe sich die hohe Temperatur durch einen äußeren Schaden, durch einen reifenden Absceß x. rechtfertigen, denn Eiterbildung macht sehr hohe Temperatur und geht doch meist gefahrlos vorüber.

Es giebt reizbare Leute, namentlich Kinder, welche wegen sehr unbedeutenden Ursachen heftiges Fieber, Schüttelfröste mit hohen Temperaturen bekommen. Eine kleine Indigestion oder eine Erkältung der Haut kann dies verursachen, Tags darauf befinden sie sich aber schon wieder so gut, daß man sieht, daß keine ernste Krankheit eintritt. Jedes Unwohlsein, jede fieberhafte Erkrankung hat den gleichen Symptomen-Complex, Kopfweh, Frösteln, Mattigkeit, Appetitlosigkeit, verminderten Stuhl und Urin, hohe Körpertemperatur, schnellen Puls.

Der schnelle Puls kann leicht täuschen, weil nervöse, erregbare Menschen sehr leicht, auch ohne krank zu sein und ohne Fieber zu haben, schnellen Puls bekommen, oft nur vorübergehend, für wenige Minuten.

Hingegen ist die Temperaturmessung der aller sicherste Anhaltspunkt und deshalb der Thermometer so wichtig zur Beurtheilung.

Ebenso wird die Besserung bei jeder inneren und äußeren Krankheit am Thermometer erkannt.

Ich nenne ihn den besten Rathgeber einer Familie. Bei niederem Thermometerstande gebeht nichts Böses und ist kein Grund zur Sorge vorhanden. Ausgenommen müssen freilich die ganz niederen Temperaturen 34,0—35,0 der Sterbenden, Erkaltenden werden; allein um solche Zustände handelt es sich ja bei einem Landaufenthalt gewiß gar nie.

Gesetzt, es käme nun bei einem Kinde oder bei einem Erwachsenen starkes Unwohlsein vor, für welches man sich gar keinen Grund denken könnte:

Von Morgen bis gegen den Abend hatte sich das Kopfweh gesteigert, der Appetit ist ganz weg, große Müdigkeit und Frösteln zwingen den Kranken, sich bald niederzuliegen. Die Thermometer-Messung in der Achselhöhle zeigt 38,6.

Was wäre hier zu thun?

Wenn für eine Indigestion kein Anhaltspunkt vorhanden, wenn auch nirgend im Körper eine Localaffection, z. B. Stechen auf der Brust oder Halsweh x. hervortritt, so ist immer eine Erkühlung, eine Störung der Hautfunktion das Wahrscheinlichste.

Aber wir brauchen uns nicht einmal sehr tief einzulassen in die Frage nach der Ursache, und können dem Kranken bestimmt seinen Zustand erleichtern, wenn wir nur die allgemeinsten Regeln berücksichtigen. Eine goldene Regel bleibt für jeden Krankheitszustand: Man halte den Kopf kühl, die Füße warm, den Leib offen.

Bei Kindern wird man, wenn sie stark fiebern, immer die Haut genau ansehen, weil Hautausschläge, Masern, Scharlach gerne mit recht heftigem Fieber beginnen. Bekommt man gar keinen Anhaltspunkt, eine Localaffection zu finden, so wendet man für diesen Abend eben die allgemeinen Regeln an.

Man legt den Kranken zu Bett, hält den Kopf kühl, die Füße warm und, wenn etwa seit längerer Zeit kein Stuhl da war, wird man mit großer Erleichterung ein Klystier von lauem Wasser geben. Das Kühlen des Kopfes geschieht am wohlthätigsten durch 2 Handtücher, wovon man das eine immer auf dem Eise oder im kalten Wasser liegen läßt, das andere gut ausgerungen auf den Kopf legt und so oft es warm wird, wechselt.

Hat man eine Eisblase zu Gebote stehen, so ist die Administration der Kälte noch einfacher. Nur soll man nie eine gar zu große Masse geschlagenes Eis hineinlegen, weil sie sonst zu schwer wird.

Bei hohem Temperaturstande legt man gerne eine Eisblase auf den Kopf und eine auf das Herz, weil dadurch mehr Wärme entzogen und die Temperatur schnell herabgesetzt wird.

Zu essen braucht der appetitlose Kranke nichts, denn gerade im Mangel der Nahrungszufuhr liegt ein großes Heilmittel und mancher belästigende Ueberschuß würde aufgezehrt werden, wenn wir keine Nahrung zuführen. Gingegen verlangt jeder Kranke mit Fieberhitze viel zu trinken und hierzu paßt: ein leichtes Kandiszuckerwasser, eine Limonade oder etwas Himbeersaft unter dem Wasser. Wenn Frösteln da ist, gibt man einige Tassen leichten Wohlblumenthee oder sehr leichten russischen Thee, wenn ihn der Patient gewohnt ist. Leuten, welche den schwarzen Thee nicht gewohnt sind, raubt derselbe leicht den Schlaf.

Durch Erfüllung dieser goldenen Regel: (Kopf kühl, Leib offen, Füße warm) werden Hunderte von Krankheiten geheilt und wenn wir nebenbei viel trinken lassen und nichts zu essen geben, so dürfen wir überzeugt sein, daß dadurch sehr viel geleistet wird.

Das Kühlen des Kopfes ist erst in neuester Zeit besser untersucht worden und man fand, daß neben dem außerordentlich behaglichen Gefühle, welches einer heißen Stirne dadurch gebracht wird, sehr wichtige Einwirkungen auf die Functionen aller drüsigen Organe, namentlich der Nerven erzeugt werden, da alle drüsigen Organe unter centrale Nerveneinflüsse stehen, der durch das Kühlen des Kopfes regulirt werden kann.

Auch in Fällen, wo keine Krankheit vorhanden, aber ein allgemeiner Aufregungszustand den Schlaf verhindert, beweist sich ein in kaltem Wasser ausgerungenes Handtuch, welches man auf Hinterkopf und Nacken legt und mit einem trockenen Tuch zudeckt, außerordentlich beruhigend. Manche nennen dies geradezu ein schlafmachendes Mittel.

Die warmen Füße geben eine unbeschreibbar angenehme Empfindung, wenn man vorher eiskalte Füße hatte, wie dies bei Fieberfrösten stets der Fall ist. Ein

heißes Tuch, eine Wärmflasche ist eine außerordentliche Wohlthat und der aufgeregteste Kranke wird in der Bettlage bei kühlem Kopfe und warmen Füßen ganz bestimmt ruhiger. Auch die horizontale Bettlage ist ein großes Heilmittel.

Jeder Erregungszustand wird bei ruhiger Lage besser. Deshalb rät man ja sogar den Erzurten: sie möchten sich horizontal auf das Sofa legen, damit sich ihr Zorn mildere.

Es ist sehr glaubbar, daß es nützt, aber selten werden leidenschaftliche, zornige Menschen soviel Selbstbeherrschung haben, daß sie sich legen.

Bei Kranken geht es aber immer, denn diese merken sofort selbst die wohlthunende Wirkung.

Es ist staunenswerth, welche große Anzahl von inneren Krankheiten durch die ruhige Bettlage und durch Diät wieder in Genesung übergeführt wird.

In der horizontalen Lage kühlt der erhitzte Körper viel mehr und rascher ab, weil die Ausdünstung der unteren Körpertheile nicht die oberen erwärmend berührt, wie dies bei aufrechter Stellung stattfindet, sondern gleich in die höheren Luftschichten aufsteigt. Man tadelt die Aerzte oft, weil sie bei jeder Erkrankung gleich in das Bett commandiren, allein wenn wir mit klaren Augen umhersehen, dann müssen wir den Aerzten recht geben: das Bett heilt unendlich viele Krankheiten und sehr verschiedenartiges Unwohlsein rasch und sicher auf die rationellste Weise. In der Bettwärme entwidelt sich der Kreislauf in der ganzen Peripherie: die Haut, welche vorher trocken und kalt war, wird jetzt weich, feucht, warm, strömt voll von Blut, und woher kommt dies Blut? — Von den inneren mit Blut überfüllten Organen. Die inneren Organe: Hirn, Lunge, Herz, Leber, Magen, Darm, deren Blutüberfüllung uns unwohl machten, müssen das Blut nun an die Hautoberfläche abgeben, werden also entlastet. Den Werth eines Gegenstandes erkennt der Mensch oft am besten, wenn man ihm diesen Gegenstand nimmt.

Jeder, der während einiger Tage nicht in das Bett kam, wird, selbst wenn er in einem comoden Eisenbahncoupé einschlieft, ein unbehagliches Gefühl, ein leichtes Frösteln u. nicht verleugnen können und die Güte und den Werth des Bettes wieder recht hoch zu schätzen wissen, sobald er wieder in sein wohlgeordnetes Bett gelangt ist.

Das Liegen auf einer dicken Roßhaarmatratze ist besonders zu empfehlen, weil selbe für die Luft durchgängig ist und eine große dicke erwärmte Luftschicht dann den Körper angenehm umgibt.

Das Bett muß so reich arrangirt sein, daß man nicht friert, wenn man auch alle Ueberkleider abgezogen hat. Das Abziehen aller geknöpften, gebundenen und gehaltenen Kleider ist ein Hauptpunkt der Bettlage, weil Alles, was die Blutcirculation einschnürt oder die Respirationsmuskeln belästigt, entfernt wird, und diese Freiheit des peripheren Kreislaufes dem Centrum wieder besonders wohl thut.

Das Gegentheil belehrt uns ja täglich über diesen großen Werth. Jedes einschnürende Kleidungsstück veranlaßt die unangenehmsten Congestionen. Selbst im besten Bette ruhen wir schlecht aus, wenn wir uns nicht aller einschnürenden Kleider entkleiden können.

Nach dem eben Angeführten wird es verzeihlich erscheinen, daß alle Aerzte das Bett zu den wichtigsten und unentbehrlichsten Heilmitteln zählen. Wird neben

der Bettruhe und Bettwärme Diät gehalten, so gleicht sich die Störung des Befindens meist in wenigen Tagen wieder vollkommen aus.

Oft wird man am nächsten Morgen schon die Freude haben, den lieben Kranken ganz frisch und gesund wieder zu sehen oder doch so sehr gebessert, daß man hoffen kann, wenn die begonnene Methode noch einen oder zwei Tage fortgesetzt wird, so ist die Krankheit wieder verschwunden.

Alle Störungen am Organismus, welche durch Ueberanstrengung, durch leichte Verkühlung, durch kleine Indigestionen so oft erzeugt werden, verschwinden durch solche Behandlung.

Ist bei einer Indigestion die Uebelkeit auf einen hohen Grad gestiegen, ganz ausgesprochene Brechneigung da, so ist es außerordentlich günstig, diese Bestrebung der Natur zu unterstützen und wirklich Erbrechen zu erzeugen. Man lasse einfach ein Glas laues Wasser trinken, worauf sich etwas Würgen einstellen wird, das sofort zum Erbrechen gesteigert wird, wenn man mit dem Finger die Zunge etwas niederdrückt. Es ist ein tausendfältig geübtes Verfahren, einfach den Finger in den Hals zu stecken, wenn man Erbrechen hervorrufen will. Es kommt zwei bis drei Mal Erbrechen und zuletzt vielleicht ein Mund voll galliger saurer Flüssigkeit und dem Kranken, welchem vor einer viertel Stunde noch zum Sterben übel war, welcher heftiges Kopfweh, Schwindel, Magenbrücken hatte, wird jetzt in wenigen Minuten ganz gut. Er kann die glückliche Veränderung selbst nicht genug loben.

Nur warne ich, andere Gegenstände als den Finger in den Hals zu stecken, um Erbrechen zu erzeugen, denn es kam schon oft vor, daß sich die Leute in solchen Momenten mit einem Gabelstiele oder gar einer Taschennesserscheide u. a. den Hals zum Erbrechen kitzeln wollten und daß ihnen diese Gegenstände entschlüpfen, in den Magen und Darm geriethen und zur Todesursache wurden.

Nach solchen Vorkommnissen soll man dann den nächsten Tag recht einfach leben. Vormittags vielleicht nur einen Schluck guten Weines und ein Stückchen Semmel nehmen, und das erste Mittagmahl auch recht einfach construiren, etwa nur Suppe und Fleisch mit Senf genießen. Damit ist aber auch die Genesung wieder eine vollkommene.

Bei kleineren Indigestionen genügt es aber stets, die Kranken in das Bett zu legen und ein oder zwei Tage nichts oder nur eine einfache Suppe essen zu lassen. Rasch zehrt der Hungernde alle belästigenden Ueberschüsse auf und die Verdauungsäfte sammeln sich wieder im nöthigen Maaße an.

Gesetzt, es wäre nun eine Vergiftung geschehen oder stark im Verdacht: die Kinder hätten ungelante Beeren gegessen oder das Unwohlsein sei auf gefochte Schwämme eingetreten oder irgend ein bemaltes Zuckerwerk sei verdächtig, krank gemacht zu haben, was könnten wir hier anfangen, um jeder drohenden Gefahr zu entgehen?

Bei allen Vergiftungen, heißen sie wie sie wollen und sind sie auf was immer für einem Wege in den Körper gelangt, bleibt stets die Hauptregel: vom Gifte möglichst viel wieder aus dem Körper heraus zu schaffen, dann, wenn wir die Art des Giftes kennen, ein Gegengift zu geben, was jedoch oft nicht bei der Hand sein wird, und endlich das im Organismus zurückbleibende Gift möglichst zu verdünnen und auszuscheiden. Wir erreichen diese Wirkungen dadurch, daß wir

so schnell als möglich Erbrechen erzeugen, also warmes Wasser trinken lassen und den Finger in den Hals stecken, dann als ein fast für alle Gifte passendes Gegenmittel können wir große Quantitäten warmer Milch trinken lassen, welche als eine fettige Emulsion alle erzeugten Reizzustände mildert. Aber auch eine große Masse leichten schwarzen Thees erfüllt seine Aufgabe. Trinken wir einige Gläser warmen leichten schwarzen Thee, so wird das vorhandene Gift sehr verdünnt und aus dem Organismus durch vermehrte Hautausdünstung, Urinabsonderung, und ausgeathmete Dämpfe ausgeschieden und so die vorhanden gewesene Gefahr besiegt oder doch sehr verkleinert.

Auch selbst wenn uns ein giftiges Insect oder Thier gestochen oder gebissen hat, paßt diese Methode in zweiter Reihe. Das Erste bleibt in diesem Falle immer, die Aufnahme des Giftes in das Blut zu verhindern. Hat uns eine Schlange in den Finger gebissen, ein giftiges Insect auf die Hand gestochen, oder haben wir uns an einem faulen Knochen geritzt zc., so bleibt also das Erste, zu verhindern, daß das Eingekippte in das Blut gerathe. Wir sollen daher das nächst liegende Band, die nächstliegende Schnur, oder unser Taschentuch benutzen, um den Blutstrom zum Herzen abzuschneiden, indem wir das Band fest oberhalb der Verletzung um das Glied wideln. Die Wirkung ist eine mehrfach günstige, hat uns z. B. eine Schlange in die Hand gebissen und wir schnüren den Arm oberhalb mit einem Bande fest zusammen, so werden wir nicht allein verhindern, daß das in das Blut gerathene Gift zum Herzen laufen und sich dann im ganzen Körper vertheilen kann, sondern wir werden durch das feste Binden eine rückwärts stauende Blutströmung erzeugen, die Wundwunde wird stark zu bluten anfangen und dieses Bluten wäscht gleichsam das Gift heraus; es ist so zu sagen der nächstgelegene Brunnen, mit welchen wir das Gift herauswaschen können. Erst später, wenn dieses vollbracht, werden wir die Wunde an irgend einem Brunnen nochmals auswaschen.

Glauben wir, daß durch Ausaugen der Wunde das Gift recht gut herausgebracht werden könnte, so werden wir uns rasch einen Schröpfkopf construiren, welcher die Wunde ausaugt. Dazu paßt jedes Weinglas. Hält man ein Weinglas über brennendes Papier oder eine brennende Weingeistlampe, so daß die Luft im Glase erwärmt und verdünnt wird, und stülpt man dies Glas rasch über die Wunde, so saugt das Glas wie ein Schröpfkopf die Wunde aus und es kann mancher schädliche Stoff noch auf diese Weise herausgebracht werden.

Aber auch bei Vergiftung durch Stich und Biß bleibt vieles Trinken warmer Getränke ein gutes Heilmittel, weil auch hier auf eine Verdünnung und rasche Ausscheidung des Giftes großes Gewicht zu legen ist.

Denken wir uns nun ein anderes Unwohlsein, wofür wir gar keinen besonderen Grund finden. Es sind aber Störungen im Unterleibe dabei deutlich vorhanden, es war einige Tage lang keine Deffnung da, so kann man einen feuchten Gürtel um den Leib machen. Abends kann man auch einige gekochte Zwetschken essen lassen. Im äußersten Falle, namentlich wenn langes Eisenbahnfahren die Schuld der Verstopfung zu haben scheint, wird ein kaltes Wasserklystier den erwünschten Erfolg haben.

Bei Neigung zu Leibweh macht man das Klystier besser aus warmem Wasser und ein Paar Löffeln voll Salatöl.

Häufiger bereitet aber der gegentheilige Zustand auf dem Lande Verlegenheiten. Nach Erkältungen, nassen Füßen und nach Diätfehlern kommen nämlich oft Diarrhöen. In den allermeisten Fällen sind selbe rasch beseitigt, wenn sich die Patienten im Bette halten, nichts Festes essen, vielleicht trotz vorhandenem Appetit bei einer guten Schleimsuppe und einem weichen Ei bleiben und etwas warmen rothen Wein trinken. Ist der Durst und das Verlangen nach kaltem Wasser sehr ausgesprochen, so darf man ohne Scheu alle Viertelstunden ein Eisbröckchen oder ein Paar Löffel eiskalten Wassers schlucken lassen. Nur wenn die Diarrhöe diesem Regime nicht weichen will oder wenn es die Verhältnisse gar schwer erlauben, im Bette zu bleiben, dann mag man Zuflucht zum mitgenommenen Opiumpulver nehmen und nach jeder Diarrhöe soll ein Erwachsener die Hälfte eines desselben nehmen, Kinder unter 10 Jahren aber den vierten oder sechsten Theil oder den zehnten Theil. Jedenfalls ist es aber besser und der Erfolg ein viel sicherer und bleibender, wenn wir das Opiumpulver nicht brauchen, sondern mit der Bettwärme und einer sorgfältigen Diät fertig werden. Schweistreibende Getränke, starkes Schwitzen überhaupt, wie es in manchen Familien bei Erkältungskrankheiten gebräuchlich ist, empfehle ich nicht. Ich habe von künstlich hervorgerufenem Schweiß bei acuten Krankheiten nicht viel Gutes gesehen.

Es genügt die bei gewöhnlicher Bettwärme eintretende Hautthätigkeit vollkommen, um solche Krankheiten zu heben.

Bei Kindern gesellt sich zu jeder Gesundheitsstörung gerne Kopfweh, Ohrenweh, Zahnweh und Halsweh, weshalb ich über diese Complicationen noch ein Paar Worte sagen will.

Ist der Kopf heiß, so paßt ein kalter Umschlag, eine Eisblase sehr gut. Ist er aber kühl, wie das manchmal bei nervösem Kopfweh nach Ueberreizungen vorkommt, so hilft das Einbinden des Kopfes mit einem trockenen Tuche.

Für Zahn- und Ohrenweh soll nie ein kalter Umschlag, sondern stets ein trockenes warmes Tuch benützt werden, denn die Zähne und die Ohren vertragen nicht leicht nasse Kälte.

Sind die übrigen Bedingungen günstig arrangirt: die Füße warm, der Leib nicht verstopft, so wird das einfache warme leinene Tuch oft Zahn- und Ohrenweh besiegen.

Ist der Zahn recht stark ausgezessen, so kann man ihn mit einem Wattenkugeln reinigen und mit einem anderen Wattenkugeln, welches wir mit der mitgenommenen concentrirten Carbonsäure etwas benehen, (aber nicht durchtränken) zupfropfen. Auch in das schmerzende Ohr steckt man mit Vortheil ein Kugeln aus Watte oder besser aus Schaafwolle, welches man mit einem Tropfen warmen Mandel- oder Salat-Öles benehete. Kommt man mit dieser Behandlung nicht so weit an das erwünschte Ziel der Schmerzlosigkeit, daß der Patient schlafen kann, so ist die Zeit gekommen, um das mitgenommene Morphiumpulver auszupacken.

Ein Erwachsener darf  $\frac{1}{2}$  Pulver auf 1 Eßlöffel Wasser nehmen, und wenn der Schmerz in einer Stunde nicht nachläßt, eine 2. Hälfte. Kindern unter zehn Jahren giebt man  $\frac{1}{4}$  und unter 5 Jahren  $\frac{1}{8}$  eines solchen Pulvers. Besser ist es immer, ohne ein solch ernstes Mittel durchzukommen, denn von solchen Medi-



camenten bleiben immer Nachtheile zurück. Entweder ist der Appetit für 2 bis 3 Tage ruiniert, oder es kommt Kopfweh mit Uebelkeiten und Erbrechen, oder eine mehrere Tage dauernde quälende Verstopfung. Allein der Schmerz ist oft so arg, daß dessen Bekämpfung alle diese Nachtheile gern mit in den Kauf nimmt.

Eine besondere Berücksichtigung verdient nun noch das Halsweh, welches namentlich bei Kindern eine große Rolle spielt. Nicht allein, daß es Kinder gibt, welche bei jedem Unwohlsein geschwollene Mandeln und Schmerz im Schlucken bekommen, sondern alle ernstern Krankheiten der Kinder beginnen mit Halsweh, Masern, Scharlach, Blattern, Group, Diphtherie zc. Ist den Eltern die Schwellung der Halsdrüsen bei ihren Kindern schon sehr geläufig, so wissen sie selbe auch oft rasch zu besiegen, indem sie den Hals mit einem trockenen warmen Tuche einwickeln. Andere saubern einen nassen Umschlag von kaltem Wasser besser, über welchen sie ein Guttaperchapapier legen, damit er recht dunstet. Zwei Punkte sollen aber hiebei genau berücksichtigt werden: nämlich die Höhe des Fiebers, welche der in die Achselhöhle hineingesteckte Thermometer zeigt und ferner das Aussehen der Halsfleischhaut. Man sehe den Kindern öfters in den Rachen, ob das Zäpfchen und die Mandeln geschwollen, geröthet oder gar mit einem diphtheritischen oder croupösen weißen Belege überzogen sind?

Steigt das Thermometer über 39,5 oder gar 40,0—40,5—41,0, so kann man bei reizbaren Kindern vielleicht den nächsten Morgen noch abwarten, weil es bei diesen nicht selten vorkommt, daß sie wegen einer äußerst geringfügigen Störung hohes Fieber bekommen und Tags darauf oft wieder normale Temperatur haben. Erhält sich aber dieser hohe Thermometerstand auch noch am nächsten Morgen, so säume man nicht und hole um jeden Preis den nächsten guten Arzt, denn ein anhaltender so hoher Fieberzustand läßt entweder auf eine sehr ernste Localaffection, Diphtherie, Lungenentzündung, Brustfellentzündung zc. schließen, oder es ist eine allgemeine Blutkrankheit vorhanden: Typhus, Blattern zc. In solchen Fällen darf aber, wenn man mit dem Leben nicht fahrlässig umgehen will, ärztliche Hülfe nicht fehlen. Sind auch gerade nicht immer eingreifende Arzneien nöthig, so bedürfen solche Kranke doch in Bezug auf Ernährung, Pflege der Hautwärme, Lagerung, Ventilation u. a. fortwährend den Rath eines erfahrenen Arztes.

Zeigen sich aber gar weiße Belege auf den Mandeln, auf dem Gaumensegel oder gar am Zahnfleisch oder in der Nase, so ist der Rath und die Hülfe eines tüchtigen Arztes unerläßlich.

Wenn es möglich ist, suche man den gewohnten Hausarzt zu erreichen. Ich habe reiche Erfahrungen darüber erlebt, wie gut es ist, wenn man einem Arzte treu anhängt und nicht wegen jeder Kleinigkeit von einem zum andern läuft. Der langjährige Hausarzt kennt die Constitution der Familienglieder am besten und hat auch weit aus die wärmste Theilnahme für alle Vorkommnisse.

Obwohl ich selbst keine Hausarztstelle annehme, komme ich doch in Consilien zu recht vielen solchen Kranken und muß gestehen, hiebei höchst eigenthümliche Erfahrungen gemacht zu haben. Ich kenne Collegen, welche eine große Anzahl sehr ernster Diphtheriefälle glücklich durchbringen und kenne andere sehr gelehrte vielwissende Männer, denen die meisten daran starben.

Die Ordinationen sind zudem meist sehr wenig verschieden, aber die einen Aerzte kommen des Tages 5 und 6 Mal zu ihren kleinen Kranken und besorgen die sorgfältige Reinigung des angegriffenen Rachens mit eigener Hand, während die anderen sehr Nützlichem ordiniren, aber selbst nie Hand anlegen.

Mitleid und Ungeschicklichkeit der Mütter und Kindsmägde führt aber die bei Diphtherie so nothwendige Reinigung nicht präcis genug aus.

Ich bin der Ansicht, daß es ziemlich gleichgültig ist, welches Desinfectionsmittel gegen Diphtherie benützt wird, ob Salicyl oder Carbol, oder Borssäure, ob Soda oder Chlor zc. Hingegen lege ich allen Werth darauf, wie es benützt wird. Das einfache eiskalte Wasser, wenn es oft genug mit einem Löffel durch die Nase eingegossen wird, wäscht die bösen Belege sehr schön heraus und kaltes Wasser ist bei uns doch an den meisten Orten zu haben.

Sieht man also solche Belege, so ist bis zur Ankunft des Arztes, den man hier wol nicht vernachlässigen soll, das öfte Eingießen von kaltem Wasser mit einem Löffel in die Nase des liegenden Kindes von außerordentlichem Werthe. Nebenbei kann man um den Hals kalte Umschläge machen und vielleicht mit einem Wasser gurgeln lassen, welches man dadurch bereitet, daß man einen Kaffeelöffel voll der mitgenommenen concentrirten Carbolsäure in ein Quart kaltes Wasser löst.

Mit dieser Vorbereitung wird jeder ankommende Arzt recht zufrieden sein.

Bei äußeren chirurgischen Krankheiten, wo wir das Uebel sehen und fühlen, können wir couragirter ohne Arzt handeln, aber auch bei diesen bleibt die Temperaturmessung ein sehr wichtiger Anhaltspunkt für die Beurtheilung einer Gefahr und wenn bei chirurgischen Krankheiten, Wunden, Quetschungen zc. der Thermometer auf 39,0 bis 40,0 steigt, ist das Herbeiholen eines tüchtigen Arztes nicht weniger wichtig, denn eine so hohe Temperatur zeigt mit Sicherheit an, daß eine bedeutende Störung des Allgemeinbefindens zu befürchten ist. Entweder ist eine üble Zersetzung, ein Fäulnißproceß vorhanden und kann die größte Lebensgefahr bringen, oder es sind die Wundverhältnisse ungeordnet, wie sie nicht sein sollen, es kann der Eiter den rechten Weg nicht finden und es muß von geschickter Hand ein solcher Weg geschaffen werden, oder es ist irgendwo Eiter versteckt, der noch gar keinen Ausweg hat zc.

Sind aber die Temperaturmessungen beruhigend, so kann man sich auf dem Lande mit geringer Vorbereitung in vielen Fällen leicht helfen.

Bei jeder Wunde, heiße sie wie sie will, ist sie durch Schneiden, Hacken, Stechen, Quetschen, Reizen, Brennen zc. entstanden, reinige man die Wunde sorgfältig mit einem leichten Carbolwasser, welches man sich dadurch bereitet, daß man einen großen Eßlöffel voll der mitgenommenen Carbolsäure in ein Maas Wasser gießt und damit die Leinwandstücke, welche man überlegen will, befeuchtet und auch die Wunde damit wäscht. Alte reine Leinwand wird gut ausgerungen und über die Wunde, deren Ränder man möglichst nahe an einander hinlegt, hinübergewickelt und über dies dann so viel Gutta-Percha-Papier gebunden, daß der Leinwandumschlag vollkommen gedeckt ist.

Den verletzten Theil läßt man immer etwas hoch tragen und nie hinabhängen, weil dies Schmerz und gerne Blutung bedingt.

Tausende von so kleinen Verwundungen, wie sie meist im Hause vorkommen, heilen auf diese Weise sehr schnell und gut. Alle 24 Stunden macht man diesen Verband neu und nach 5—6 Tagen ist meist Alles geheilt.

Fast in jeder Familie hat man ein Pflaster oder eine Salbe, welche die kleinen vorkommenden Verwundungen heilen sollen. Etwas Besseres als einen feuchten Carbolumschlag mit Guttapercha bebedt, kann man aber kaum haben, denn selbst bei ernstern Wunden, die später die Beiziehung eines Arztes unerlässlich machen würden, wäre jeder Chirurg für eine solche Vorkur sehr dankbar.

Spricht bei irgend einer Verwundung das Blut heraus, so halte man diese Stelle ein Paar Minuten mit der Fingerspitze zu und wickle dann, wenn die Blutung stille steht, die Wunde etwas fest zu. Meist genügt diese Procebur. Ist eine Blutung so arg, daß ein Arzt geholt werden muß, um eine Pulsader zu unterbinden, so kann bis zu dessen Ankunft wohl nichts sicherer als die Fingerspitze vor Verblutung schützen. Auch ein Selbststück oder ein Korkstück kann anstatt der Fingerspitze ein- weilen darauf hingebunden werden. Eine sehr häufig vorkommende und recht schlechte Gewohnheit ist es, über blutende Wunden dicke Tücher hinüber zu wickeln. Die Tücher saugen das Blut an sich und entziehen eher mehr Blut, als daß sie Blutung verhindern. Manche Leute können kein Blut sehen und wenn sie irgendwo bluten, werden sie ohnmächtig. Ja auch nach anderen Verletzungen, die nicht bluten, kommen oft Ohnmachten vor.

Ein beruhigendes Wort und das kalte Wasser sind hier sehr zu empfehlen. Man lege die Verwundeten auf ein Sopha oder Bett, spritze ihnen kaltes Wasser in das Gesicht, wasche das Gesicht mit Essig, lasse ein wenig am Essig riechen, wenn nicht etwa eine befreundete Dame englisches Niesalz in der Tasche trägt, was außerordentlich belebend wirkt. Auch ein Schluck frischen Wassers und später ein Paar Löffel Wein oder Schnaps sind dem Ohnmächtigen recht nützlich.

Ein Fall, ein Schlag oder Stoß auf das Herz oder auf den Magen kann erfahrungsgemäß tödten, ohne daß die geringste Verwundung gefunden wird. Ohnmachten und Uebelkeiten sind aber dabei etwas ganz Gewöhnliches, gehen aber meist schnell vorüber, wenn man die Beschädigten ruhig horizontal legt und mit Niesmitteln und einem erquickenden Schluck frischen Wassers oder Brantweines belebt. Ein guter Essig ist immer eines der belebendsten Niesmittel. Bewußtlosigkeit mit folgendem Erbrechen deutet auf eine Hirnerschütterung und beweist, daß der Fall auf den Kopf ernster Natur ist. Auch hiebei ist anfangs die Restauration am Plage. Ist aber das Bewußtsein zurückgekehrt und tritt Röthung des Gesichtes und der Augen ein, so paßt ein kalter Umschlag auf den Kopf.

Solche Fälle sind natürlich immer ernster Natur und in einer guten Familie wird man dabei den Rath eines tüchtigen Arztes nicht versäumen. Fehlen aber Ohnmacht und Bewußtlosigkeit, so kann man einen Schlag oder Fall leichter nehmen. Eine Hauptfrage ist dann noch: kann der Verletzte alle Glieder bewegen? ist kein Knochen gebrochen oder keiner aus seinen Gelenkverbindungen getreten? Bei manchen Leuten entstehen aber Beinbrüche und Luxationen sehr leicht. Luxationen machen viel Schmerz und zeigen, wenn man das betreffende Glied mit dem der gesunden Seite vergleicht, große Difformitäten, während bei Beinbrüchen die Bruchstelle besonders schmerzhaft, die Form aber oft sehr wenig verändert ist.

An der Bruchstelle ist der Knochen abnorm beweglich. Einen gesunden Knochen kann man nicht biegen, einen zerbrochenen sehr leicht. Ein kräftiger Zug eines Kameraden richtet oft eine Luxation gleich wieder ein und das gute schmerzlose Befinden und die ungeschmälerte Beweglichkeit unmittelbar nachher geben den Beweis, daß das Gelenk wieder in Ordnung ist.

Gelingt das aber nicht sofort, so beeile man sich baldigst, einen guten Chirurgen herbei zu holen, denn eine Luxation ist anfangs sehr leicht, später, wenn einmal entzündliche Schwellung eintrat, sehr schwer reponibel.

Alle anderen Quetschungen, Dehnungen und Zerrungen kann man ohne Sorge nach allgemeinen Regeln behandeln. Ruhe, hohe Lage des verletzten Theiles und Kälte sind unter allen Verhältnissen wirksame Mittel.

Thun wir uns, was wir wollen, so haben wir die Gewohnheit, rasch mit der Hand auf den beschädigten Platz hinzulangen und zu drücken und zu reiben daran. Nur wenn man sich an einer offenen Flamme verbrannt und Feuer gefangen hat, dann ist es eine schlechte Methode, nach der Brandstelle zu greifen, zu schlagen, zu wischen, denn jede Bewegung der Luft macht die Flamme und ihren schrecklichen Erfolg größer. Zweifellos bleibt hierfür immer das Beste, die Flamme durch Zudecken rasch zu erstickern, indem wir uns schnell in ein Bett oder unter eine Decke hineinflüchten. In allen anderen Fällen ist es aber werthvoll, den verletzten Theil sofort zu drücken und zu reiben.

Schon das kleine Kind läßt sich den gestoßenen Fleck von der Mutter blasen und reiben und es ist gar kein Zweifel darüber, daß dies das Beste und Zweckmäßigste ist, was geschehen kann. Das Blasen kühlt und lindert das schmerzhafteste Brennen, das Reiben zertheilt den geschehenen Bluterguß in sehr nützlich vortheilhafter Weise und das Drücken bewirkt eine möglichst rasche Auffaugung des ergossenen Blutes und Blutwassers. Geschieht dies Alles recht gut, so kann vielleicht eine große Beule, eine ausgebehnnte Schwellung und Entzündung ganz vermieden werden. Die Massage wurde erst in den letzten Jahren recht studirt und gegenwärtig spielt sie in der Chirurgie eine sehr bedeutende Rolle. Man hat erprobt, daß ein Bluterguß und eine entzündliche Schwellung sehr rasch verschwindet, wenn man selbe mit Massage behandelt. Schmerz und Geschwulst werden oft in viel kürzerer Zeit und viel vollkommener mit der Massage geheilt, als mit Umschlägen, Blutegeln, Eisblase zc. Man drückt, man reibt, knetet, streift den geschwollenen Theil und kann schon in wenigen Minuten ein ganz sichtbares, ja geradezu staunenswerth gutes Resultat erlangen.

Einer unserer tüchtigsten Chirurgen machte ein interessantes Experiment. Er spritzte einem Hunde in die zwei Kniegelenke seiner Vorderfüße je 30 Gramm feinderriebenen schwarzen Tusch ein. Beide Knie schwellen an. Das linke behandelte er nach alter Weise mit kalten Umschlägen, feuchter Wärme, Jodtinctur zc., das rechte Knie aber nur mit Massage. Nach 6 Wochen schlachtete man den Hund und secirte beide Kniee. Im linken Knie saß der schwarze Tusch noch massenhaft im Gelenk; rechts war fast keiner mehr zu finden, die Massage hatte ihn aufgesogen und im ganzen Körper vertheilt.

Bei jeder Beule also, die auf einen Stoß oder Fall entsteht, werden wir durch Drücken, Reiben, Kneten und Streifen die Verkleinerung der ausgetretenen

Blut- und Exsudat-Massen und deren Aufsaugung herbeizuführen suchen. Wenn man nach der Massage, die man meist täglich 2 Mal wiederholt, kalte Umschläge oder Begießungen macht, so ist dies eine herrliche Unterstützung der Cur.

Die Wirkung der meisten Salben ist nur die des Reibens und man reibt sich eben leichter mit einem Fette als mit der trockenen Hand.

Ob sich der Verletzte selbst reibt oder ob er von einer fremden Hand gerieben wird, ist in den meisten Fällen einerlei. Nervösen Leuten ist oft eine gewisse Hand besonders angenehm. Hier sind dann zweifellos magnetische und electriche Verhältnisse im Spiele.

Es kann ja gar nicht geleugnet werden, daß jedem Menschen die Berührung gewisser Personen sympathischer ist als anderer, daß überhaupt die Berührung einer fremden Hand einen eigenthümlichen Effect hervorruft. Ohne mich näher darauf einzulassen, erinnere ich nur an ein Paar unleugbare Thatsachen. Niemand kann sich selbst kugeln, während eine fremde Hand todtkugeln kann; ferner erinnere ich daran, daß es Damen giebt, welche nur blonde Stubenmädchen haben können. Will sich eine solche Dame von einem schwarzhaarigen Mädchen frisiren lassen, so stehen sofort alle Haare in die Höhe und es ist geradezu unmöglich, selbe ordentlich zu kämmen.

Die Hand der liebenden Mutter übt oft auf das Köpfcgen des kranken Kindes eine ganz deutlich beruhigende Wirkung aus. Wir dürfen das, was wir heut zu Tage noch nicht erklären können, deshalb nicht leugnen. Ist dann bei einer Verletzung durch Ruhe, hohe Lage, Massage und kalte Umschläge ein Verschwinden der Entzündungsgeschwulst erreicht und die Schmerzhaftigkeit besiegt, so passen wieder warme Bäder und nachher gymnastische Bewegungen, um dem verletzten Theil seine Gelenkigkeit und Funktion wieder zu geben.

Ist der Verletzte noch nicht fähig, den kranken Theil selbst zu bewegen, so macht eine fremde Hand täglich ein Paar Mal schwermächtige Bewegungen, um die Steifigkeit zu besiegen. Man nennt solche Bewegungen passive, weil der Kranke selbst dabei unthätig ist. Beugen, Strecken, Reiben, Erschüttern, Klopfen sind die Bewegungen, welche man vornimmt, wodurch Gerinnsel und festere Massen offenbar zerstückelt, verkleinert und so der Aufsaugung zugeführt werden.

Sind dann einmal active Bewegungen möglich, so sind selbe werthvoller. Der Kranke macht dabei selbst mit eigenem Willen Beugung, Streckung, Rotation: alle möglichen Bewegungen.

Wollen wir ein Glied recht stärken, so verwandeln wir diese activen Bewegungen sogar in sogenannte duplicirte Bewegungen, welche noch viel rascher zur Kraft führen. Zu diesem Behufe wird die active Bewegung auf irgend eine Art erschwert, so daß sich der Kranke bei deren Ausführung mehr anstrengen muß. Die Congestion, der Blutzufluß und die daraus hervorgehende bessere Ernährung eines Gliedes ist bei duplicirten Bewegungen viel stärker als bei activen, obwohl auch letztere sehr wirksam sind.

3. B. Hebt der Kranke den gestreckten Arm einfach in die Höhe, so ist dies eine active Bewegung, welche die angestregten Muskel congestionirt, ihre Adern erweitert, ihre Ernährung steigert. Geben wir dem Kranken bei dieser Bewegung aber ein Gewicht in die Hand, oder setzen wir seinem Willen mit unserer

Hand Widerstand entgegen, so nennt man diese Bewegung eine duplicirte. Der Kranke muß sich jetzt viel mehr anstrengen, den Arm zu heben, die Congestion in seinen gebrauchten Muskeln wird größer, die Erweiterung der Adern bedeutender und die Ernährung hochgradig gesteigert.

Wenn ein Glied des Körpers durch Stoß oder Fall oder durch irgend eine Art lange unthätig gemacht und steif wurde, so sind neben vielen erweichenden lauwarmen Bädern fleißige passive, active und duplicirte Bewegungen von größter Wirksamkeit.

Aber auch für viele andere Uebel müssen wir die Bewegung der Muskel, namentlich in Form activer und passiver Bewegung, außerordentlich nützlich nennen.

Die wohlthätige Wirkung, welche Turnen, ein größerer Spaziergang, eine kleine Bergpartie, das Rudern, Gartenarbeiten zc. auf unseren eingenommenen Kopf macht, der vielleicht durch zuviel geistige Anstrengung congestionirt wurde, ist jedem bekannt. — Nicht weniger wohlthätig ist die Wirkung solcher Anstrengungen für den Unterleib, in welchem durch vieles Sitzen oft Störungen und Störungen der Blut- und der Darmbewegung entstehen, die uns sehr mißstimmen und unbehaglich machen. Auch für die Brust, für Lunge und Herz ist methodische Bewegung von großem Werthe, namentlich hier schon deshalb, weil durch die Anstrengung der Brustmuskulatur der Rippenkorb allmählig erweitert wird und die zur Schwerathmigkeit und Tuberkelbildung disponirende Engbrüstigkeit gehoben wird. Berühmte Aerzte ließen junge Leute, welche Anlage zur Phtisis hatten, täglich einen Thurm oder einen Berg besteigen; die dabei nöthige Bewegung der Brustmuskulatur erweiterte langsam den Rippenkorb und die gefährliche Disposition, der phtisische Habitus verschwand.

Für unsere wichtigsten Organe, für das Gehirn, wenn es congestionirt und überreizt ist, für Lunge und Herz, wenn selbe beengt oder überfüllt sind, und namentlich für den Unterleib, in welchem unsere sitzende Lebensweise Störungen der Blutcirculation und dadurch Leberkrankheit, Darmträgheit, Hämorrhoiden, und in Folge dessen fortwährendes Unwohlsein und Hypochondrie erzeugte, kann durch fleißigen Gebrauch der Muskeln eine Erleichterung, ja ein Heilerfolg erzielt werden, den keine Apotheke zu erreichen im Stande ist. Diese mit Blut und Zersetzungsstoffen überfüllten Centralorgane werden vollständig von ihrer Belastung befreit, das Blut zu den äußern Muskeln gebracht und hier wird eine behagliche Wärme erzeugt; und während vor den Bewegungen der Kopf heiß und schwer, die Brust beklemmt, der Unterleib voll, beengt und gespannt und die Arme und Füße kalt und fröselnd waren, wird nach einer kleinen Bergpartie, nach einer mäßigen Turnübung, nach sorgfältiger Heilgymnastik der Kopf heiter und frei, die Brust unbesorgt, der Unterleib weich und leicht sein, die Glieder aber, die Arme und Füße werden eine behagliche Wärme haben und unsere Heiterkeit und unser Wohlbefinden, unser herrlicher Appetit und unser guter Schlaf wird den Ausdruck rechtfertigen, daß die Centralorgane glücklich entlastet wurden.

Was aber heute und morgen mit großem und gutem Erfolge geschieht, das bringt, wenn es oft geschieht, bleibende Vortheile und macht die Blutcirculation so geregelt, daß wir dadurch einen gesunden Zustand herbeiführen, wie wir ihn vorher vielleicht nie fühlten, und unsere Stimmung sich mit unserem Befinden wohlthätig verändert.

Zur Herstellung dieses wohlthätigen Gleichgewichtes der Blutcirculation in den inneren Organen und in den äußeren Gliedern sollte man den Landaufenthalt und die Ferienzeiten immer besonders benutzen. Turnen, Schwimmen, Reiten, Bergsteigen, Rudern, Gartenarbeiten und Alles dieses birgt ein großes Heilmittel in sich.

Die dadurch gewonnene Leichtigkeit des Kopfes, die Freiheit des Athmens und die gute Verdauung machen unser Leben angenehm, unsere Stimmung heiter. In heiterer glücklicher Stimmung nimmt man aber sogar jeden üblen Vorfall leichter. Das, was den kranken Hypochonder nahezu in Verzweiflung bringt, das weiß der gesunde, heitere Mann leicht zu überwinden. Auch die Blutbereitung wird durch eine auf diese Weise günstig veränderte Ernährung und Circulation sehr zum Guten verändert und auf eine nach obigen Grundsätzen durchgeführte Lebensweise sieht man oft alle Symptome einer lange dauernden Blutarmuth verschwinden.

Ein eiliges Herbeiholen des Arztes empfiehlt sich aber stets bei Blutungen, bei Verletzungen, wobei die Form und der Zusammenhang des verletzten Gliedes sehr gestört ist. Dazu möchte ich große tiefe Wunden, Beinbrüche, Luxationen zählen, worüber uns der Vergleich mit der gesunden Seite meist aufklärt. Ganz besonders ist aber Eile nöthig, den Arzt zu holen, wenn sich ein Leibschaden einklemmt, Uebelkeit und Erbrechen bringt, denn eine rechtzeitige Hilfe ist hierbei oft für den Erfolg maßgebend, und endlich darf der Arzt nicht vernachlässigt werden, wenn andauernde hohe Temperaturen eine schwere Krankheit vermuthen lassen. Bei tausend anderen Vorkommnissen aber wird, wie aus dem oben Besprochenen hervorgeht, die vernünftige Anwendung von Ruhe und Bewegung, von Wärme und Kälte, von Luft und Nahrung ganz genügend ausreichen, um Erkrankungen und Verletzungen glücklich zu heilen oder doch die Zeit, bis man einen tüchtigen Arzt erreichen kann, nützlich auszufüllen.

## Baumphysiologische Bedeutung des kalten Winters 1879/80.

Von

Forst Rath Dr. Nördlinger.

Winter von der Natur des Letztverwichenen pflegen tief in die Dekonomie der Baumwelt einzugreifen. Glücklicherweise sind sie selten und ihre Schädlichkeit hängt von einer Reihe von Umständen ab. Um so mehr ist es angezeigt, die in einem solchen Falle zu sammelnden Erfahrungen nicht wie viele der früheren verloren gehen zu lassen, vielmehr mit diesen zu vergleichen und wo möglich in Einklang zu bringen. Solches beabsichtigen die nachfolgenden Zeilen. Daß sie nicht erst am Ende des Jahres oder noch später erscheinen, entspringt dem Wunsche, zur Beobachtung und Sammlung von weiteren Ergebnissen anzuregen, ehe deren äußerliche Spuren verschwunden sind.

Eigentlich strenge Winter erstrecken sich meist über größere Länderstriche, z. B. ganz Europa. Doch sind auch solche bekannt, in denen wenig entfernte Länder, zumal wenn die Nachbarschaft des Meeres mit in's Spiel kam, das eine strengste

Kälte, das andere unbedeutenden Frost hatten, wie beispielsweise aus den Kroniken Deutschlands, Frankreichs und Englands erhellt. Die von den Kronikschreibern selbst erlebten kalten Winter pflegen etwas übertrieben geschildert zu sein. Bei Aufzeichnungen auf Grund späterer Erinnerung werden meist nur die hervorragenden Winter berücksichtigt. Oft sind harte d. h. anbauernde oder besonders schneereiche irrtümlich unter den strengen aufgezählt, und häufig ermangeln die Angaben der nöthigen Schärfe. Wer z. B., statt vom kalten Winter 1708/9, vom kalten Winter 1709 spricht, kennt nicht die Beziehungen zum vorausgegangenen oder nachfolgenden Vegetationsommer. Notorisch strenge frühere Winter sind diejenigen von 1708/09, 1739/40, 1762/63, 1788/89, 1828/29, 1829/30 und 1844/45, durch Beschädigung von Bäumen hauptsächlich berücksichtigt die mit stärkern Zahlen gedruckten.

Haben die Baumarten, wie alle Gewächse, bestimmte Kältegrade, bei denen ihre Blüten, ihre Blätter, ihr Holz und ihre Rinde erfrieren, so sollte man meinen daß die Vergleichen der niedrigsten Temperaturen auch die relative Schädlichkeit der Winter für die Baumwelt feststellen ließe. Solches trifft aber aus vielerlei Gründen nicht zu, wie unsere späteren Betrachtungen erweisen werden.

Vorerst ist daran zu erinnern, daß die Bäume durch Winterfrost in zweierlei Weise leiden können. Einmal durch innerliche Zerstörung ihres Holz- und Rindengewebes, welches eine gegebene niedrige Temperatur nicht aushält, was wir physiologische Beschädigung nennen wollen.

Zum andern durch mechanisches Aufreißen von Rinde und Holz, getrennt oder im Zusammenhange mit ersterer Verwundung auftretend. Wir wollen uns hier die Besprechung nur der erstern zur Aufgabe machen. Sie ist an sich die weitaus wichtigere. Auch hat der verwichene kalte Winter zu deren Studium überraschend mehr Gelegenheit geboten, als zu der des mechanischen Eingreifens.

Im Nachfolgenden zunächst die Aufzählung der Umstände, welche die physiologische Beschädigung begünstigen.

Mehrere Beobachter\*) und viele Gärtner schreiben der Winterkälte weit größere Gefährlichkeit zu, wenn sie, statt im December oder Januar, im Februar, März, April auftritt. Sie gehen dabei von der Betrachtung aus, daß zu der angegebenen Zeit die Cambiumbildung bereits begonnen habe. Diese trifft aber, in unserm Himmelsstriche wenigstens, bei einer höhern Anzahl Hölzer erst im März und April zu, und in dem Falle pflegen wir etwa eintretende Kälte als Frühlingssrost zu bezeichnen, welcher gewöhnlich nur die austreibenden Grüntheile beschädigt. Im März pflegen sich sodann außer der manchmal sogar noch früher ausschlagenden *Cedrus deodara* Loud. in den Vosseten nur die unempfindlichen Birken und Lärchen zu rühren. Ohne Zweifel erklärt sich die üble Meinung von später einfallenden Winterfrösten daraus, daß die Schäden welche die Gehölze die ganze kalte Jahreszeit über genommen, erst bei Wiederkehr der Wärme im März und April am Noth- oder Braunwerden von Nadeln oder Blättern, auch Plagen und Ablösung der vertrockneten Rinde augenfällig werden.

\*) Schübler, Untersuchungen über die Temperaturveränderungen der Vegetabilien, Tübingen 1829, S. 21. Caspary, Botanische Zeitung, Jahrg. 1857, S. 153. G. Feyer, Forstliche Bodenkunde und Klimatologie, Erlangen 1856, S. 440. Loudon, arboretum, 1854. IV., pag. 2046.



Derfelbe Winter kann in verschiedenen Dertlichkeiten verschieden wirken.

Je wärmer, je südlicher ein Landstrich, desto gefährlicher für die Vegetation ein kalter Winter. Und zwar nicht bloß wegen der dort vorherrschenden empfindlicheren Gewächse, sondern weil daselbst, wie wir später sehen werden, die Schwankungen zwischen Wärme und Kälte größer zu sein pflegen als im Norden.

Sobann, wenn auch nachgewiesen ist, daß zu Zeiten strenger Kälte unsere Gebirge öfters mehr Wärme behalten als das Tiefland, so nimmt doch im allgemeinen die Temperatur nach oben ab. Es ist daher auffallend, daß durch die Winter 1788/89 und 1844/45 Nufsbäume und andre Holzarten im Unterharz und im Schwarzwalde weniger litten als im ebenen Tieflande. Man kann sich mehrere Gründe dieser Erscheinung denken, welche gelegentlich zur Sprache kommen sollen.

Ein weiteres Moment ist die Freilage nach dieser oder jener Himmelsrichtung. Jedermann weiß daß die Nordseiten die kältesten sind und ihnen in dieser Beziehung die östlichen folgen. Man sollte also meinen, Pflanzungen empfindlicher Gehölze seien in diesen Lagen zu vermeiden, für sie vielmehr die ihrer Vegetation entsprechenderen wärmern Lagen aufzusuchen, wie es häufig von Gartenliebhabern und selbst Gärtnern geschieht. Indessen werden wir nachfolgend sehen, warum dies verfehlt ist.

In engen Thälern treffen die beiden Momente: tiefste Temperatur bei Nacht und größte Erwärmung bei Tage zusammen, letztere zumal begünstigt durch kahle dunkle Felsen etwa von Basalt oder dürrern Kalkschutt, wie z. B. an den Steilhängen des Kocherthales.

Von großem Einfluß ist sodann der Boden worauf die Bäume stehen. Ist er sehr fruchtbar, künstlich gedüngt und vollends, zumal gegen den Herbst hin, behackt, so kommt auf ihm die Baumvegetation nicht zur richtigen Zeit d. h. im August zur Ruhe. Ein gleiches kann ein magerer Boden verschulden, oder ein undurchlassender, auf denen nach einer Stodung im warmen Sommer die Holzvegetation im feuchtmilden September nochmals einen Aufschwung genommen hat. Vielsach wird in der That über den größern Schaden berichtet, den die Obstbäume auf schweren und auf Lehmböden erlitten, gegenüber den auf leichtem Boden stehenden, was mit einem der angeführten Momente wie späteres Austreifen des Holzes oder bergleichen im Zusammenhange stehen dürfte. Daß ein nasser Boden die Winterkälte leichter nach der Tiefe leiten wird, in welcher die empfindlichen Wurzeln liegen, als trockener luftreicher, dürfen wir wohl ohne Beweis annehmen. Das häufige gänzliche Erfrieren starker Birken, Hainen, selbst Fichten in nassen Niederungen spricht dafür.

Von außerordentlichem Einflusse jedoch ist Bedecksein des Bodens mit Schnee oder Blossliegen zur Zeit des strengen Frostes. Die neuere Zeit hat zur Erkenntniß der Thatsache geführt, daß die Bäume an ihren unterirdischen Theilen, der Wurzel, tief in dem Winter hinein fortzuwachsen pflegen, sich somit als unreifes Holz der Winterkälte gegenüber verhalten müssen wie oberirdische Theile welche unfertig vom Frost überrascht werden. Die Schneedecke nun schützt den Boden gegen rasch und tief eindringende Kälte wie gegen schnelle Wiedererwärmung. Im verflossenen Winter mußte der Frost an warmen schneelosen Orten natürlich tief eindringen. Indessen lag ja zur Zeit der großen Kälte zwischen December und Januar

im allgemeinen eine namhafte Schneedecke, welche äußerst nützlich wirkte. Einzelne Winter sind in der Landwirtschaft wegen Schneelosigkeit berüchtigt und stellen sich durch den von ihnen angerichteten Schaden auf die Stufe der ihrer Kälte nach strengsten andern. Solches gilt vom Winter 1802/3, welchen Thär\*) den schlimmsten für die Landwirtschaft nennt. Nach seiner Angabe drang damals wegen Mangels einer schützenden Schneehülle der Frost metertief in den Boden. Dabei besaß dieser Ritze in denen man Gefahr lief die Beine zu brechen. Derjenige von 1783/84 sodann, ein schneereicher kalter Winter, wäre nach demselben Gewährsmanne dem fatalen von 1739/40 mindestens gleichgekommen, wäre seine Kälte bei Schneelosigkeit eingefallen.

Besonders in den Zeiten des Uebergangs von der Wärme zur Kälte und nachher von Kälte zur Wärme wird die Schneedecke günstig wirken. Kommt es doch vor, daß im Frühling in sommerlicher Lage die bloße Bodenoberfläche bereits aufgethaut ist und der wasserreiche anbrüchige Kern des Stodes einer starken Ulme noch gefroren (11. Mai 1865). Eine Schneedecke ließe solche Unterschiede nicht zu. Ist der Boden unter dem Schnee höher temperirt als die Luft außerhalb, so kann die Bodenwärme sich dem Stode mittheilen und dessen Widerstand gegen die Kälte erleichtern.

Großen Einfluß auf letzteren übt die Natur des vorausgegangenen Sommers und Herbstes durch besondere Kühle oder Trockenheit. Beide haben die auch schon gelegentlich des Bodens angeführte häufige Folge daß die jungen Theile der Bäume, Schosse wie Holzmantel, nicht ordentlich ausreifen und eine Deute sogar ganz gewöhnlicher Kälte werden. Sommer und Herbst 1879 waren dieser Art. Trauben und Holz der Rebe und anderer Holzgewächse reiften in ihnen gar nicht oder nicht vollständig, und waren somit mangelhaft auf die nachfolgende barbarische Kälte vorbereitet. Diese bewegte sich im Laufe Decembers und Januars hier zu Hohenheim 10 Mal zwischen  $-20^{\circ}$  und  $-26,6^{\circ}$  Celsius.

Ähnlich ungünstig wirken Operationen denen man den oberirdischen Theil der Bäume unterwirft, wie Pfropfen, Einkürzen von Aesten, zumal das sogenannte Abwerfen der Obstäume, starke Abästungen, Entblätterung im Sommer und dgl. So behandelte Bäume kommen häufig vor Winter nicht zur vegetativen Ruhe und erfrieren deshalb nachher vor andern.

Bekannt ist, daß besonders junge Bäume gern zu erfrieren pflegen. Der Grund davon ist einfach. Junge Bäume treiben meist bis in den Spätsommer hinein, bilden oft förmliche Nachschosse, bleiben auch der höheren Bodentemperatur mehr ausgesetzt als ältere und laufen darum viel mehr Gefahr als letztere, im Winter zu Grunde zu gehen. Bei vielen fremden Arten ist fogar erst wenn sie anfangen kürzere Schosse zu bilden, d. h. nach 10, 15 oder mehr Jahren zu sagen, ob sie definitiv unser Klima aushalten oder nicht. Pflanzen aus Stedlingen erwachsen, welche als Zweige älterer Individuen bereits eine Vegetationsruhe besitzen, die Samenpflanzen abgeht, sind daher unter Umständen Samenpflanzen vorzuziehen. Uebrigens scheint auch ein unfertiger Zustand der Belaubung in Folge zu reichlichen Früchtetragens dem Frostschaden vorarbeiten zu können. Dafür spricht der heutige so häufige Untergang der Goldparmänenapfelbäume.

\*) Grundsätze der rationellen Landwirtschaft 1839: IV. S. 30.

Daß selbst die Individualität eine erhebliche Rolle spielt, ist bekannt. Unter Dugenden beschädigter Pflanzen stehen immer einzelne minder oder nicht beschädigte, unter vielen nicht beschädigten häufig einige verletzte. Die Widerstandsfähigkeit vieler Pflanzenrassen beruht nicht selten auf Fortpflanzung einzelner nicht beschädigter.

Holzpflanzen welche im Schatten stehen, vermögen oft in allen Theilen nicht gehörig auszureifen. Solches trifft selbst bei unseren winterhärtesten Holzarten wie gemeiner Fichte und Föhre zu. Im Dickicht anderer Hölzer stehende Pflanzen dieser Art sah man vielfach schon im April ganz roth geworden.

Daß Holzpflanzen die im Warmhause standen, selbst solche des Walbesdickichts<sup>\*)</sup>, plötzlich freigestellt, mehr nothleiden als andere, begreifen wir. Schwerer zu erklären ist die mehrseitig verbürgte Beobachtung des Erfrierens von verletzten Holzpflanzen bei Nichtbeschädigung der im Saatbeete gebliebenen Individuen. Möglich daß die Schuld trägt der oberflächlichere kältere Stand der nur mit Wurzelstümmeln versehenen Pflanzen. Bei der „Schütte“ der jungen Föhrenpflanzen ist wiederholt die gegentheilige Wahrnehmung gemacht worden, nämlich, daß die ins Freie versetzten Pflänzlinge die Krankheit nicht bekamen, wohl aber die dichter stehenden der Saatschule. Das heuer auch so häufige Rothwerden zweijähriger Fichten auf der Sommerseite der Saatreihen und im Dickichte von Laubhölzern läßt unvollständigen Abschluß der Vegetation als einen mitwirkenden Faktor, aber nicht als den einzigen erkennen.

Schon das Zutreffen oder Zusammenwirken des einen und andern der vorstehend genannten unvortheilhaften Momente machen begreiflich daß derselbe Winterkältegrad, z. B. die hiesigen 26,6 Grad C., auf dieselbe Baumart sehr abweichend wirken konnten. Doch haben wir den wirksamsten Faktor der Kältebeschädigung, nämlich rasche Wiedererwärmung erst noch aufzuführen. Sie geschieht vor allem häufig, und wie heuer so empfindlich, durch kräftigen erwärmenden Sonnenschein. Ch. Martins<sup>\*\*)</sup> schreibt zwar ganz richtig lebhafter Besonnung bei Tage den Vortheil zu, daß dadurch ein Theil der bei Nacht verstrahlten Wärme der Erdoberfläche wieder zugeführt werde. Aber der Vortheil dieser unbestreitbaren Thatsache kommt nur den der Sonne nicht zugänglichen, vorzugsweis auf den Nordseiten stehenden Gewächsen zu gut. Für die andern ist die Sonne die fatalste Gefährtin der Kälte. Die Belege hierfür sind zahllos: Jeden Winter sehen wir die immergrünen Bäume, wie gemeine Föhre und Fichte, soweit sie die Sonne treffen kann, eine krankhafte, braunröthliche oder gelbe, Seeföhre, junge Lärche eine hellblaue, Lebensbäume, Mahonien und dergleichen eine rothbraune oder braune Färbung „der Blätter“ annehmen, die sich bei späterer Rückkehr der Wärme wieder verliert. Ist der Sonneneindruck stärker, so sterben die Blätter ab. Taufendfältig ferner sieht man gegenwärtig die empfindlicheren Bäume nur auf der Sonnenseite roth werden, auf der Schattenseite jedoch sich gesund erhalten, entsprechend der Thatsache daß alle thierischen und pflanzlichen Gewebe hauptsächlich bei rascher Wiedererwärmung nothleiden. Nach der Intensität dieser Wiedererwärmung bemißt sich daher einermassen der entstehende Schaden. Auf der sich während der starken Kälte schönsten Sonnenscheines erfreuenden Silber-

\*) G. Hever, forstl. Bodenkunde und Klimatologie, 1856, S. 440.

\*\*) Mémoire de l'Académie de Montpellier T. VII., pag. 527.

ebene waren die unbedeckten Wellingtonien schon um Neujahr verloren und standen bereits im März fuchsroth da. Im Stuttgarter Thal und an dessen Nordhängen durch wochenlangen Nebel oder den Schatten des Berges gegen die Sonne geschützt, ging ihrer nur eine kleine Anzahl zu Grunde.

Merkwürdig hierbei, von welcher Seite aus die Sonne hauptsächlich schadete. Bei Frühlingsfrösten sind es vorzugsweise Ost- und Südostseiten, welche durch die Sonne gefährdet werden, denn im April und Mai geht sie schon so weit nach Osten gerückt auf, daß sie Vormittags junge gefrorene Schosse und Blätter kräftig erwärmen und beschädigen kann. Im December und Januar dagegen erhebt sie sich so weit im Süden, daß sie vor Mittag gar nicht lebhaft erwärmt und ihr schädliches Eingreifen mit dem Maximum der Tageserwärmung, beim Sonnenstande zwischen 2 und 3 Uhr eintritt. Durch diesen haben selbst die unempfindlichsten Holzarten gelitten. An Weymouthsföhre, an gemeiner Föhre und an Fichte sah man nicht selten an aufrechten Schossen dem Nachmittagsstande der Sonne entsprechend in einem schmalen senkrechten Streifen die Nadeln getödtet und roth geworden. An Eibenbaum (*Taxus*), *Cupressus Lawsoniana*, M., zahlreichen Thujaarten und selbst der Pyramidenform des gemeinen Wachholders, wie dem Wachholder im Wald, ebenso an Büschen von Buchs war nur die Nachmittagsseite roth oder weiß geworden, oder wenn der Schaden sich weiter erstreckte, die angegebene Seite am empfindlichsten mitgenommen. Auch an den vielen Obstbäumen welche in der Krone litten gingen vor Allem die Äste auf der Nachmittagsseite verloren.

Indessen auch für den Stamm selbst machte die Nachmittagsserwärmung durch die Sonne die starke Winterkälte gefährlich. Der kahle Schaft litt, zumal an Apfelbäumen, in der angegebenen Linie, oft in einem breiten Streifen derart, daß hier die Rinde vertrocknete, sich ablöste und jetzt das Holz blosliegt oder aber vertrocknet auf dem mitbeschädigten jüngsten Holze sitzen bleibt, um von der seitlichen Ueberwallung eingewickelt zu werden. Man nannte diese Verletzung bisher „Glatteis-schaden“ und erklärte sie durch Schneewasser das, unter dem Einflusse der Sonne entstanden, am Stamme herabgelaufen sei. Wie heuer, ja noch mehr als heuer war diese Beschädigung nach dem kalten Winter 1788/89 an den verschiedensten Obst- und Wildholzarten zu beobachten. (Ein Berichterstatter\*) jener Zeit schildert sogar den Umstand daß, wo das Eiswasser in Folge von Krümmungen um den Stamm gelaufen, sich auch der Schaden erbreitert habe. Indessen spricht gegen diese Erklärung mancherlei. Einmal die Seltenheit eines Schneeeüberzuges der Stämme gerade zu Zeiten andauernder Winterkälte. Sodann die Nulltemperatur von Eiswasser, welche der Sonnenerwärmung entgegen d. h. günstig wirken sollte. Ferner das gewöhnliche Fehlen des Glatteisschadens an den Ästen, wo schmelzender Schnee eben am häufigsten ist. Endlich das Fehlschlagen der von mir im Winter 1860/61 angestellten Versuche durch künstliche Herstellung einer Eiskruste an Buchen, Hainen und Eichen und abwechselndes Frieren- und Aufthauenlassen an der Sonne die Erscheinung herbeizuführen. Dennoch wäre es unrecht gewesen, Angaben des Genannten und sogar von Duhamel\*\*) ohne positive Prüfung gelegentlich eines

\*) v. Eiersterp: Einige Bemerkungen über die in dem Winter 1788 und 1789 verfrorenen Bäume. Braunschweig 1790. Schulbuchhandlung.

\*\*) Duhamel: *Semis et Plantations* 1780 (1835). Préface pag. XX.

strengen Winters zu bezweifeln. Nunmehr kann solches geschehen. Die an der Südwestseite des Stammes beschädigten Opfer des heurigen Winters erlitten ihre Unbilde, ohne Mitwirkung von Schneewasser, einfach durch Besonnung während der kalten Periode. Dabei litten einzelne vom Winde nach Osten geneigte Stämme besonders hoch herauf, offenbar weil in dieser Lage mehr unter rechtem Winkel von den Sonnenstrahlen getroffen. Soweit sich der Gegenstand nunmehr überblicken läßt, sind die „Glättebeschädigungen“ von 1879/80 in nichts verschieden von denen welche auch in minder kalten Wintern durch Besonnung nach kalter Nacht entstehen. In diesem Falle befindet sich z. B. eine Alee junger Eschen und Thorne auf hiesigem sogenannten Heidselbe. Sie haben auf der Nachmittagsseite am kahlen Schafte vom Boden aufwärts zuweilen bis unter die Aeste zweierlei überwalte Rinde- und darunter Holzbeschädigungen: die einen, zum Theil alt, zum Theil ganz neu, auf der Südwestseite, entsprechend einem Sonnenstande von 27° Abweichung (vom Meridian) nach Westen; die andern alt, scheinbar herrührend vom Winter 1866/67, wie die Analyse der Jahresringe erkennen läßt, bei 70 bis 75° Abweichung entstanden und als im Hochsommer 1866 eingetretener „Sonnenbrand“ anzusehen. Die Differenz in der Orientirung dieser beiden Schäden ohne Zweifel daher kommend, daß das Wärmemaximum im Sommer stets mehr nach Westen gerückt ist als im Winter, und daß auf der Westseite der in Heide stehenden Alee ein fahler Weg hinzieht, der vermöge seiner Austrahlung nach den Bäumen zur Verrückung der Maximalerwärmung der Rinde nach Westen beigetragen haben wird. — An den nach Säulenform zugeschnittenen Taxusbüschen des königlichen Landeschlosses Wilhelma zu Cannstadt lag, vielleicht zum Theil wegen der Dünne der Zweigchen, die im letzten Winter von der Sonne gebratene Seite bei nur 8 bis 10°. Sonst, z. B. an einigen Platanen fand sich der beschädigte Rindestreifen bei 23 bis 33° Abweichung.

Bildet die rasche Erwärmung der gefrorenen Pflanzentheile die Hauptgefahr des strengen Winters, so begreifen wir, daß alle Momente welche erstere ermäßigen, die Gefahr mindern müssen, alle sie erleichternden den Schaden vergrößern. Gegen Wiedererwärmung bildet nun zunächst abermals die Schneedecke einen vorzüglichen Schutz. Wie im Winter 1788/89 erfroren, wo eine Schneedecke existirte, auch 1879/80 die Bäume meist nur bis auf die Höhe des Schnees herab. Bei *Cupressus Lawsoniana*, Buchs u. s. w. ist es hübsch belehrend wie manche Bäume jetzt nur noch einen schönen grünen Bodentranz von Aesten besitzen, während der ganze „überschneeische“ Theil des Baumes fuchsroth, gelb, weiß oder dergl. anzusehen ist. Der Schatten von Bäumen, von Gesträuch, eine Decke gegen die Nachmittagsbesonnung, wirkte bei den Holzarten vortrefflich, für welche die heurige Kälte nicht absolut tödlich war. Schon lang ist bekannt daß im milden schneearmen Klima Stechpalmen und ähnliche empfindliche Holzgewächse nur gegen Sonne geschützt oder im Schatten von Gehölz oder Häusern gut durch den Winter kommen. Vilmorin fand auf seinem Gute, Les Barres, nach einem Winter eine ganze Pflanzung von *Cytisus albus* Lk. zu Grunde gerichtet, während ein verloren in dem benachbarten Föhrengehölz stehender solcher Strauch prächtig blühte. Hier litt eine Tannenpflanzung durch die Kälte dermaßen daß sie aus der Entfernung gesehen ganz roth erscheint. Nur ein Streifen durch dieselbe hat ganz wenig gelitten: er

war Nachmittags durch den Stamm einer Platane beschattet. Duzende empfindlicher Holzarten, z. B. *Cryptomeria japonica* und *elegans* erhielten sich unter der Günstigkeit wenigstens einiges Schutzes gegen die Sonne durch vorstehendes Gehölz. Ebenso kann ein vorstehender durchbrochener Zaun nützen. Hinter einem solchen befindet sich in einem sommerlichen Gärtchen eine mehr als mannshohe *Abies pinsapo*, deren brauner Gipfel verloren ist, welche aber in ihren durch den Zaun beschatteten untern Theilen fast nicht gelitten hat und lebhaft fortwächst.

Noch besser natürlich wirken hohe grüne Wände von *Larix* u. oder vorstehende Häuser, sofern ihr Schatten nicht so stark ist, daß er das Ausreifen des Holzes der zu schützenden Holzpflanzen hindert. Im Stuttgarter Thale sind seit Jahrzehnten auf der Nordseite von Gebäuden stehende förmliche kleine Gehölze von empfindlichen immergrünen Bäumen, z. B. *Prunus lusitanica*, *Aucuba japonica*, *Stechpalmen*, *Epheuarten* und anderen im besten Wohlsein zu beobachten. Auf der Nordostseite des alten Schlosses steht eine *Wellingtonie*, welche des Schattens wegen langsam wächst, auch im letzten Winter viele kleine Zweigchen einbüßte, diese aber zu Ende Mai noch von mattgrüner Farbe zeigt und an allen Aesten fortwächst. Sicherer endlich und in größerem Maßstabe wirkt nördliche Lage von Gehölzen und Pflanzungen, welche mit sich bringt daß die Vegetation über die gefährliche Frostzeit gar nicht mehr von der Sonne beschienen werden kann. Auf der Südseite Stuttgarts am Nordhange geht in Folge des verwichenen kalten Winters nicht eine von den vielen vorhandenen *Wellingtonien* zu Grunde, denn etwa vom 1. November ab werden sie von keinem Sonnenstrahle mehr betroffen. Im Gegensatz dazu, jedoch nunmehr leicht begreiflich, hat die Kälte des verfloffenen Winters den südlichen und noch mehr den südwestlichen Träufen von Gärten, südlichen und südwestlichen Lagen überhaupt am meisten geschadet. *Kryptomerien*, *Wellingtonien*, *Zedern*, *Stechpalmen*, *Prunus lusitanica* und andere halb empfindliche Holzarten sind hier freistehend verschwunden oder werden im nächsten Winter vollends zu Grunde gehen. Sie lassen uns verstehen daß einige unserer empfindlicheren Holzarten, zumal in südlichen Gebirgen (*Aetna*), theilweise den südwestlichen Freilagungen minder hold sind als den südöstlichen. In die Augen fallend ist sodann daß, je dunstfreier die Luft, je kräftiger daher die Besonnung, desto größer auch die Gefahr. Gerade wie dieselbe Kälte im südlichen Frankreich oder Italien wegen der dortigen Sonnenklarheit und täglichen Wiedererwärmung mehr Schaden anrichtet muß als in Deutschland.

Gesteigert wird der Effekt der Besonnung durch die Sonnenstrahlen lebhaft reflektirende und den Pflanzen zuweisende Gegenstände, wie schneefreie trockene dunkler Boden oder eine entsprechende Bodenbedeckung. Je näher dem Boden, desto empfindlicher litten Blätter und Aeste von Laub- und Nadelhölzern, desto früher rötheten sich die Nadelhölzer, desto breiter auch pflügt der geschilderte Schaden am Schafte zu sein, welchen wir, dem Früheren entsprechend, Winter Sonnenbrand nennen wollen. An der Pappelallee der Straße durch den Schönbusch war am Fuße der Bäume sowie an einem Marksteine auf der Nachmittagsseite das Moos erfroren und vergilbt. Ueber die Mauer eines Stuttgarter Kirchhofs gewachsener *Epheu* war nur am westlichen Rand erfroren, gänzlich gebräunt war er aber, wo er über das Dach einer an die Mauer gelehnten, mit *Theerplatte* bedeckten Bude

herauslag. Hinter zustrahlenden sich erwärmenden Steinen, hinter trockenem Laube stehende gemeine Haide sogar ging in diesem Winter ganz zu Grund, im Gegensatz zu der unter dem Schnee stekenden Heidelbeere.

Auch die Rückstrahlung von hinterliegenden reflektirenden Gegenständen erhöhte die Wirkung der Kälte. Ein vor einem erwärmenden Stamm vorüberziehendes Astchen einer empfindlichen Holzart kann sich bloß in dem erwärmten Theile färben, wie umgekehrt ein der ganzen Länge nach gebräunter Schoß hinter gegen die Sonne schützenden querstehenden Astchen unbeschädigt bleiben und natürliche Farbe behalten. — Neben der großen silberweißen Knospe eines gegen die Sonne gestreckten Schwarzföhrenschößes saß ein haselnußgroßes jähriges braunes Zäpfchen. Auf Kleinfingerlänge war in seiner Umgebung der Grund der umstehenden Nadeln geröthet. Ein dürres Blättchen das sich zwischen den Nadeln verfangen hat und gekräuselt hängen blieb, kann die gleiche Wirkung haben. An denselben oder Zweigen verwandter Nadelhölzer sieht man auch deutlich, daß Nadeln oder Blätter, welche den Sonnenstrahlen ihre Länge- oder Breitseite bieten und deshalb die Wärme mehr aufnehmen, allein oder mehr beschädigt sind als die der Sonne die Spitze zuzehrenden.

Noch aufzuklären bleibt die an *Pinus excelsa* nicht selten zu machende Wahrnehmung des alleinigen Rothwerdens der Nadelbüschel am Grunde, jedoch nicht unmittelbar von der Ansatzstelle aus.

In gleicher Weise wie im Vorstehenden geschildert erhöht die Frostwirkung zurückprallende Wärme hinterliegender Häuser, Felsen und grüner Wände. Herr Forstrath H. Fischbach sah neulich zu Bartholomä auf der Alb eine auf der Westseite eines Hauses stehende Kofkastanie, deren dem Hause zugekehrten Aeste erfroren allein nicht wieder auschlügen. Auch die schönen Wellingtonien unseres hiesigen Schloßhofes, welche so früh nach dem Froste zu Grunde gingen, mußten neben der glanzvollen direkten Bestrahlung auch die Rückstrahlung empfinden. Kurz, alles was Wärme zu reflektiren geeignet ist, erhöht die Bedeutung der Kälte.

Liegt demnach für die von Kälte starrende Vegetation die Hauptgefahr in rascher Wiedererwärmung, so ist begreiflich daß auch rascher Umschlag zu warmer Witterung insbesondere mit warmem Regen sehr zerstörend wirken kann: Nach Graf Gasparin\*) und Loudon\*\*) war der Winter 1708/09, nach Ersterem auch 1788/89 eben deshalb so verhängnißvoll für die Baummelt, weil Pflanzen und Boden sehr rasch aufthauten.

Die Folgen des Zusammenwirkens der diesmaligen Winterkälte mit den vorbereitenden Factoren und begleitenden Umständen waren nun wie in den frühern strengen Wintern sehr abweichend.

Der leichteste Grad der Beschädigung bildet die Vernichtung nachzüglicherer Blätter an sommergrünen Bäumen wie Eiche, Haine, Kuckbaum, Robinie u. bergl., soweit sie nicht schon durch Herbstfröste getödtet worden, und der wintergrünen Belaubung von Stechpalmen, Mahonien und den verschiedensten Nadelhölzern. Erstere ohne sonderliche Bedeutung. Letztere von großem Einfluß auf das Wachsthum, weil der Baum zu seiner normalen Entwicklung erst wieder gelangt, nachdem

\*) Gasparin, Cours d'Agriculture, tom. II, pag. 53.

\*\*) Loudon, Arboretum et fruticetum britann. Editio 1854. IV. pag. 2046.

er die frühere Blättermenge allmählig wieder hergestellt hat. Nach dem obigen litten in diesem Winter theilweise die Nadeln selbst unsrer unempfindlichsten Nadelholzsbäume, wie Fichte, Föhre, Tanne. An jungen Föhren, zumal 2jährigen, ist uns der Schaden unter dem Namen der Schütte der Nadeln längst bekannt\*) und führt zur Vernichtung der größten Saaten. Auch bei einigen andern Holzarten oder Individuen sind es weniger die jüngsten als die 2jährigen oder noch älteren Nadeln oder benadelten Schößchen, welche roth wurden. So erhielten sich an Wellingtonien die ältern innern Triebchen viel weniger als die äußern, zumal die Gipfelschosse. An einzelnen Fichten fielen ausschließlich die Nadeln der vorjährigen Triebe roth ab. Auch eine in östlichem Gange stehende *Abies orientalis*, zeigte nur die innern gegen den Stamm befindlichen Blättergenerationen geröthet. Ein Stämmchen von *Abies nobilis*, var. *glauca* verlor nur die 2jährigen und noch ältern Nadeln. An manchen jungen Tannen (*pectinata*) dagegen rötheten sich vorzüglich die Nadeln des Grundes der 1879 er Schosse.

Mit der Tödtung unfertiger Blätter an Zweigspitzen ist gewöhnlich auch diejenige der sie tragenden Schößspitzen verbunden, wie es bei manchen Holzarten, z. B. Maulbeer- und jungem Götterbaum, alljährlich zu geschehen pflegt. An dieser Stelle ist auch anzuführen, daß die gemeine Gletschpie (*tricanthos*), welche im vorhergegangenen kühlfeuchten Sommer an ihrem Stamm außerordentlich lange, zum Theile sogar beblätterte Dornschosse getrieben hatte, dieselben jetzt tobt und dürr zeigt. Mit Wiedertkehr der Wärme hatten sie sich gelb gefärbt.

Andere Erscheinungen sehen wir auftreten, wenn der jüngste Holzring des Baumes in dessen ganzer Krone oder in Krone und Stamm noch nicht fertig gewesen, als ihn die Kälte ereilte. Dann kann in der Krone oder in Krone und Stamm, der ausgereifte äußerste Umfang des letzten Holzrings oder dieser ganz oder mit ihm auch noch ein Theil der weiter nach innen gelegenen Holzringe getödtet werden. Bleibt es dabei, so findet man alsdann im Baume später ein dunkel gefärbtes Säumchen des genannten Holzrings oder einen mischfarbigen ganzen oder mehrere solche Holzringe. Der Holzansatz des Baumes wird dadurch zunächst geschwächt und die demnächstigen Jahresringe unregelmäßig. Denn ersterer kann ja nunmehr in der Hauptsache nur von der Rinde ausgehen. Indessen erhebt er sich öfters wieder zur früheren Stärke und sieht man dem Baume von außen lediglich nichts an. Erst bei der Fällung findet der Beobachter die unausgeschönte Spur des betreffenden Jahres. Merkwürdig ist hierbei der mechanische Zusammenhang, in dem man meist noch nach Jahren das von der Rinde aus gebildete neue Holz mit dem getödteten stehend findet. Es ist wie wenn nicht das ganze Holzgewebe getödtet und die Verbindung mit dem neu gebildeten Holze beispielsweise durch die Markstrahlen wäre aufrecht erhalten worden. Oft freilich auch ist vorwärts und rückwärts davon das Holz so von Fäulniß ergriffen, daß das Nachzählen der Ringe ershwert oder, wie auch die Verwendung des Holzes zu Bauzwecken, ganz unmöglich wird (Ebelkastanie, Papiermaulbeer). Bäume, die im letzten Winter in der angegebenen Art gelitten haben, dürften es sein, welche man wegen Zurückbleibens im Austriebe von Blättern für verloren hielt und welche durch solchen nachträglich überraschen.

\*) Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1878. S. 389.



Im dritten Falle, vielleicht bei besonders lebhafter Wiedererwärmung stirbt die Rinde mit dem jungen Holz ab und ist deshalb der Baum verloren oder stark beschädigt. Er kann dabei seine Krone oder Krone und Stamm einbüßen und sich durch Austrieb im ersteren Falle vom Stamm, im letzteren von der Wurzel aus helfen müssen. Ist die Wurzel mit zu Grunde gegangen, so ist natürlich für ihn alles verloren. Die Tödtung von Rinde und darunter befindlichem Holze kann aber auch nur gewisse Theile von Krone oder Schaft des Baumes betreffen. So einzelne Aeste, zumal Gipfelaeste, solche auf der Südwestseite, oder besonders verschattete Zweige. Dann Astwurzeln d. h. den Grund von Aesten. An diesem befindet sich meist ein Theil des Gewebes in langsamerer Ausreifung als sonst und von seinem Erfrieren rührt er an vielen sowohl als wildwachsenden Baumarten häufige „Astwurzelkrebs“ her.\*) Uebrigens findet man auch zuweilen an Stämmen außer Zusammenhang mit Aesten mehr oder minder große Platten in ähnlicher Verfassung wie der Astwurzelkrebs und wird annehmen dürfen, daß auch hier unvollständige Ausreifung des jüngsten Holzringes Veranlassung zur Beschädigung gewesen sei. Ferner der früher geschilderte „Winterjonnenbrand“ am Schaft der Bäume auf der Südwestseite und zwar bald nur am Wurzelhals oder am Fuße, bald bis an die Krone, oder gar, immer auf der von der Nachmittagssonne beschienenen Seite, bis in diese hineinreichend, und nicht selten sogar im Zusammenhange mit den Beschädigungen der Aeste und Zweige. Es scheint mir auch bei dünneren Zweigen in Folge des Frosteinflusses eine Bräunung des innern Rindengewebes (Parenchyma) vorzukommen, welche wieder verschwindet, analog der winterlichen Blätterbräunung bei vielen Holzarten. So bei Haine. Haben jedoch Leberhaut und darunter liegendes Gewebe der Rinde wirklich gelitten, so zeigt diese sich einige Zeit nachher in dem beschädigten Streifen erst etwas gebläht, mit eingesunkenen Lentizellen, dann in Folge von Austrocknung der Länge, zuweilen auch der Quere nach aufgerissen und eingesunken oder geschlossen geblieben, mit durch die Leberschicht ausbrechenden Pilzpusteln bedeckt (Cytisus). Als ein Zeichen daß die Rinde bis zum Splinte gelitten hat, wird im vorliegenden Fall anzusehen sein, wenn zur Zeit wo das Kambium sich bereits rühren soll, die Rinde sich nicht leicht vom Holze löst.

An zahlreichen Bäumen ist der Winterjonnenbrand nur die Wiederholung früherer ähnlicher Beschädigung und erfolgte daher auf derselben Seite des untern Schaftes. Eine schenkeldicke 16jährige gemeine Robinie z. B. hatte auf der Nachmittagsseite einen zweifingerbreiten rindelosen Längsstreifen, der von den Seiten herein kräftig überwulstet war, die Beschädigung dem Winter 1875/76 entsprechend. Die Winterjonne von 1879/80 tödtete nun die den beiderseitigen Wulst bekleidende dünnere Rinde. Wenigstens löste diese sich mit Wiederkehr der Frühlingswärme vom blendend weißen Holz ab und zog sich von ihm lippenartig zurück. Genau dieselbe Erscheinung ist an einzelnen jüngeren Apfelbäumen zu beobachten. Ihre Wiederholung in geringen Zwischenzeiträumen beweist, daß sie im verwichenen December nicht Folge der abnorm tiefen Temperatur, sondern der starken Besonnung nach kalter Nacht war. Ist an einem jungen glattrindigen Schaft von der Sonne Rinde und darunter liegendes junges Holz getödtet worden, die Rinde ausgetrocknet und auf dem Holze fest sitzen geblieben, so kann die Ueberbedeckung der beschädigten Baum-

\*) Näheres Centralblatt für das gesammte Forstwesen 1878. S. 489.

seite nur durch seitliche Ueberwallung geschehen. Kann diese nicht in kurzem die Wunde bedecken, so fault unter Umständen der beschädigte Schafttheil. Ein Uebel welches durch Schwinderisse im bloßgelegten Theile befördert werden kann. Hat der Winterfrost die Wurzel des Baumes allein getödtet, wie es besonders auf undurchlässendem Niederungsboden häufig vorzukommen scheint, so kann der oberirdische Theil des Baumes zwar im Frühling austreiben, muß aber begreiflich später verdorren.

Selbsterständig hielten sich im verflohenen Winter die einzelnen Bäume und Straucharten höchst verschieden, je nach ihren natürlichen Bedürfnissen. Seit 1829/30 und 1844/45 hatte man einen für die Baummwelt verhängnißvollen Winter nicht erlebt. In den Pflanzungen der Kunstgärtner, wie in den Gärten von Liebhabern, waren nachgerade eine Menge Nadelhölzer und auch Laubhölzer angezogen worden, welche vermöge ihrer Herkunft dem ersten strengen Winter unterliegen mußten. Ein solcher stellt in der Hauptsache die natürlichen Grenzen des Vorkommens der Holzgewächse wieder her und eben darum verdienen auch die gemachten Erfahrungen verzeichnet und zu Nutzen und Frommen derer verwendet zu werden, welche ihre Liebhaberei und Vertrauenseligkeit ferner nicht, wie so viele im Winter 1879/80, theuer bezahlen möchten.

Von unsern wilden Waldholzarten litten hier nur wenige. In Mittelwäldungen starben stellenweis Eichenstängchen in großer Menge ab. Der Grund mag unvollständiges Ausreifen des Holzes gewesen sein, das auch in einem milder kalten Winter hätte können dieselbe Folge haben. An der Hasel, *Corylus avellana* L. erfroren sehr allgemein die männlichen Käßchen. Die Tanne, *Abies pectinata* DC. verlor als erwachsener Baum da und dort an Zweigen einen Theil der Nadeln, nicht aber starb hier ober, soweit ich gesehen, im Schwarzwald ein einziger Baum, wie es doch den Aufzeichnungen nach im kalten Winter 1788/89 dort geschehen. Allerdings bemerkte ich in der vorderen Schweiz einzelne rothgewordene Tannen welche dürften zu Grunde gegangen sein. Alle übrigen Holzarten, auch die bei uns vielfach gepflanzte österreichische Schwarzföhre, blieben von Schäden verschont.

Von Bosketholzarten erwiesen sich als in allen Lagen vortrefflich aushaltend: *Abies alba* Mich., *alcockuiana* Lindl., *balsamea* Mill., *canadensis* L., *cilicica* A. et K., *Engelmanni* Parry, *firma* S. et Z. *nigra* Ait., *Nordmanniana* Spach., *polita* S. et Z., *sibirica* Ledeb., *Chamaecyparis pisifera* S. et Z. und deren Abart *lycopodivides* Std. *Gingko biloba* L. *Juglans nigra* L. und *cinerea* L., sowie die *Gidoryarten*, *alba* L., *amara* Mich., *tomentosa* Mich., endlich *pterocarpa* Mich. *Juniperus excelsa* L. var. *pyramidalis*, *virginiana* L. *Liriodendron tulipifera* L. *Pinus cembra* L. *Quercus rubra* L. und ihre Verwandte *coccinea* Willd., auch *tinctoria* Willd. *Taxodium distichum* Rich. *Thuja borealis* Hort., *ericoides* Hort., *dolabrata* Thunb., *Lobii* Ant. *occidentalis* L., *Chandeleri* Ant.

Auf Nordseiten oder gegen die Sonne gedeckt hielten aus Apfel-, Birn-, Aprikosenz-, Pfirsich- und Kirschbäume, auch feine Rosen, wenn nicht gar zu jung, *Cedrus atlantica* Man. und *libani* Bar., an einer Nordseite kam selbst eine *deodara* Loud. mit voller Benabelung durch. Indeffen ist diese empfindlichere Art auch in großer Zahl vom unausgereiften Stamm aus zu Grunde gegangen, wie sie

ja nach dem früher Gesagten schon im ersten Frühling durch Spätfröste nothleidet. — Götterbaum *Ailanthus glandulosa* Desf. und *Cytisus laburnum* L. litten nur unter Umständen, *Abies cephalonica* Loud. und die vielempfohlene *Abies Douglasii* Lindt. meist gut erhalten, letztere öfters nur an den Nabelspitzen geröthet, auch durch die Spätfröste des Frühling 1880 wenig beschädigt. Ebenso von *Abies grandis* Lindl., *A. Menziesii* Loud., wo nicht zu sehr im Schatten, *A. pinsapo* Boiss. und *Smithiana* Wall., *Bignonia catalpa* L., *Cryptomeria elegans* Veit und *japonica* Don. viele geeignet stehende Individuen wohl erhalten. Epheu, *Hedera helix*, schlägt fast überall wieder aus, nachdem ihm auf Sommerseiten das Laub braun geworden. Gemeiner Rußbaum, *Juglans regia* L., meist ohne Schaden. *Laurus benzoin* L. bald unbeschädigt, bald schon im April dürr und der ganzen Länge nach aufgerissen. *Paulownia imperialis* S. et Z., hier überall erfroren, zu Stuttgart im Schutze von Häusern gut erhalten. *Prunus lusitanica* L. stärker oder schwächer beschädigt. *Pinus Culteri* Don. der größern Zahl nach elend dastehend, in einzelnen Stämmchen dagegen gesund. *P. excelsa* Wall., *laricio* L. var. *corsicana* und selbst die so winterharte *calabrica* erfroren zu Ranzig (30° C.) *P. ponderosa* Dougl. zum Theil ohne nachhaltigen Schaden genommen zu haben. *Planera crenata* Desf. zu Hohenheim und Rothenfels nur mit einem Theil ihrer Aeste durchgekommen, zu Ranzig ganz verloren. Platane, *Platanus vulgaris* Spach., erfroren nicht nur in jüngern Stämmchen und Pflanzen gänzlich, sondern litt auch wegen der Dünne ihrer Rinde häufig durch Winter Sonnenbrand. Besenpflaume erfroren in allen sommerlichen Lagen. Die Spielarten von *Taxus baccata* L. selbst var. *adpressa* Hort., ebenso *Thuja gigantea* Nutt. wurden nur im Gipfel oder an der Sonnenseite hart mitgenommen. Zu Ranzig, bei 30° C., gingen alle *Taxus* und *Cephalotaxus* zu Grunde. *Thuja orientalis* L. in ihren winterhartesten von Spielarten hauptsächlich nur an einzelnen, wie es scheint nicht ausgereiften Zweigchen beschädigt. Bei *Wellingtonia gigantea* Lindl. das Gegentheil, nämlich das vorwiegende Erhalten sein der Gipfel und Astspitzen. *Torreya myristica* Hook. fil. in ziemlich gutem Zustande. Die Weinrebe, *Vitis vinifera* L. und *labrusca* L., wo erfroren, schon im April sehr trocken und stark aufgerissen.

Überall erfroren bis zum Boden herab *Colutea arborescens* L. Als verloren anzusehen, wenn auch theilweise von den Knospen wieder ausschlagend, *Abies nobilis* Lindl., v. *glauca*, *A. Gordoniana* Carr., *lasiocarpa* Lindl., *Cephalotaxus drupacea* S. et Z., *Pinus Jeffreyi* Hort., Seeföhre, *pinaster*, die hier nur in einem geschützt stehenden stärkern Exemplare ebenso im Schwarzwalde fast nirgends wieder ausschlägt und von der in der Sologne 80 000 Hectar Wald zu Grunde gingen, endlich *sabiniana* Dougl. und *Taxodium sempervirens* Lamb. In die Augen fallend war zu Ranzig das allgemeine Unterliegen der westamerikanischen Holzarten gegenüber den ostamerikanischen.

An Mitteln, den geschilberten physiologischen Schäden der Bäume vorzubeugen, sind wir eben nicht reich.

Die hauptsächlichsten Nebenursachen des Winterfrostschaadens sind, wie wir früher sahen, rasche Wiedererwärmung der erkältesten Pflanzentheile und deren vorausgegangene unvollständige Reife. Alles was wir gegen den in Rede stehenden Schaden unternehmen wollen, muß auf diese beiden Gesichtspunkte hinielen. Wer

beispielweise gegen Winterfalte empfindliche Holzarten sicher erziehen will, muß entsprechende nördliche Lage wählen, kann er über eine solche nicht verfügen, so ist ihm Wahl minder empfindlicher Bäume zu empfehlen. Handelt es sich freilich um Holzgewächse, wie Rebe, Feigenbaum und dergleichen, deren Fruchtreife möglichsie Steigerung der Temperatur erfordert, oder vielleicht um sehr südliche Holzarten, z. B. *Pinus australis*, Araukarien und dergleichen, deren Holz möglicherweise unter unserem Himmelsstrich überhaupt nicht ausreifen will, so müssen die Schattenseiten der sommerlichen Lage eben hingenommen, oder durch künstliche Schutzmittel nach Möglichkeit gemindert werden. Je südlicher der Himmelsstrich, unter dem wir uns befinden, desto nothwendiger, wie früher gezeigt, Betrachtungen der vorstehenden Art vor Auswahl des Terrains zu einem Culturzweck, zu einem botanischen, insbesondere einem forstbotanischen Garten. Nordseiten und Nordostseiten weiter Thäler sind denen enger weitaus vorzuziehen. In letztern sind die genannten Bergwände in Folge des nächtlichen Thaljuges häufig so kalt, daß ihre durchschnittliche Temperatur und Besonnung eine Reihe von Holzarten im Holze nicht ausreifen und daher auch nicht erziehen läßt.

Dieses vollständige Ausreifen des Holzes herbeizuführen bezweckt eine Reihe von Maßregeln. So die Entwässerung nasser Flächen, auf denen der Holztrieb häufig nicht fertig wird, auch die Winterfalte leicht einbringt. Ferner die Erhaltung der Bodenbedeckung von Laub zc., weil auf herabgekommenem austrocknendem Grunde sich gern Astwurzelkrebs, eine Folge unvollkommener Holzreife, einstellt (Eiche). Um dem nicht seltenen Wiederaufschwunge der Vegetation im Herbst vorzubeugen, Begießen schmachsender werthvoller Holzgewächse während Sommerdürre. Möglichst frühzeitige und bescheidene Vornahme von Aufsäzungen und Baumschnitten, in deren Folge sich Wasserhöfse zu bilden pflegen. Unterlassung aller Bodenlockerung vom 1. August ab, um das vegetative Leben nicht von neuem zu wecken. (Behalten vor Winter, damit der Frost durch den gelüfteten Boden weniger einbringen könne hätte einen Sinn, wenn dabei die Erde bloß ganz oberflächlich und fein gelockert werden könnte, so daß dadurch wirklich poröser, nicht schoßiger Boden entstände und dabei die Wurzeln außer Reich blieben.) Endlich das in der Baumzucht empfohlene Abstreifen des Laubes noch im Treiben befindlicher Schosse. Vorgenannte Mittel sämmtlich schon zu empfehlen, um den Herbstfrösten entgegenzuarbeiten.

Um die bei Sonnenschein eintretenden gefährlichen Wiedererwärmungen zu verhindern oder zu mäßigen, bedient man sich, wie schon vom alten Duhamel \*) für Feigen-, Granat- und Lorbeerbäume empfohlen, der verschiedensten Schutzmittel wie lebender oder aus Brettern, Reisig oder dergl. gefertigter Schutzwände, Stroh-, Schilfbeden zc. Wobei zu beachten daß bei Bäumen und hohen Pflanzen welche nicht zugleich zu Boden gelegt werden können, der Zweck der Decke nur Schutz gegen die Sonne ist, und daher bedenklich erscheint eine gänzliche Umhüllung zu einer Zeit vorzunehmen, wo man vollständiger Reife von Schossen und Holz noch nicht versichert sein kann. Auch genäherter Stand der Pflanzen, d. h. leichter Schluß unter einander kann vortheilhaft wirken durch gegenseitige Be-

\*) Histoire de l'Académie 1737, pag. 295.

schattung derselben. Stehen sie zu dicht, oder im Gemenge mit stark beschattendem Gestrüppe oder Weichhölzern, so tritt wieder der Uebelstand unvollständiger Ausreifung ein. Bäume oder Pflanzen in Töpfen bringt man über Winter auf die Nordseite des Hauses. Die vortreflich schützende leichte Ueberdächung durch einen Föhren- oder Lärchenbestand ist es noch nicht gelungen, künstlich zu ersetzen. Verschiedene Decken welche man über jungen Föhren anbringt, um sie gegen Erkältung und Befronnung zu schützen, ließen bis jetzt den Zweck nicht erreichen. Zum Theil rötheten sich darunter die Pflanzen früher als bei Freistand.

Um den empfindlichen Wurzeln die Bodenwärme zu erhalten, empfiehlt man, die Bodenscheibe um den Baum mit humoser Streu zu bedecken. Indessen befördert solche auf der Sonnenseite den schädlichen Einfluß der Sonnenstrahlen.

Das „Beziehen“ von Aeben und anderen Holzgewächsen, d. h. Niederbiegen und Bedecken mit Erde muß sorgfältig geschehen; kommen in sommerlichen Lagen, wo die Methode am meisten üblich ist, die Pflanzentheile zu früh in den Boden, so kann sie die Spätherbstwärme von Sonne und Boden bestimmen, ihre Vegetation zu verlängern. Sind sie unvollkommen von Erde bedeckt und nicht in Schnee gehüllt, so theilen sie mit der Bodenoberfläche starke nächtliche Strahlung und bedeutende Erwärmung bei Tage, zumal bei klarem Wetter in Tiefslagen.

Gegen den Wintersonnenbrand schützen einigermaßen den Stamm beschattende und hängende Aeste (Apfelbäume), ein weißer und daher die Sonnenstrahlen zurückwerfender Kalkanstrich auf der Nachmittagsseite des Schaftes, zumal gegen den Boden hin, noch besser aber bei stärkern Bäumen eine mit 2 dünnen Stiften angeheftete, für den Sommer etwas nach Westen versetzbare, weiß betünchte leichte Latte. Solches namentlich an vom Winde schief gedrückten\*) Bäumen.

Auch im Fall eingetretenen Winterschadens kann mancherlei zu dessen Minderung geschehen. Beschädigte Zweigspitzen oder gar Aeste kürzt man womöglich bis auf das lebende Holz ein. Andernfalls geht für den Baum, bis er selbst die Stellen der Krone gefunden hat, an denen er neu ausbrechen will, viel nützliche Zeit verloren und vergrößert sich die Gefahr wiederholten Schadens. Ebenso treibt man bis zur Wurzel erstorene Bäume halbwegs am Boden ab.

Sieht die glatte Rinde an jungen Stämmen und Aesten wie einseitig gebraten aus und zeigt sich das unter der gebräunten und der Länge oder Quere nach aufreißenden Lederhaut liegende Rindgewebe ganz gesund, so erscheint es überflüssig, eine Maßregel zu ergreifen. Anders wenn ein Theil des inneren Rindgewebes verfärbt ist. Man macht alsdann bis zum gefunden Gewebe, im Nothfall bis tief in den Bast hinein, feine Einschnitte, welche Trocknung und Abgestoßenwerden des kranken Theiles und Belebung (Grünfärbung) der darunterliegenden Schicht bewirken. Schutz gegen zu starke Austrocknung durch umgebundenes Moos, Papier u. dgl. wird dabei nützlich sein. Ist der beschädigte Rindestreifen in Zersetzung bis zum Splinte, so muß ersterer bis auf diesen und umfanglich bis zur gefunden Rinde abgeschnitten und die ganze Wunde, im Nothfalle wieder-

\*) Verhinderung des schiefen Wuchses durch die Art der Pflanzung siehe Central-Blatt für das gesammte Forstwesen 1876, S. 229.

holt, mit kaltflüssigem Baumwachs, nicht mit dem fatalen Theer, überzogen werden. Bildet sich alsdann keine neue Rinne aus dem Splinte heraus durch Wucherung der Markstrahlenden, so kann doch aus den Wundrändern eine seitliche Ueberwallung erfolgen. Ohne dies muß ein schützender Ueberzug gegeben werden, wo sich, wie oft an frühern Wintersonneschäden, die Ueberwallungsrinne abgelöst hat und auf der Wunde Risse entstanden sind.

Sohenheim, im Juli 1880.

## Ueber Deutschlands Betheiligung an der Entwicklung der Physik in der neuesten Zeit.

Vor einiger Zeit fand ich in einem kurzen Nekrologe des verstorbenen Begründers der neuern Meteorologie, Dove, den Gedanken ausgesprochen, daß die Nationalität eines hervorragenden Gelehrten gleichgültig sei, daß bei dem allgemein menschlichen Character der Wissenschaft der Gelehrte der Menschheit angehöre, nicht einer bestimmten Nation. Es würde demnach als eine unberechtigte Nationalitätlichkeit anzusehen sein, wenn eine Nation einen Gelehrten als den ihrigen bezeichne.

Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß die Wissenschaft ein allgemein menschliches Gut und eine allgemein menschliche Errungenschaft ist; trotzdem wäre es aber durchaus verkehrt, es gewissermaßen als Zufall anzusehen, ob ein hervorragender Gelehrter oder gar eine Reihe solcher der einen oder der andern Nation angehören. Denn der Gelehrte ist ein Kind seiner Zeit und des in seinem Volke lebenden Geistes; der Mann der Wissenschaft ist vorher Knabe und Jüngling und seine spätere Thätigkeit ist im Allgemeinen wesentlich bedingt von der Schulung des Geistes, die ihm in den Jugendjahren zu Theil geworden ist. Es wird das nur für ganz besonders begabete Geister nicht gelten, welche unabhängig von äußern Umständen sich aus sich selbst entwickeln, für Geister, von denen dann die Geschichte der Wissenschaften neue Epochen datirt.

Wenn deshalb in einem Zweige der Wissenschaft eine Nation eine Anzahl bedeutender Forscher besitzt, so ist zu schließen, daß die Bedingungen für die geistige Entwicklung derselben bei der betreffenden Nation vorhanden sind. Von diesem Gesichtspunkte aus bietet es unzweifelhaft ein großes Interesse, die Betheiligung der verschiedenen Nationen an dem Fortbau der einzelnen Wissenschaften zu verfolgen.

Die Betheiligung Deutschlands an der Entwicklung der Naturwissenschaften näher in's Auge zu fassen, hat in jehiger Zeit für uns noch eine weitere Bedeutung. Es ist augenblicklich bei uns eine Strömung vorhanden, welche die Bildung der Jugend in andere Bahnen lenken will. Bis vor etwa 25 Jahren war es für uns Deutsche nicht zweifelhaft, daß die beste Vorbildung der Jugend die humanistische, die Gymnasialbildung sei, daß auf keinem andern Wege eine gleiche formale Bildung, eine gleiche Schulung des Geistes zu erreichen sei. Jetzt wird vielfach, selbst in einflussreichen Kreisen, diese Vorbildung als eine mangelhafte bezeichnet, ja man geht so weit zu behaupten, daß die Gymnasialbildung die jungen Leute einseitig mache und nur befähige, historische, philologische oder theologische Studien zu treiben

daß sie unfähig mache, mit freiem Blicke in die Natur zu schauen und jene Gebiete des Wissens zu cultiviren, auf denen zum großen Theil in jetziger Zeit der Wohlstand der Nationen beruhe. Man verlangt deshalb ein Zurücktreten der Beschäftigung mit den alten Sprachen und statt dessen eine ausgedehnte Einführung der Realfächer in die Mittelschulen. Ja man geht wohl soweit, für diejenigen Berufe, welche wesentlich auf den Naturwissenschaften gründen, die Vorbildung in unsern Realschulen jener auf den Gymnasien vorzuziehen.

Man kann gegen diese Bestrebungen vom pädagogischen Standpunkte vieles einwenden; so vorzüglich, daß vor jedem Eintreten in die Fachstudien der Geist einen gewissen Grad formaler Bildung haben muß, und daß diese durch nichts besser als durch humanistische Studien gewonnen werden kann; daß für ein wirklich gründliches Betreiben der Naturwissenschaften den Schülern der Mittelschulen im Allgemeinen noch die geistige Reife fehlt, daß dann aber gerade das erlangte Halbwissen ein Hinderniß gegen gründliche Studien auf den Hochschulen bildet, und vieles andere. Indeß besser als alle theoretischen Gründe für und gegen die Gymnasialvorbildung zu erörtern ist es, die Probe auf den Werth oder Unwerth derselben durch die Betrachtung ihres Erfolges zu machen, gerade in jenen Gebieten, für welche das Gymnasium eine schlechte Vorbildung bieten soll.

Es sind das vor allem die Naturwissenschaften. Bisher haben die Vertreter dieser Wissenschaften bei uns in Deutschland zum weitaus überwiegenden Theile ihre Jugendbildung auf den humanistischen Gymnasien erhalten. Wenn demnach diese jetzt als einseitig philologische bezeichnete Vorbildung den freien Blick in die Natur einschränkt, so muß Deutschland in der Pflege der Naturwissenschaften zurück sein. Wir finden aber gerade das Gegentheil, wohl in allen Gebieten derselben zählen Deutschlands Forscher mit zu den ersten; ich will das hier nachweisen für das mir am nächsten liegende Gebiet, für das der Physik.

Im November 1869 traf ich im Vorzimmer des Sitzungsaales der Pariser Akademie mit einem hervorragenden französischen Fachgenossen zusammen, dessen ausgedehnte literarische Thätigkeit ihn seit Jahren veranlaßt hatte, mehr als es sonst bei seinen Landsleuten Gebrauch ist, auch die nicht französische Literatur in unserer Wissenschaft zu verfolgen. Der Lauf unseres Gespräches führte uns auf die Betheiligung der verschiedenen Nationen an der Pflege unseres Faches, und da sprach derselbe, die Leistungen Deutschlands mit denen Frankreichs vergleichend, mit bewegter Stimme das Urtheil aus: „Vous avez la haute physique, nous n'avons rien“. Ich hielt diesen Ausspruch zunächst für eine Höflichkeit des lebenswürdigen Herrn, und wies auf eine Anzahl zum Theil noch jetzt lebender hervorragender französischer Physiker hin. Mein Fachgenosse erwiderte aber mit tiefem Ernste: „Wir waren die Führer in der Physik und die Männer, welche Sie nennen, gehören noch als Ueberlebende jener für unsere Nation so ruhmreichen Epoche an, wir haben aber die Führung abtreten müssen, dieselbe ist an die Deutschen übergegangen.“

Man wird gewiß keinem Franzosen Befangenheit des Urtheils zu Gunsten der Deutschen zuschreiben können, selbst nicht zu jener Zeit vor dem letzten Kriege; deshalb ist der Ausspruch unseres Fachgenossen in dem Brennpunkte der französischen Wissenschaft, in den Räumen, in welchen La Place, Fresnel, Ampère, Arago, Biot,

Poisson, und wie die glänzenden Namen alle heißen, ihre epochemachenden Entdeckungen vortrugen, für uns um so werthvoller.

In der That, man hat nur die Namen der deutschen Vertreter unserer Wissenschaft in den letzten 50 Jahren zu nennen, nur die wissenschaftlichen Zeitschriften zu durchblättern und die Lehrbücher durchzusehen, um jenes Urtheil bestätigt zu finden. Dove, Boggendorff, Magnus, Rieß, Neumann, Gauß, Weber, Plücker, Kohlrausch, Helmholtz, Kirchhoff, Clausius, Stefan und viele andere, welche Nation hat eine solche Reihe gleichzeitig glänzender Namen aufzuweisen. Mit jedem derselben ist ein bedeutender Fortschritt, sei es in den experimentellen Methoden oder Auffindung neuer Thatsachen, sei es im theoretischen Erfassen der Naturerscheinungen, verknüpft. Alle Leistungen zu würdigen, dazu ist hier nicht der Ort, wir würden dazu eine Geschichte der Physik in den letzten 50 Jahren schreiben müssen, an allen Fortschritten sind die deutschen Gelehrten mit thätig gewesen; wir greifen nur einige heraus.

Der größte Fortschritt, den die Physik in unserem Jahrhundert gemacht hat, ist die durch den Ausbau der mechanischen Wärmetheorie möglich gewordene allgemeine Durchführung des Princips von der Erhaltung der Arbeit. Schon die ältere Mechanik erkannte dasselbe in beschränktem Umfange; sie wußte, daß, wenn man durch Heben einer Last eine Arbeit geleistet hat, diese Arbeit nicht verloren oder verschwunden ist, daß diese Arbeit nur in die gehobene Last übertragen ist. Man kann sie wieder gewinnen, das heißt durch die gehobene Last Arbeit leisten lassen, indem man die Last niedersinken und durch sie eine andere emporheben läßt. Ebenso ist es, wenn man durch Leistung einer Arbeit einen Körper in Bewegung setzt, ihn etwa durch Aufwendung einer Kraft fortschleudert. Der bewegte Körper kann wieder Arbeit leisten, indem er auf einen ruhenden stößt und diesen in Bewegung setzt.

Es hat indeß häufig den Anschein, als wenn wir doch nicht alle Arbeit, die wir etwa in die gehobene Last oder den bewegten Körper übertragen haben, wieder gewinnen könnten, als wenn ein Theil unwiederbringlich verloren wäre. Um durch die gehobene Last eine andere zu heben, kann man sie an das Ende eines Seiles binden, das Seil über eine Rolle führen, und an das andere Ende des Seiles die zu hebende Last bringen. Macht man dann die zu hebende Last genau so schwer als die gehobene ist, so weiß jeder, daß letztere nicht hinabsinkt, erstere nicht aufsteigt, man muß vielmehr auch dann auf das Seil noch einen gewissen Zug ausüben, um die tiefere Last zum Steigen zu bringen. Hört der Zug auf, so kommt die Last bald wieder zur Ruhe, nur durch einen fortdauernden Zug, also durch eine neue Arbeit unterstützt, kann die gehobene Last niedersinkend die ihr gleiche wieder emporheben. Wir wissen, daß das seinen Grund in der Reibung der Rollenaxe in den Zapfenlagern hat; die Ueberwindung der Reibung verlangt somit ebenfalls eine gewisse Arbeit, die dann aber, wie es scheint, unwiederbringlich verloren ist, nicht durch Rückgängigmachen dieses Vorganges wieder gewonnen werden kann.

Ganz dasselbe erkennt man, wenn man einen bewegten Körper auf einen andern stoßen läßt; wirft man eine Kugel etwa von Elfenbein gegen eine andere ihr genau gleiche, so wird letztere in Bewegung versetzt, während die erstere in Ruhe bleibt. Die Bewegung der gestoßenen ist aber nicht mit genau der gleichen



Geschwindigkeit begabt, sie ist etwas langsamer. Läßt man die zweite Kugel auf eine dritte stoßen und so fort, so würde nach einer gewissen Zahl von Stößen die zuletzt getroffene Kugel nur mehr eine unmerkliche Bewegung annehmen resp. ganz in Ruhe bleiben, es scheint die ganze zur Bewegung der ersten Kugel aufgewandte Arbeit verloren gegangen zu sein.

Der deutsche Arzt R. Mayer in Heilbronn sprach dann zuerst im Jahre 1842 den Satz aus, es sei unmöglich, daß eine Arbeit verloren gehe; der scheinbare Verlust bestehe in einer Umwandlung der Arbeit in eine andere Form, und diese andere Form sei Wärme. Daß durch Reibung und Stoß Wärme entsteht, das war schon eine Jahrtausende alte Erfahrung; auch daß die Wärme durch diese Vorgänge erzeugt wird, hatten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Rumford und Davy behauptet und daraus den Schluß gezogen, daß die Wärme in einer Bewegung der kleinsten Körpertheilchen ihren Grund habe; Mayer sprach es aber zuerst aus, daß in der Wärme die scheinbar verlorene Arbeitsmenge wieder hervorträte und daß deshalb zur Erzeugung einer bestimmten Wärmemenge ein bestimmtes Quantum Arbeit verbraucht werden müsse. Mayer berechnete auch bereits die Arbeitsmenge, welche zur Erzeugung von so viel Wärme, als erforderlich ist, um 1 Kilo Wasser um 1 Grad zu erwärmen, verbraucht wird, nach durchaus richtigen Principien. Der Werth, den er fand, war etwas zu klein, weil die damals bekannten Versuche nicht hinreichend genau waren. Den wahrscheinlich richtigsten Werth dieser Arbeitsmenge, welchen man das mechanische Arbeitsäquivalent nennt, lieferten die Versuche des englischen Physikers Joule, welcher im Frühjahr 1843, ohne von Mayer's Entdeckung zu wissen, seine große Reihe von Experimentaluntersuchungen begann, die ihm nach Joule's eigenen Worten (August 1843) den Beweis liefern sollten, daß man „immer, wo man eine mechanische Kraft aufwendet, ein genaues Aequivalent an Wärme erhält;“ Joule fügt an dieser Stelle hinzu, er sei überzeugt, daß die gewaltigen Naturkräfte durch des Schöpfers „Werde“ unzerstörbar seien. Aus Joule's Arbeiten ergibt sich, daß wenn wir dieselbe Arbeit auf Reibung verwenden, die nothwendig ist, um 425 Kilogramm auf die Höhe von 1 Meter zu heben, so viel Wärme erzeugt wird, als nothwendig ist, um 1 Kilo Wasser um 1 Grad der Centesimalscala zu erwärmen.

Interessant ist der Unterschied in der Auffassung des deutschen und des englischen Forschers; der englische Forscher ist überzeugt, daß die Naturkräfte unzerstörbar seien und will deshalb seine Messungen ausdehnen, die ihm den Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht geben sollen; für den deutschen Forscher ist das Princip von der Erhaltung der Kraft keines Beweises mehr bedürftig, er statuirt es eben als Princip und zeigt, wie man den dem Princip widersprechenden Verlust bei gewissen Vorgängen in der auftretenden Wärme vorfindet.

Der bedeutungsvollste Schritt zur Erkenntniß der Allgemeinheit des Satzes von der Erhaltung der Arbeit wurde indeß von Helmholtz gethan. Im Jahre 1847 erschien seine berühmte Abhandlung, welche den Titel führte: „Ueber die Erhaltung der Kraft.“ Ohne Mayer's Arbeit zu kennen, entwickelte Helmholtz das Princip nicht nur an den Wärmeerscheinungen, sondern er führte es auch sofort in den andern Gebieten der Physik durch und zeigte, wie aus demselben eine Anzahl experimentell aufgefundenener Gesetze sich als nothwendige Folge ergeben. Gerade

dadurch wurde die Arbeit von Helmholtz der Markstein für eine neue Zeit in der Physik, das scheinbar fernliegendste wurde unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt gebracht, alle physikalischen Erscheinungen wurden auf mechanische Arbeit zurückgeführt, welche bald in dieser, bald in jener Form hervortritt.

Bis zu dieser Zeit war die Lehre von der Wärme auf der Auffassung begründet, daß die Wärme ein eigenthümlicher Stoff sei, wenn auch manche Physiker schon früher die Ansicht vertheidigt hatten, daß die Wärme eine Bewegung der kleinsten Theile der Körper, der Moleküle, sei. Durch die Anerkennung des Principes, daß eine bestimmte Menge von Wärme das Aequivalent einer ganz bestimmten Arbeitsmenge sei, mußte die Auffassung, daß die Wärme ein Stoff sei, definitiv aufgegeben und in Folge dessen die Theorie der Wärmeercheinungen eine ganz andere werden. Die Schöpfung der neuen Theorie wurde wieder von einem deutschen Gelehrten und zwar von Clausius begonnen; im Februar 1850 wurde seine Abhandlung: „Ueber die bewegende Kraft der Wärme und die Gesetze, welche sich daraus für die Wärmelehre selbst ableiten lassen“ der Berliner Akademie vorgelegt.

Daß Clausius der erste war, welcher den Umbau der ältern Wärmelehre begann, ist zuweilen von englischen Gelehrten bestritten worden, welche diesen Ruhm dem Professor William Thomson zu Glasgow zuerkennen wollten. Indes weist Clausius mit Recht auf einen Ausspruch W. Thomsons aus dem Jahre 1849 hin, daß die Einführung der neuen Auffassung, nach welcher Wärme in Arbeit verwandelt wird, unzählige Schwierigkeiten biete, welche ohne fernere experimentelle Untersuchungen und einen vollständigen Neubau der Wärmetheorie von Grund auf unüberwindlich seien. Mit Bezug auf diese Aeußerung Thomsons bemerkt Clausius: „Zur Zeit des Erscheinens dieser Abhandlung schrieb ich meine erste Abhandlung über die mechanische Wärmetheorie, welche im Februar 1850 in der Berliner Akademie vorgetragen und im März und Aprilheft von Poggendorffs Annalen gedruckt wurde. In dieser Abhandlung habe ich versucht, jenen Neubau zu beginnen, ohne fernere Experimente abzuwarten und ich glaube darin die von Thomson erwähnten Schwierigkeiten soweit überwunden zu haben, daß für alle weiteren Untersuchungen dieser Art der Weg geebnet war.“

Diese weiteren Untersuchungen folgten dann mit großer Schnelligkeit, indem deutsche und englische Gelehrte wetteiferten, aus den gewonnenen Anschauungen die weiteren Schlüsse zu ziehen und mathematisch zu verarbeiten.

Eine der interessantesten Errungenschaften der neuen Theorie der Wärme sind die Aufschlüsse, welche dieselbe über die innere Natur der luftförmigen Körper geliefert hat. Schon im vorigen Jahrhundert war von einigen Gelehrten, so unter anderen von dem Baseler Mathematiker Bernoulli die Ansicht ausgesprochen, daß die kleinsten Theile der luftförmigen Körper in einer steten Bewegung seien, und so lange nach einer Richtung fliegen, geworfenen Kugeln ähnlich, bis sie an einander oder an die Wand des Gefäßes stoßen, welches den luftförmigen Körper einschließt. Diese Auffassung des Gaszustandes war indes ganz vergessen, bis auf Grund der neueren Ansicht über die Wärme der englische Physiker Joule und die deutschen Physiker Krönig und Clausius ganz unabhängig von einander diese Hypothese wieder aufnahmen. Während Joule die Hypothese nicht weiter verfolgte,

leitete Krönig aus derselben schon eine Anzahl Eigenschaften der Gase ab; die ganze Fruchtbarkeit der Hypothese erkannte aber erst Clausius; er berechnete zuerst in einwurfsfreier Weise die Geschwindigkeit der sich bewegenden Moleküle und die Wegelängen, welche die Moleküle im Mittel zwischen zwei Stößen zurücklegen. An der weiteren Entwicklung der Theorie sowohl als an der experimentellen Bestätigung der aus derselben gezogenen Folgerungen, betheiligten sich dann, mit Ausnahme des englischen Physikers Maxwell, fast nur die deutschen Physiker. Die Theorie der Gasreibung, zuerst von Maxwell abgeleitet, wurde von D. E. Meyer, Stefan, von Lang, Boltzmann weiter entwickelt, und durch die Rechnungen und Versuche von Meyer, Kundt und Warburg, Obermayer und anderen bestätigt; die Theorie der Gasdifffusion, von Stefan zuerst vollständig gegeben, wurde durch die Versuche von Loschmidt geprüft; die Theorie der Wärmeleitung der Gase, zuerst von Maxwell und Clausius bearbeitet, wurde von Stefan, Boltzmann und anderen weiter geführt, und Stefan gelang es zuerst, die Wärmeleitung der Luft scharf zu messen. Die Versuche von Stefan selbst, Kundt und Warburg sowie Winkelmann bestätigten dann die aus der Theorie sich ergebenden Resultate. Die neuere Gastheorie hat uns sogar in den Stand gesetzt, die Größe der kleinsten selbständig für sich existirenden Theilchen der gasförmigen Körper, die Größe der Moleküle zu bestimmen; der erste, dem es gelang, einen wahrscheinlichen Werth zu erhalten, war der Wiener Physiker Loschmidt.

Gehen wir zu einem anderen Gebiet über. Die folgenreichste Entdeckung auf dem Gebiete der Lichterscheinungen, die Entdeckung der Spectralanalyse verdanken wir den deutschen Gelehrten Kirchhoff und Bunsen. Wie alle großen Entdeckungen hat auch diese ihre Vorläufer, Foucault, Angström, Plücker, Balfour Stewart waren ihr mehr oder weniger nahe gekommen, Kirchhoff und Bunsen erkannten aber erst den Satz in seiner Allgemeinheit, daß die Farbe des von einer glühenden Substanz ausgesandten Lichtes von der Natur dieser Substanz abhängt, daß vorzugsweise die glühenden Dämpfe durch das von ihnen ausgesandte Licht charakterisirt werden. Kirchhoff entwickelte dann sofort auch den nach ihm benannten Satz, aus welchem die experimentell entdeckte Spectralanalyse sich als nothwendige Folge ergab, der überhaupt die Grundlage aller der in diesem Gebiete gemachten Entdeckungen, besonders der Anwendung der Spectralanalyse zur Erkennung der chemischen Natur der Himmelskörper wurde. Aus der uns allen lange bekannten Erscheinung, daß ein Körper seine Temperatur nicht ändert, wenn seine Umgebung ebenso warm ist wie er selbst, bewies Kirchhoff mit aller Strenge, daß ein Körper bei einer gegebenen Glühtemperatur in dem Maße mehr oder weniger Licht einer bestimmten Farbe ausstrahlt, als er selbst mehr oder weniger Licht dieser Farbe, wenn man es auf den Körper wirft, verschluckt. Als erste Folge ließ dieser Satz die Bedeutung der dunklen sogenannten Fraunhofer'schen Linien im Sonnenspectrum erkennen, sie entsprechen denjenigen Lichtarten, welche in den den heißen Sonnenkern umhüllenden Dämpfen verschluckt werden. Um zu erkennen, welche von den uns bekannten Stoffen in diesen Dämpfen vorhanden sind, hatte man nur zu untersuchen, welche Stoffe in Dampfform glühend gemacht an denselben Stellen des Spectrums helle Linien hervorbringen. Man konnte so die Existenz einer großen Zahl der uns bekannten Stoffe in der Sonne nachweisen.

Der Kirchhoffsche Satz ist der Ausgangspunkt einer großen Zahl von Untersuchungen und Entdeckungen auf den Gebieten der Physik, Astronomie und Chemie gewesen, welche sich an die Namen Böllner, Huggius, Lockyer, Secchi, Zanffen und andere knüpfen, und welche das Interesse an den Erfolgen der spectralanalytischen Methoden in den weitesten Kreisen verbreitet haben.

Das Gebiet der elektrischen Erscheinungen hatte in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts durch die Entdeckungen Dersteds, Ampères, Aragos und besonders Faradays, des genialen Meisters der experimentellen Physik eine gewaltige Bereicherung erfahren. Dersted hatte die Wechselwirkung zwischen einem elektrischen Strome und der Magnetnadel beobachtet, Ampère entdeckte die Wechselwirkung zweier Ströme und erkannte in den magnetischen Wirkungen der Ströme einen Specialfall der von ihm gefundenen Wechselwirkung der Ströme, der sogenannten elektrodynamischen Erscheinungen, Faraday fand, daß die Magnete nicht nur auf die wenigen Stoffe, wie Eisen, Stahl, Nidel wirken, wie man früher glaubte, sondern daß alle Stoffe ohne Ausnahme der Wirkung der Magnete unterliegen. Faraday entdeckte ferner das große Gebiet der Inductionsercheinungen, er zeigte, wie wir durch Magnete und elektrische Ströme selbst wieder elektrische Ströme erzeugen können.

Nach Entdeckung dieser Erscheinungen und ihrer Gesetze galt es, dieses Gebiet der elektrischen Wirkungen mit dem schon länger bekannten Gebiete der sogenannten elektrostatischen Wirkungen in Verbindung zu setzen.

Diese elektrostatischen Erscheinungen werden durch die Annahme zweier Electricitäten erklärt, der positiven und der negativen. Zwei Körper, welche mit gleichartiger Electricität versehen sind, stoßen sich ab, zwei solche, welche ungleichartige, der eine positive, der andere negative enthalten, ziehen sich an, oder wie man sich kurz ausdrückt, gleichnamige Electricitäten stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an. Wenn deshalb zwei Körper beide Electricitäten enthalten und zwar jeder der Körper beide Electricitäten in gleich großer Menge, so können dieselben gar keine Wirkung aufeinander ausüben, denn die positive Electricität des einen Körpers wird von der positiven des andern abgestoßen, ebenso stark aber von der negativen des andern angezogen; in derselben Weise heben sich die Wirkungen auf die negative Electricität des einen Körpers durch die vereinte Wirkung der beiden Electricitäten des andern auf. Wenn nun ein Körper von einem elektrischen Strome durchflossen wird, so ist an keiner Stelle im Innern desselben ein Ueberschuß der einen Electricität über die andere vorhanden, wie man daraus erkennen kann, daß ein etwa mit positiver Electricität geladener ruhender Körper einen elektrischen Strom weder anzieht noch abstoßt. Diese Erfahrung hat zu der Anschauung geführt, daß in einem elektrischen Strome sich beide Electricitäten in gleich großer Menge nach entgegengesetzten Richtungen bewegen, so daß also durch jeden Querschnitt eines von einem Strome durchflossenen Drahtes in gleichen Zeiten ebenso viel positive Electricität nach der einen, als negative Electricität nach der entgegengesetzten Richtung geht. Nach elektrostatischen Gesetzen können demnach zwei elektrische Ströme gar keine Wirkung auf einander ausüben, da die Anziehungen und Abstoßungen der vier auf einander wirkenden Electricitäten sich gegenseitig aufheben.

Wilhelm Weber gelang es, die räthselhafte Wirkung der Ströme aufeinander zu erklären, indem er kühn den der gesammten Mechanik zu Grunde liegenden Satz durchbrach, daß die Wirkung zweier Agentien nur von der Größe der auf einander wirkenden Quantitäten und von deren Abstand abhängig sei. Er nahm an, daß die Wirkung bewegter Electricitäten auf einander eine andere sei, als diejenige ruhender und indem er die Abhängigkeit der Wirkungen von der Bewegung mathematisch formulirte, gelang es ihm, ein elektrisches Grundgesetz aufzustellen, welches nicht nur die Wechselwirkung zweier Ströme, die elektrodynamischen Wirkungen, sondern auch das ganze Gebiet der Inductionerscheinungen auf die Anziehungen und Abstoßungen der strömenden Electricitäten zurückführte.

Wilhelm Weber war hierdurch gleichzeitig in den Stand gesetzt, die in einem elektrischen Strome sich bewegende Electricitätsmenge nach sogenanntem mechanischen Maße zu messen. Gauß hatte zuerst gelehrt, in seiner berühmten Abhandlung „*Intensitas vis magneticae terrestris in mensuram absolutam revocata*“ im Jahre 1833, wie man die Maße der Mechanik auf die sogenannten Imponderabilien anwenden kann.

Nach dem von Gauß eingeführten Princip messen wir die von einer Electricitätsmaschine gelieferte oder überhaupt auf einem Körper angesammelte Electricität durch die Stärke der Abstoßung, welche sie auf andere ebenfalls auf einem Körper angesammelte Electricität ausübt, gerade wie wir die Quantität einer wägbaren Substanz durch ihr Gewicht, also durch die Anziehung messen, welche sie durch die Erde erfährt. Durch dieses Maß der Electricität sind wir auch im Stande, die mechanische Arbeit zu messen, welche zur Herstellung eines bestimmten elektrischen Zustandes erforderlich ist, und so den Nachweis zu liefern, daß auch in den elektrischen Erscheinungen sich das Princip von der Erhaltung der Arbeit bewährt, indem wir die zur Herstellung einer bestimmten Ladung erforderliche Arbeit mit derjenigen vergleichen, welche wir durch die Entladung der Electricität in Form von Wärme wieder gewinnen können. So haben Helmholtz und Clausius an den Versuchen von Rieß über die Erwärmung des Schließungsdrahtes durch die Entladung einer geladenen Leydener Batterie in der That gezeigt, daß die zur Ladung der Batterie aufgewandte Arbeit in der Entladung wieder gewonnen wird.

Dadurch, daß W. Weber zeigte, wie man auch die im galvanischen Strome bewegte Electricitätsmenge nach demselben Maße messen kann, und daß er in Verbindung mit R. Kohlrausch die verschiedenen Strommaße auf das mechanische Maß zurückführte, waren die Mittel gegeben, um die von Helmholtz, W. Thomson und Clausius aus dem Princip von der Erhaltung der Arbeit entwickelten Sätze auch an den galvanischen Strömen zu prüfen; man konnte das mechanische Wärmeäquivalent aus der Erwärmung bestimmen, welche ein Draht erfährt, wenn durch denselben ein Strom hindurchgeht, dessen Stärke man nach irgend einem Maße gemessen hat. Die in dieser Weise von Quintus Zilius und neuerdings von Friedrich Weber durchgeführten Messungen, besonders die letzteren, Werthe für das mechanische Wärmeäquivalent, welche vollständig mit dem von Joule gefundenen übereinstimmen.

Die in dieser kurzen Darlegung vorgestellten Errungenschaften, welche die Physik der Thätigkeit und dem Geiste deutscher Gelehrten verdankt, sind gerade

jene, welche für die Entwicklung unserer Wissenschaft von den weittragendsten Folgen schon gewesen sind und noch sein werden, welche den inneren Zusammenhang der verschiedenen Naturerscheinungen uns zu enthüllen begonnen haben. Nur erwähnen kann ich hier den regen Antheil, den Deutschlands Physiker an dem Ausbau der einzelnen Zweige unserer Wissenschaft genommen haben. Der große Fortschritt in unserer Kenntniß der Molekularkräfte der Flüssigkeiten, die sich in den Capillarerscheinungen zeigen, knüpft sich vorzugsweise an den Namen Quinöes; die genaueren Gesetze des Schalles, die Erkenntniß der Wesenheit des Klanges verdanken wir vor allen den Untersuchungen Ohm's, A. Seebeck's und besonders Helmholtz's. Der Haupterbe Melloni's im Studium der Wärmestrahlung ist Knoblauch; neben Coulomb und Faraday steht Rieß als Förderer der experimentellen Electricitätslehre. Das Fundamentalgesetz der galvanischen Ströme führt den Namen seines Entdeckers, Ohm; mit den englischen und französischen Physikern wetteifern Poggendorff, Beeß, Kohlrausch Vater und Sohn, Wiedemann, Hittorf und viele andere im Studium des galvanischen Stromes. Neben den Messungen Dulong's, Arago's, Biot's, Regnault's auf dem Gebiete der Wärmeerscheinungen stehen diejenigen von Magnus, Jolly, Neumann, Ropp; kurz, welches Gebiet der Physik wir auch herausgreifen, die deutschen Forscher finden sich stets in erster Reihe.

Ebenso kann ich hier nur darauf hinweisen, daß deutscher Geist und deutsche Thatkraft nicht minder die praktische Verwerthung der wissenschaftlichen Errungenschaften gefördert hat. Ich nenne nur die Namen Gauß, Weber, Steinheil, Siemens, deren Bedeutung für die Entwicklung der Telegraphie Jedem bekannt ist, ich erwähne nur das von Siemens aufgefundenene Princip der dynamoelektrischen Maschinen, durch welche überhaupt erst eine praktische Verwendung der elektrischen Beleuchtung möglich geworden ist. War es ein prophetisches Wort, welches Reuleaux neulich auf dem ihm zu Ehren gegebenen Commers der Studirenden der Berliner technischen Hochschule gesprochen, daß wir im Beariffe stehen, aus dem Zeitalter des Dampfes in das der Electricität überzugehen, der Name Siemens wird für immer an der Grenzschiede der beiden Zeitalter stehen.

Kehren wir zum Schluß nochmals zu unserem Ausgangspunkte zurück.

Wenn die glänzende Betheiligung Deutschlands an der Entwicklung der Naturwissenschaften auch die vorhin erwähnten gegen unsere Gymnasialbildung gerichteten Vorwürfe auf das Vollständigste widerlegt, so soll doch nicht behauptet werden, daß unsere Gymnasien absolut vollkommen und keiner Verbesserung fähig seien. Die stärkere Betonung des mathematischen Unterrichts in den letzten Jahrzehnten zeigt uns, daß die Gymnasien selbst erkannt haben, nach welcher Richtung die Reformen zu gehen haben, sie zeigt ebenso, daß die Leiter unseres Jugendunterrichts nicht säumen, wünschenswerthe Verbesserungen einzuführen.

## Die Regenerations-Erscheinungen im Thierreiche.

Von  
Justus Carriere.

Brechen wir von einem Alaun-Krystall eine Kante ab, so bleibt der Verlust unersetz, falls wir nicht den Krystall in eine concentrirte Alaun-Lösung legen. Nur in dieser wird das abgeschlagene Stück erneuert durch die sich an den Krystall in bestimmter Weise ansetzenden Alauntheilchen, die Wiederherstellung der alten Form geschieht also ohne Zuthun und Mitwirken der Elemente des Krystalls, von Außen her.

Auf ganz andere Weise findet der Ersatz verlorener Theile in der organischen Natur, beziehungsweise im Thierreiche statt. Schneidet man einer Schnecke im Spätherbste einen Fühler ab, so bedeckt sich das Thier ein, und überwintert ohne Nahrung aufzunehmen und von der Außenwelt abgeschlossen, bis es im Frühjahr den Deckel abstößt und mit einem neuen Fühler an Stelle des abgetrennten erscheint. Hier also geht der Ersatz des verlorenen Theiles vor sich auf Kosten und unter thätiger Mitwirkung der in dem Körper vorhandenen Elemente.

Untersuchen wir nun diejenigen Vorgänge an dem Organismus, welche dazu dienen, denselben zu vervollständigen oder zu vergrößern, so treten uns zwei Gruppen von Erscheinungen entgegen — die der Neubildungen und die der Regeneration. Mit den ersteren, welche man kurz definiren kann als eine „Ueberproduction in vorhandenen Geweben“, habe ich mich hier nicht zu befassen; dagegen sei es mir gestattet, das Wesen der Regeneration eingehender zu erörtern.

Betrachten wir einen ausgebildeten Organismus, so finden wir, daß seine Theile eine gewisse äußere Form besitzen, welche erhalten bleibt, so lange die Gewebe, aus welchen sie bestehen, lebensfähig sind, trotz des rastlosen Stoffwechsels und der Veränderung, welche die Gewebe selbst beständig erleiden — sie erfahren eine ununterbrochene Wiedererzeugung. Dieses Vermögen der Reproduction kommt allerdings der ganzen organischen Natur zu, aber nicht alle Organismen, nicht alle Theile besitzen es in gleichem Maße, und auch an demselben Wesen sind die verschiedenen Gebilde in verschiedener Weise regenerationsfähig. Daß die Wiedererzeugung trotzdem nach bestimmten Gesetzen vor sich geht, werden wir finden, nachdem wir die Erscheinungen selbst beobachtet haben.

Nach diesen werden wir zwei Arten von Regeneration zu unterscheiden haben und zwar

1. die natürliche Reproduction, welche mit dem Leben und der Entwicklung des Thieres in innigem Zusammenhange steht. — Hierzu rechnen wir sowohl den fortwährenden Ersatz der Flüssigkeiten des Körpers, wie des Blutes, der Milch, als auch das beständige oder periodische Wachsthum fester Körperteile, wie der Epidermis, der Geweihe, der Haare, des Krebspanzers zc. Hierher gehört auch die bei vielen Thieren vorkommende ungemein starke Entwicklung der Fortpflanzungsorgane mit gleichzeitiger Verkleinerung der anliegenden Eingeweidetheile zu einer bestimmten Zeit des Jahres und die umgekehrte Erscheinung nach geschäpener Fortpflanzung.

Neben dieser „natürlichen“ Reproduction kennen wir eine zweite Art der Wiedererzeugung, welche man früher als „wibernatürliche“ Regeneration bezeichnete, wofür wir wohl besser den Ausdruck „pathologische“ Regeneration setzen. Diese Form der Reproduction, welcher schon seit alten Zeiten die Naturforscher ein viel größeres Interesse zuwandten, als der weniger auffallenden natürlichen, begreift in sich die Heilung von Wunden, die Wiedererzeugung abgetrennter Theile eines Organismus und die Erneuerung ganzer Körperteile. — Wie die Erscheinungen dieser beiden Arten von Regeneration nun in den verschiedenen Thiergruppen sich zeigen, und was wir durch genauere Untersuchung über die dabei stattfindenden Vorgänge zu wissen glauben, versuche ich in Folgendem kurz darzulegen. Was die natürliche Regeneration betrifft, so werde ich dabei von den allen Classen gemeinsamen Erscheinungen absehen, und nur die für die einzelnen Abtheilungen charakteristischen Bildungen erwähnen.

Es ist im Allgemeinen jetzt bei dergleichen Untersuchungen üblich, nicht wie früher an der Spitze, sondern an den Wurzeln des Thierreiches anzufangen und so von unten herauf die Umwandlung aus dem Einfachen, Unvollkommenen in das Vollkommenere, Complicirtere zu verfolgen. Aber ein für uns selbst recht fataler Umstand nöthigt mich, gerade wenn ich dieser Methode treu bleiben will, nach alter Weise mit dem Menschen zu beginnen. Denn als das Resultat aller Beobachtungen über Regenerations-Erscheinungen müssen wir den Satz aufstellen, daß die pathologische Regeneration um so weniger ausgebildet ist, auf je höherer Entwicklungsstufe ein Thier steht, und daß beide Formen von Reproduction zugleich nur bei niederen Thieren sich in ziemlich gleicher Weise gut ausgebildet finden.

Die wenigen Beobachtungen, welche wir bis jetzt über die Regenerations-Erscheinungen bei dem Menschen besitzen, gestatten gleichwohl, ihn mit den übrigen Säugethieren zusammen in einem Kapitel zu besprechen. Denn alle an höheren Säugethieren gemachten Erfahrungen auf diesem Gebiete haben auch für die niederen Formen Geltung.

So findet sich zunächst, daß in dieser Ordnung im Allgemeinen nur denjenigen Theilen, deren Wachsthum unbegrenzt ist und bei welchen die natürliche Regeneration stattfindet, die Fähigkeit der pathologischen Regeneration in höherem Grade zukommt. Hierzu gehört vor allem das Epithel, bekanntlich bei den Wirbelthieren nur als geschichtetes Epithel vorkommend. Wo sich dieses auch finden mag, auf der äußeren Haut, auf den Schleimhäuten, auf der Hornhaut (Cornea) — es ist immer regenerationsfähig und zwar geht die Reproduction von den unverletzten Zellen des Wundrandes aus. Dagegen ist weder Neubildung der Schleimhäute in ihrer ganzen Dicke noch die der äußeren Haut mit Talg- und Schweißdrüsen beobachtet.

Sicher erwiesen ist dagegen die Wiedererzeugung der Linse aus den Epithelien der Linsenkapsel und die Reproduction der Nägel.

Was das Nervengewebe betrifft, so ist eine Regeneration der Ganglienzellen des Rückenmarkes und der Gehirnrinde noch nicht sicher erwiesen, wohl aber die von Nervenfasern und zwar bis zu Verlusten von 20 mm Länge. Bindegewebe bildet sich aus dem zurückgebliebenen Bindegewebe heraus, bei leichten Knorpel-



Verletzungen füllt sich die Lücke zunächst mit Bindegewebe, welches allmählig in Knorpel übergeht. Knochen-Gewebe regenerirt nach Verletzungen unter Beihülfe aller Bestandtheile des Knochens, indem zuerst eine Neubildung von Binde- oder Knorpel-Gewebe auftritt und dann Kalkablagerung in die Zwischensubstanz der Zellen stattfindet. In einem Falle bildete sich auch ein vollständiges neues Schlüsselbein an Stelle eines durch eitrige Periostitis gelösten, und fungirte vollkommen normal.

Bei Muskelfasern kommt Neubildung nach Verletzungen vor, und zwar wahrscheinlich von dem Muskel selbst ausgehend, von Gefäßen regeneriren Capillaren, selten kleine Arterien und Venen.

Das ist so ziemlich das ganze Gebiet der pathologischen Regeneration bei den Säugethieren; natürliche Reproduction kommt außer an den schon erwähnten Epithelien und Nägeln noch vor bei dem regelmäßigen zweimaligen jährlichen Haarwechsel und bei dem Abwerfen und Wiederaufsetzen der Geweihe.

Alles hier von den Säugethieren gesagte hat — soweit die betreffenden Theile den Vögeln zukommen, auch für diese Gruppe Gültigkeit. Ein natürlicher Regenerationsprozeß findet bei der Mauser (Federwechsel) statt; gelegentlich dieses Vorganges sollen auch abgebrochene Schnäbel wieder erzeugt worden sein, und eine Henne soll zweimal ihren verlorenen Kropf wiederbekommen haben.

Auch über Fische liegen nur wenige Untersuchungen vor. Rechnen wir zu der natürlichen Reproduction die Bildung der Legeöhre bei dem Weibchen des Bitterlings, das Auftreten glänzender Farben bei vielen männlichen Fischen, wozu bei den Männchen der Makropoden noch eine bedeutende Vergrößerung der Flossen kommt, so wird dieses Gebiet ziemlich erschöpft sein; Heilungsregeneration wurde nur an den Flossen beobachtet, Kiefer sollen ersetzt werden.

Stärker ausgebildet sind die Regenerationserscheinungen bei den ungeschwänzten Amphibien. Abgesehen von der Art und Weise, wie die natürliche Reproduction zur Zeit der Fortpflanzung auftritt, und in den Daumenballen der männlichen Frösche oder in den Brutzellen auf dem Rücken des Pipaweibchens sich offenbart, so finden wir hier zuerst Regeneration ganzer abgetrennter Körperteile. Es ist der Märtyrer der Wissenschaft, der Frosch, an dessen Larven solche Beobachtungen leicht zu machen sind. Schneidet man diesem Stücke des Schwanzes ab, so werden dieselben vollständig mit Muskeln, Nerven, Gefäßen, Chorda u. wieder erzeugt. Und hier zuerst sehen wir, wie im Gegensatz zu den höheren Wirbelthieren nicht nur die obere Schicht der Haut, sondern dieselbe vollständig mit allen zugehörigen Gebilden regenerirt.

Was die ungeschwänzten Amphibien als Larven zu leisten im Stande sind, das gelingt den Reptilien noch als ausgewachsenen Thieren. Eidechsen, Blindschleichen, Geckos erneuern in kurzer Zeit den abgetrennten Schwanz, wobei es nach der Art der Verletzung manchmal auch zur Bildung eines doppelten Schwanzes kommt. Doch ist der regenerirte Schwanz, welcher eine sehr bedeutende Länge erreichen kann, von dem normalen seinem äußeren Ansehen nach immer verschieden, und zeigt bei der anatomischen Untersuchung statt der Wirbelsäule ein ungegliedertes Knorpelrohr.

Von großem Interesse ist die Uebereinstimmung, welche sich in dem natürlichen Regenerationsprozeß der Häutung bei den Reptilien und bei den Arthropoden (Krustaceen) zeigt. In beiden Fällen wird diese Erscheinung eingeleitet durch das Auftreten von Häutungsstacheln oder Häutungshaaren, Cuticularbildungen, welche zur bestimmten Zeit bei den Krustaceen auf den Zellen der Epidermis, bei den Reptilien in der Epidermis auftreten. Der Vorgang ist nun in beiden Fällen der gleiche, indem durch diese Härchen hier ein Theil der auf der Cutis ruhenden Epidermis, dort der auf der Epidermis lagernde Panzer von der Unterlage getrennt und abgehoben werden. Nachdem dies erreicht ist, schwinden bei den Krebsen die Häutungsstacheln und die Epidermis beginnt mit der Absonderung des neuen Panzers, bei den Reptilien verlieren sich die Häutungshaare entweder, oder bleiben an einzelnen Stellen des Körpers erhalten, wie an den Zehen der Ascalaboten, wo sie die von den *Gecos* her bekannten Haftorgane bilden.

Wenden wir uns nun zu der pathologischen Regeneration bei den Arthropoden, so beschränkt sich unsere ganze Kenntniß bei den Insekten und Spinnen auf den Umstand, daß zuweilen Larven oder ausgebildete Thiere gefunden wurden, bei welchen ein Fuß um mehr oder weniger kürzer als die andern und von ihnen in der Färbung abweichend war. — Es ist nicht unmöglich, daß die Insekten als Larven das Regenerationsvermögen besitzen, aber es fehlt darüber noch jede Beobachtung. Anders ist es bei den Krebsen. Häufig gehen diesen bei ihren Kämpfen Fühlhörner, Füße, Scheeren verloren. Doch dies ist von keiner großen Bedeutung für die Thiere, denn nach verhältnißmäßig kurzer Zeit sind die verlorenen Gliedmaßen durch neue ersetzt.

Indem wir fortfahren, die Thiergruppen im Verhältniß ihrer sich steigenden Regenerationsfähigkeit an einander zu reihen, müssen wir hier eine Abtheilung der Wirbelthiere einschalten, welche von allen Vertebraten die bedeutendste Regenerationskraft besitzt. Es sind dies die geschwänzten Amphibien, von denen hauptsächlich Triton, Axolottl, Proteus auf diese Erscheinung hin neuerdings von Dr. P. Fraisse untersucht wurden.

In erstaunlich kurzer Zeit reproduzirt sich bei diesen Thieren die Haut mit den Drüsen und Sinnesorganen, in größter Vollkommenheit abgeschnittene Beine und Schwänze mit allen Knochen, Muskeln, Nerven, die Kiemen etc.; und auch das Auge besitzt die Fähigkeit sich neu zu bilden, wenn bei der Exstirpation an dem unverletzten Optikus Rudimente der verschiedenen Schichten zurückgelassen wurden. Von besonderer Wichtigkeit ist die bei diesen Untersuchungen nachgewiesene Thatsache, daß die Regeneration von Organen und Geweben bei Amphibien und Reptilien im Großen und Ganzen nach dem Typus der embryonalen Bildung vor sich geht.

Als Beispiel für die natürliche Regeneration will ich hier den zur Begattungszeit bei den Tritonen auftretenden Rückenamm erwähnen.

Von den wirbellosen Thieren schließen sich zunächst die Mollusken an, repräsentirt durch die Kopffüßer (Tintenfische) und die Schnecken. Bei den ersteren findet sich das bedeutendste Beispiel von natürlicher Regeneration, welches wir kennen, allerdings in Verbindung mit der pathologischen Reproduction. Ich meine die regelmäßig erfolgende Ablösung eines Armes (des *Sectocotylus*) an seiner Basis zum Zwecke der Begattung, und dessen vollständige Erneuerung.

Ferner besitzt das Weibchen des Papier-Nautilus (Argonauta Argo) die Fähigkeit, die verlegte Schale auszubessern. Nimmt man noch die alte Beobachtung hinzu, daß nicht nur die Hectocotylusarme, sondern auch jeder andere Arm wieder erneuert werden kann, so ist damit unsere Kenntniß über die Regenerationserscheinungen bei diesen Thieren erschöpft.

Während wir über diesen Punkt von den Muschelthieren nur wissen, daß sie die Fähigkeit besitzen, verlegte Schalen durch Absonderung von Perlmutter-schichten auszubessern, sind die Vorgänge bei den Reproductionserscheinungen der Landschnecken näher bekannt. \*) Was die natürliche Regeneration betrifft, so zeigt sich diese in der regelmäßigen Erneuerung des im Laufe des Winters abgestoßenen Darmepithels, und in der Neubildung der in jedem Frühjahr abgeschossenen Liebespfeile.

Die Heilungsreproduction nehmen wir auch hier zunächst an dem zerbrochenen Gehäuse wahr, doch fehlt dem neugebildeten Theile der Schale natürlich die Epidermis. Besonders merkwürdig sind die Resultate der schon im vorigen Jahrhundert angestellten Beobachtungen über die Wiederverzeugung abgetrennter Körperteile. Die Thiere ersetzen unter günstigen Umständen und bei mittlerer Temperatur ebenso wohl abgetrennte einzelne Fühler, als größere Hautstücke mit einem oder mehreren Fühlern; trennt man die ganze Kopfhaut mit allen 4 Fühlern und den Lippen ab — sie werden eben so gut reproducirt als die mit dem Kiefer und Theilen des Schlundtopfes abgeschnittenen Mundtheile. Mit den Fühlern regeneriren aber auch die ihnen zugehörigen Sinnesorgane und Drüsen, die Ganglien, und mit dem Epithel die Augen. Und hier hat die Untersuchung in gleicher Weise wie bei den geschwänzten Amphibien ergeben, daß die Bildung durch Regeneration genau auf dieselbe Weise vor sich geht, wie bei der embryonalen Entwicklung. Nur wenn mit den Kopftheilen die Ganglien des Schlundrings mit abgetrennt oder verlegt wurden, gingen die Thiere ohne zu reproduciren zu Grunde.

Während bei den Schnecken die Möglichkeit der Regeneration in der Erhaltung des Nervencentrums bedingt ist, und in Folge dessen das Gebiet des operativen Eingriffes ein beschränktes bleibt, hat das Messer des Zoologen einen weit größeren Spielraum bei den folgenden Ordnungen, deren Nervensystem entweder weniger ausgebildet ist oder aus einer Kette von unter sich gleichen Centralorganen (Ganglien) besteht, wie bei den Würmern. — Der Gärtner, welcher mit seiner Schaufel einen Regenwurm durchschneidet, hat ihn nicht getödtet, sondern aus einem Feinde sich zwei Gegner geschaffen, und die Spitzmaus, welche heute einem Regenwurm den Kopf abrißt, kann in 4 Wochen an dem nämlichen Thiere die gleiche Mahlzeit einnehmen. Namentlich die Würmer des süßen Wassers besitzen ein bedeutendes Regenerations-Vermögen. Schneidet man z. B. einen Lumbriculus in drei Theile, so bildet sich an dem vorderen Stücke ein Schwanz mit dem After, am Mittelstücke ein Kopf und After, am Hinterende ein Kopf, so daß auf diese Weise drei vollkommene Thiere entstehen. Das gleiche erfolgt, wenn man die Thiere in acht, zehn und mehr Theile zertheilt. Doch fallen bei dieser Regene-

\*) Hier wie bei den Würmern stütze ich mich außer auf Spallanzani und Bonnet auf eigene Untersuchungen, von denen die über „Die Regeneration bei den Landpulmonaten“ bereits veröffentlicht sind.

ration auch Irrthümer vor, indem zwei Köpfe neben einander auf gemeinsamer Basis sich bilden, oder an dem Vorderende der hinteren Hälfte eines halbirtten Wurmes statt des zu erwartenden Kopfes ein zweites Schwanzende mit After sich bildete. Das Thier besteht also dann statt aus Kopf — Mittelstück — Schwanz, aus Schwanz — Mittelstück — Schwanz und geht an den Folgen der Verwechslung zu Grunde.

Hier bei den Würmern tritt eine Erscheinung auf, welche in den folgenden Ordnungen in noch stärkerem Maße sich bemerkbar macht und mich zu einer kleinen Absehwweifung nöthigt. — Wenn man den Begriff der natürlichen Regeneration sehr erweitert, so kann man darunter auch die geschlechtliche Fortpflanzungsweise der höheren Thiere rechnen. Bei den niederen Thieren, den Würmern, Schinobermen (Seesternen), Cölenteraten tritt die pathologische Regeneration in sehr nahe Verbindung mit der ungeschlechtlichen Vermehrung auf dem Wege der Theilung. So finden wir bei *Lumbriculus*, daß er im Frühjahr bei der geringsten Verührung an der Verührungsstelle abbricht, während man ihn im Herbst und Winter mit der Pincette anfassen kann, ohne eine Theilung hervorzurufen.

Betrachten wir nun die Stachelhäuter, so finden wir zunächst ganz ähnliche Verhältnisse bei den Seesternen. Nicht nur einzelne oder mehrere gewaltig abgerissene Arme wachsen aus der Scheibe heraus nach, sondern auch abgetrennte Arme können sich zu ganzen Thieren ergänzen (*Asteracanthion*, *Linckia*). Die Scheibe selbst scheint unter Umständen zu zerreißen und dann jede Hälfte sich zu einem neuen vollständigen Individuum auszuwachsen (*Ophiactis*). Grob ist auch die Reproduktionskraft bei einzelnen Holothuriern (Seewalzen) (*H. scabra*); wenn diese durch Verührung gereizt werden, entleiden sie sich ihrer Eingeweide ganz oder theilweise, und nach 8—14 Tagen ist der Verlust durch neugebildete Organe vollständig ersetzt.

Die Cölenteraten, bei welchen die Fortpflanzung durch Theilung sehr verbreitet ist, zeigen auch die bedeutendsten Regenerations-Erscheinungen. Um mit den Aktinien (Seerosen) zu beginnen, so kann man sie der Länge nach in zwei bis vier Stücke spalten, deren jedes zu einem neuen Thiere sich ausbildet, und aus kleinen, von der Fußscheibe abgelösten Theilchen entwickeln sich binnen kurzer Zeit junge Aktinien.

Das Thier, an welchem die ersten Versuche über Regenerations-Erscheinungen angestellt wurden, zeigt dieselben auch im hervortragendsten Maße. Zerschneidet man den kleinen Süßwasser-Polyp, die *Hydra*, der Länge oder der Quere nach in zwei oder in viele Theile, aus jeder Hälfte, aus jedem Stück wird ein neuer Polyp; trennt man ein Stück von einem Tentakel ab, so regeneriren Polyp und Tentakel; der erstere vervollständigt seinen Tentakel, der letztere bildet sich zum vollständigen fünfarmigen Polypen aus. Nur eine Eigenschaft dieses Thieres, geeignet, im empfindsamem Herzen des Lesers einer populären Naturgeschichte ein leichtes Gruseln hervorzurufen, hat sich als Täuschung erwiesen. Ich meine den berühmten Versuch Trembley's, nach welchem die *Hydra* sich gänzlich umstülpen läßt gleich einem Handschuhfinger, und dann ruhig weiter lebt, wobei natürlich Ectoderm und Entoderm ihre Funktionen vollkommen tauschen müßten. Durch langjährige Versuche Engelmann's ist jetzt aber nachgewiesen, daß der umgestülpte

Polyp zu Grunde geht, und nur der vorderste Theil mit dem Tentakelkranz nach Abstoßung des abgestorbenen umgestülpten Theiles in manchen Fällen leben bleibt und einen neuen Leib entwickelt.

Wir kommen nun zu der niedersten hier in Betracht zu ziehenden Thierform, zu den Schwämmen. Daß diese Thiere, in viele Stücke zerschnitten, sich zu eben so vielen neuen, vollständigen Schwämmen entwickeln, ist durch das vollkommene Gelingen der Züchtungs-Versuche, welche D. Schmidt im adriatischen Meere mit Badeschwämmen anstellte, nachgewiesen. Die Möglichkeit, diesen Handels-Artikel mittelst einer so einfachen Methode und geringen Kosten rationell zu züchten, ist wohl der einzige praktische Gewinn, welchen der Mensch bis jetzt aus den Regenerations-Erscheinungen im Thierreiche zu ziehen im Stande ist. In theoretischer Beziehung ergibt sich uns das doppelte Gesetz:

1. daß die Erscheinungen der pathologischen Regeneration um so weniger ausgebildet sind, je höher die Entwicklungs-Stufe ist, auf welcher ein Thier sich befindet, also im umgekehrten Verhältnisse zu derselben steht; und daß
2. in allen genauer untersuchten Fällen die Regeneration von Organen und Geweben nach dem Typus der embryonalen Entwicklung vor sich geht.

## Die deutsche Renaissance und die Gränzen ihrer modernen Anwendung.

Von

Franz Reber.

München.

Unser Jahrhundert — wir können dies sagen, da wir uns bereits der Reize desselben nähern — hat und bekömmet keinen ihm eigenen Styl. Wir wiederholen die Style vorausgegangener Jahrhunderte und haben uns erst der Kunst der augustiniischen Epoche, dann jener des gothischen Mittelalters, endlich der Hochrenaissance bedient. Gewöhnlich so weit, als dies unsere modernen Zwecke zuließen, nicht selten selbst im Widerspruch mit unseren Zwecken. Im Allgemeinen in der angegebenen Reihenfolge, so daß wenigstens das Uebergewicht des Classicismus in die ersten Jahrzehnte, die ausgesprochene Vorliebe für die Romantik in die dreißiger und vierziger Jahre, die umfassende Wiederaufnahme der Renaissance in die Mitte des Jahrhunderts fiel: theilweise aber auch nebeneinander, wovon das München des Königs Ludwig I. ein lehrreiches Beispiel darbietet. Gewöhnlich mit dem Bestreben, sich ganz, rein und echt an die Vorbilder anzuschließen, zuweilen bis zur unselbständigen Copie, nicht selten aber auch in mehr oder weniger glücklicher Combination und Eklektik

Die Gründung vaterländischer Museen zu Anfang der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts lenkte nun die Aufmerksamkeit auf ein bisher allzu gering geschätztes Feld, nämlich auf die Werke unserer eigenen Vorfahren. Zuerst freilich mehr

im wissenschaftlichen, nämlich kunsthistorischen und archäologischen Sinne. Dann aber auch im praktischen, indem sie zur Nachahmung anregten. Der wenige Jahre vorher von der Praxis so sehr verabscheute „barock“ Kram gewann beinahe plötzlich eine erstaunliche Anziehungskraft und zwar nicht ohne Grund. Erstlich erkannte man, daß uns die Dinge weit näher ständen als Griechisches, Römisches, die mittelalterlichen Style und selbst die italienischen Hochrenaissance, uns heimlicher wie zweckentsprechender seien als jene der Zeit wie dem Raume, dem Klima wie der Lebensweise nach fernem und fremden Vorbilder. Dann konnte man auch die Schönheit, welche den Werken unserer Väter innewohnt, nicht verkennen, namentlich in gewissen halb gewerblichen, halb künstlerischen Gebieten, worin die deutsche Renaissance zuweilen sogar Höheres geleistet hat, als irgend ein anderes Culturgebiet seit dem Anfang unserer Zeitrechnung, selbst Italien nicht ausgenommen. Endlich freute man sich bei dem sich in neuerer Zeit steigenden Nationalgefühl, an etwas Nationales anknüpfen zu können, nachdem es sich als Irrwahn erwiesen, daß die Gothik als eine specifisch deutsche Kunst zu betrachten sei. Konnte man nicht übersehen, wie entschieden Frankreich auf die französische Renaissance einlenkt, so machten die Ereignisse von 1870/71 doppelt geneigt, auch das Banner deutscher Specialität zu schwingen. Gründe genug, die deutsche Renaissance zu einem wahren Feldgeschrei zu erheben, welches überdies, wenn nicht auf der ganzen Linie, doch an mehreren wichtigen Punkten von der siegreichen Kunstpartei ausgeht.

Dieser Sachverhalt darf uns jedoch nicht behindern, die Frage unbefangen zu erörtern. Selbst wenn die Angelegenheit wirklich so weit gediehen wäre, daß die wiedererweckte Kunstströmung eine praktische Anerkennung gewonnen hätte, wie sie eine herrschende Mode erlangt, würde eine Kritik derselben noch statthaft und nützlich sein, geradezu wichtig aber ist eine solche mitten im Principienstreit, wo es gilt, eine richtige leidenschaftslose Vorstellung von dem Sinn und Wesen der Sache, und damit von ihrem Werthe, ihrer Zweckmäßigkeit, Anwendungsfähigkeit und Dauer zu gewinnen.

Deutschland hat, soweit es sich um eigenartige specifisch deutsche Leistungen handelt, in den verschiedenen Kunstgebieten sein höchstes Wort zu verschiedenen Zeiten gesprochen. Im Gebiete der Architektur ist Deutschland selbständig, tonangebend und siegreich nur im romanischen Style gewesen. So hoch auch die Schöpfungen der Gothik in Deutschland stehen, und so weit sie im Allgemeinen an künstlerischem Werthe und Reichthum die romanischen übertragen, so ist doch die gothische Kathedrale bekanntlich französischen Ursprungs, die deutsche Hallenkirche nur ein secundärer Seitentrieb. Deutsche Malerei und Plastik aber fand ihren Höhenpunkt in der Zeit des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit, der in Deutschland sich weit später vollzog als in Italien, und man kann sagen, daß die großen Meister Dürer und Holbein, Kraft, Stosch und Vischer (am wenigsten freilich Holbein) noch im Mittelalter wurzeln. Das deutsche Kunsthandwerk aber entfaltete sich zu seinem höchsten Glanze, als die Blüthe der Kunst der genannten Meister wieder zum Welken kam und ist in der That als der Kern der deutschen Renaissance zu betrachten. Es entspringt ebenso wie die Kunst eines Dürer und Vischer aus mittelalterlichem Boden, es spricht sich ebenso wie diese als eine selbständige Befreiung von mittelalterlichem Banne aus, aber lebensfähiger und

dauernder als Malerei und Plastik, welche kaum dem Zwang des Mittelalters entwachsen wieder dem Joch einer fremden Kunst verfielen.

Es vollzieht sich damit ein neues merkwürdiges Schauspiel: War nämlich vorher die Architektur immer tonangebend gewesen, so daß im romanischen wie gothischen Style die Baukunst jeder anderen Kunst in der entschiedensten Ueberordnung den ganzen nur allzu architektonischen Zuschnitt gab, so kehrte sich jetzt das Verhältniß um, indem die Dinge, die sonst die letzten waren, die ersten wurden, das Geräth sich an die Spitze stellte, und endlich die lange zögernde Architektur zwang, seine Formensprache anzunehmen. War vorher das ganze künstlerische Denken architektonisch, so wird es jetzt tektonisch, geräthlich, gewerblich.

Es ist eine stolze Freude für den Deutschen, diese geräthlichen Arbeiten zu betrachten, die auf künstlerischem Gebiete einen großen Theil des Ruhmes der Nation bilden. Welche Fülle von unvergleichlichen Werken haben die Metallarbeiter vom Grobshmid bis zum Goldarbeiter geschaffen! Die herrlichen Eisengitter bis zum Firmenträger sprudeln von Erfindung und technischer Geschicklichkeit. Nicht minder die Thür- und Schrankbeschläge, wie die Thürklopper und Thürschlößer. Namentlich aber genossen im Gebiete der Eisenteknik geradezu europäischen Rufes die Waffen, zu deren Verzierung die größten deutschen Künstler, wie Dürer, Burgkmair, Holbein, wie später Mielich und Chr. Schwarz zahlreiche Muster zeichneten, und zu deren Ausführung die verschiedensten Techniken, Treiben, Schneiden, Bohren, Graviren, Aetzen und Lauthiren verwendet wurden. Man denke nur an die Werke eines B. W. Seusenhofer, des Schöpfers der Prachtrüstungen Franz I. von Frankreich, eines Gg. Sigmann, des Künstlers des Prunkschildes im Kensington-Museum, eines W. Ruder, der in seinem von der Stadt Augsburg 1574 dem Kaiser Rudolph II. verehrten Stuhl (jetzt in England) das schönste Werk der Welt in geschnittem Eisen lieferte, eines Amb. Gemlich, des Verfertigers des Prachtschwertes Karl V. (Ambraser Sammlung), vieler anderer ebenso berühmter Namen süddeutscher Meister und jener der erfindungsreichen Vertreter der Schießwaffen nicht zu gedenken, deren Bedeutung im Gebiete der Mechanik nicht minder zu schätzen ist als im Gebiete des Kunsthandwerks.

Welch tüchtige Arbeiten hat die deutsche Renaissance auch im Gebiete der Kupfer-, Bronze- und Messingtechnik vom Monumentalguß bis zur Patriziermedaille, vom Geschützrohr bis zu Leuchter und Standuhr aufzuweisen! Den Luxus in Zinngeschirren tadelte Luther (Erl. Ausg. Bd. 62, S. 407) in der allerheftigsten Weise. Geradezu Unerreichtes aber wurde in den Edelmetallen geleistet. Prachtgeschirre und Schmucksachen, wie sie die Nürnberger Wilh. und Alb. Jamnitzer, H. Glimm und H. Bejold, der Augsburger D. Attenstetter, die Münchener Jof. und H. Melber, H. Rainer und H. Pracht herstellen, würden selbst einem Benvenuto Cellini zur Ehre gereichen; und entsalten z. B. in der Reichen Kapelle wie in der Schatzkammer der Residenz zu München eine Gediegenheit des Geschmacks und eine Pracht, wie man sie selbst in den Sammlungen von Italien und von Paris vergebens suchen wird. Die Kleinode (Ehrenmedaillen), besonders der mittelsbairischen Fürsten, kommen den italienischen Medaillen wenigstens gleich, ebenso die Eiselir-, Nielo- und Emailarbeit in Verbindung mit einer überaus geschmackvollen Verfeinerung und Fassung von Edelsteinen, wie sie sich außer den übrigen Schmuck-

sachen besonders an den deutschen Taschenuhren, erfunden von dem 1540 zu Nürnberg verstorbenen Straßburger Pet. Hele, zu bethätigen Gelegenheit fand. Für diejenigen aber, welche den künstlerischen Werth eines solchen Gegenstandes nach dem dafür erhältlichen Preise zu bemessen pflegen, möge als Beispiel gesagt sein, daß für den Zammirerpokal der Familie Merkel (vormals im Germanischen Museum zu Nürnberg ausgestellt) die Summe von 600 000 Mark bezahlt worden ist, womit dieses Juwel deutscher Goldschmiedekunst der Heimat, ja sogar überhaupt der Dessenlichkeit verloren ist. Wenn der Credenzschiff der Fugger in Augsburg „durch den ganzen Saal ging“ und ein Eölnner Kaufmann eine Silberkammer besaß, an deren Wänden das Silbergeschirr bis an die Decke aufgestapelt war und auf 30 000 Gulden Metallwerth geschätzt wurde, welche Pracht mag sich da vereinigt gefunden haben!

Verbanden aber die Reichen Silber- und Goldgeräth mit acht venetianischen oder imitirten Glasgeschirren von hoher künstlerischer Schönheit, so mußte der mittlere Bürger seiner Kredenz eine seinen Mitteln entsprechende Besetzung durch die Verbindung seiner Zinngeräthe mit farbigen Thongeschirren zu geben. Daß mit diesen die Schönheit und kunstindustrielle Höhe der italienischen, französischen und niederländischen Fayencen und Majoliken nicht erreicht wurde, darf freilich nicht verschwiegen werden, allein während diese nur auf fürstlichen Prunk berechnet waren, handelte es sich in deutscher Thonarbeit um Gegenstände täglichen Gebrauches. Auch mit der Pracht des Silbergeräths der reichen Kaufherren Augsburgs und Eölns konnten diese bürgerlichen Ausstattungen nicht wetteifern, doch nicht selten mit deren Geschmack, zumal wenn vereinzelte Silberbecher und gemalte Gläser den coloristischen Reiz vermehrten und die schönen Säume der Tischtücher in sog. Holbein-Stiderei mit ihrem tabellosen Textilstyl dem milden Farbenton des Ganzen eine so gebiegene Unterlage gewährten. Die treffliche Töpferarbeit aber bethätigt sich noch glänzender und umfassender in den schönen Racheöfen, welche in Würdigung der klimatischen Verhältnisse Deutschlands wie des zu Gebote stehenden Materials zu den weißlichen Marmoraminen den entsprechendsten Gegensatz bildeten.

Es konnte nicht fehlen, daß dem künstlerischen Aufschwung des Metall- und Thonhandwerks auch eine gleichartige Hebung der eigentlich tektonischen Gewerbszweige zur Seite ging. Im Mittelalter hatte, dem architektonischen Charakter der ganzen Ausstattung entsprechend, das Holzgeräth in der Regel noch einen immobilen Charakter. Bänke, Schränke und Bettstellen waren mit der Wand, ja selbst mit der baulichen Anlage des Hauses ebenso untrennbar verbunden, wie in der monumentalen Architektur Altäre, Sacramentshäuschen, Kanzeln, Chor- und Beichtstühle. Jetzt lösten sich die Holzgeräthe allmählig von diesem Zusammenhang und wurden dadurch erst zu Mobilien. Mit dieser Ablösung war auch die stylistische Befreiung verbunden, indem sich sofort statt der streng architektonischen Behandlung eine mehr bildnerische Ausschmückung einstellte, die sich um so freier gestaltete, je entschiedener die Kostrennung war. Daß diese bei den großen Schränken am zögerndsten vor sich ging, liegt in der Natur der Sache, weil sie sich an die Wand lehnen mußten, und wenn nicht unbeweglich, so doch schwer beweglich waren. Gleichwohl wirkte auch hier der befreiende Geist, und namentlich



in der besten Zeit der deutschen Renaissancekunst im 16. Jahrhundert findet sich treffliches Flachschnitzwerk, combinirt aus der noch fortglühenden gothischen Tradition, aus classisicistischen Decorationsmotiven und aus neuen Bildungen, welche letztere das Ganze sprudelnd belebten. In gleicher Art wurden die Truhen behandelt, bei beiden Gerätharbeiten zuweilen an die Stelle des Reliefs eingelegte Arbeit (Intarsien) gesetzt. In den kleineren beweglichen Kästchen steigerte sich die Pracht wie Feinheit der Ausführung, erstere besonders durch Verwendung von buntem Holz, Elfenbein, Schildpat, Lapislazuli und Metall zu Einlagen, letztere durch Ueberwindung technischer Schwierigkeiten und minutiöse Behandlung.

Nicht das gleiche Lob kann den einschlägigen Arbeiten von der Mitte des 17. Jahrhunderts an gespendet werden. Denn wenn das Mittelalter dem Holzgeräth den consequenten Charakter von Architekturtheilen gab, so verfiel man, nachdem man nur kurze Zeit maßvoll und gebiegen die Hauptpfosten mit schön gefüllten Pilastern als Träger des Hauptgesimses verziert hatte, nun darauf den Schranken die Gestalt von vollständigen Architekturen, von Monumenten, von complicirten Gebäuden oder wenigstens Gebädefacaden aufzuzwingen. Es liegt darin eine Verkennung des Wesens der Mobilien, die selbst dann nicht gebilligt werden darf, wenn sie sich mit der vollkommensten Ausführung verbindet. Was sollen hier die prunkvollen Säulenstellungen mit verkröpften Gebälken, an denen die Thüren und Schubfächer, aus welchen doch die Vorderseite bestehen muß, nur Hindernisse finden! Deffnet man die Thüren, so müssen stellenweise die Säulen sich mitbewegen, sie ziehen sich damit unter den Gebälken weg, als deren Stützen sie ihren einzigen Sinn haben, wenn nicht der Ausschnitt der Schrankthüren gar bloß die Säulenschäfte in Bewegung setzt, während Vasen und Capitäle bleiben. Derartige sinnwidrige Ungeheuerlichkeiten verdienen die Bewunderung nicht, welche ihnen von Liebhabern zu Theil wird, am wenigsten aber die Nachahmung. Hier haben wir eine von den Gränzen, die der modernen Anwendung der Kunst unserer Väter streng zu ziehen sind. Constructive Architekturglieder dürfen nie ein Gegenstand des Spieles werden, womit man phantastisch verziert, um eine malerische Wirkung und decorativen Reichthum zu erzielen. Selbst reine Zierglieder müssen ihre organische Stelle behalten, die Architektur darf sich ebensowenig im Ganzen über Mobilien, wie Mobilienschmuck im Ganzen über Architektur ergießen. Ich betone hiebei gar nicht einmal die in diesen Fällen nicht seltene Ueberladung, die solche barocke Schaustücke oft so schwerfällig und unerfreulich macht, auch nicht das Ungefüge, Unbequeme der vielen Ecken und Vorsprünge mit dem unvermeidlichen Gefolge von Beschädigung des Möbelstückes selbst wie derjenigen, welche damit oder um dasselbe herum zu thun haben, obwohl es nicht gering anzuschlagen ist, daß die Auszierung des Geräthes zwar über den Zweck des Gegenstandes hinausgehen, nicht aber demselben widersprechen darf.

Minder streng darf man allerdings jene Miniaturarbeiten auf tektonischem Gebiete beurtheilen, bei welchen es weniger auf Benutzung wie auf Prunk ankam, z. B. die kunstreichen Standuhrgehäuse und die sog. Kunstkästchen, bei welchen technische Virtuosität und kostbare Materialien zusammenwirkten, um Prachtspielzeuge hervorzubringen. Tritt hierbei das Miniaturmonument und somit das Architektonische in den Vordergrund, so darf das Zweckliche und auf den Gebrauch Berechnete

naturgemäß nur geringere Ansprüche erheben. Welche Wunderwerke in Elfenbeinschnitzerei hat man solchen Prunkstücken zu danken! Ich erinnere an den Elfenbeinschrank für die römischen Goldmünzen des Churfürsten Maximilian I. von Bayern von Chr. Angermaier aus Weilheim im Nationalmuseum zu München, vielleicht das schönste derartige Werk der Welt, übrigens auch durch maßvolle architektonische Decoration bei wunderbarer plastischer Ausstattung hervorragend. Doch kann auch in diesem Gebiete nicht verschwiegen werden, daß die Mehrzahl der kostbaren Kunstschränkchen deutscher Renaissance, wie sie in den verschiedenen Sammlungen bewahrt werden, trotz des raffiniertesten Reichthums von Elfenbein, Lapislazuli, Schildpat, Messing, Silber und Gold, trotz der bewundernswürthlichen feinen und mühevollen Arbeit stylistisch die Bewunderung nicht verdient, welche sie zu ernten pflegt.

Der Tische, Stühle, Bettbaldachine u. s. w. bemächtigte sich, soweit es sich um die Träger handelte, mit glänzendem Erfolge die Drehschleife. Hierin hat die deutsche Renaissance höchst Stylvolles und geradezu Mustergiltiges geleistet, und zwar hauptsächlich deshalb, weil sie den Boden des Zweckmäßigen, Handlichen und Bequemen nicht verließ, im Gegentheile erst betreten hat. Hier, wo es sich um Herstellung nothwendig beweglicher Dinge handelte, ist die entschiedene Wendung von dem Architektonischen und damit naturgemäß Stabilen zum Mobilien doppelt wichtig und folgenreich. An die Stelle des Kantigen, Spitzigen, Zackigen, wie es im Wesen der Gotik lag, tritt jetzt Rundliches, welches die Verstärkung da anbringt, wo sie structiv geboten ist, sonst einkehrt und dadurch entlastet, die Gliederung nach der nöthigen Verbindung und Verspannung richtet und dadurch größere Leichtigkeit mit vermehrter Widerstandsfähigkeit und Dauer verbindet. Die zweckwidrige Wucherung nach oben verschwindet, die Lehne ist kein Glied mehr, sondern Umrahmung für das Rückentuch oder den Rückpolster, auch der Sitz gestaltet sich dadurch zweckmäßiger, daß er sich mit dem vorher lose auf dem Sitzbrett liegenden Kissen zum Polstersitz verbindet. An diesen, wie an die Lehne bethätigt sich dann kunstreiche Lederarbeit mit Pressung wie theilweiser Vergoldung, oder auch die Verwendung von gebrauchstüchtigen Stoffen. Die Tischplatten erhalten in Holzintarsien wie in geätzten Marmorplatten stylistisch passenden, weil flachen, und dazu reich künstlerischen Schmuck.

Hatte aber das Mobilien seinen Charakter dadurch wesentlich verändert, daß es sich von dem Verband mit der Architektur löste und selbständig wie mobil wurde, so verblieb ein großer Theil der Holzarbeit in seinem alten Verhältnisse, nämlich die eigentliche Zimmerei, die künstlerische Behandlung beziehungsweise Bekleidung der Decke und des unteren Theiles der Wände. Am wenigsten Aenderung trat in der Flachdecke dann ein, wenn man sich darauf beschränkte, die Deckbalken durch Abfasungen, Schnitzwerk oder Bemalung, selbst theilweise Vergoldung, wie durch Unterlegung von geschnitzten Consolen an den Auflagern, zu verzieren, und von diesem Schmuck auch einigen Antheil der darauf liegenden Verbielung angedeihen zu lassen. Doch wurde auch hier mehr als früher darnach gestrebt, die Balkenlage zu compliciren, und dadurch eine Gliederung zu erwirken, die zwar einigermaßen an den Eindruck des Rippenwerkes an gothischen Gewölben erinnerte, aber weniger auf Construction als auf ein malerisches Formenspiel abzielte. Die

specifisch italische Umbildung des Deckbalkenwerks in ein Rahmenwerk zum Zweck der Umfassung von eingespannten Deckengemälden kam in Deutschland glücklicherweise erst etwas später in Aufnahme. Diese Art bedingt an der Horizontalbede, an welcher der Uebergang von der Wand, wie im Gewölbe, fehlt, eine Unterordnung und Degradirung der Historienmalerei als reine Ausfüllungskunst, eine Qual für den Beschauer, der die Gemälde nur liegend mit Genuß betrachten kann, und insbesondere die Umfegung der Composition in die fatale Froschperspective. So prächtig die Deckenmalerei z. B. in Venedig mit den goldstrotzenden Balkenlagen zusammenwirkt, so ist sie doch im Princip keineswegs so glücklich zu nennen wie das constructiv-geometrische Spiel mit den das Wesentliche der ganzen Decke bildenden Balken, wie es die gute Zeit der deutschen Renaissance auszeichnet. — Auch die unter die Deckbalken gelegte Dielenverschalung (Vertäfelung) gab nicht selten Gelegenheit zu schönen Arbeiten, bei welchen das darauf gesetzte leichte Leistenrahmenwerk mit den Fugen der in verschiedenen Richtungen gefesteten Dielen eine organische und höchst nachahmenswerthe Deckenbehandlung ergaben.

Die Holzverkleidung (Vertäfelung) der Wand aber, ureinheimisch wie die geschilberte Decke, und namentlich in der Frühzeit wegen der Warmhaltung wie zur Verhüllung rissiger Fachwerkwände höchst vortheilhaft, kam unter dem Einflusse der italienischen Renaissance zu einer weit auffälligeren Umgestaltung. Denn hier bot die Construction allein zu wenig Anhaltspunkte zu einer spielenden Bereicherung dieser selbst, da es hier an Balkenlagen fehlte, welche tonangebend hätten werden können. Wenn man von dem schlichten Nebeneinander senkrechter Dielen, die unten und oben durch Horizontalfriese gehalten waren, absteht, so stand hier nur flaches Rahmenwerk zu Gebote, welches die senkrecht länglichen Füllungsstafeln umschloß, eine Behandlungsweise, die durch die bewegliche Natur des Holzes geboten, immer im Gebrauche gestanden ist. Hatte man aber im 15. Jahrhundert höchstens die oberen Horizontalfriese mit einem flach sculptirten Bandschema, die Füllungen aber wenigstens in den opulenteren Fällen mit Maaßwerk verziert, so begann man jetzt unter dem Einflusse der neuen italienischen Architektur die senkrechten Rahmentheile mit flachen Pilastern, den horizontalen Abschluß als Blindgebälke zu charakterisiren, welches in seinem vortretenden Kranzgesimse zugleich die beliebten Consolbänke vertrat und wie diese in der gothischen Zeit mit mancherlei Hausrath zu Gebrauchs- wie zu Prunkzwecken besetzt wurde. Da es sich hier um einen architektonischen Bestandtheil handelt, stand der entschieden nachahmenswerthen rein architektonischen Behandlung nichts im Wege und weit weniger, als selbst bei ganz immobilien mit der Wand und Wanddecoration in Verbindung gesetzten Schränken, da bei den letzteren die Thüren zu mancher Modification zwangen. Aber selbst an der Wandvertäfelung war es vom Uebel, als man von der möglichst flachen Behandlung der Decoration abwich, die Pilaster mit ihren schönen Flachrelieffüllungen durch Halbsäulen ersetzte, Basamente und Gebälke darüber verkröpfte, gegiebelte Nischen dazwischen setzte u. c. Denn hierdurch ward der feiner Natur nach ebene Charakter der Wandfläche entschieden negirt, die Fläche bis zur zitternden Unruhe zerklüftet, und zur Bestellung der Wand mit Geräthen wie zum Verkehr mancherlei Beschwerlichkeit geschaffen. Ich spreche nicht gegen kräftige Ausladung im Allgemeinen: ein entschiedenes Gesims als Gesamtabschluß der Vertäfelung, als

Geräthträger, überdies keineswegs störend für den Bewohner, weil über der Kopfhöhe, ist gewiß ebenso empfehlenswerth, wie die ruhelose Brechung der Wand in zahllose Ecken und Vorsprünge verwerflich. Die Wandfläche des Wohnraumes zumal hat keinen Anspruch auf monumentale Behandlung, wie sie etwa für eine Chorvertäfelung mit Chorgestühl vertretbar wäre.

Mit der stylistischen Umgestaltung der Vertäfelung aber scheint die deutsche Renaissance den ersten Schritt auf das Gebiet der bis tief ins 16. Jahrhundert hinein gothisch bleibenden Architektur gethan zu haben, nachdem sie sich vorher im Kunsthandwerk, im Geräthlichen bethätigt und mehr plastisch oder spielend decorativ gehalten hatte. Bis hierher hatte sie sich ziemlich unabhängig von der italienischen Vorgängerin entfalten können, und wenigstens den größeren Antheil sich selbst zu danken gehabt. Und gerade die Werke der deutschen Kleinkunst sind unstreitig die schönsten, welche bei nur mittelbaren italienischen Einflüssen die größte Selbständigkeit und das Suchen eines nationaleigenen Weges von dem mittelalterlichen Formengebiet in das Gebiet der individuellen Freiheit und der frischen Natur zeigen. Aber auch der unmittelbare italienische Einfluß und sogar der architektonische macht sich in allen anderen Kunstgebieten früher geltend, als in unserer Architektur selbst. Textonische, toreutische und keramische Arbeiten zeigen viel früher den Einfluß der italienischen Renaissance-Architektur, welche auch auf Gemälden schon am Anfang des 16. Jahrhunderts, (zuerst auf einem Gemälde von H. Burgkmair von 1507 königl. Gallerie zu Augsburg No. 20—22) somit ein halbes Jahrhundert vor der Durchführung der Renaissance in der deutschen Baukunst selbst auftritt. Wie der romanische Styl in Deutschland die Entstehung der Gothik in Frankreich um ein volles Jahrhundert überlebt hatte, so erhielt sich auch unsere gothische Bauweise einen gleichen Zeitraum über die volle Entfaltung der italienischen Renaissance-Architektur hinaus. Im 13. wie im 16. Jahrhundert war das architektonische Bedürfniß der Deutschen durch den romanischen wie durch den gothischen Styl noch so befriedigend gedeckt, daß man sich gegen die Neuerung lange spröde verhielt, und zwar weit länger, als in den weit beweglicheren anderen Künsten.

Der Vorgang der Kleinkünste wie der Malerei in der Adoption der architektonischen Formensprache der italienischen Renaissance hatte aber neben manchen Vortheilen auch seine bedenkliche Seite. Man hatte es bei geräthlichen Arbeiten nicht nöthig gehabt, auch über die constructiven Bedingungen und die Bedeutung der architektonischen Motive sich Rechenschaft zu geben, und sich derselben lediglich als schmückender Bestandtheile bedient, Formen und Verhältnisse spielend und phantastisch behandelt, in der Zusammensetzung aber hauptsächlich die Rücksichten geschmackvoller Raumausfüllung im Auge gehabt. Das malerisch decorative Element kam in ein der Architektur unstatthafes Uebergewicht, und das was in den anderen Künsten Freiheit und Individualität war, wurde hier Willkür. Die ästhetischen Bedingungen für Architektur, Plastik und Malerei sind eben nicht dieselben, und man wird ebenso wenig ungestraft in der Architektur malen können, wie man in der Malerei baut. Die deutsche Renaissance-Architektur hat allzu sehr des Vorganges der anderen Künste sich bedient, zu sehr die Renaissance von den plastischen Kleinkünsten wie von der Malerei sich vorzubilden und umbilden lassen, als daß sie nicht zum großen Theile auf entschiedene Irrwege und zu einem verwerflichen Vertiefen

ihres eigenen Wesens gerathen mußte. Ich sage nicht, daß dies in voller Ausdehnung geschehen sei, und daß man baute wie man malte. Denn hätte man gebaut, wie selbst ein Holbein in seinen schönen architektonischen Wandmalereien zum äußeren Häuserschmuck zu entwerfen pflegte, so würde man sich von einer Phantastik nicht freigehalten haben, die an monumentale Wiedergabe pompeianischer Wandgemälde erinnert hätte. Ober hätte man gebaut, wie ein Dürer Renaissance-Architektur zeichnete (ich erinnere an den Triumphbogen Kaiser Maximilian I.), so würde kein Mensch der deutschen Renaissance-Architektur das Wort reden. Endlich ist es ein wahres Glück, daß der Architekt Wendel Dieterlein selbst nicht so gebaut hat, wie er in seinem Lehrbuch über „Architectura und Auftheilung der fünf Seulen, Stuttgart 1591“ zeichnete. Was aber gar die reinen Theoretiker, besonders um 1600, zu Tage förderten, Gelehrte, Maler oder zumeist Tischler, wie ein Walter Rivius und seine unmittelbaren Nachtreter, ein Nutger Raefmann, Gabriel Krammer u. s. w., das streift durch barocke Ungeheuerlichkeit ans Unglaubliche.\*)

Aber nicht bloß zögernd, sondern auch allmählig und stückweise und ohne zunächst das mittelalterliche constructive Gerüst zu alteriren, bemächtigte sich die deutsche Renaissance der Architektur. Nachdem sie als wesentlich decorativ das Interieur umgestaltet und von dem kleinsten Geräth bis zu der schon eigentlich architektonischen Behandlung von Decke und Wandvertäfelung ihre Reform nahezu vollendet hatte, schlug sie endlich, einer eingepreßten Flamme gleich, durch die Fagadenwand ins Freie, und züngelte vom Portal und Erker bis zum Steilgiebel empor. Am nächsten mußte ihr dem ganzen Entwicklungsgange nach der Erker liegen, der selbst als eine Erweiterung der Wohnstube nach Außen zu betrachten ist, und durch seine Geschlossenheit nach Außen wie durch seine unmittelbare Verbindung mit dem Inneren ebenso entschieden zum Interieur gerechnet werden muß, wie sein für nordische Verhältnisse zu lustiger Halbbruder, der italienische Balcon, zum Aeußeren. Es war daher ganz consequent, daß der Erker eine ganz selbständige Behandlung erfuhr, die mehr von innen und der Zimmerei ausging, und daß ihr tektonischer Charakter sich auch erhielt, als der Holzbau sich vor der Steinbehandlung zurückzog. Leichte schnitzwerkartige Zierlichkeit ist daher das Gepräge des Erkerbaues der guten Zeit, das Tektonische steht mit Recht im Uebergewicht über das Architektonische. Und da in den Erkern die Lieblingsplätze der Herrin und Töchter des Hauses, die Augen des Fagadengesichtes, zu erkennen sind, so war auch der ornamentale Reichthum ganz gerechtfertigt, der sich von der ganzen Fagade vornehmlich hier concentrirte. Wir haben hier also ein Gebiet von fruchtbarer Vorbildlichkeit, und es wäre nur zu wünschen, daß die Kargheit der Baumittel, wie die Schnürung der Baupolizei der Wiederaufnahme des Erkerbaues der deutschen Renaissance so wenig als möglich Schwierigkeiten in den Weg legten.

Ebenso verhält es sich mit dem Portalbau. Wie in den Erkern sich die Hauptfenster als die Augen der Fagade bedeutsam charakterisirten und geltend machten, so suchte man auch die Mündung des Haupteinganges zu einem besonderen

\*) Eine vorzügliche Charakteristik ihrer Werke giebt Lübke, Geschichte der deutschen Renaissance, III. Buch, V. Cap.

vorgelegten Schaustück zu gestalten. Doch waren hier die Grundlagen andere als die beim Erker, da es sich nicht mehr um ein Hinaustreiben des Interieurs nach Außen, sondern vielmehr um eine Vorbereitung von Außen nach Innen handelte. Es war somit schon durch das Wesen der Sache keine tektonische, sondern eine architektonische Behandlung indicirt. In keinem von jenen Gebieten nun, in welchen sich die deutsche Renaissance weniger mit selbständigen Bildungen als mit der umbildenden Aufnahme von italienischer Architektur beschäftigt, hat sie sich mit dem Geschick und Erfolge bethätigt, als in der Verwendung des antik-italienischen Medicülenmotivs für das Portal. Es kam ihr dabei freilich wesentlich zu statten, daß hier keine constructive, sondern nur die Aufgabe vorlag, einen Ausschnitt umrahmend zu decoriren. Von nicht geringerem Nutzen war es, daß eine verwandte Aufgabe viel geübt und höchst mannigfach, im 16. Jahrhundert zumeist vortrefflich, gelöst worden war, nämlich die Herstellung von Grabdenkmälern an Kirchenwänden. In beiden, im Portalbau wie im Grabdenkmal, fließt ein Strom von trefflichen Vorbildern, welche der Gegenwart nur von Nutzen sein können, besonders wenn die Einsicht der Architekten und die Neigung der Besteller die in den Ausladungen maßvollen dafür an plastischen Füllungen reicheren Bildungen des 16. Jahrhunderts den bombastisch-barocken Schöpfungen des 17. und zum Theil 18. Jahrhunderts vorzieht, was allerdings nach den neuesten Erfahrungen mehr zu wünschen als zu erwarten ist.

Hatte außer Erker und Portal die übrige Fagade zunächst nur geringeren Antheil an dem Auftreten der deutschen Renaissance, so bemächtigte sie sich wieder mit besonderer Vorliebe des Steilgiebels, hier in der Regel und leider schon überraschend frühzeitig so unglücklich, willkürlich, sinnwidrig und unarchitektonisch, daß es leicht zu begreifen ist, wie Manche hauptsächlich um dieses allerdings sehr schwerwiegenden und auffälligen Bestandtheiles willen die ganze deutsche Renaissance verwerfen. Man beabsichtigte zunächst, die starren Giebellinien zu brechen, wie es die Gothik mit Zinnenstufen, Zialen, Wimpergen u. s. w. gethan, oder sie zu beleben, wie es in der Gothik durch die Krabben geschehen ist; aber man erreichte in den meisten Fällen nichts anderes als einen rohen Beistanz von unarchitektonischen Ausschnitten, Schnörkeln und Verkrümmungen, die aller Construction Hohn sprechen. Hier, wo es sich darum handelte, den Abschluß des Gebäudes in der unbeugbaren Gestalt der Dachform zum kräftigen Ausdruck zu bringen, oder höchstens in kleineren Wiederholungen des Motivs an der etwa höher geführten Fagadewand symbolisch zu vervielfältigen, war es am wenigsten am Platz, seine Motive von geräthlichen meist aus ganz anderen Materialien entsprungener Zierden herüberzunehmen, und eine tolle Lustigkeit zu affectiren, die durch ihr wiehernbes Gelächter nur anwidern kann. Zwar fehlt es nicht ganz an maßvollen Bildungen, aber in der Regel schlängelt sich die unruhige Silhouette der Fagadewand in lauter Volutenschnitten, die bald die Spirale, bald das spitze Ende nach außen oder oben kehren, plan- und sinnlos nach der Spitze, kleinlich und unorganisch besetzt mit Pyramiden, Basen u. dergl. Derlei mag an den kleinen Kunstschranken und an ähnlichem Kunstspielzeug hingehen, an der ersten Architektur beleidigen solche Narrenspößen. Man begreift schwer, wie solche Bildungen im 19. Jahrhundert noch verfangen, gefallen, zur Nachahmung reizen können, Bil-

dungen, die ja zur ungläublichen Sprache der obengenannten Theoretiker passen mögen, zu jener unserer Dichter und Denker und überhaupt zur Gebiegenheit und Vertiefung unserer Bildung aber im schroffsten Widerspruche stehen.

Erfreulicher erscheint an und für sich und in den Leistungen des ersten Jahrhunderts deutscher Renaissance der Versuch, die ganze Fassade zur Decoration heranzuziehen. Zunächst dadurch, daß man die Wandflächen oder die Umgehung der Fenster durch Malerei, Sgraffito oder andere Flachornamente belebte. Dann durch den Versuch, jedes Fenster je nach seiner Etage oder Größe durch eine mehr oder minder prunkvolle Umrahmung und Bekrönung zum Schaustück zu machen, was z. B. den unvergleichlichen Schmuck der besseren Theile des Heidelberger Schlosses ausmacht. Endlich durch Gesimsgliederungen zwischen den einzelnen Etagen und durch verticale Gliederungen zwischen den Fenstern durch Pilastrirung. Hierbei machen sich, wenn auch z. Th. erst durch niederländische Vermittlung die italienischen Einflüsse ebenso entschieden geltend wie beim Portalbau, wenn auch den niedrigeren Etagenverhältnissen und der geringeren Breitenentwicklung des deutschen Hausbaues im Gegensatz zum italienischen Palazzo manche Condensirung nöthig wird, die dem italienischen Architekten unerträglich gewesen wäre. Aber es entfaltet sich dabei nicht selten im Gegensatz zu der großartigen Fürslichkeit der italienischen Architektur eine wohlbehäbige Gemüthlichkeit, die dem bürgerlichen Leben des Nordens weit zugender sein muß als die etwas kalte Geräumigkeit der italienischen Architektur. Damit ist aber auch die Gränze der Anwendbarkeit der deutschen Renaissance-Architektur ausgesprochen. Sie wird für das bürgerliche Wohnhaus sich eignen, läßt sich aber nicht leicht zum öffentlichen Gebäude aufbauen. Ich kenne mit Ausnahme des Heidelberger Schlosses keinen Monumentalbau der deutschen Renaissance, der sich mit öffentlichen Bauten italienischer Renaissance der guten Zeit messen dürfte. In das Gebiet des Monumentalbaues dürfte sich daher auch die deutsche Renaissance der Gegenwart kaum mit Erfolg vertheilen.

Auf alle Fälle verderblich aber ist es, wenn die Vertreter der deutschen Renaissance, verführt durch einen gewissen malerischen Reiz und durch anscheinende Originalität späterer Werke, ihre Vorbilder aus der bereits barock gewordenen späteren Epoche erwählen und in Opposition gegen die ihnen unerträglich frostig erscheinenden classisicistischen Leistungen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dem entgegengesetzten Extrem zustreben. Wir haben doch allen Grund, den italienischen Barockstyl als eine Ausartung und nicht als eine höchste Stufe und Steigerung der Renaissance zu betrachten, von welcher sich die frische und erfindungsfreudige Frührenaissance wie die glänzende Hochrenaissance so vortheilhaft abhebt wie immer die Blüthe- und Fruchtperiode von der Periode der Ueberreife und des Welkens. Die spätere deutsche Renaissance verhält sich nun zum italienischen Barock wesentlich empfangend und abhängig, überdies ohne die constructive Bedeutsamkeit, wie sie dem Vorbild noch immer innewohnt. Sie hat den besten Theil ihrer Eigenthümlichkeit geopfert und fast nur mehr das von Haus aus Unorganische bewahrt, um es mit dem bereits herabgekommenen Fremden zu paaren, in ihrer Art mit den transalpinischen Leistungen zu concurriren und sie wo möglich zu überschreien. Nicht selten treten dabei Nüchternheit und Häufung der Zierden zugleich auf, noch

häufiger Unverständniß der Formen und Verhältnisse mit dem Streben nach blendenden Neuerungen und Wunderlichkeiten. Man schüttet Eigenes und Fremdes in bizarrer Launenhaftigkeit schiffelweise an die Wandflächen, von der Construction nur verlangend, daß sie möglichst viele Gelegenheit zur architektonischen wie plastischen Verzierung darbiete, welche letztere auch am liebsten dem verhöhten Beschauer unter Grimassen buchstäblich die Zunge zeigt. Es liegt dabei Abgelebertheit und Kofetterie oft nur zu nahe aneinander, als daß wir uns an dem Aufpuß noch wahrhaft erfreuen könnten. Und eine solche Verzerrung des an sich schon Ausgearteten sollten wir uns abermals zum Vorbilde nehmen! Hier ist eine unübersteigbare Gränze, welche manche der Leistungen der neueren Zeit schon zu nahe berührt hat und nach welcher der Modegeschmack zu drängen scheint in dem Wahne, darin eine consequente Erfüllung der moderneren Ausstattungsrichtung zu finden.

Wir haben gesehen, daß die deutsche Renaissance in dem Geräthlichen wurzle, seine Stärke habe und damit das Recht, uns auf fast allen Gebieten des Kunstgewerbes vorbildlich zu sein. Wir können in der That nichts Besseres thun, als unser Geräth und Mobiliar nach dem Vorbild der echten deutschen Renaissance, namentlich älterer Epoche umzuformen und wir werden weit behaglicher, gemüthlicher, schöner wohnen, als bisher. Etwas anders aber liegt die Sache auf dem Felde der Architektur. Hatten auch unsere Vorfahren dieses mit Glück, wie wir sehen von innen, von der Wohnstube heraus betreten, so hatten diese Erfolge doch nur ziemlich eng gesteckte Gränzen, welche auch uns in der Nachfolge gesteckt sind. Ueber diese hinaus fanden wir sie im besten Falle unselbständig oder, weil ohne eigene Basis, auf dem Wege der Willkürlichkeit und Verwilderung. Auf diesem dürfen wir ihnen nicht folgen. Man lasse sich dabei nicht durch nationale Schlagwörter beirren. In der Zeit der Decadance ist die deutsche Renaissance mehr italienisch barock, französisch, niederländisch, als eigentlich deutsch, Copie und Gemisch von Allem. Den lautersten Trunk schöpft man an der Quelle. Das sicherste Vorbild wird das Original sein und das beste bleiben.

## Der siebenjährige Jean Paul über Toleranz.

Mitgetheilt

von

Paul Herrlich.

Zu den Widersprüchen, welche Jean Paul in sich vereinigt, gehört auch seine Stellung dem Christenthum gegenüber. Auf der einen Seite ist er im Gegensatz zu Goethe der feurigste, eifrigste Anhänger desselben. Gott und Unsterblichkeit sind für ihn die Säulen, welche das Universum tragen, er schreibt das Campanerthal und die Selina; Jacobi ist ihm der genialste aller Philosophen, sein Herzensfreund; in Fichte's Idealismus dagegen sieht er den Quell alles Unheils, denn er hält ihn, allerdings durchaus mit Recht, für Atheismus. Auf der anderen Seite aber ist auch Jean Paul wiederum ein so tapferer Streiter im Kampfe gegen Orthodogie und Pfaffenthum, seine Logik ist grade hier so zwingend, sein Stil so klar und präcis, daß wir kein Bedenken tragen dürfen, ihn in diesem Kampfe neben Lessing



zu nennen. Leider ist in die 1860 bei Reimer erschienene Gesamtausgabe seiner Werke nur wenig aufgenommen, was dies Urtheil rechtfertigen könnte; der im „Papierdrachen“ dagegen 1845 veröffentlichte und in den letzten Jahren seines Lebens geschriebene Aufsatz „Wider das Ueberchristenthum“, besonders aber auch der als Anhang zur ersten Gesamtausgabe erschienene literarische Nachlaß liefern die vollgültigsten Beweise. Seit einiger Zeit ist mir durch Herrn Hofrath Dr. Ernst Förster die Einsicht in den gesammten, zum größten Theil noch ungedruckten Nachlaß Jean Pauls gestattet. Wie derselbe überhaupt eine unerschöpfliche Fundgrube für die intimere Kenntniß des Dichters ist, so zeigt er ihn uns auch, nicht minder wie das bereits Erwähnte, als Vorkämpfer gegen die Orthodorie. Es sei mir gestattet, den „Ueber die Religionen in der Welt“ überschriebenen Aufsatz mitzutheilen; derselbe findet sich unter den „Uebungen im Denken“ und ist im December 1780, also in Jean Pauls achtzehntem Lebensjahre geschrieben. Die Spuren dieses jugendlichen Alters sind unverkennbar, ja die moderne Religionsphilosophie weist überhaupt so manchen der hier vorgetragenen Sätze zurück. Aber geht denn die neue Philosophie nicht auch über Lessing hinaus? Haben nicht Hegel und seine Nachfolger auf dem von Lessing angebahnten Wege noch ganz andere Revolutionen bewirkt, als sie das vorige Jahrhundert ahnte? \*)

#### Ueber die Religionen in der Welt.

Allzeit der wenigste Theil der Erdbewohner hatte die Religion, welche nach der Meinung der Orthodoxen die wahre ist. Es ist nicht schwer, dies aus der Geschichte zu beweisen. Manches wird zwar übertrieben scheinen; allein, um die Unwahrscheinlichkeit gewisser Meinungen ins Licht zu setzen, muß man sie in dem Tone vortragen, in welchem sie ihre Anhänger vertheidigen. — Da die Ueberschwemmung der Welt kam, waren achte, die in Rücksicht auf's Praktische der wahren Religion anhängen; und eine ganze Welt, so weit sie damals bewohnt war, trug Atheisten und verderbliche Sünder. — Ein Patriarch mit seiner Familie war Gottesvolf; und alle Nationen der Erde verworfene Abgötter.

Ein Judenvolk verehrte Gott recht und die ganze Menschenmenge der Welt kannte ihn garnicht. Ja! eben dieses Volk ward auch abtrünnig — und nun eine ganze Reihe vernünftiger Geschöpfe, die ihren Schöpfer schändeten! Christus kommt — eine neue Religion wird eingeführt, welche anfangs zwölf, dann siebenzig, dann tausende annahm. Aber was ist das gegen die Millionen Menschen, die dieser Erdball ernährt? Ein ganzes Amerika kennt ihn viele Jahrhunderte durch nicht. In Asien und Afrika sind der Christen ebenso wenig. Europa ist voll von Götzenbienern. Nur ein kleines Häuflein nennt sich christlich.

Die Zahl der Christen vermehrt sich. Nun giebt's Parteien, die einander verdammen. Man weicht ab. Die Dunkelheit nimmt zu. Die Christen werden zu Vernunftschändern. Kurz das — Pabstthum ist da. Nun ist die Zahl der wahren

\*) Von besonderem Interesse grade für unsere Zeit ist auch die Orthographie, der sich Jean Paul in diesem Aufsatz wie auch schon früher bedient. Er meidet consequent das Dehnungs-h, sowie die Verdoppelung von Consonanten und Vokalen, er schreibt also Leil, wonen, Gre, fürst, Jal, mer, Jar, faren; alseit, wil, vol, herscht, Stof; Sele; statt j schreibt er i z. B. ieder; statt p—ss, statt d—ff u. dgl. Es scheint uns jedoch geeigneter, den Aufsatz in der jetzt üblichen Orthographie wiederzugeben.

Christen kaum mehr wirklich. Dieser Zustand dauert Jahrhunderte. Noch nicht genug. Sogar etne ganz neue Religion wird aus dreien zusammengeschmiebet. Muhamed breitet seine Lehre durch Krieger aus, verwüstet Länder und zwingt zum Glauben. Seine Anhänger vermehren sich, und es entsteht die mächtige Türkennation.

Endlich veranlaßt Luther eine neue Reform. Ein Theil der Christen wird erleuchtet, der andere bleibt bei seinen Lehren. Calvin geht wieder von diesen ab, und wird das Haupt einer Kirche, die man die reformirte nennt. Sieh' nun drei Kirchen, da jede die andere verdammt. — Sie klären sich auf, vorzüglich die luther'sche. Es entstehen in ihr Parteien, es kommen die Freigeister, Naturalisten und Heterodogen.

Und nun Du, der Du ein Protestant bist, der Du Deine Anzahl Sätze für allein wahr und annehmungswürdig erklärst — der Du Dich für untrüglich und einsichtsvoll genug hieltst, um unter so viel Tausenden, die Dir zu irren schelten, die Wahrheit allein herausgebracht zu haben — was willst Du mit der übrigen Menschenmenge anfangen, die nicht das für wahr halten, was Du glaubst, und Religionen anhängen, die Du irrige scheltest? — Vielleicht bist Du so wenig Mensch, jeden anderen, der nicht dasselbe mit Dir glaubt, zu ewiger Höllepein zu verdammen? Vielleicht blickst Du umher mit selbstzufriedenem, grausamen Lächeln, siehst das Gewimmel der Irrenden Menschen, die Deine Unwissenheit für strafbar erklärt, und Dein gefühlloses Herz zu ewigen Leiden verurtheilt? — Vielleicht bist Du unausgeklärt genug, einer Meinung, deren Grund man in unsern Tagen aufs deutlichste gezeigt hat, noch anzuhängen? — Aber nicht genug, daß man dieses nicht thut — man muß auch weiter gehen. Ueberlege diese Wahrheit: Gott herrscht über die Welt — Gott ist's, der das Gute hervorbringt, aber er ist's auch, ohne den das Böse nicht geschieht. Soll nun nicht die Vorsehung auf die Entstehung und Verehrung der Religionen Einfluß haben? Oder wirkt sie überall — hat sie Einfluß aufs Glend, das Länder verwüstet — läßt sie Kriege entstehen, wo Menschen einander wie Tiger morden — weiß sie überall aus partialen Uebeln überwiegendes Gute fürs Ganze herauszubringen — und nur die Religionen, die für die Aufklärung des menschlichen Verstandes, für die Erwärmung unseres Herzens so wichtig sind, die Religionen — diese sollen ausgeschlossen sein? Es soll auf den ungefähren Zufall ankommen, ob hie eine neue Religion entstehen, da eine alte vergehen soll? Die Regierung der Vorsehung hat das Glück der empfindenden Geschöpfe zur Absicht und nur die Vernünftigen sollten verabsäumt sein — denn ihr ganzes Glück hängt von der Religion ab? Gott will uns zeitlich glücklich machen, nur ewig nicht? — Ein Muhammed ist der Stifter einer neuen Religion, die wir für falsch erklären. Tausende und aber Tausende bekennen sich zu ihr. Von wem hing's nun ab, daß diese Religion entstand? Konnte nicht durch eine andere Beschaffenheit der Seele Muhammeds, durch andere Umstände, die auf ihn wirkten, durch minderes Glück, das ihn in seinem Unternehmen begünstigte, die Entstehung dieser Religion verhindert werden? Und wenn Gott gütig ist, wenn er das Wohl seiner Geschöpfe befördert, würd' er's nicht gethan und eine falsche Religion im ersten Aufkeimen ersickt haben? „Er hätte Wunder thun müssen, um das Aufkeimen derselben zu vereiteln.“ Wie falsch! Wer beweist mir, daß es ohne Wunder nicht hätte ge-

sehen können. Mit dieser Ausflucht könnte man noch tausend Uebel in die Welt versetzen und ihren Widerspruch mit der Güte Gottes dennoch rechtfertigen.

Wer — der ein Herz hat, das bei den Leiden Anderer sympathetisch schlägt — wer, der seinen Mitbruder nie ohne Thränen jammern, nie ohne Theilnehmung klagen hören kann, wer, sage ich, kann sich die Tausende seiner Mitbrüder denken, die unbesorgt in leichtem Irrthumsfinn hinwallen, in deren Busen auch sich ein Trieb nach Glückseligkeit reget, wer kann sich diese denken, nach dem Leben hin in einen dunklen Abgrund geschleudert, wo keine Hoffnung dämmert, jedes Gefühl erstickt, jede Freude vernichtet wird — wer sich diese ewig bestraft denken, deren Verbrechen in nichts anderem bestand, als daß sie von nicht christlichen Eltern geboren wurden? — Doch ich will abbrechen von einer Behauptung zu reden, die Gott lästert; ich will die Augen wegwenden von einer Scene, die uns alles so schwarz, so finster vorstellt. Wir wollen ein System verlassen, das nur heilige Eiferer erdachten, die nichts als sich liebten, die sich Gott so grausam wie sie selbst vorstellten. Wir wollen uns vor der Benennung Indifferentisten nicht fürchten, sondern frei behaupten: daß alle Religionen gut sind, daß keine verdammt, wenn wir uns nicht durch Bosheit des Herzens selbst unglücklich machen — daß jede Religion an dem Orte, wo sie verehrt wird, die beste ist, und daß die christliche Religion zwar für sich betrachtet die beste sei, daß sie es aber nicht an jedem Orte, sondern nur da, wo die Vorsehung sie hin bestimmte, ist. Einige Bemerkungen werden dazu dienen, die Sache in ein helleres Licht zu setzen und sie wahrscheinlicher zu machen.

Die Religion ist der Weg, den die Vorsehung geht, den Menschen zu vervollkommen, seinen Verstand aufzuklären und sein Herz zu bessern. Sie geht mit jedem Individuum einen anderen, eben deswegen ist die Menge der Religionen so groß. Tausend verschiedene Völker trägt die Erde — und tausend verschiedene Religionen giebt's. Jedes kleine Volk in Südamerika hat fast eine andere Religion; und eigentlich betrachtet hat jedes Individuum seine eigene, individuelle Religion. Sie ändert sich mit dem Klima ab. Der Morgenländer hat nicht die Religion, die der Abendländer verehrt — wer am Nordpol wohnt, glaubt nicht eben das, was der behauptet, der am Südpol ist. Es ist wahr, man kann ein Christ sein in Lappland und einer in Indien. Aber man ist nicht der Christ im eisigten Lappland, der man im brennenden Indien ist. Die verschiedene Wärme oder Kälte des Klimas, seine Feuchtigkeit oder Trockenheit haben verschiedenen Einfluß auf den Menschen, der sich in diesem Klima befindet — der Blutumlauf ist entweder geschwinde oder langsamer — die Gefäße sind mehr oder weniger gespannt — kurz der Körper ist in jedem Klima anders, die Seele ist also auch verschieden, die Folge ihrer Ideen, die Stärke ihrer Neigungen ist nicht in jedem dieselbe. Oder sollten wohl die Meinungen des Verstandes vom Einflusse des Klimas ausgeschlossen sein? Keineswegs. Der Verstand folgt dem Willen, und wer bestimmt wohl mehr die Kraftäuserungen des Willens, seine Neigungen, Triebe und Begierden als der Körper? Man überzeugt sich meistens nur von dem, von was man sich gerne überzeugen will — man hängt den Lehrsäßen an, die unsere Neigungen begünstigen.

Vielleicht könnte man sagen: „Ja! Wir geben's zu, daß so viele Religionen sein mußten; aber noch ist die Frage, sind diese Religionen für ihre Anhänger gleich gut?“ Und dies ist leicht zu beantworten. Man darf nur einiges, was schon gesagt ist worden, hier wiederholen. Alles was in der Welt vorhanden ist, muß recht sein, weil eine Vorsehung sie regiert. Jede Religion, welche da ist, ist besser als eine andere, an ihre Stelle gesetzt. Man mache mir hier keinen Einwurf, den man von der Freiheit des Menschen hernimmt. Erstlich steht auch der Mensch unter der Regierung Gottes — nie kann er etwas thun, dessen Folgen den Absichten Gottes zuwiderlaufen. Zweitens ist selbst die gewöhnliche Theorie von der menschlichen Freiheit strittig, und noch die Frage, ob nicht unser Geist ein automatum spirituale ist, sowie unser Körper eine leibliche Maschine. Allein, ohne sich bei dieser allgemeinen Antwort zu begnügen, läßt sich auch einiges angeben, das minder allgemein ist. — Jede positive Religion giebt dem Verstande dessen, der sie hat, etwas zu denken. Jeder verfeinert, formt und verbessert die Anzahl Sätze, die er für Religionswahrheit hält — und eben durch dieses bildet er seinen Verstand. Die Erfahrung eines gemeinen Menschen, mit den Religionsfäßen verbunden, die er glaubt, geben das Resultat seines ganzen Ideentreibes — bestimmen den Grad der Vollkommenheit, den sein Verstand jetzt erreicht hat. Die Religion giebt jedem Stoff zum Nachdenken — er würde nichts suchen, als was gerade vor ihm da läge, wenn die Religion ihn nicht spornete, nach höheren Gütern zu trachten. Jede Religion, wenn man ihre Gebote befolgt, macht vollkommener, macht tugendhafter,\*) obgleich nicht jede auf einerlei Art. Und den Nutzen, den eine jede Religion ihren Verehrern verschafft, mißt und kennt niemand als eben diese. Eine jede Nation mißt den Nutzen der Religionen der anderen Völker nach der ihrigen ab und mißt falsch.

Laßt uns noch dieses hinzusetzen. Gott beurtheilt jeden nicht nach dem, was andere glaubten, sondern was er glaubte — nicht den Türken nach unserem Neuen Testamente, sondern nach seinem Alforan. Seine Begriffe von Recht und Unrecht sind der Maßstab, wonach seine Handlungen abgemessen werden. Und wenn eine Religion wirklich wäre, die einer anderen in allen Sätzen entgegengesetzt wäre, so würden zwei Anhänger von beiden Religionen — *caeteris paribus* — ungleich gerichtet werden, wenn sie in allen Stücken ähnlich gehandelt hätten. Einer würde belohnt, der andere bestraft werden. — Gott kann diesen Menschen nicht verdammten, weil er mit jenem nicht einerlei Weg geht. Beide suchen Ein Ziel — ihr Glück; beide erreichen es, aber nur durch verschiedene Wege. Und Gott ist's, der beide diese Wege betreten läßt.

\*) Beim Sparter ist's Tugend zu stehlen — bei uns bestraft man es mit dem Leben. Der Sparter, der dies thut, sündigt nicht; aber der Christ, der sich so verhält, ist nicht fromm. Bei unseren Sündlungen kommt's gar nicht aus's Aeußerliche an: es kommt auf die Gesinnungen des an, der sie thut. Es kann tugendhafte Menschenfresser geben. — Die Tugend ist nur dann Tugend, wenn sie unsern Geist vervollkommnet. — Aber ist die Art der Vervollkommnung bei jedem Geiste dieselbe? — Ueberall in Gottes Schöpfung ist unendliche Einheit und unendliche Mannigfaltigkeit vereint — eben so in seiner Geister-Schöpfung. Unendlich verschieden modificirt sich derselbe Trieb, dieselbe Neigung, derselbe Gedanke bei verschiedenen Subjecten — in unzählige Nuancen ändert sich das bei verschiedenen Menschen ab, was man Tugend nennt. Nur der kurzsichtige Moralist bestimmt für alle eine ewige Regel des Rechts, die er bloß für sich allein bestimmen sollte.

Wo ich eine Religion verehren sehe, die ich für falsch erkenne, so denk ich eben: diese Religion ist die beste zu dieser Zeit, an diesem Orte, bei diesen Umständen. Eine andere dahin versetzt, würde nicht diese Wirkung, diese dem Ganzen heilsame Wirkung thun. Unser falsches Urtheil über den Nutzen oder Schaden eines Dinges entsteht daher, weil wir's Ganze nicht kennen. Wir sehen, eine Sache nützt in diesem Theile des Ganzen. Wir schließen, also muß sie auch in einem anderen nützen. Wir würden Recht haben, wenn alle Theile einerlei Beschaffenheit hätten und auf einerlei Art sich zum Ganzen verhielten. Es ist gut, daß es Juden in Palästina giebt — aber's wäre schädlich, wenn es deren in Amerika gäbe. \*) Die Vorsehung soll die Welt regieren, und ich — der ich so kurzichtig bin, dessen Verstand eine kleine Anzahl Wahrheiten faßt, und der noch dazu diese nicht in reinem Lichte, allzeit durch ein gefärbtes Glas erblickt — ich könnte etwas besseres machen und an des jetzigen Stelle setzen; und das müßt es sein, wenn eine bessere Religion an die Stelle der vorhandenen könnte gesetzt werden? Heißt das nicht die Vorsehung verhöhnen? nicht sie gänzlich wegleugnen? — So viele Religionen es giebt, so viele sind wahr; aber für jedes Individuum ist's nur eine. — Subjectiv wahr sind sie alle — auch objectiv, aber jede unterscheidet sich von der anderen durch die Menge der wahren Sätze — ganz objectiv wahr ist keine, aber eben so wenig eine ganz falsch.

Ich glaube, Gott sieht mit mehr Wohlgefallen auf die Religionen in der Welt herab, als es mancher Theolog vermuthen möchte. Er sieht sich überall verehrt; aber nicht in demselben Bilde. Jeder macht sich eines nach seinen schwachen Begriffen; aber keiner erreicht's Urbild. Der Philosoph verehrt in Gott einen Geist, den er nach seinen Begriffen von Vollkommenheit gebildet hat — der gemeine Christ einen guten und mächtigen Menschen — der Grieche einen Zeus — der Aegypter einen Kneph — und der Afrikaner seine Fetischen. Der Allvater freut sich des Eifers ihres Herzens — und vergiebt die Schwachheit ihres Verstandes. Er verflößt diejenigen nicht, deren Herz gut, aber deren Verstand schwach ist.

Es ist mehr Weisheit Gottes in der so mannigfaltigen und verschiedenen Austheilung der Religionen versteckt, als man glaubt. Man hat nur auf diesen Punkt noch nicht genug Rücksicht genommen, um den Nutzen einer jeden Religion, den eben diese und keine andere giebt, genau zu bestimmen. Wenn die christliche Religion für alle Völker allezeit die beste wäre: würde sie nicht der Gott, der alles thut, Glück über seine Geschöpfe zu verbreiten, nach Amerika, Asia und Afrika wenigstens in größerem Maße haben gelangen lassen? Fehlen etwa die Mittel? und können diese dem Allweisen, dem Allmächtigen fehlen? Ueber das, was in der Zukunft geschehen kann, wollen wir nicht entscheiden. Vielleicht werden noch alle Völker fähig, Christen zu werden. Vielleicht sind manche von den heutigen nicht christlichen Religionen die Vorbereitung zur Annahme des Christenthums. Im Judenthum lag's Christenthum schon als Keim verborgen. Wären die Juden nicht gewesen, so würden die Christen nicht da s geworden sein, was sie sind. Judenthum

\*) Es versteht sich von selbst, daß man von der vergangenen Zeit redet — und nicht von der gegenwärtigen; sonst würde man der Erfahrung widersprechen. Die Zeit hat viel Einfluß auf die Güte einer Sache. Was jetzt gut ist, war es zu einer anderen Zeit deswegen nicht und ebenso umgekehrt.

ist Religion der Kinder — Christenthum der Männer. Man muß ein Kind sein, eh' man ein Mann wurde. Auch wir müßens alle noch sein. Man sollte uns deswegen als Kindern das Christenthum nicht lehren, sondern eine größere Reife des Verstandes erwarten. Wären Kinder am Körper fähig, das Christenthum zu fassen: so hätten auch ehemalige Kinder am Geiste Christen sein können, ohne Juden gewesen zu sein. — So wie es Kinder giebt, die Vernunft haben, eh sie alt genug sind, ebenso findet man Christen unter nichtchristlichen Völkern, und mehrere als es uns dünkt. Sie müssen nicht gerade das neue Testament haben: Der Koran, Talmud, Vedam vertritt seine Stelle.

„Aber wie lange dauern nicht schon gewisse Religionen, ohne daß ein Anschein ihrer Verbesserung vorhanden wäre?“ Dauerte nicht eine jüdische Religion Jahrtausende, bis endlich Christus kam? Was sind Jahrtausende dem Ewigen? Müßten wir Pläne Gottes, die Ewigkeiten umfassen, nach unserer Müdenegistenz abmessen? — In der Natur reißt alles langsam, aber es bringt hernach desto herrlichere Früchte. —

Und was ist nun das Resultat von diesem Allen? — Dies. Alle Religionen sind gut — und an dem Orte, wo sie sind, die besten. Sie sind verschiedene Mittel zu demselben Endzweck. Jede Religion aber, der ich mit Ueberzeugung anhänge, ist für mich die beste. Für einen andern ist sie's nicht, weil er von ihr nicht überzeugt ist. Das Christenthum ist so wenig in der Welt ausgebreitet, eben weil's Vortreffliche seltener ist als das Mittelmäßige. Behönlächle also keine Religion, die Du für falsch erklärst — Du behönlächelst den, der diese Religion entstehen ließ. Laßt uns tolerant sein gegen die, deren Verstand wir wohl überreffen, deren Herz aber vielleicht besser, menschenfreundlicher und liebevoller ist als unser's. Laßt uns nicht wie sonst Brüder morden, um einem Erhalter des Lebens zu gefallen — nicht durch Scheiterhaufen und Inquisitionen eine Religion verbreiten, welche die Liebe gebietet. Wie herrlich sind diese Ausichten! Alle unsre Brüder — alle unsre Religionsverwandte — alle zu einem Himmel berufen — von einem Vater geliebt! — —

## Deutschland, Deutschland über Alles.

Eine Betrachtung über unsern Nationalstolz.

Von

Otto von Leizner.

Als nun vor einem Jahrzehnt der morsche Thron des dritten Napoleon vor dem Ansturm unserer Waffen in Trümmer sank, da jubelten nicht nur die Massen über die Schlachtensiege, auch in der Brust der ernsten Patrioten wurde die Hoffnung rege, daß sich endlich in dem geeinten Vaterland der Keim des geistigen Nationalstolzes regen und entfalten werde. Man durfte hoffen, daß der deutsche Geist, seiner Würde bewußt, die Ketten, die das Volk so lange getragen, zerschmettern werde für immer. Aus der Zeit des Mittelalters herüber tönt durch Jahrhunderte die Klage über die Verwälschung der Sitten; sie erscholl im 11. Jahrhundert, im 16., sie erhob sich lauter im 17., wo ein Moscherosch, Grimmlshausen, Logau,

und der weniger bekannte Daniel Ernst („Die Wagschale der Franzosen“ Altenburg bei Nüchter 1694) auf die verderblichen Einflüsse des Franzosenthums hinwiesen. Alles war umsonst, umsonst leider auch das Streben Lessing's, umsonst Fichte's, Schleiermacher's Feuerworte, umsonst Kant's „kategorischer Imperativ“, umsonst die Jahre der Befreiungskriege. Was wir auch immer errungen haben mochten, die Franzosen blieben die „nie genug bewunderten“, wie sie Lessing am Schlusse seiner Dramaturgie genannt hat. Mit bitterm Schmerzgefühl konnte er ausrufen: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind. Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: „keinen eigenen zu haben.“

Ueber ein Jahrhundert ist seitdem verfloßen, reich an Thaten der Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Unsere großen Männer haben in mühevoller Arbeit Geisteskräfte aufgehäuft, wie sie kein einziges Volk in dem gleichen Zeitraum errungen hat, sie haben uns Ideale für Kunst und Leben hingestellt, und immer und immer wieder auf jene ethischen Gedanken hingewiesen, deren Verwirklichung allein Menschen und Völker wahrhaft groß machen kann. Wir könnten stolz sein auf unsere Eigenart, trotz Achtung der Fremden, wir könnten Zauberkräfte schöpfen aus dem Meere deutschen Geistes — aber ein großer Theil der „Gebildeten“ unseres Volkes begibt sich freiwillig in die Fesseln des fremden Ungeschmacks. Der erwartete Kampf gegen das innere Franzosenthum ist auch nach Sedan und dem Ehrentage von Versailles ausgeblieben und noch immer sind die alten Ketten der geistigen Fremdherrschaft, deren Anblick jedem Vaterlandsfreund das Roth der Scham in die Stirne treibt und ihn vor Zorn beben macht. Bis zum Ueberdruß haben wir die Phrasen gehört, daß sich die Völker, eines das andere, geistig befruchten müßten, daß die Neuzeit die Schranken zwischen ihnen niedergeworfen habe — es handelt sich hier nicht um den Gedankenaustausch, sondern um die einseitige Einführung eines Giftstoffes, gegen welchen uns keine Zollschranken schützen können, dessen Opfer nur ein Theil unserer Nation ist.

Die Tageszeitungen spiegeln uns die Strömung wieder. Alles was jenseits der Vogesen geschieht, was sich im „Centrum der Welt“ begibt, ist für uns „interessant“ und „pikant“. Wenn sich journalistische Flachköpfe, wie der Phrasenmacher Rochefort, mit einander schlagen, dann erfahren wir jeden Namen, in einzelnen Blättern sogar durch Telegramme, wir erfahren den Verlauf des Zweikampfs und die Natur der Wunden, vielleicht auch den Verlauf der Krankheit.

Kein Scandal, welcher sich hinter den Coulißen der Pariser Theater zgetragen hat, kein Ereigniß, das irgend einer berühmten Cocotte zugestoßen ist, keine pikante Geschichte aus dem Leben der „guten Gesellschaft“ bleibt uns erspart. Wir erfahren, was sich in den „chambres séparées“ der feinen Restaurants, in den Boudoirs der „Künstlerinnen“ begeben hat. Sarah Bernard ist für uns die bedeutendste Erscheinung der Welt; wir wissen nicht nur, wie sie sich kleidet, wie sie malt und modellirt, schriftstellert und spielt, wir begleiten sie auf ihren Ballonfahrten, in ihre Solons, auf ihren Reisen, wir bewundern ihre Ausprüche und die Höhe ihrer Honorare. Ihr ganzes Leben wird uns erzählt, ihre Erscheinung geschildert, jeder ihrer reclamenhaften Streiche ausführlich erzählt. Und

wenn eine Schauspielerin letzten Ranges mit „Eclat“ ihren Liebhaber wechselt und der „Figaro“ es seinen schmunzelnden Lesern bis in die kleinste Kleinigkeit mittheilt — die Nation der Dichter und Denker erfährt es in den nächsten Morgenblättern.

Und ganz ebenso geht es mit allen Schmutzgeschichten, die sich zuerst in der Gesellschaft und dann im Gerichtssaale abspielen. Je frecher und widerlicher sich in ihnen die Verlotterung einzelner Kreise offenbart, je mehr pikante Einzelheiten sie enthalten, desto ausführlicher sind die Berichte in den deutschen Blättern. Kaum daß manchmal die Darstellung oder eine kleine Randglosse ein sittliches Urtheil enthält, meistens bekundet die „witzige“ Art des Stils, daß der Verfasser mit dem Bericht jene, leider zu großen Kreise unterhalten will, welche an derartigen Pikanterien Gefallen finden. Gegen eine kurze Nachricht über solche Vorgänge, wie sie in den letzten Monaten in verschiedenen Theilen von Frankreich stattgefunden haben, über jene Acte der Selbststrafe wegen gekränkter Sinnlichkeit — „Liebe“ ist hier nicht am Platze — gegen kurze sachliche Berichte wird nichts einzuwenden sein. Die Thatfachen sind sittengeschichtlich bedeutsam, denn sie beweisen, daß in einem Theile des französischen Volkes jedes Rechtsgefühl, jeder Funke von Sittlichkeit verloren gegangen ist. Aber man hat fast aus allen Darstellungen sehen können, daß nicht auf den Schlußact, sondern auf die pikante Entwicklung das größte Gewicht gelegt war.

Und dann werfe man einen Blick auf die Feuilletons der Zeitungen und verfolge Wochenchriften und selbst Revuen. Ich kenne kaum einen französischen Autor von etwas Ruf, welcher nicht von irgend einem schreibenden Germanen besucht und dann in einem oder mehreren Feuilletons genau beschrieben worden ist. Von Dumas, Sardou, Daudet, Hugo, Zola kennen wir in Deutschland nicht nur die Stunden, in welchen sie zu dichten pflegen, sondern ebenso genau die Einrichtung ihrer Wohnungen, die Gänge ihres Menus, die Art des Papiers, auf welchem sie schreiben, und die Sorte von Cigarren oder Cigarretten, die sie rauchen; wir wissen, wie ihre Frauen aussehen, wie ihre Töchter verheiratet werden, wir hoffen auch die Geburt ihrer Enkel zu erfahren. Schreibt einer von ihnen ein Stück oder einen Roman, so beeilen sich die deutschen Correspondenten es ihren Blättern sofort anzuzeigen, bald darauf erfahren wir die glückliche Geburt des Neugeborenen, dann wird uns etwas vom Inhalt mitgetheilt und zum Schluß erfahren wir, daß bereits einige Directoren Deutschlands die Hezjagd nach dem neuen Wild eröffnet haben. Dann folgen sofort die Berichte über die erste Leseprobe durch gütige Vermittlung des Figaro und zuletzt die über den Erfolg, nebst der genauen Angabe des Inhalts und einer Darlegung der Wichtigkeit, welche das neue Werk besonders für die Entwicklung des deutschen Geistes besitzt.

Und erscheint ein Roman, so wird er an bevorzugter Stelle in allen großen Zeitschriften genau besprochen, sehr oft von jenen Correspondenten, welche mit den Autoren in Paris verkehren und ihnen die Unsterblichkeit für Deutschland besorgen. So wird das Publikum unseres Volkes beständig in Athem gehalten durch die Lobredner der „nie genug bewunderten Franzosen.“

Die Theater natürlich halten es besonders für ihre Pflicht, uns die Neuigkeiten der Saison zum Besten zu geben. Mag das Stück, wie so manches von



Dumas und Sardou, auf Voraussetzungen beruhen, für welche unsere Verhältnisse nicht den kleinsten Anknüpfungspunkt bieten, es wird aufgeführt, mag es gemein und frech sein, wie es wolle, mit doppelter Schnelligkeit kommt es auf die Bühnen der Großstädte. Die letzten Jahre haben unser Theater mit Erzeugnissen der letzten Gattung sehr bereichert.

In „Vebé“ spielte ein halbwüchsiger Knabe die Rolle eines lüsterne Roué, in der „Kammerzose“ drehte sich der ganze Witz um den Geschlechtsgenuß; in „Niniche“ ebenfalls unter Beigabe von Babelkostümen, welche beweisen konnten, wie billig Frauen sich kleiden können, wenn sie oben und unten Stoff sparen; in „Sohn der Coralie“, der neuesten Errungenschaft einer Berliner Bühne, spielt eine einstige Dirne eine Hauptrolle, eine Dirne, welche sich in Ausübung ihres Handwerks Millionen erpart hat. Doch wozu alle Beispiele aufzählen! Thatfache ist's nur, daß ein Theil der Gebildeten keines dieser Stücke veräuimt, daß Frauen und Mädchen Zeugen von Vorgängen, Zuhörerinnen von Witz sind, welche jedes feinere Gefühl abstumpfen müssen und in manchen Kreisen schon abgestumpft haben. Diese Entwürdigung des deutschen Theaters hat ihren Tiefpunkt nach 1870 erreicht — weiter können wir vorläufig überhaupt nicht sinken.

Diesen Comödien und Lustspielen gesellen sich die Operetten, deren Text sich immer und immer um ähnliche Probleme bewegt: Ehebruch und Niederlichkeit, Lüstertheit und Zote — man braucht nicht schamhaft, nur gesund zu empfinden, um sich mit Ekel von diesem Treiben abzuwenden. Aber diese Hochschulen der Frivolität gedeihen, die wenigen Volksbühnen, die ein ernstes Repertoire pflegen, gehen zu Grunde.

Man spricht oft von der „feinen Technik der Franzosen“, von ihrem „geistvollen Conversationston“, aber von dem Mangel an jeder echten Leidenschaft, an jeder Tiefe des Gemüths, an klaren ethischen Anschauungen spricht man fast niemals. Wie glänzend auch die Pointen des Gesprächs, wie geschickt die Führung der Begebenheiten, wie überfeinert der Aufbau der Katastrophe sein mögen, diese ganze Technik entspricht unserer deutschen Eigenart, wie sich diese in Werken unserer Meister darlegt, gar nicht. Darum ist sie auf unsere moderne Dramatik von durchaus ungünstigem Einfluß gewesen. Man nenne mir ein einziges dieser vielen unter französischer Einwirkung entstandenen Stücke unserer Modedichter, welches ein Product poetischer Schaffenskraft und zugleich echt deutschen Empfindens ist. Das mathematische Calcul, auf welchem die überrheinische Mache beruht, hat die dichterischen Talente fast ganz von der Bühne vertrieben; die modernen Lust- und Schauspiele werden ja nicht gebichtet, sondern berechnet, kühl und kaufmännisch in Hinsicht auf die Tantiemen. Von allen diesen Stücken ist nicht ein einziges im strengen Sinne literaturfähig, sie leben nur heute und sind morgen „ein Bonmöt von gestern“, wie der größte Theil jener französischen Macher, welche wir als bedeutend und geistreich verehren sollen und welche Tausende beklatschen.

Bei einem derartigen Einfluß französischen Geistes ist es zuletzt auch begreiflich, daß Redactionen deutscher Blätter sich alle mögliche Mühe geben, um irgend eine berühmte Tagesgröße als Mitarbeiter zu gewinnen und mit oft ziemlich werthlosen Beiträgen Reclame machen. Kann dann von der urtheilslosen Menge ver-

langt werden, daß sie die Ueberschätzung des westlichen Nachbarn verliere? Daß sie als ernster Richter einfach Lynchjustiz an jenen Erbärmlichkeiten übe, welche man ihr auf der Bühne vorstellt? Der größte Theil der deutschen Kritik hat des Schamgefühl, er hat jede Achtung vor den ethischen Ideen, jeden Rest nationalen Stolzes verloren — statt auf allen Linien den Landsturm des deutschen Geistes zu bilden, welcher mit allen Waffen des Wissens, des Wiges und der Verachtung den Feind bekämpft, hat sie redlich mitgeholfen, den Geist der Fremdländerei und der Frivolität, die Sucht nach „Sensation“ zu pflegen und zu stärken.

Und der Dank vom Hause Frankreich?! Er ist, wie wir ihn verdienen; wir bekommen seine oder grobe Tiffottisen zu hören und zu lesen. Wenn die akademische „Révue de deux mondes“, wenn die „Révue littéraire“ auf unsere Literatur zu sprechen kommt, geschieht es mit einer gönnerhaften Herablassung ohne Gleichen, denn man betrachtet Deutschland im Allgemeinen als die literarische Vorstadt von Paris. Immer muß man bei der Lesung dieser Besprechungen jener hochmüthigen Phrase Delavigne's in den „Messéniennes“ gedenken:

— — — ma patrie est l'asile,  
Elle est le temple des beaux-arts.“

Nur sehr selten befundet sich auf einer hervorragenden Stelle Achtung vor unserem Wesen, mit besonderer Anerkennung muß die „Gazette de beaux-arts“ genannt werden, in welcher Duranty mit Geist und Wärme für die deutsche Kunst seit Jahren eingetreten ist. Was aber über unsere Poesie, auch über die classische gesagt wird, ist zumeist hohl und entbehrt jeder Gerechtigkeit. Hier und da bestehen Comödiendichter ältere deutsche Werke, ohne es auf dem Theaterzettel anzuzeigen; vielleicht weil die „idées allemandes“ bei ihren Landsleuten nicht in gutem Rufe stehen.

Es kann zwar nicht behauptet werden, daß unsere landläufigen Anschauungen über Frankreich ganz richtig sind; man beurtheilt das Land zu sehr nach Paris und Paris zu sehr nach den Ehebruchsdramen. Aber jedenfalls sind unsere Ansichten in Hinsicht auf den französischen Geist und Geschmac von einer unheilvollen Vorliebe, jene der Franzosen über uns von Geringschätzung bestimmt.

Gerechtigkeit ist eine große Tugend im Verkehr der Völker, aber für jedes einzelne gilt vor allem die Selbstachtung. Und selbst wenn diese mit etwas Eitelkeit vermischt ist, mag es sein, dann bilden beide einen Schutzwall gegen das Einbringen fremden Geistes, welcher in unserem Falle nur unheilvoll ist. Fast alle Werke, die uns Frankreich im Laufe der letzten Jahrzehnte gesandt hat, sind für unsere geistige Entwicklung nachtheilig gewesen; sie haben der Literatur geschadet und haben das sittliche Empfinden in Tausenden vergiftet.

Nicht will ich dem unheilvollen Einfluß nachgehen, welchen Paris, unterstützt von dem zur Herrschaft gekommenen Geist des Materialismus bei uns auf das sociale Leben der Großstädte, auf die Formen des Lebens, auf die Entwicklung der Frauenmode ausgeübt hat — alle die Folgen liegen klar zu Tage und hängen unlösbar mit der geistigen Unterjochung zusammen.

Kurz: das Franzosenthum ist in gewissen Kreisen unseres Volkes eine Krankheit, welche mit allen Mitteln bekämpft werden muß, damit die heranblühende Jugend vor dem Gifte bewahrt werde vor allem durch Stärkung und

Vertiefung des Nationalstolzes. Blind ist, wer da glaubt, daß unsere Rechnung mit dem westlichen Staate schon abgeschlossen sei. Der Menschenfreund mag es bitter beklagen, daß noch immer jene Zeit des Friedens zwischen den Völkern nicht kommen wolle, er mag die Opfer beweinen, aber die ganze geschichtliche Entwicklung fordert eine endgiltige Ausgleichung. Nicht heute, nicht morgen, aber einmal wird der letzte Kampf kommen, welcher die Deutschen als Volk finden muß, wenn er nicht unheilvoll enden soll. Die Worte predigen keinen Haß gegen Frankreich, sondern nur Liebe zu allen edlen Ueberlieferungen unseres Volkes, Liebe zu der heimischen Geisteswelt — aber wahrlich, lieber sollte einmal ein gesunder geistiger Haß lebendig werden, als daß wir die alte Schmach noch länger dulden.

## Literarisches.

**Zur Orientirung über die Bismarcksche Aera.** Von Bruno Bauer.  
Chemnitz 1880. Verlag von Ernst Schmeißner.\*)

Die Geschichte könnte man auch definiren als die successive Verwirklichung und Befestigung von Gestaltungen der Lebenskunst. Die letztere wäre aufzufassen als die Summa aller Einzelkünste und Wissenschaften in beständiger Beziehung auf die Befriedigung des Einzelnen, natürlich des Einzelnen in seiner Verbindung mit und Abhängigkeit von der betreffenden Nation oder dem späteren Weltstaate.

„Welchen Eindruck hat Berlin auf Sie gemacht?“ fragte ich vor einigen Jahren einen deutsch-amerikanischen Reporter. „Den eines Chaos, aber einen regulären.“ Aehnlich chaotisch erscheinen seit Jahrzehnten Neu-Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Rußland, diese drei modernen Triumvirn und zukünftigen Altiumkämpfer. Man weiß nicht, ob diese ewigen Gährungen Prozesse sind, welche zur Auflösung oder zu Neubildungen führen. Vielleicht geht der Weg zu Neuschöpfungen immer und nur durch Zersezungen. Fragen wir die Geschichte um Antwort und wir entdecken an ihrer Hand das Gesetz des Lebens und Sterbens der Nationen, das periodische Ausmünden der Völkerflüsse in das Meer des Weltreichs, zuerst des macedonischen, dann des römischen und jetzt nach dem cäsarischen Vorbpiel zweier Napoleone des —??

In dem vorliegenden bedeutsamen Werke, der Arbeit vieler Jahre unglaublichen Fleißes, versucht Bruno Bauer die Stappen zu schildern, welche den Anfang der Periode des neuen Imperialismus bezeichnen, und die Stunde festzustellen, welche die Uhr der europäischen Welt zeigt. Er versucht es, eine Geschichte der Gegenwart zu liefern, eine wirkliche Geschichte, nicht eine Aufzählung ihrer Ereignisse nebst mehr oder weniger geistreichen Erläuterungen dazu. Nach Ansicht der „gründlichen“ Deutschen ist ein solches Unternehmen eine Art Majestätsverbrechen. Nach ihrer Meinung darf die Geschichte einer Gegenwart erst geschrieben werden,

\*) Wir geben diesen orientirenden Artikel über das hochinteressante Bauer'sche Buch, ohne für die Details der Ausführung einzutreten.

wenn die letztere längst zur modrigen Vergangenheit geworden ist; die „objective“ Behandlung, diese den englischen großen (Partei-) Schriftstellern zu ihrem Teil unbekannte Weber-Fisch noch Fleisch-Unparteilichkeit, war und ist noch vielfach die Voraussetzung des wahren (?) Geschichtschreibers. Man wird an Wagner im Faust erinnert, zu dem bekanntlich „entrollst Du gar ein würdig Pergamen“ der ganze Himmel niedersteigt. Ohne Archive, die nach 50 Jahren geöffnet, ohne Memoiren z. B. eines Metternich, die nach eben so langer Zeit veröffentlicht werden, ist nach jener Ansicht das Geheiß einer früheren Gegenwart nicht zu lösen. Aber wie man ein Drama vollständig verstehen und erfassen kann, ohne auch nur einen Blick in die neben- und unterweltliche Maschinerie zu werfen, welcher die sogenannten Effecte der Scenerie ihren Ursprung verdanken, so braucht der Kenner keiner besonderen Weltcoullissenlüftung, weil er den Acteuren, den Wirklichkeiten durch das äußere Fleisch hindurch bis auf die Knochen schaut, weil ihm die Ereignisse ihre Entstehung, ihre Bedeutung selbst erzählen. Er ist im Stande, von der äußern Erscheinung auf die innere Welt der Motive und Tendenzen mit eben solcher Sicherheit zu schließen, wie der bedeutende Arzt aus den Symptomen einer Krankheit auf ihren Sitz, ihre Ursache und ihren Character. Bauer's Werk ist eine detaillirt durchgeführte Diagnose der Gegenwart, es ist ein Versuch, den Sinn und die Richtung des zeitgeschichtlichen Gewebes zu deuten, während noch die Schiffe hinüber und herüber schießen. Er sucht das Gesetz dieses Weltprocesses, das Muster, nach dem gearbeitet wird, vor uns darzustellen, dabei geleitet von dem Licht ähnlicher Epochen des alten und des neuen Alterthums, und unterstützt bei seiner Analyse von einem in alle Fächer geistigen Schaffens der letzten hundert Jahre eindringenden Wissen. Nur mittelst eines über Jahrzehnte sich erstreckenden ausdauernden Sammlerfleißes war es möglich, diese Convolute von Zeitungsausschnitten, Notizen und Excerpten aufzuhäufen, nur einem in der allgemeinen Komödie der Irrungen festbleibenden und scharfblickenden Geiste konnte es gelingen, aus diesem Chaos von Ereignissen Sinn und Ordnung, aus den abgerissenen, in keiner sichtbaren Verbindung stehenden Szenen eine Einheit und den Marsch einer unwiderstehlich zu ihrem Gipfelpunkt oder ihrer Katastrophe dem neuen und dritten Act des imperialistischen Welt dramas hindrängenden Epöpe, vor unseren zuerst unwilligen Augen zu Stande zu bringen.

Die Weltgeschichte wiederholt sich und sie wiederholt sich nicht. Wie im Reiche der Sprüchwörter erst zwei entgegengesetzte der zweifachen Erfahrung entsprechen, so besteht auch die Wahrheit aus Doppelsägen. Der Kreislauf der Geschichte ist unleugbar. Der ursprünglichen aus dem Recht des Stärkeren hervorgehenden Aristokratie folgt bei regelrechter und von Außenmächten ungestört gelassener Entwicklung die Demokratie. Ihr Kampf gegen jene entbindet in Athen, in Florenz das Genie zu seinen klassischen und ewigen Schöpfungen, aber damit ist auch ihr Zweck vom kulturgeschichtlichen Standpunkt betrachtet erreicht, der köstliche Honig ist gesammelt, die Biene kann sterben. Der Periode der höchsten Zuzammennahme und der äußersten centralistisch werdenden Anspannung muß nach dem Fall des Gegners und früheren Herrschers die Abspannung, die Erschlaffung folgen. Nach kurzem Wettkampf der Volksführer um die Leitung und Corruption der Massen sind diese zuletzt selbst froh, wenn ein Imperator ersteht, alle

Kemter und Macht auf seinen Scheitel häuft und durch Gleichmachung Aller unter ihm für die verlorene Theilnahme an der Leitung der Geschäfte auf Jahrhunderte hin entschädigt. Den griechischen Republiken leistete der Macedonier diesen Dienst; der römischen wurde nach dem Sturm der Bürgerkriege und dem Durchgang wiederholter Triumvirate unter Cäsar Augustus und dessen Nachfolgern eine noch weiter reichende Weltruhe und Weltfriedenheit. Der Bürgerkrieg zwischen England und seinen nordamerikanischen Kolonien, die französische Revolution und ihre Kriege gegen Europa bereiteten dem neuen Cäsarismus die Stätte. Wenn der erste Napoleon „den Talenten die Bahn öffnete“, so war das eine weitere revolutionäre Zertrümmerung der Vorrechte der alten Ständeordnung. Wenn Napoleon III. als Tribun der Arbeiter den neuen Adel des Geldes mit socialistischen Experimenten und Einrichtungen zugleich schreckte und die Zukunft zeigte, so war der Weg nicht mehr weit, welcher zur Vereinigung der Eisenbahnen in einer Hand führte, zu jener Verstaatlichung, welche eine weitere Vorstufe in der Ausführung des imperialistischen Programms für Europa bildet, wir meinen in der Hand Bismarcks. Die Aehnlichkeit der drei skizzirten Epochen, deren Dauer von ihren Anfängen bis zu ihrer Vollenbung, sich stets nach Jahrhunderten bemisst, ist schlagend genug; aber auf der andern Seite sind die Kreise, welche jedes dieser imperialistischen Zeitalter beschreibt, doch an Größe und Inhalt verschieden, in der Weise, daß jedes spätere, den Vorgänger als Material benutzend, über ihn nach Ausdehnung und Anspannung weit hinausgeht, so daß in dem scheinbaren Auf- und-Nieder die Gesamtcivilisation doch immer höhere Gipfel erklimmt. Der Vergleich der geologischen Epochen liegt nahe. Die äußerliche Formloswerdung und Auflösung der Granitfelsen in Sand liefert den Stoff zu neuen Schichten und Bildungen, welche sei es der langsame Druck des Meeres oder der amorphisirende Einfluß vulkanisch gehobener Nachbarschichten zu Stande bringt.

Die Zertrümmerung der Nationalitäten, ein für Viele ebenso unheimlicher Gedanke wie der einer Massenauswanderung, die in der Fremde sich selbst verliert, dient zugleich als Vorbereitung und Miststoff zu neuen, nicht mehr beschränkt nationalen, sondern Weltvölk- und Weltstaatenbildungen, wie sie in den Vereinigten Staaten sich bereits offenbar ankündigen. Der Imperialismus wirkt ebenso seinerseits wie eine Riesenstampfmühle, in welcher die durch den Wogenanprall der absolutistischen Demokratie (französischer Convent, die jetzige französische Republik) zermürbten Stände, Vorrechte, Sonderstellungen vollständig zu Atomen verarbeitet und zur Bildung eines neuen gleichen Niveaus für Alle der Anstoß gegeben wird, eines neuen Staats- und Gesellschaftsbodens, aus dem neue Ungleichheiten, aber anderer Art, sich allmählig entwickeln werden. Der Imperialismus hat eben deshalb ein doppeltes Gesicht. Auf der einen Seite erscheint er als Ende einer Epoche ruhmreicher Kämpfe, in denen „um der Menschheit große Gegenstände, um Freiheit und um Herrschaft ward gerungen.“ Die Anhänger des geistig, wenn auch nicht immer auch des thatsächlich Verflohenen, z. B. Tacitus, hören eben deshalb nicht auf, die Cäsaren als Todtengräber der Republik (des unrettbar Vergangenen) zu verwünschen. Auf der andern Seite steckt in dem Imperator, als dem Vertreter und Erben jener die Centralisation als Kampfmittel bereits einführenden Demokratie, schon die neue Zeit, der neue Mensch der

Zukunft, wenn auch vor der Hand nur in einem Exemplar. Der Cäsar ist der für Alle, im Interesse Aller, zur Rettung Aller erhöhte Eine, das aller nationalen, ständischen und religiösen Schranken bar und ledig gewordene Individuum. Der Imperator ist nicht bloß das Gegenstück zum erlösenden Heiland, er hat vielmehr die Jüge zu dessen Bilde geliefert (Vergl. V. Bauers „Christus und die Cäsaren, Berlin 1879). — Der Schauplatz des großen Alexander war im Grunde ein beschränkter; das Reich der Cäsaren fand immer noch seinen Mittelpunkt am mittelländischen Binnenmeere. Erst in den Vorbereitungen zum kommenden Centralisationsdrama, die vor mehr als hundert Jahren begonnen, sind die Weltmeere der Alten wie der Neuen Welt mit in die Wirbel gezogen. Der Imperialismus, als Gesetz der Geschichte, ist bis dahin in solchem Umfange weder erkannt noch in solcher Weise als theoretischer Führer in den Wirren der Gegenwart angewandt worden. Machiavelli, der erste Aufsteller der neuen Theorie, erscheint jetzt erst im vollen Lichte seines seltenen Scharfblicks, seiner mit der Sicherheit des Genies die unvermeidliche Wendung der Geschichte Italiens ahnenden Bitterung. (Victor Emanuel ist die Erfüllung seiner Hoffnungen, die in dem Buch über den Fürsten, zuerst 1532 veröffentlicht, für die Einheit seines Landes ausgesprochen wurden). Vico und Condorcet vervollständigen und füllen die Umrisse des Machiavelli'schen Entwurfs, Guizot und beide Thierry liefern auf ihren Grundlagen neue Erklärungen des Werdens der modernen Civilisation. Auf diesem Hintergrund trägt nun V. Bauer das Bild des Reichsgründers Bismarck auf und exemplifizirt das oben erklärte Gesetz des Imperialismus in einer Weise, die nur deshalb vielleicht Staunen erregen wird, weil er die Gegenwart vom Standpunkte der Zukunft beurtheilt, weil er dem Astronomen gleich aus dem am Horizont sicht- und meßbaren Segment den ganzen Kreis, die ganze Bahn berechnet, welche die Gegenwart noch zu beschreiben hat. Er konstruirt aus den vorhandenen Symptomen die späteren, aus der jetzigen Abnahme der nationalen Kräfte die endliche Katastrophe. Und um die Kühnheit zu begründen, stützt er sich auf zwei Parallelen, die altrömische, und diejenige, welche ihm Friedrich Wilhelms II. im Thatenbrang und Befreiungskrieg (von Rußland) beginnender und mit dauernder Abhängigkeit von Rußland endigender Klarsflug am Ausgange des 18. Jahrhunderts an die Hand giebt.

Friedrich Wilhelm II. ist der Bismarck auf dem Throne der Hohenzollern zur Zeit der französischen Revolution, mit welcher er kokettirt, auf welche er speculirt, von welcher (via Danton) er sich aus der Sackgasse der Champagne retten lassen muß. Aehnlich nimmt Bismarck wie bereits Cavour vor ihm, die Revolution in Dienst, zunächst nur in der zahmen Gestalt des Nationalvereins, dieser Henne der späteren Nationalliberalen, dann nach Königgrätz in der des allgemeinen Stimmrechts und Volksparlaments und schließlich in der Form des Umsturzes von Oben, mittelst Krieges, der Vertreibung alter Herrschergeschlechter aus Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen 2c.

Der Verfasser widmet der „nationalen Idee,“ diesem zuletzt zu Ende gehenden Lebenscapital Napoleons des dritten, eine kritische Beleuchtung, welche die Bedeutung ihrer Rolle im Leben der Jetztvölker überhaupt klar macht und zugleich die Grenzen bezeichnet, an welche sie zeitlich und räumlich gebunden ist.

Das starke Betonen der Nationalität geht aus einem Drange nach Centralisation hervor, der in den Massen selbst wurzelt, und der sie zu außerordentlichen Anstrengungen antreibt. Der Krieg von 1870 giebt einen Maßstab der Höhe solcher Anspannungen eines ganzen Volkes. Aber hinter jeder Verpändung an ein außer und Stehenbes lauert die Ate, das Verhängniß. Das Betonen der Nationalität im Gegensatz zu andern Nationalitäten ist im letzten Grunde die Wirkung eines Mangels. Sobald der nationale Accent sich zum Chauvinismus steigert, giebt jeder das Hohle und Leere desselben zu, aber der Superlativ steckt bereits im Positiv. Wenn die Zeit der Religionen erfüllt ist, tritt das nationale Pathos an die Stelle des religiösen. Der horror vacui (die Furcht vor dem Leeren) diese Eigenthümlichkeit der großen Masse, welche nicht aus sich selbst zu schöpfen, ihr eigenes Centrum zu sein vermag, beeilt sich, die Nationalität, den modernen nationalen Staat, als eine neue Gottheit auf den von den alten Göttern erlebigen Thron zu setzen. So ist oder war Neu-Deutschland eine solche neue Gottheit und die „Reichsfeinde“ nehmen etwa die Stelle der Keger früherer Jahrhunderte ein. Sie wurden eben deshalb bis auf die neuere Zeit mit einer Leidenschaftlichkeit von den Priestern der neuen Religion angegriffen, wie jene in den Zeiten der ähnlicher Unfehlbarkeitsmonopole auf früherem religiösem Gebiete sich rühmenden Kirchen. Diese Unduldsamkeit erinnert an den bekannten, wenn auch ihm selbst nicht immer klar bewußten Hochmuth des ungebildeten Katholiken, der durch seinen alleinseigmachenden Glauben sich über den weisesten, aber trotzdem verlorenen Keger weit erhaben glaubt; es ist dieselbe unberechtigte Einbildung und Anmaßung, nur ins Staatliche, Nationale übersezt.

Die größte nationale Anspannung, welche zu ihrer Besiegung ähnliche in Deutschland, Spanien, Rußland hervorrief, war die unter dem Hochdruck des Convents in Frankreich inscenirte. Damals staunte man sie als etwas Ungeheueres und Schreckliches an und nannte jene Zeit die des Terrorismus, der Schreckensregierung. Heutzutage hat man sich an die Dauer dieser Anspannung und ihrer Schrecken gewöhnt. Darin liegt aber eben die Gefahr. Die alle Kräfte verschlingende Centralisation hat das Untergehen der Originale, der individuellen freien Initiative zur Folge oder genauer, ist nur nach dem Aussterben der letzteren möglich. Wenn der Ideeninhalt einer Zeit zu Ende ist, fängt der Chauvinismus an und bildet das dem Tode vorhergehende letzte Aufblühen.

Man wird überall in der Bauer'schen Schrift auf Probleme gestoßen, die noch ihrer Lösung harren. Fragen über die Lebensdauer einer Nation, über die Lebensbedingungen derselben, über den später kommenden Weltkampf zwischen germanischem Individualismus (leider rein nur noch in den Vereinigten Staaten vertreten) und dem noch mehr als jetzt centralisirten Europa werden in einer zum tiefsten Nachdenken treibenden Weise berührt und die bereits merkliche Zusammenzshrumpfung des westlichen Europa's dem nordamerikanischen Riesen gegenüber in einem eigenen Meistercapitel behandelt. Die sinkende Bedeutung des Parlamentarismus und die Nothwendigkeit dieses Sinkens wird in dem Capitel „Die Lyrik der Nationalzeitung“ mit jenem feinen Humor vorgeführt, der in wahrhaft wohlthunendem Gegensatz zu dem jetzt grassirenden Frikassiestyl steht, der in gesuchter Derbheit und blendenden, nur äußerlich aufgetragenen Effekten sein Heil sieht.

Der Verfasser hätte als erklärende Parallele zu der chronischen Zerfahrenheit des Parteiwesens in Deutschland die ähnlichen Zustände in England unter Cromwell benützen können, dessen Dictatur eben dadurch nothwendig und aufrecht erhalten wurde, daß das Land in lauter Parteien zerfallen war, von denen keine die allergeringste Aussicht auf eine Mehrheit hatte. Cromwell suchte sich durch octroyirte Wahlordnungen, Belagerungszustand zu helfen, aber er mußte doch eins seiner Parlamente nach dem andern nach Hause schicken. Bismarck verfuhr weniger gewaltsam. Er erfand die Kunst, die Parlamente sich zuerst dienstbar zu machen, um sie dann außer Dienst zu setzen. Indem er Conservative und Ultramontane bald an der Seite der Nationalliberalen, bald gegen diese kämpfen ließ, beschleunigte er die Zerbröckelung und allgemeine Auflösung aller Parteien. Die Volksvertretungen werden schließlich, wenn auch in anderer Form, den richterlichen Parlamenten in Frankreich vor 1789 ähnlich werden, deren inmer schwächeren Widerstand der König mit seinen *lits de justice* summarisch zu brechen pflegte. Der innere Zusammenhang zwischen den Waigesetzen von 1873 und den Ausnahmegesetzen von 1878 wird in einer Reihe von Capiteln nachgewiesen und der *facilis descensus Averni* mit einem neuen Warnungsexempel bereichert. Die „allgemeine Gerabstimmung des gemeinen Rechts“, welche die nationalliberale Linke 1878 gegen die Socialdemokratie vorschlug, war längst durch sie selbst und die Fortschrittspartei heraufgeführt, als man 1871 die Grundrechte als Kinderspielzeug behandelte und 1873 die cäsaristische Neugestaltung des Katholicismus, unter der Form der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes vollzogen, mit überlebten Schlagworten, mittelalterlichen Reminiscenzen und Polizeimahregeln bekämpfen zu können glaubte.

Die neuesten Ergebnisse haben den betreffenden Capiteln bereits einen andern Charakter verliehen als den der Stimme eines Predigers in der Wüste. Die Abwendung von der Politik, das reuige Abtreten vom Schauplatz wird in noch stärkerem Maße in der Zukunft erfolgen. Kein Wunder, daß der Eindruck des Buches beim ersten Durchlesen ein düsterer ist, daß man seine Schlussfolgerungen wie seine Thatfachenreihen möglichst von sich abweisen möchte. Es ist nichts Angenehmes, statt einer aufsteigenden Entwicklung eine absteigende, einen allgemeinen Niedergang vor sich ausgerollt zu sehen. Die Kritik herrscht überall vor und schont Nichts. Sie zeigt überall eine Welt, die werth ist, daß sie zu Grunde geht. Aber wie die Erkenntniß der Sünde der erste Schritt zur Besserung ist, so leistet eine schonungslose Kritik einem Volke den besten Dienst und die beste Vorbereitung zur letzten Neusammlung und Neuerhebung. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Imperialismus ist bereits wiederholt behandelt. Er ist scheinbar die Ebbe, das Nieder; aber er bereitet auf der anderen Seite die Fluth, das Aufsteigen vor. In dem merkwürdigen und großartigen Abschnitt XVII. über die Isolirten läßt der Verfasser jenseits des unvermeidlichen europäischen Imperatorenthums ein Bild der fernern Zukunft aufsteigen, welches für die Elitegeister Trost und Stärkung genug enthält. Man kann fast jeden Satz dieses Abschnittes als eine Capitelsüberschrift bezeichnen und man hat die Ausführung unter dem Titel selbst zu versuchen. Die Rolle der Vereinigten Staaten in jener Zukunft wird das Herbeiführen der Völkerdämmerung und zuletzt der Geschichtsdämmerung sein. Die „Isolirten“ haben an der Vorbereitung dieser, wenn auch fernern Periode



geschichtlicher Geschichte zu arbeiten. Wenn die Aufgabe der gegen die Religionen gewandten Kritik war, die Emancipation vom Jenseits durch eine Arbeit von Jahrhunderten zu vollenden, so handelt es sich in der Gegenwart um die Emancipation vom Diesseits. Bruno Bauer ist der Moses und Zugführer der in den verschiedensten Lagen und Ländern nach diesem Ziele marchirenden Colonne der neuen „Hofirten“. Die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung sind die Geschichte der Seligkeit und des Sieges ihrer Vorgänger auf urchristlichem Boden. Sie weissagen den endlichen Triumph ihrer größeren Nachfolger. Das von Lessing aufgestellte dramatische Gesetz gilt auch vom Drama der Geschichte: „Ähnliche Situationen erzeugen ähnliche Charaktere.“

E. Schläeger.

### Schuzzölle, laissez faire und Freihandel.

Eine lehrbuchartige Erörterung der wichtigsten industriellen und landwirthschaftlichen Schuzzölle von Dr. **Karl Walder**, Dozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig. Leipzig 1880. Verlag der Köhler'schen Buchhandlung.

Es ist dies ein volkwirthschaftliches Lesebuch von sehr grossem Interesse, welches dadurch nicht verringert wird, daß es die neueste Zeitgeschichte ist, welche darin behandelt wird. Eine pragmatische Darstellung des Umschwungs unsrer Zoll- und Wirthschaftspolitik läßt sich noch nicht liefern, weil die Gegenwart recht eigentlich noch mitten in diesem Umschwunge steht, deshalb wohl hat der Verfasser den Gegenstand nicht in einem „Lehrbuche“ behandelt, sondern dem Leser sein Werk nur als „lehrbuchartige Erörterung“ vorgeführt. Dies erlaubt dem Verfasser auch propagandistisch zu schreiben. Sein Buch hat dadurch von unserm Standpunkt, welcher mit dem des Verfassers sich ungefähr deckt, einen doppelten Werth: es bietet eine anregende auch zweifellos dem Gegner interessante Lectüre und ist gleichzeitig eine wichtige Lanze, welche in dem Meinungskampfe über Freihandel und Schuzzoll zu Gunsten des ersteren eingeleitet wird. Die volkwirthschaftliche Bücherliteratur hat in der letzten Zeit fast nur Hymnen auf die jetzige Wirthschaftspolitik zu Tage gefördert, welche Mode geworden ist, weil Fürst Bismarck, der sich selbst als Dilettant in Volkswirthschaftsfragen bezeichnet hat, seine gewaltige Autorität dafür eingesetzt hat. Freihändlerische Literatur war inzwischen vom Büchermarkt fast verschwunden und fand wesentlich nur in den Spalten der Zeitungs- und Unterhaltungsblätter einen „Unterstützungswohnsitz“. In dem Walder'schen Buche tritt uns endlich eine umfangreiche freihändlerische Beleuchtung des Zollsystems entgegen, basiert auf gründliches Wissen und eine Belesenheit, die sich auch auf die Tagesliteratur erstreckt, welche allerdings, wie oben erwähnt, die Sache des Freihandels durch gehaltvolle Beiträge grade in jüngster Zeit sehr gefördert hat. Ist der Verfasser in der Zollpolitik Freihändler, so

ist er doch auf dem großen allgemeinen Gebiete der Socialpolitik kein Manchbestermann, kein Mann des laissez faire. Auch hier ist uns sein Standpunkt im ganzen sonnenklar, obwohl wir seinen dabei vorgebrachten Verbesserungsvorschlägen nicht ganz zu folgen vermögen. So erscheint es uns zu weit gegangen, im Interesse einer Hebung der Volkswirthschaft, staatswissenschaftliche Werke für die bescheidenen und gebildeten Classen als einen neuen Zweig des Selbstgovernment's gewissermaßen obligatorisch zu machen. Noch utopischer erscheint die Anregung, wirthschaftlichen Schäden, beispielsweise dem Gründerwesen durch eine Art von socialen Ehrengerichten beizukommen. Nichtsdestoweniger sind diese Anregungen nicht minder lesenswerth und glänzt der Verfasser auch bei Vertheidigung seiner socialpolitischen Ansichten durch tiefes Wissen und ernstes Streben nach dem Zweckmäßigen. — t.

**Ueber Metaphysik.** Einleitung in die Metaphysik des Aristoteles von **J. Barthélemy-Saint-Hilaire**. Uebersetzt von E. P. Goergens. Berlin 1880, Verlag von Th. Grieben.

In dem vorliegenden Werke giebt der französische Gelehrte die Quintessenz seiner langjährigen aristotelischen Studien, welche gleichsam den Extrakt von seinen seit über vierzig Jahren veröffentlichten Schriften bilden. In leicht verständlicher und übersichtlicher Darstellung führt derselbe im ersten Theile die Grundprincipien des philosophischen Systems des Aristoteles vor, indem er zunächst dessen Metaphysik klarlegt, daran die Begriffsbestimmung von der Philosophie anknüpft und hierauf seine Polemik gegen die Theorien der Zahlen und der vornehmlich platonischen Ideen sowie gegen den Scepticismus seiner Zeitgenossen anknüpft und mit der Theodicee schließt. Im zweiten Theile folgen des Verfassers selbständige Auffassungen. Er beginnt mit einer Uebersicht von der Geschichte der Metaphysik an sich und in ihren Beziehungen zur Wissenschaft und Religion sowie die Beschaffen-

heit der metaphysischen Wissenschaft. Eine Betrachtung über die voraussichtliche Zukunft der Metaphysik beschließt die interessante Schrift, deren ganz vortreffliche und gelungene Uebersetzung noch besondere Erwähnung verdient.

**Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878—1879.** Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von **L. Friederichsen**, erstem Secretair. Hamburg, L. Friederichsen und Comp. 1879/1880.

Mit guter Ausstattung, die an Schönheit des Papiers und Drucks sowie der beigelegten Abbildungen und Karten nichts zu wünschen übrig läßt, wird hier in zwei Hefen der neueste Band der im Titel genannten Mittheilungen veröffentlicht. Ihr Inhalt ist sehr vielseitig und interessant, da nicht weniger als dreizehn Berichte über verschiedene Gegenden wiedergegeben werden, von denen Afrika den Löwenantheil davon trägt, und die mancherlei in den Text gedruckten Zeichnungen tragen wesentlich dazu bei das Verständniß zu erhöhen. Es liefert dies Werk den treffenden Beweis, was der Welthandelsplatz Hamburg für die Förderung der geographischen Kenntniß unserer Erde zu leisten vermag, wie auch die meisten abgedruckten Berichte lebhaft geschrieben sind und großes Interesse erregen. —e.

**Das Postwesen.** Drei Vorträge von **Franz Jiwoff**. Graz, Leuschner u. Leuschky. 1880.

Der Verfasser führt in diesem Büchlein die Entwicklung des Postwesens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart den Lesern vor. Specieell schildert er aus dem Alterthum die Posteinrichtung im persischen Reiche, soebann in Griechenland und zuletzt bei den Römern, geht darauf auf den kläglichen Zustand derselben im Mittelalter über und beschreibt endlich die Posteinrichtungen der einzelnen Länder in der Neuzeit, bis der berühmte Vorschlag des einheimischen Pennint-Postsystems von dem Engländer Rowland Hill im Jahre 1840 für das britische Reich zur Einführung kam und die Bahn zu der gehärtigten Umwälzung des Postverkehrs für die Neuzeit brach, welche in dem großen Weltpostvereine ihre Vol-

endung fand. Die Darstellung ist fließend und lebhaft und giebt einen schnellen Ueberblick über das gesammte Postwesen.

**Gottfried Semper in seiner Bedeutung als Architekt.** Von **Constantin Lipsius**. Berlin 1880, Verlag der deutschen Bauzeitung.

Ein hübsches geistiges Denkmal ist mit dieser kleinen 103 Seiten umfassenden und außer zahlreichen technischen Abbildungen noch mit seinem Portrait gezierten Schrift dem im Frühjahr des vorigen Jahres verstorbenen Baumeister Semper, dem rühmlich bekannten Erbauer des jüngsthin abgebrannten sowie des jetzt wieder neu erbauten Dresdener Hoftheaters errichtet worden. Der mit aufrichtiger Begeisterung für die Verdienste Sempers erfüllte Verfasser giebt in dieser Schrift in kurzen Zügen ein Bild von dessen Leben und Wirken und reibt daran eine lichtvolle Schilderung von den Principien, welche diesen hervorragenden Architekten bei seinen Leistungen maßgebend leiteten, woran sich eine eingehende Beleuchtung der einzelnen Hauptbauten Semper's schließt, die durch die beigelegten speciellen Risse und Profile auch für den Laien anschaulich gemacht werden. Mit dieser Schrift ist ein Monumentum aere perennius für den verdienten Meister aufgestellt worden.

**Die Naturgeschichte des Cajus Plinius Secundus.** Uebersetzt von Prof. Dr. **G. C. Wittstein** in München. Leipzig 1880. Verlag von Greffner und Schramm.

Die erste Lieferung von zehn Bogen von diesem Werke liegt zur Beurtheilung vor. Der Verfasser bringt in der Vorrede den berühmten Brief des Plinius in deutscher Uebersetzung, worin dieser das plötzliche Feuersterben des Vesuvus erzählt, und schickt ferner noch die Vergleichung der Maße, Gewichte und Münzen zum besseren Verständniß voraus. Alsdann folgt das erste Buch und der größte Theil des zweiten Buches. Die Uebersetzung muß bei näherer Vergleichung als eine ganz vortreffliche bezeichnet werden, sie ist möglichst wortgetreu und durchgängig klar faßlich. Eine Beurtheilung des Ganzen wird bis nach der Vollendung der Herausgabe vorbehalten.

J—.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.  
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

In **sechster** neubearbeiteter und stark vermehrter Auflage erscheint vom Monat  
September 1880 ab

in **12 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen gr. 8° à 1 Mark**

Prof. Dr. Johannes Scherr's

Allgemeine

# Geschichte der Literatur.

Ein Handbuch in 2 Bänden,

umfassend die **nationalliterarische Entwicklung sämtlicher Völker des Erdkreises.**

Bündigste und anschaulichste Geschichte der Entwicklung des Menschengesistes, eigentlich eine Philologie der Literaturgeschichte, geistvoll vergleichend, voll großartiger Aberguss und Fingerspitze.

Nabezu 3000 Schriftsteller finden mehr oder weniger ausführlich darin Erwähnung.

Ein **Absatz von 30.000 Exemplaren in fünf Auflagen enthebt die Verlags-**  
**handlung jeder weiteren Anpreisung.**

Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

Seeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen (bei frankirter Ein-  
sendung des Betrages franco unter Kreuzband):

# Geschichte und System der Natur.

Allgemein verständliche Darstellung der natürlichen Entstehung und des Kreislaufs  
der Welt, sowie der Entwicklungsgeschichte ihrer Bewohner.

Allen Gebildeten gewidmet

von

**Dr. J. H. Thomassen.**

„Zur Regel meines Glaubens und meines Lebens ist mir nichts  
als meine Vernunft gegeben. Nach derselben muß ich Alles in der Welt  
beurtheilen, sonst bin ich übler daran als ein Thier, welches durch Nichts  
senerbligt werden kann zu glauben, daß es Vater freise, wenn es Häder-  
ling bekommt.“  
Johann Christian Erdmann.

**Vierte, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Mit zahlreichen  
Illustrationen.**

29 Druckbogen. Gr. 8. Broch. Preis 6 M.; eleg. in Halbfranzband gebunden 7 M. 50 S.

Auf die wichtigen Fragen, welche das große Geheimnis des Seins umschließen, giebt das obige Buch an der Hand der Naturwissenschaft zum ersten Male eine vollkommen befriedigende Antwort. Es ist dem Werke seitens der Kritik die glänzendste Anerkennung zu Theil geworden. Der Verfasser hat rücksichtslos alle Konsequenzen gezogen, welche sich aus der Gruppierung der Thatfachen ergeben. Alles was menschlicher Scharfsinn erforschte, was die Wissenschaft zu Tage förderte, findet sich hier vereinigt. Auf diese Weise ist eine Kette entstanden, die vom Himmel bis auf die Erde herabreicht und an der es nun Jedem freisteht, seine Stärke zu erproben. Dieses Buch ist für alle diejenigen geschrieben, welche sich gerne aus der Oede des alltäglichen Lebens zurückziehen auf das Gebiet der Natur und des Geistes. Für sie bietet es diejenige Anleitung zur Glückseligkeit des Lebens, welche, als Frucht der naturwissenschaftlichen und philosophischen Forschungen, die kostbarste Errungenschaft der Menschheit ist. Aus dem reichen Inhalt mögen folgende Thematata angeführt werden:

Die menschlichen Denkfesete und die Naturerscheinungen. Notwendigkeit der Welt in der Form wie sie ist. Entwicklung des Gottesbegriffs bei den verschiedenen Völkern. Wie der Mensch so sein Gott. Geschichte des Himmels. Entstehung der Kebselcke und Sternschwärme. Entstehung des Sonnensystems, der Sonne, der Erde und der übrigen Planeten. Wird die Erde dereinst ihr Ende finden und wie? Die Wunder der Ilavelt. Die Verteimerungen. Der Ursprung des Lebens. Perioden der Erdenwidlung. Bildungen des Feuers und des Wassers. Die Urgeschichte der Menschheit. Der Stammbaum des Menschengeschlechts. Wie waren die Urväter der heutigen Menschen beschaffen? Die Geisteskräfte des Menschen verglichen mit denjenigen der Thiere. Ist Religion dem Menschen angeboren? Hat der Mensch freien Willen? Geist und Materie. Die Lebenskraft. Ist es möglich, die Geistesthätigkeit auf rein materielle Veränderungen zurückzuführen? Die Lehre vom Leben nach dem Tode. Spuk- und Gespenster-Erscheinungen. Glückseligkeitslehre für das geistige Leben des Menschen.

Verlag von **Eduard Weirich Mayer** in Köln.



Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.



Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.  
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester — 6 Heften.

NOV 19 1880



# Deutsche Revue

über das  
gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

**Richard Fleischer.**

Fünfter Jahrgang.

Heft 2. November 1880.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.  
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Berlin.

Verlag von Otto Zanke.

In beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

# Inhaltsverzeichnis.

V. Jahrgang. Heft 2. November 1880.

	Seite
Ein Brief Heinrich Heine's an Karl Gutzkow . . . . .	145
<b>Robert Hamerling:</b> Die Waldjägerin, Novelle (Schluß) . . . . .	146
Reise-Erinnerungen aus nachgelassenen Briefen des verstorbenen Generalfeld- marschalls Grafen Roon. IV. . . . .	157
<b>August Kluckhohn:</b> Zur Geschichte der Juden im Alterthume und Mittel- alter. II. . . . .	167
<b>Anton Szécsen:</b> Die Literatur der Gesellschaft in Frankreich . . . . .	181
<b>Ludovica Gesekiel:</b> Briefe an den Oberpräsidenten A. J. W. v. Bülow, von Metternich, Hardenberg, Wittgenstein u. A. aus den Jahren 1812—1819 . . . . .	194
<b>Richard Fleischer:</b> Die politische Lage Oesterreichs . . . . .	204
<b>L. v. Stein:</b> Die weibliche Erziehung auf dem socialen Gebiete . . . . .	209
<b>Th. Weishaupt:</b> Die preussischen Wasserstraßen . . . . .	218
<b>Johannes Ranke:</b> Die Nervenkraft . . . . .	230
Skizze einer Welt- und Lebensanschauung aus dem Ende des XIX. Jahr- hunderts . . . . .	248
<b>Lorenz Diefenbach:</b> Die Zigenner . . . . .	265
Die Deutschenheute in Ungarn . . . . .	273
Literarisches . . . . .	276

## Ein Brief Heinrich Heine's an Karl Gutzkow.

Granville (in der Basse Normandie), d. 23. August 1838.

Ich habe, werthester Freund, Ihnen für Ihren Brief vom 6. dieses meinen aufrichtigsten Dank zu sagen. Ich habe gleich nach Empfang desselben an Campe geschrieben und ihn ersucht, den zweiten Band des Buchs der Lieber, nemlich den Nachtrag, noch nicht in die Presse zu geben. Ich werde ihn erst späterhin erscheinen lassen, wenn ich ihn nochmals gesichtet und mit einer zweckmäßigen Zugabe ausgestattet habe. Sie mögen gewiß Recht haben, daß einige Gedichte darin von Gegnern benutzt werden können; diese (Hypokriten\*) sind aber so heuchlerisch wie feige. So viel ich weiß ist aber unter den anstößigen Gedichten kein einziges, das noch nicht im ersten Theile des Salons gedruckt wäre; die neue Zugabe ist, wie ich mich zu erinnern glaube, ganz harmloser Natur. Ich glaube überhaupt, bey späterer Herausgabe, kein einziges dieser Gedichte verwerfen zu müssen, und ich werde sie mit gutem Gewissen drucken wie ich auch den Satirikon des Petron und die römischen Elegien des Goethe drucken würde, wenn ich diese Meisterwerke geschrieben hätte. Wie letztere sind auch meine angefochtenen Gedichte kein Futter für die rohe Menge. Sie sind in dieser Beziehung auf dem Holzwege. Nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften oder allzunatürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden. Ein eigentliches Urtheil können nur wenige Deutsche über diese Gedichte aussprechen, da ihnen der Stoff selbst, die abnormen Amouren in einem Welttollhaus wie Paris ist, unbekannt sind. Nicht die Moralbedürfnisse irgend eines verheuratheten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage. Mein Wahlspruch bleibt: Kunst ist der Zweck der Kunst, wie Liebe der Zweck der Liebe, und gar das Leben selbst der Zweck des Lebens ist.

Was Sie mir in Betreff des jüngeren Nachwuchses unserer Literatur schreiben, ist sehr interessant. Indessen ich fürchte nicht die Kritik dieser Leute. Sind sie intelligent, so wissen sie, daß ich ihre beste Stütze bin, und sie mich als den ihrigen emporrühmen müssen, in ihrem Ansturm gegen die Alten. Sind sie nicht intelligent — dann sind sie gewiß nicht gefährlich! Ich bin übrigens gar nicht so sorglos wie Sie glauben — Ich suche meinen Geist für die Zukunft zu befruchten, unlängst

\*) Das Wort ist ausgestrichen.

Las ich den ganzen Shakspear, und jetzt, hier am Meere, lese ich die Bibel — was die öffentliche Meinung über meine früheren Schriften betrifft, so ist diese sehr abhängig von einem Lauf und Umschwung der Dinge, wobey ich selbst wenig selbstthätig seyn kann. Ehrlich gestanden, die großen Interessen des europäischen Lebens interessiren mich noch immer weit mehr als meine Bücher — — — que Dieu les preuno en sa sainte et digne garde!

Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen nochmals für das Wohlwollen, mit welchem Sie mich auf den Splitter, den Sie in meinem Auge bemerkt haben, aufmerksam machten. Ich wünsche herzlich, Sie kämen mahl nach Paris. Ueber Ihre projektirten Jahrbücher der Literatur schreibe ich nächstens an Campe. Ich hoffe Sie gewinnen dazu auch Laube, mit welchem Sie es noch nicht so ganz verdorben haben, wie mit Mundt u. s. w. Daß Sie es auch mit mir noch nicht ganz verdorben haben, ist wahrhaftig nicht Ihre Schuld!

Ich habe sehr viel an Ihnen auszusetzen, weit weniger an Ihrer Seraphine, die zu den oben erwähnten vornehmen Kunstwerken gehört. Ihr Freund  
H. Heine.

## Die Waldsängerin.

Novelle

von

Robert Hamerling.

Graz.

### III.

Othenio war auch nicht träge, sich seine letzte Errungenschaft und Entdeckung zu nütze zu machen. Er ging unzählige mal an jenem Hause vorüber und blickte nach dem Fenster des Quartiers hinauf, das die Geheimnißvolle barg. Wiederholt hatte er die Freude, den Kopf des Mädchens zwischen den Blumentöpfen am Fenster zu erblicken, und er schwelgte im Anblicke von geliebten Zügen, die er freilich nur sehr undeutlich, nur im allgemeinen Umriß sah, die aber sein liebendes Herz ohne Mühe ergänzte und wonnueselig ausschmückte mit dem Zauber der glühendsten Farben.

Als ich Othenio kurz darauf besuchte, spielte er mir eine Reihe von wahrhaft genialen Clavierstücken vor, die er in wenigen Tagen componirt hatte, und die mich durch Originalität sowohl als Gefühlstiefe entzückten. Er zeigte mir auch eine besonders zierliche Abschrift davon in prächtigem Einband; sie trug auf dem Titelblatte, von Waldblumen-Arabesken umrahmt, die Widmung:

„Meiner geliebten Mathilde!“

„Das Heft ist bereits in ihren Händen!“ sagte er mir am nächsten Morgen mit leichtem Erröthen, während zugleich ein gelindes Zittern der Erregung und gespannter Erwartung ihn durchlief.

„Du hast es ihr gefendet?“ fragte ich.

„Nichts selbstverständlicher als das!“ versetzte er. „Ich sandte das Heft „an Fräulein Mathilde“, mit genauester Bezeichnung ihrer Adresse. Und —



es wurde auch angenommen! Es lag aber auch ein Schreiben dem Hefte bei — ja, ein Schreiben an Mathilde, liebster Freund, nicht zu wenig sagend von idealen, und nicht zu viel von prosaischen Dingen, ohne Nennung von Namen — die Antwort erbeten unter der Chiffre „L. B., poste restante“. Sie soll nur selbst errathen, daß der Ueberbender identisch mit dem Freunde aus dem romantischen Waldbesthal! Und nun kann jeder Augenblick mir die ersehnte Antwort bringen! Du begreifst — ich glähe! ich lobere!“ —

Ich besuchte jetzt Othenio fast täglich selbst, weil er mir nicht bloß vor-schwärmen, sondern auch vormusiciren wollte. Die Sommertage, so lang sie waren, vergingen rasch.

Eines Tages aber hinderte mich am Ausgehen der gewitterdrohende Himmel, der nach einem äußerst schwülen Vormittage sich ganz mit finstrem Gewölk umzog. Bald darauf entlud sich auch die Spannung der Luft bereits in Blitzen und krachenden Donnerschlägen, während zugleich der Regen prasselnd niederging.

Mitten in diesem Toben der Elemente klopfte es an die Thüre meines Dachstübchens und — Othenio trat herein.

Seine Kleider troffen vom Regen.

„Sie hat geantwortet!“ rief er und fuhr mit der Hand in die Brust-tasche seines Rockes, wie um etwas daraus hervorzuholen — zog sie aber im selben Augenblicke leer wieder zurück, erblaßte, erröthete und zeigte eine Miene, in welcher die äußerste Bestürzung und leidenschaftlicher Aerger sich malten, während zugleich ein gelinder Fluch seinen Lippen sich entrang.

„Was ist Dir?“ fragte ich betroffen.

„Ich glaubte den Brief zu mir gesteckt zu haben,“ stieß er hervor, „und habe ihn in der Eile des Aufbruchs auf meinem Pulte liegen gelassen!“

„Nun, so erzähle mir indessen nur mündlich . . .“, begann ich beschwichtigend.

„Du mußt ihn lesen!“ rief er, griff nach meinem Regenschirm, der in der Ecke stand, stürzte sich mit demselben hastig in den prasselnden Gewitterregen hinaus, und ich fand gar nicht Zeit, ihm zu sagen, daß an dem Schirm ein paar Stäbe gebrochen und derselbe im Augenblick gar nicht zu gebrauchen sei.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, den Brief in der erhobenen Rechten.

„Lies!“ rief er, und übergab mir das Papier.

Ich las. Es war ein überschwänglicher, wunderlicher, räthselhafter Brief. Es kostete mich einige Mühe, mich in die Stimmung hineinzuversetzen, aus welcher heraus derselbe geschrieben war. Er lautete:

„Lieber, Herrlicher! Die Seufzer aus meiner Brust haben ein Echo erweckt, das mich verhöhnt. Du bist es nicht, der mich verhöhnt, aber das Schicksal. O, gewiß ist Alles nur ein Traum! Oder nicht? Warum kamst Du, ach, so spät, Du Theurer, Wunderbarer? Zwar mir lebstest Du schon lange, und so herrlich-schön lebstest Du mir, lange bevor Du kamst, und nie warest Du mir ein Fremder! Und nur durch Dich ist seit Langem die häßliche Zeit mir lieb und schön. O Deine Töne — Deine Melodien! Du Reichster, ist nicht arm ein Jeder, der Dir naht — und nun erst ich? Ich würde mit Lust vor aller Welt zu Deinen Füßen hinknien, könnte ich Dir so zeigen, wie heilig Du mir bist! Die Töne sind zwischen uns hin- und hergegangen, lange bevor Du kamst, und

ich schwelge in ihnen Tag und Nacht, Du Wunderbarer! Aber ich bin sehr unglücklich, weil Deiner viel zu wenig werth, und rettungslos schmacht' ich im schnöden Joche des Alltagslebens. Ich kränze mich mit Blumen als Deine Braut, aber ich verschmachte, welke und sterbe früher noch als die Blumen, wenn Du mich nicht rettetest durch Deine Liebe, Du Hoher, Herrlicher! Das Leben ist hart und könnte so wonnereich sein und köstlich!

EWIG Deine Mathilde."

„Ist das Wahnwitz," sagte ich kopfschüttelnd, nachdem ich den Brief erst still, dann laut für mich gelesen, „ist's Wahnwitz, oder ist's Poesie?"

„Liebe ist's," versetzte Othenio und sein Auge flammte.

„Sehr überspannt!" warf ich ein. „Du hast ihr's angethan mit Deinem Pianofortenspiel inmitten der Waldstille, mit Deinen Tristan- und Isolde-Phantasien, mit Deinen „Tönen", wie sie es Dir angethan mit den ihrigen. Aber das Schreiben bleibt doch immer höchst sonderbar und räthselhaft, an manchen Stellen gerabezu unverständlich."

„Aber sind darin nicht Urlaute tiefster Empfindung?" fragte Othenio; „ist das Alles nicht durchweht von einem ganz wunderbaren, seelischen Arom?"

Ich gab es zu. Ein origineller, wunderbarer Gemüthsston klang unlösbar hie und da aus dem seltsamen Schriftstück.

Jetzt begann Othenio die einzelnen Ausdrücke des Schreibens zu commentiren, Charakter und Schicksal der Schreiberin daraus zu entziffern. Der fast bis zum Wahnwitz gesteigerte Liebesenthusiasmus des Mädchens machte ihn schwindeln. Ihre Schwärmerei für seine Kunst, für seine Tonphantasien, für sein Pianospiele herauschte ihn. Und ihre seltsamen Klagen zerrissen ihm das Herz! Daß sie in schnöden Banden seufze und nach Erlösung schmachte — das legte der Brief ihm nahe genug.

„Sie seufzt nach Erlösung," rief er, indem er mit großen Schritten im Gemache auf und nieder ging, bald zu mir gewendet, bald wieder wie im Selbstgespräch — „wenn ich sie nicht rette, nicht retten kann — o, ich schaudere es zu wiederholen, was sie selber sagt: sie stirbt! — Sie liebt mich, daran kann ich nicht zweifeln, schwärmerisch, abgöttisch! — Ich schwöre darauf, sie ist das edelste Frauenwesen, das je geathmet! Und denken zu müssen, daß sie vielleicht auch das unglücklichste ist! — Diese Begeisterung für mich, für meinen Genius, was ist sie anders als ein Beweis innigster, wunderbarster Seelenverwandtschaft? Kein göttlicheres Entzücken kaum ich mir denken, als einmal ein Weib in meinen Armen, an meinem Herzen zu halten, das mich als Künstler enthusiastisch verehrt, anbetet, dessen Seele mit der meinigen himmlisch ineinandererschmilzt! — Und ich sollte nicht Alles daran setzen, daß Mathilde mein werde? Alles will ich zum Opfer bringen, Jugend, Freiheit, Unabhängigkeit für Sie! — Wär' ich schon Herr des Wenigen, was mir von dem Tage meiner Großjährigkeit an zufällt, sie wäre vielleicht zu retten! — Und sie muß gerettet werden!" —

„Wie aber?" wagte ich hier ihn zu unterbrechen.

„Habe ich mich das nicht auch gefragt?" versetzte er, und warf sich neben mir auf einen Stuhl nieder. „Ich bin in acht Tagen erst zwei und zwanzig Jahre alt — ich bin mittellos . . ."

„Das ist's!“ sagte ich. „Deine Absicht ist schön und groß. Aber kannst Du . . . darfst Du . . .“

„Ach, was dürfen — können“ — rief er und sprang heftig wieder auf, „ich muß, Freund, ich muß — verstehst Du? Ich bin genöthigt — o es klingt so abscheulich prosaisch, und doch muß es sein — ich bin genöthigt, Geld zu schaffen! Wir wollen ja leben, leben! Bisher schwärmte ich so hin in sorgenloser Existenz — das ist zu Ende. Ich muß fort, muß einen Beruf ergreifen . . .“

„Aber welchen?“ warf ich wieder ein.

„Dafür,“ gab er zurück, „ist mir nicht bange. Die Welt steht mir offen. Hundert Möglichkeiten bieten sich mir statt einer. Ich kann als Musikkritiker bei einem großen Blatte Stellung suchen, oder als Liedertafeldirigent, oder als Hofcapellmeister in einer kleinen deutschen Residenz, oder als Docent für Musikgeschichte an einer Universität, und im Nothfall, das schwör' ich, werde ich mich lieber als Musiklehrer verbinden, oder als Geiger im nächsten besten Theaterorchester unterziehen, als Mathilden schmachten lassen in unwürdigen Banden!“

Von so überreichten Entschlüssen suchte ich ihn zur Besonnenheit zurückzuführen; aber er ließ nicht mehr mit sich reden.

Tagelang saß er am Piano und phantasirte über Themen wie: „O Mathilde!“, „Reich' mir die Hand mein Leben!“ u. dgl.

Er schrieb noch einmal an die Geliebte. Er drang in sie um weitere Entwürfungen. Aber seine Herzergießungen mögen nicht weniger wunderbar, nicht weniger unklar ausgefallen sein, als die er zur Antwort erhielt, und aus welchen noch immer nicht mehr zu entnehmen war, als daß dem „Hohen, Herrlichen“ der volle Strom fast mystischer Znuigkeit aus einer schwärmerischen und von Leid gebeugten weiblichen Seele entgegenströmte.

So ging noch etwa eine Woche hin, als die Sache plötzlich eine andere, sehr traurige, ja tragische Wendung nahm.

Ich erhielt ein paar, mit zitternder Hand flüchtig hingeworfene, kaum lesbare Zeilen von Othenio. Er war krank, bat mich eiligst zu kommen, hatte mir eine niedererschmetternde Nachricht mitzutheilen.

Ich eilte zu ihm und fand ihn im Bette, von Fieber geschüttelt.

„Sie ist todt!“ sagte er.

„Mathilde?“ rief ich erschrocken.

Er wandte sich ab, Thränen erstickten seine Stimme und eine lange Zeit verstrich in düsterem Schweigen.

„Sie ist todt!“ wiederholte er nach einer Weile, richtete sich im Bette halb empor und warf sich, als ich in herzlicher Theilnahme mich zu ihm neigte, von Neuem schluchzend an meine Brust.

Hernach begann er, noch immer halb aufrecht, erst in mattem Tone, bald aber mit der gewohnten Lebhaftigkeit zu erzählen.

„Als ich gestern Nachmittags,“ sagte er, „an jenem Hause wieder vorüberging, um zum Fenster hinaufzusehen und von ihr, wo möglich, etwas zu erspähen, fand ich vor dem Eingange eine Anzahl von Leuten wie zu einem Begräbniß versammelt.“

Ich benützte diesen Anlaß, gleichfalls vor dem Hause stehen zu bleiben, und hörte gleichgültig die Reden der Leute rings um mich.

Plötzlich schlugen die Worte an mein Ohr: „Das arme Fräulein Mathilde!“

Es war eine ältliche, ärmlich gekleidete Frau, die zu einer anderen diese Worte sprach.

Ich horchte hoch auf, während mir ein krampfhaftes Beben durch den Körper lief.

„Nun ist sie erlöst!“ fuhr die Frau fort.

„Eingegangen zu einem besseren Leben, nachdem sie in diesem wenig Gutes genossen!“ sagte die andere.

„Ueberspannt war sie freilich immer“, begann wieder die erstere, „aber ein gutes Herz hatte sie, ein engelgutes Herz. Wie hat sie gedurft und gesorgt und sich geopfert für den jungen Menschen, ihren Verwandten, der leider zu nichts Rechtem taugt!“

„Der einzige Trost, den sie hatte“, bemerkte die Andere, „war die närrische Liebe zu ihrem Musikus! . . .“

„Ja wohl, aber diese närrische Liebe gab ihr auch den Rest, so daß sie nur mehr so hinschmachtete und zuletzt plötzlich verlöschte wie ein Licht.“

So ging das Zwiegespräch noch eine Weile hin und her. Ich erstarrte förmlich, und zugleich war mir, als fühlte ich plötzlich das Drehen des Erdballes unter meinen Füßen . . .

Jetzt wollte ich die Stiege hinaufsteigen — da brachte man sie schon getragen.

Der einfache Sarg wurde auf die Bahre gehoben, und als ich mich umwandte, sah ich auch schon den Priester im Chorrock dastehen, und den Messner an seiner Seite, und es begann die Einsegnung unter den ernst und feierlich klingenden Sprüchen des Ritus. Die wenigen, meist ärmlich aussehenden Leute standen still und stumm dabei, nur einen jungen Menschen hörte ich laut schluchzen, er stand aber so entfernt von mir, mitten unter den Uebrigen, daß ich nur seinen Kopf sehen konnte und nicht einmal sein Gesicht, denn er verbarg es unter strömenden Thränen mit seinem Taschentuch.

Nun erklang's aus dem Munde des Priesters zum Schluß:

„Et lux aeterna luceat ei!“

Worte, die auf mich von jeher wegen ihres schönen und tiefen Sinnes immer einen eigentümlichen, ergreifenden Eindruck machten.

Diesmal aber rührten und erschütterten sie mich so sehr, daß mich nach der Erstarrung, ich möchte sagen, Betäubung, in der ich mich bis dahin befunden, ein plötzlicher Krampf des Schluckens erfaßte, welcher die verwunderte Aufmerksamkeit der Leute um mich her erregte.

Ich stürzte hinweg, und zugleich kam mir der Gedanke, schleunigst einen Immortellenkranz zu kaufen, dann dem kleinen Trauerzuge nachzuweilen, und diese letzte Spende auf das Grab der geliebten Toten zu legen.

So einfach im Uebrigen das Leichenbegängniß war, fehlte es doch nicht an einer kleinen Musikkapelle, und der Trauermarsch, unter dessen Klängen sich der unansehnliche Zug in Bewegung setzte, erscholl hinter mir her, während ich die nächsten Straßen durchschritt. Dünn und armselig klang die Musik, aber in mir

baute, während ich so hinfuhr, um einen Kranzladen zu erreichen, das Thema sich auf zur gewaltigsten Schmerzsymphonie. Ich glaubte den Trauermarsch noch immer zu hören, als ich längst außerhalb des Bereichs der Töne war, und so großartig erweiterte und beseeelte sich mir das einfache Motiv, daß es Beethoven'schen Riesen Schwung gewann, aber freier und freier gestaltete es sich, verwandelte sich in neue gewaltige Tongebilde, bis zuletzt das hehre „Et lux aeterna luceat ei“ als wunderbarer Riesenchoral meinem inneren Ohr erscholl, wie der berühmte Hymnus am Schluß der „neunten“ . . .

Ich erreichte endlich den Laden, erstand einen Kranz, warf mich in einen Wagen, fuhr auf den Friedhof, und legte die Todtenspende auf das Grab in dem Augenblicke, als eben die Schollen auf den Sarg hinuntergeköllert waren und sich darüber zum Hügel gerundet hatten. Aber die blöde Verwunderung der Umstehenden trieb auch von da mich alsbald wieder fort, und nur erst zu Hause, in meinem Gemache angelangt, war ich im Stande, dem ungeheuren Schmerz ganz und ohne Rückhalt mich hinzugeben.“

So erzählte Othenio.

Mir war es klar, daß diese ganze Schicksalswendung, ob auch erschütternd, doch segensreich und fruchtbar für meinen Freund ausfallen müsse. Ich sagte ihm das mit warmen herzlichen Worten. Ich führte ihm zu Gemüthe, daß die Weihe der Entfugung und des Schmerzes sein Künstlerthum läutern und verklären werde.

Othenio war nicht unempfänglich für diesen Trost. Der starre, herbe Schmerz löste, während ich zu ihm sprach, sich in Rührung und Wehmuth auf und in einer lindern Thränenfluth machte sein gepreßtes Herz sich Luft.

Dann raffte er sich plötzlich auf, sprang vor meinen Augen vom Lager herab und erging sich in begeisterten Plänen, wie er das Andenken der Theueren verherrlichen wolle, wie er sich verwandelt, gehoben, gereift fühle in seinem tiefsten Innern durch dieses Erlebnis.

Wir sprachen noch lange von dem was die nächste Zukunft bringen sollte. Er wollte zunächst sein großes, dramatisch-symphonisches Tonwerk vollenden, dann auf Reisen gehen, die Welt sehen, Verwandte in Rußland besuchen.

#### IV.

Ich machte mich auf den Heimweg. Der Sonnenball hing nur mit seinem obersten Rande noch über den Wipfeln. Sinnend schritt ich durch das Gehölz einen rauhen und ziemlich abschüssigen Weg empor. Es war ganz still und einsam rings um mich, nur der Abendwind säufelte in den Espen zu beiden Seiten des Weges.

Ich schlenderte langsam so hin, das Haupt gesenkt, in tiefen Gedanken an Othenio.

Auf einmal drang zur Rechten aus dem Walde, und zwar aus ziemlich weiter Entfernung, wie es schien, ein Ton zu mir, leise beginnend, allmählig wachsend — dann einzelne hohe Töne mit fast klagendem Accent, wie Rufe eines nächtlichen Vogels ausgestoßen, leise verzitternde wie Aeolsharfontöne — dann seltsame, abgerissene Tonfolgen und Melodiephrasen.

Ich horchte hoch auf . . . War denn das nicht die Stimme der Waldsängerin? Genau ihre Stimme war's und ihre Weise!

Ich horchte wieder und wieder . . .

Kein Zweifel — die Stimme Mathildens! —

Aber die war ja todt und begraben?

Einen Moment durchrieselte mich etwas wie ein gelinder Schauer. Die Stimme hatte fast etwas Gespenstisches für mich.

Wenn Othenio es hörte! — Doch nein! Die Gegend des Waldes war schon zu entlegen von der Behausung des Freundes, als daß die Töne zu ihm hätten bringen können.

Mein Erstaunen, meine Betroffenheit war grenzenlos.

Der regellose Gesang nahm indessen mit kleinen Pausen seinen Fortgang.

Nun schwur ich mir aber, nicht zu rasten, bevor ich dem Räthsel, das, kaum gelöst, in neuer Gestalt wieder auftauchte, völlig auf den Grund gekommen, koste es auch was es wolle.

Ich folgte der Spur der nun doppelt geheimnißvollen Stimme und stürzte mich in's Innere des Waldes nach der Richtung, woher sie kam. Immer hinter den Tönen her, und stillstehend, so oft und so lang sie verstummten, gelangte ich an eine steil abfallende, dichtbewachsene Schlucht, aus welcher sie mir schon nahe, ganz nahe zu kommen schienen. Aber als ich unten stand im Gesenke, merkte ich, daß ich geirrt, und daß die Stimme vom andern Rande der Schlucht herüberklang. Unverdroffen kletterte ich also den entgegengesetzten Hang empor. Die Stimme klang wieder ganz nahe — aber doch nicht näher als zuvor, ich folgte sacht, immer vermeinend, hinter den nächsten dichten Bäumen müsse die räthselhafte Quelle der Töne meinen Blicken sich zeigen. Aber so kam ich an eine zweite, und an eine dritte, quer den Weg versperrende Schlucht und überall widerfuhr mir das Gleiche.

Endlich war ich bis zu einer Stelle vorgeedrungen, wo diese Folge von bewaldeten Erhebungen und Senkungen des Bodens ein Ende nahm, und auf ebenen Grunde durch die lang hingestreckte Gartenmauer eines Försterhauses eine Art von natürlichem Wall gebildet wurde. Diesseits des Försterhauses lief ein ziemlich breiter, leidlich gut gebahnter Waldweg hin. Auf diesem Plane, der, hoch und frei gegen Westen gelegen, die letzten Lichter des scheidenden Tages auffing, während die Thäler schon im tiefsten Schatten lagen, klang mir jetzt aus einer Gruppe von Bäumen, die ziemlich dünn standen, plötzlich wieder die Stimme.

Ich schlich mich näher, wohl bedacht, Geräusch zu vermeiden, als die Töne wiederum einhielten.

Jetzt sah ich einen jungen Menschen in leichtem Sommeranzug zwischen den Bäumen auf und abgehen. Ich achtete anfangs nicht auf ihn, denn ich suchte die Sängerin.

Plötzlich erklangen die bekannten Töne von Neuem. Aber sie kamen von der Stelle, wo der Jüngling auf und niederwandelte. Ich rückte mein Augenglas zurecht — „Alle Wetter! die Stimme kommt doch nicht etwa gar von dem jungen Menschen im lichten Sommeranzug dort?“ So frag' ich betroffen.

Allerdings — sie kam von ihm.

Es war ein Bürschchen, fast weiblich von Ansehen, blondhaarig, bartlos, und doch nicht allzu jung. Gleich wieder schoß mir's durch den Kopf: ein verkleidetes Mädchen!

Ich war mittlerweile dem Sänger in den Rücken gekommen, hatte ihn umgangen; jetzt wendete er sich zufällig, und gleich darauf sah ich ihn auf dem Punkte, zwischen den dichteren Bäumen sacht zu verschwinden. Aber ich benützte meine Position und versuchte ihn gegen den gebahnten Weg hin zu drängen, den er dann wirklich einschlug, wie mit einer Art von Resignation, als merke er, daß ich ja doch nicht mehr, wohin er sich auch wende, von seiner Spur abzulassen gesonnen sei.

Ich wollte, mußte sein Gesicht sehen und ein Gespräch mit ihm anknüpfen.

Das seltsame Versöckchen ging nun nicht mehr singend, sondern, als wollte es seine frühere Schüchternheit durch um so größere Dreistigkeit vergessen machen, pfeifend seiner Wege.

Jetzt war ich dicht hinter ihm — jetzt an seiner Seite. Ich bot ihm lächelnd einen guten Abend und machte ihm ein Compliment über den schönen Sopran, über den er verfüge, und der Alle hier in der Gegend seit geraumer Zeit in Verwunderung, Zweifel und Unruhe versetze.

Der junge Mensch erröthete tief, in großer Verlegenheit, was ich begreiflich fand. Ich fand das Erröthen ganz mädchenhaft; aber ich durfte, obgleich ich etwas wie Mitleid fühlte, keine Schonung üben, ich war es meinem Freunde schuldig, die letzte Hülle von diesem verschleierten Bilde zu reißen.

Ich ergriff die Hand des Jünglings und flüsterte ihm in's Ohr: „Fräulein Mathilde?“

Ein verwunderter Blick war die Antwort. Ich wiederholte noch einmal: „Fräulein Mathilde?“

Er erröthete jetzt wieder, aber mehr verblüfft und unwillig als verlegen, und sagte: „Sie spotten meiner, Herr! und ich muß mir das freilich gefallen lassen. Ich weiß recht gut, daß meine Stimme etwas ganz merkwürdig weibisches hat, und daß man mich darum für ein Mädchen halten kann. Ja, ich weiß, daß ich durch ein seltsames Spiel der Natur einen förmlichen Discant besitze, und daß man mich deshalb oft verlacht. Deshalb gehe ich auch lieber in den Wald und suche die Einsamkeit auf, um zu singen, denn ich habe eine große Neigung für Musik; die ist mir angeboren, aber meine musikalische Ausbildung ist leider sehr mangelhaft.“

„Also nicht Fräulein Mathilde?“ sagte ich mit einem ungläubigen, ernstern, forschenden Blicke in das unbärtige, mädchenhafte Antlitz.

„Sie halten mich wirklich für ein verkleidetes Mädchen?“ fragte er mit einem herben, fast traurigen Lächeln. „Das bin ich nicht, lieber Herr, ich bin und heiße wie es hier geschrieben steht.“

Damit nahm er eine Visitenkarte aus seiner Briefftasche, und reichte sie mir. Mein Blick überflog sie eilig. Sie enthielt den Namen:

„Vincenz Brechemeyer“.

„Mathilde“, fuhr der junge Mensch nun fort, „Mathilde war der Name meiner unverheiratheten Tante, bei welcher ich nach dem Tode meiner ursprünglich begüterten, später aber verarmten Eltern lebte. Vor ein paar Tagen ist diese meine mütterliche Erzieherin und Freundin auch dahingegangen. Ganz auf mich selber angewiesen, habe ich mich nunmehr nach einer Stellung umsehen müssen, und es ist mir ge-

lungen, eine solche zu finden. Morgen werde ich als Praktikant eintreten beim hiesigen Stadtamte, so daß es mit meinen Umherschweifern im Walde ein Ende haben wird, weshalb ich heute noch einmal herausgekommen und mich zum Abschied von der lieben Waldeinsamkeit recht ausfingen wollte. Ohnedies würde ich mich jetzt, nachdem ich entdeckt bin, nicht mehr hier in der Gegend hören zu lassen getrauen.“

Ich unterlasse es, meine Verblüffung bei diesen Eröffnungen des jungen Mannes zu schildern . . .

Nun brachte ich das Gespräch auf seine Tante Mathilde.

Sie habe ihn mühselig mit ihrer Hände Arbeit ernährt und aufgezogen, sagte er, und erzählte mir ungefragt ihre ganze Geschichte.

Als junges Mädchen war sie die Braut eines Mannes gewesen, der sie verließ, als ihre Eltern plötzlich durch einen Unglücksfall ihr Vermögen einbüßten. Sie verfiel in Trübsinn aus unglücklicher Liebe. Anfangs hatten die Symptome ihrer Geistesstörung noch etwas Harmloses, Poetisches, Opheliaartiges an sich: sie begnügte sich, mit Blumen und Kränzen geschmückt, auf dem Fensterbrette ihrer Behausung im vierten Stockwerk zu sitzen, und lächelnd in die schwindelnde Tiefe hinabzublicken, oder Tage lang am Piano zu singen und zu musizieren, und die Büste ihres Lieblings Beethoven zu bekränzen, denn sie war immer eine enthusiastische Freundin der Musik gewesen. Als sie aber einmal in später Nacht anfang, die Möbel ihres Gemachs, Stühle, Tisch, Nachtkästchen u. s. w., eins nach dem andern vom Fenster des vierten Stockwerks in den Hofraum hinabzuwerfen, so daß sie unten donnernd zerbarsten, zum Schrecken des ganzen Hauses, da übergab man sie Tags darauf einer Irrenanstalt. Nach Jahresfrist schien sie leidlich wieder hergestellt und wurde entlassen, aber sie behielt doch immer etwas Schwärmerisches, Absonderliches, dabei verarmte sie gänzlich, ließ sich aber, fast zur Bettlerin geworden, nicht abhalten, das von begüterten Verwandten verlassene Kind ihrer verstorbenen Schwester — eben den kleinen Vincenz Brehelmeyer — zu sich zu nehmen, zu pflegen und aufzuziehen. Im Laufe der Zeit hatte sie dann und wann auch wieder kleine Anfälle von Irresinn, und ihre Schwärmerci für den großen Beethoven wurde zur Manie. Da fügte es überdies der Zufall, daß — wie der junge Mensch in seiner Erzählung sich ausdrückte — „ein anonymer junger Musiker sich den grausamen Scherz machte, mit ihr in einen geheimnißvollen, brieflichen Liebesverkehr zu treten“ — sie bildete sich ein, Beethoven, ihr geliebter Meister, sei noch am Leben, und er sei es, der an sie schreibe . . . Man dachte eben daran, sie der Irrenanstalt zurückzugeben, als ein Herzschlag ihrem Leben ein plötzliches Ende machte und sie befreite aus aller irdischen Drangsal . . .

Unter dieser Erzählung des jungen Mannes waren wir aus dem Walde hinaus und auf die große Straße gekommen, die gegen die Stadt hinlief.

Ich wußte genug — und fand es dringend gerathen, so spät es war, stehenden Fußes umzukehren und meinen Freund heute noch einmal aufzusuchen.

Ich verabschiedete mich von dem jungen Menschen und lenkte ungesäumt meine Schritte rückwärts durch den Wald zur Behausung Othenios.

Es war indessen vollkommen dunkel geworden.

Vor der Thür von Othenios Gemache angelangt, hörte ich, daß er auf dem Piano mit großer Leidenschaftlichkeit phantasierte. So viel ich merkte, war er mit



der Composition des grandiosen Trauermarsches beschäftigt, der, wie er mir früher gesagt, sich symphonisch gestalten und zuletzt in einen großartigen Choral „Et lux aeterna luceat ei“ ausgehen sollte.

Ich lauschte eine Zeit lang ergriffen den ernstesten Klängen, die aus dem tiefsten Gemüthe des jugendlichen Meisters sich losrangen. Niemals in meinem Leben hatte ich so etwas Ergreifendes gehört. Mein Auge füllte sich mit Thränen. Mir war, als sähe ich meinen Freund zum Genius geworden, der vor meinen Augen auf Adlerschwingen zum Himmel emporsteige.

Wie hätte ich es über mich gewinnen können, in diesem Augenblicke zu ihm einzutreten und ihn aus der höheren Welt einer schmerzlichen, doch weihvollen und schaffensfreudigen Stimmung herabzuschleudern in den Bereich der profaischen Wirklichkeit, als deren Bote ich zu ihm zurückgekehrt war?

Hatte die Seele des kunstbegeisterten Freundes sich nicht so ganz in seine hohen und schönen Illusionen eingelebt, daß es unmenschlich gewesen wäre, sie ihm nun auf einmal zu entreißen? Sollte ich jetzt plötzlich vor ihn treten und sagen: Deine Rathilfe, deren Verlust Du so schmerzlich betrauerst, war ein betagtes, geistverwirrtes Frauenwesen, und die Stimme im Walde, die Dein ganzes Herz gefangen nahm, war die eines bartlosen Jünglings, Vincenz Brechelmeyer geheiß, den die Natur in seltsamer, aber durchaus nicht beispielloser Laune zum halbweibischen Discantisten gestempelt? Sollte ich jetzt ihn belehren, daß alle die wunderbaren Beziehungen und Zusammenstimmungen zwischen der Waldfängerin und ihm, sowie alle die Aehnlichkeiten, die ihn verlockten, nur Spiele des Zufalls oder Gaukelleien seiner erhitzten Phantasie gewesen?

Ich ließ ab von der Thürklinke, die ich unschlüssig einige Minuten lang in der Hand gehalten; ich machte Kehrt ohne einzutreten und ging stillsinnend den langen Waldweg im Dunkel noch einmal, fest entschlossen, so lange es anginge, in dem Gemüthe des Freundes ungestört die Saaten reifen zu lassen, deren Samenkörner ein wesensloser aber edler Schmerz darin ausgestreut hatte.

Das Schicksal trennte uns unerwarteter Weise schon in den nächsten Tagen. Othenio wurde durch eine Familienangelegenheit genöthigt, unverweilt zu entfernten Verwandten abzureisen.

Er vollendete nichts desto weniger binnen Kurzem sein großes Tonwert und brachte es mit außerordentlichem Erfolge zur Aufführung.

Dann ging er in's Ausland und ich hörte und las noch Manches von den Triumpfen, die er überall mit seiner Schöpfung, und später noch mit einigen anderen errang.

Aber kein späteres Werk, so hieß es allgemein, erreichte die Frische und Lebendigkeit, den hinreißenden Schwung der Empfindung jener jugendlichen Tonbildung des Meisters, die ich unter so seltsamen Umständen hatte werden und wachsen sehen.

Das Glück blieb ihm indeß getreu und überschüttete ihn mit seinen Gaben.

Als Componist, und fast mehr noch als gefeierter Virtuose auf dem Piano, erntete er neben dem unfruchtbaren Lorbeer auch den klingenden Lohn seines Talents und seiner Kunst in reichlichem Maße.

Er war beständig auf Reisen, glänzte in Paris, in London, in Petersburg, sammelte Dollars jenseits des Oceans, und das Letzte, was ich von ihm vernahm, war, daß er sich eine Villa am Comer See gekauft.

So verging eine lange Reihe von Jahren. Ich hatte Othenio nicht wieder-gesehen, denn mich fesselte ein bescheidenes Loos an den Ort unseres früheren Ver-kehrs, und er war niemals dahin zurückgekehrt.

Aber eine lang geplante und zuletzt doch in's Werk gesetzte Reise nach dem Süden entführte mich endlich der Abgeschiedenheit meines vieljährigen Aufenthalts.

Eines Tages machte ich auf der Reise Halt in einem Städtchen des süd-lichen Tirol, das auf der großen Verkehrsstraße der Touristen liegt. Ich saß im Gasthose beim Mittagstisch, und beachtete nur wenig die Gruppen von Kommen-den und Gehenden, die sich rings um mich in dem großen Saale bewegten.

Auf einmal sah ich einen Mann eintreten von auffallend stattlichem und vornehmerm Aussehen — eine Gestalt, ein Antlitz, in welchen aus neuer und aller-dings sehr fremder Umhüllung mich alte, vertraute Züge begrüßten.

Ich konnte nicht lange im Zweifel bleiben: Othenio stand vor mir. Unser Wiederfinden war — man kann es sich denken — das froheste und herz-lichste: wir feierten es bei perlendem Schaumwein und langem traulichem Gespräch.

Othenio stand im besten Mannesalter: aus dem ungefüimen, sprudelnden Jüngling war, wie das so manches Mal zu geschehen pflegt, ein würdevoller Mann von fast vornehm gemessenem, ruhigem Wesen geworden. Seine stattliche Figur hatte einige behagliche Wohlbeleibtheit angeeignet. An den Fingern trug er ein paar Brillantringe, Geschenke regierender Fürsten.

Ich mußte aber immer und immer wieder an den jugendlichen Enthusiasten zurückdenken, an den mächtigen, genialen Künstlerkopf mit den feucht-glühenden Augen und der dichten Lockenmähne über der feberhaft unruhigen, schwächtigen Gestalt, an den blinden und tollern, in's Blaue hinein liebenden und schwärmenden Freund der mythischen Mathilde, an den Componisten von „Tristan und Isolde!“

Wie weit lag das Alles nun hinter ihm und mir!

Wahrhaftig, die Zeit war da, ihn ohne Schaden aufzuklären über eine ver-schollene wunderliche Episode seiner Jugendzeit.

Ich brachte das Gespräch auf Mathilde und schloß damit, ihm bis in's kleinste Detail zu erzählen, was ich an jenem Abende erlebt und erfahren, unmittelbar nachdem er an meiner Brust sich in heißen Thränen über den Tod Mathildens ausgeweint.

Er lächelte, ein leichtes Erröthen überflog seine Wangen, als schämte er sich seiner einstigen Thorheit. „Die Sache ist gar nicht so wunderbar“, sagte er; „mir sind seither ein paar ganz ähnliche Beispiele von geborenen männlichen Discantisten vorgekommen.“ Er sprach mit der kühlen Objectivität des reifen Mannes von der Sache, gab aber zu, daß der Eindruck jenes Jugenderlebnisses lange bei ihm lebendig geblieben, und daß der Quell künstlerischer Inspiration ihm niemals reicher und schöner geflossen, als zu der Zeit, da die närrische Liebe zur geheimnißvollen Unbe-kannten und dann der Schmerz über ihren Verlust in seinem Gemüthe gährte und wettete.

Wir saßen bis tief in die Nacht beisammen, und ehe wir schieden, erhoben und leerten wir die schäumenden Becher auf das Andenken der mythischen Waldfängerin!

„Im Grunde“, sagte er zuletzt in seiner jetzt so ruhigen und kühlen Weise, „im Grunde war es mir von Anfang an auffällig und für mein musikalisches Gefühl fast unangenehm, daß die geheimnißvolle Stimme immer nur in so regellosen Tönen und abgerissenen Phrasen sich vernehmen ließ. Ich glaub' es gerne, daß der junge Mensch nicht ordentlich singen gelernt hatte, und wenn ich jetzt dergleichen hörte, so würde ich mir vielleicht die Ohren zuhalten. Ich sehe jetzt, es war nicht der seltsame, mädchenhafte Discant, der mir's angethan, sondern mein junges Herz, und der Wald, mit dessen Zauber verwebt jene Stimme so merkwürdig, so ergreifend zu meinem reizenden Thalhaufe aus den stillen Tannengründen herüberklang.“

## Reise-Erinnerungen

aus nachgelassenen Briefen des verstorbenen Generalfeldmarschalls  
Grafen Noon.

### IV.

Den 8. Abends. Um Dir doch auch äußerlich ein Zeichen meines Andenkens an den heutigen wichtigen Tag zu geben, habe ich mich so eben dem großartigen Gewirr des Marcus-Plazes entzogen. Du wirst aber darans nicht entnehmen, daß ich erst jetzt Deiner heute gedacht; Du würdest mir sehr unrecht thun, denn meine Gedanken sind schon seit dem frühen Morgen, seitdem die Glocken der thurmreichen Stadt das Fest der heiligen Jungfrau, Dein Fest zugleich, eingeläutet, mehr als sonst mit Dir beschäftigt, und Dein Bild hat mich heute besonders lebhaft in Kirchen, Museen und Paläste begleitet, in die ich unserem königlichen Herrn, zum Theil erschöpft und übersättigt folgte. Es war mir besonders nahe, ich fühlte es, als ich heute Morgen, in der Frühe, allein, den Glockenthurm von St. Marcus bestieg und mein Auge schweifen ließ über Meer und Land, Ebene — und Hochgebirg — ein wundervolles Bild — und mein Herz mir schwoh bei dem Gedanken an meine Theuren jenseit der Schneeberge und an Dich, meine Geliebteste, die Du meiner heute mit besonderer Liebe und Wärme gedenken mochtest. Wird es Dich da Wunder nehmen, daß ich in dem Hochgefühl des ergötzten Auges und entzückten Herzens ganz still den Hut zog und mein ganzes Sein in Dank und Fürbitte zu concentriren versuchte? — Aber ich habe Dir noch so viel zu erzählen, daß es bei der unendlichen Zeitbedrängniß meiner Existenz wohl rathsam erscheint, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Du sahst mich zuletzt die Eisenbahn in Padua besteigen. Diese führte uns in 1¼ Stunden her. Anfänglich durchzieht sie ein einförmiges Land, das durch nichts ausgezeichnet ist vor den Ebenen, die wir Morgens von Bassano bis Padua durchzogen hatten; nur ein wenig ärmer und minder bevölkert erscheint es. Aber bei Mestre ändert sich die Szene sehr schnell. Die Bäume werden seltener, die Pflanzungen dürrer; bald erscheint eine Lache neben dem Wege, umgeben

von mageren Angern, bald noch eine, dann eine dritte, vierte, größer als die frühere und noch wenige Minuten, so erscheint das Land nur noch in Inselgestalt und das Wasser beherrscht die Oberfläche. Du bist noch nicht in den Lagunen, wohl aber in den „Paladi von Venedig“, denn noch ist das Wasser süß, aber noch einige Minuten weiter und Du erblickst rechts und links nur Wasserflächen. Du würdest glauben, auf einem Meerdamm dahin zu brausen, sähest Du nicht der stillen Fläche die Seichtigkeit an, die so groß, daß die Fischer, kaum erkennbar, darin mit ihren Netzen umherwandeln, erblicktest Du endlich nicht einen schmalen niedrigen Landstreifen am Saume dieses flachen Wasserbeckens und jenseit desselben den scheinbar ansteigenden Spiegel des Meeres. Du biegst Dich aus dem Fenster und o Wunder! am Ende der meilenlangen Bogenbrücke, auf der Du mit rasender Eile über die unabsehbaren Wasserflächen dahin fährst, schwimmt auf dieser im Abenddunst eine unüberschaulich große Stadt mit unzähligen Thürmen und Kuppeln, erhellt von flimmernden Lichtern. Du würdest Dir die Augen reiben, wärst Du auf den wundersamen Anblick nicht vorbereitet. — Endlich hielt der Zug, aber die Geduld der Reisenden wurde nochmals auf eine harte Probe gestellt, als man sie wohl noch  $\frac{1}{4}$  Stunde auf die Päckereien warten ließ. Ein Omnibus empfing sie, aber nicht auf 4 Rädern, sondern auf 4 Rudern. Schnell flog das Fahrzeug auf dem Canale grande, der Hauptlebensader der amphibischen Stadt, dahin, zwischen Pallästen ohne Ende, düster und verödet nicht wenige von ihnen, aber eigenthümlich im Baustyl, prächtig fast alle. Gondeln, Barken in großer Menge, jede mit einer Laterne am Schnabel, eilten an uns vorüber, ihre Führer mit originellem Ruf einander benachrichtigend, daß man nicht zusammengerathe. Kaum an diese Neuheiten gewöhnt, biegt plötzlich das Fahrzeug unter dem Jochen der Schiffer zur Seite und in eine jener engen Seiten-Canäle, deren Existenz Dir die Dunkelheit bisher verborgen hatte. Du wirfst noch einen Blick auf den Rialto, die einzige Brücke über den großen Canal, gedenkst dabei Shylocks und Shakespeares und verschwindest zwischen den engen hohen Mauern der Häuser, die die Seitencanäle wie den Hauptcanal einfassen. Auch hier Gondeln in großer Zahl, die geschickt an einander vorüberschlüpfen, die meisten jargähnlich bedeckt, neugierigen Blicken unburdbringlich, wie zu Liebesabenteuern erfunden — aber zugleich führt Dich Deine Nase zur Prosa des Lebens zurück, denn diese Canäle sind nicht bloß gemeinsame Straße für die Lebendigen, sondern zugleich auch gemeinsames Grab für alles Gestorbene und Verzehrte. Ein mächtiges, prächtiges Gebäude zur Rechten fesselt die Aufmerksamkeit, es ist der Dogenpallast; eine bedeckte Brücke geht von ihm zu schwarzen vergitterten Mauern, es ist die „Seufzerbrücke“ und die Rückseite des alt-venetianischen Lebens tritt Dir mit einigem Frösteln ganz nahe. Aber wenige Ruderschläge genügen, Dich der engen Wassergasse mit ihren düstern Erinnerungen zu entrücken, der Hafen oder richtiger das Bassin der Guibeca breitet sich heiter vor Dir aus mit seinem Mastenwald, seinen Palästen, Raffeehäusern, seinen 1000 Lichtern, Musik, Fröhlichkeit belebt das ganze prächtige Gestade, was Dir mit dem Namen Riva di Schiavonti bezeichnet wird. An einem seiner Paläste hält die Barke, es ist das Hotel; „Non vi à piazza“ (Rein Platz) schallt uns entgegen. Als wir uns als Besteller legitimiren, nimmt man uns auf. Schnell werfen wir die kleinen Reiserequisiten ins Zimmer und eilig gehts wieder die Marmorstufen

hinab in das Gewoge des Kais. Erwartungsvoll schlug uns das Herz, denn das Schönste hatten wir noch zu erwarten. Wenige Schritte führten uns auf die Piazzetta. Zwei mächtige Granitsäulen (die den heiligen Theodor und den venetianischen Löwen tragen) ragen am Ufer auf. Du stellst Dich zwischen sie und blickst rechts auf den Dogenpallast, links auf die säulenreichen Procuratien, die Münze und eine himmelhohe Campanile, geradeaus endlich auf den Tempel des heiligen Marcus. Aber Piazzetta heißt Plätzchen, Du bist erst im Vorzimmer; eine Piazzetta setzt eine Piazza voraus. Musik und der Strom der Menge locken Dich weiter. Du erreichst die Thore von St. Marcus und erblickst auf einmal den schönen Platz, die Wonne, der große Versammlungs-saal der Venetianer, der classische Boden, auf dem sich ihre Geschichte, ihre Belustigungen, ihre Feste, ihre Glorien und ihre Erniedrigung bewegt haben. Vor St. Marco stehen zunächst die drei colossalen Flaggenstöcke, an denen einst die Paniere dreier erobelter Königreiche (Candia, Cypern und Rhodus) prangten. Ihnen gegenüber aber zugleich ein Pallast, den der Sieger Bonaparte erbauen ließ auf den Fundamenten einer durch ihn niedergerissenen Kirche. — Wie soll ich Dir nun diesen herrlichen Platz beschreiben? Ein längliches Viereck ist von Prachtgebäuden eingeschlossen. St. Marco auf der einen Seite und die Procuratien und der Pallast des Vicekönigs an den beiden anderen, beide in vollständiger Uebereinstimmung des Styls und der Bauart. Säulengänge ringsum, unter diesen Kaffeehäuser Tag und Nacht gefüllt, elegante Läden mit den schönsten Bijouterien und vor ihnen unaufhörliches Auf- und Abwogen der Menge. Der ganze Platz mit Quadern gepflastert, ein Spaziergang, ja ein Salon, in ersterem Betracht von mäßiger, in der zweiten Benennung von colossaler Größe; kein Wagengerassel, Musikanten und Ausrufer machen das einzige laute Geräusch. Aber was hilft es, einzelne Züge des Bildes hinzuwerfen, dessen Gesamteinbruck wiederzugeben ganz unmöglich ist. Wie mich diese neue Welt hier bezaubert, ich kann es nicht sagen; die Masse der Eindrücke ist überwältigend. Davon läßt sich noch viel in langen Winterabenden plaudern. Jetzt soll ich Dir noch sagen, wie ich die Tage über hier verlebt? Für heute unmöglich; ich bin halb todt. Gute Nacht!

Den 9. Nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ . Wir sind wieder allein. König, Prinz und Prinzessin mit dem gesammten Gefolge sind heute Morgen abgereist. Wir wollen uns in einigen Stunden nach Triest einschiffen. Daher nur noch einige kurze Notizen über die Art, wie wir unsere hiesigen Tage hingebracht. Denn Dir auch nur aufzuzählen, was wir Alles gesehen, ist unmöglich. Als ich am Sonntag Morgen erwacht und angezogen war, eilte ich sofort nach dem Marcus-Platz, von dem ich Abends vorher nur durch etwas Regen und die Schlaflosigkeit der Vornacht vertrieben worden war. Dort saß Dein Alter vor dem Café Florian, seinen Caffee schlürfend, rauchend und die Tauben des heiligen Marcus fütternd bis gegen 11 Uhr. Dann eine Gondelfahrt auf dem Canale grande; es giebt nichts behaglicheres, als so auf weiche Polster gestreckt, den Rauch in die Lüste zu blasen und auf dem geräuschlosen, schnellen Fahrzeuge an immer neuen Bildern und Scenen vorüberzugleiten. Aber dies Herrenleben dauerte nicht lange. Schon um 1 $\frac{1}{2}$  Uhr trafen unsere Meraner Herrschaften ein, mit denen folgte zunächst eine Promenade nach St. Marco, der prachtvollen Cathedrale, über den Platz, durch den Dogenpalast.

Um 4 Uhr Diner. Nach Tisch ein kurzes Estaminet, dann Fahrt nach dem Canale grande, wo Wasser-Corso war (leider bei schlechtem Wetter), dann Promenade auf dem Marcus-Platz, wo die Militär-Musik spielte, und Eis genossen wurde (wiewohl nicht von mir) trotz einer sehr empfindlichen Kühle. Anderen Morgens (Montag) schon um  $\frac{1}{2}6$  Uhr angezogen, da der König möglicherweise schon um 6 Uhr landen konnte. Vergebliches Warten bis gegen 8 Uhr. Dann, getäuscht durch eine falsche Nachricht, in Boote gestiegen, um entgegenzufahren. Aber die Partie war lang, der König noch in See und als wir endlich das Dampfschiff erblickten innerhalb der Lagunen, lag es auf der Seite, es war aufgefahren. Bald kam uns die Majestät in einer Schaluppe entgegen. Auch mich traf bei der Begrüßung ein freundlicher Blick und Zuruf. Dann stieg der liebe Herr in unser Boot, ich und B. in das feinige. So langten wir erst um 10 Uhr in Venedig an. Besuch der Erzherzöge, Frühstück, um 1 Uhr Gegenvisite mit der ganzen Suite. Dann Besuch des obengenannten Palastes, hierauf Barkenfahrt auf dem Canal, Landung am Rialto, Visite bei einem Alterthumshändler, Besichtigung der Kirche S. Salvador, Rückkehr nach Hause, Diner, während dessen der König mir zurief: „Lieber N., sind Sie das erste Mal in V. (ja!) Es ist wohl nicht möglich! Das überrascht mich, ich hatte bestimmt geglaubt, Sie müßten schon hier gewesen sein, nun das freut mich ja herzlich, daß Sie gerade jetzt hier zum ersten Mal sind!“ — Nach dem Diner gingen die Herrschaften ins Theater, bis auf meinen Prinzen, den ich nach dem M.-Platz begleitete. Dafür kam ich bei guter Zeit zu Bette.

Anderen Morgens wollten wir eine weite Lagunenfahrt machen, besahen vorher noch die prachtvolle Jesuitenkirche. Aber schon bei Murano überraschte uns ein fürchtbares Donnerwetter, vor dem wir Zuflucht auf der Insel St. Michele im Ralmadulenser-Kloster suchten. Rückfahrt nach der Stadt bei wundervoller Beleuchtung. Frühstück. Visite bei der Herzogin von Berry und dem Vice-König. Mehrere Kirchen besichtigt. Diner wieder um  $\frac{1}{2}7$  Uhr. Nach demselben Theater. Ich drückte mich von Neuem nach dem Marcus-Platz, dann nach Hause, um an Dich zu schreiben. Gestern Morgen Allerhöchste, Höchste und allgemeine D. . . . ; um  $\frac{1}{2}10$  Uhr allgemeiner Ausbruch, neuer Kirchen- und Silbersturm (San Rose, Santa Maria di Zobenigo, Santa Maria bei Frani, Museum, Pallast Pisani &c. &c. &c.), entsetzliche allgemeine Abspannung. Um 5 Uhr Diner beim Vice-König. Nachher Promenade auf dem Marcus-Platz. Gott im Himmel! wie confuse! Aber ich weiß nichts mehr zu sagen. Die Zeit drängt, man ruft mich zum Essen.

Der so plötzlich abgerissene Faden wird dann am 10. wieder aufgenommen.

Unsere kleine Seereise ist sehr glücklich und beim schönsten Wetter beendet worden. Um 10 Uhr lichtete das Schiff die Anker. Leider war die klare Nacht doch sehr dunkel, so daß wir den Scheideblick auf Venedig und seine Umgebungen bald vergebens ausandten. Um 11 Uhr etwa verließen wir die Lagunen und kamen durch den Porto del Lido in die See, die so spiegelruhig war wie die Lagunen. Ich kroch daher bald in meine Cabine, nachdem ich vorher noch viel heiße Wünsche für Dich und die Unserigen versandt, die Augen in der Richtung, in welcher Eure Betten zu finden sein mochten. Das Schlafen in der engen heißen Coje auf einem nicht eben sybaritischen Lager, mit Ausnahme der Stiefeln völlig

angezogen, wollte anfänglich nicht recht gehen, als aber alles still geworden, entschlummerte ich dennoch, ohne daran zu denken, daß mich nur eine dünne Bretterwand von der salzigen Fluth trennte. Doch sollte mir ein kleines Abenteuer nicht fehlen, denn gegen 2 Uhr etwa wurde ich durch ein heftiges Poltern auf dem Deck, durch Rufen, ja durch einen wahren Angstschrei geweckt und im selben Augenblick stand das Schiff stille; ich geschwind in die Stiefel, wir alle hinauf. Aber schon war jede Besorgniß verschwunden, die sich überdieß mehr auf Andere als auf uns bezogen hatte. Ganz nahe am Vordertheil des Schiffes segelte nämlich ein kleiner Küstenfahrer, der in Gefahr gewesen war, von dem Dampfer in Grund gefahren zu werden. Schnell wie sie gekommen, verließ sich die schlaftrunkene noch in allen möglichen Tungen fragende und antwortende Schiffsgesellschaft wieder in die verschiedenen Schlummervinkel. Auch ich, nachdem ich noch einige Momente den köstlichen mit Wohlgerüchen geschwängerten Landwind getrunken, kletterte wieder in meine Coje, aber mit dem Vornehmen, den Sonnenaufgang, der bei der völligen Klarheit des Himmels herrlich zu werden versprach, nicht zu verschlafen.

In der That erwachte ich um  $\frac{3}{5}$  Uhr, weckte die Gefährten, reinigte mich ein wenig, schlürfte eine Tasse heißen Kaffee, setzte die Cigarre in Brand und war nun in der richtigen Verfassung, das herrliche Schauspiel, das mir Gottes Gnade zu Theil werden ließ, mit aller Gemüthlichkeit zu genießen. Aber verlange nicht, daß ich Dir beschreibe, was sich nicht beschreiben läßt. In meinen Mantel gewickelt, um mich vor dem kühlen Nordost (Bora) zu schützen, saß ich auf dem Vordertheil und fuhr der Sonne entgegen, wie sie mir. Schon war der eigenthümlich gezahnte Kamm der julischen Alpen und der einförmigere des Karst hochroth vergoldet; schon leuchteten einzelne weiße Punkte, Kirchen und Häuser der nahen Küste und blühende Segel kleiner Schifferdarker aus dem Dunkel der schwach bewegten Meeresfläche hervor, — noch ein Moment und siehe, da stand die Brillantkugel auf dem blauen Gebirge und übergieß in einem Augenblicke Meer und Land mit blendenden Lichtströmen. Aber genug! ich kann nicht malen.

Noch ein Stündchen und die herrliche Bucht von Triest lag in ihrer ganzen landschaftlichen Schönheit vor den entzückten Blicken. Gegen 7 Uhr waren wir in dem Mastenwald dieses Welthafens angelangt, hatten wir die schönen Kais betreten und uns durch die bunt aus allen Nationen gemischte Menge gedrängt und das am Hafen liegende stattliche Hotel Metternich erreicht. Wohl gesäubert, schlenderten wir nicht lange darauf durch die schönen belebten Straßen der Neustadt, worauf ein Fiacre bestiegen wurde, um den Kamm des nahen Gebirges bei dem Mauthhause Dptschina zu erreichen, wohin uns eine mit Recht belobte Aussicht lockte. Zwar war die Hinauffahrt auf der schönen, wahrhaft meisterlich geführten Straße durch die Wolken von Kalkstaub belästigt, die uns die Bora entgegenwirbelte, zwar wehte uns dieser wüthende Wind, oben angelangt, fast von der fahlen mit scharfen Steinen übersäten Höhe herunter, auf die wir oben gestiegen waren der weiteren Sicht halber: doch fanden wir ein windficheres Plätzchen und schwelgten in dem wunderbaren Anblick, der sich uns darbot. Hinter uns, so weit das Auge sah, kahle nackte Hochflächen, von eben so kahlen Hügelketten unterbrochen, ein Bild des Todes, vor uns zu unseren Füßen die sanftgeträufelte Meeresfläche mit zahlreichen weißen Segeln, die lebensvolle, weißglänzende Stadt,

umgürtet auf der einen Seite von Terrassengärten, aus denen eine Menge von Landhäusern hervorblickten, auf der anderen Seite beschattet von dem Mastenwalde des Hafens, umwogt von der blaugrün schillernden See. Weiterhin die unabsehbliche Meeresbucht, umsäumt von den kahlen Höhen der istrischen Halbinsel wie von den Salzflümpfen und Ebenen an den Mündungen der Fionzo und Tagliamento; endlich rechts seitwärts die von Wolken umschleierten julischen Alpenkämme, überragt von dem dreiföpfigen Terglon. Wie schön!

Abends wurde der herrliche, unbeschreibliche Sonnenuntergang vom Hafen aus beobachtet, wobei V., der Pr. und ich auf einem der marmornen Pfeiler, an dem die Schiffe befestigt waren, nicht einen doppelten, sondern einen dreifachen Adler machten zum Erstaunen verschiedener Nationen. — Dann Heimkehr und zum Schreibtisch geeilt. Jetzt aber fallen mir die Augen zu. Ich sage Dir herzlich gute Nacht! Möge der Allmächtige Euch behüten und mich!

Venedig, den 12. September, Abends. Du siehst, meine Geliebte, daß ich auch eine zweite Seereise mit Gottes Hilfe glücklich beendet habe. Ich bemerke über den gestrigen Tag ganz kurz, daß ich wenig darüber zu sagen weiß, daß ich wohl Zeit aber wenig Stoff zum Schreiben gehabt hatte und es daher unterließ. Den größten Theil des Tages füllten vergebliche Handelsgeschäfte aus, indem mein Infant durchaus türkische Waaren in T. kaufen wollte, die dort nicht oder wenigstens in der gewünschten Güte zu haben waren. Ich könnte Dir nun zwar Vieles und Ernstes über Triest schreiben, aber dazu fehlt mir heute die Zeit, denn es ist bald 10 Uhr und ich bin sehr müde von der Nachtreise. Wir schifften uns um 10 Uhr gestern Abend in T. auf demselben guten Schiffe (Erzherzog Friedrich) ein, welches uns hergebracht.

Wenn wir auch vorher manche Zweifel über die Günst des Wetters gehabt, wenn auch das kurz nach 7 Uhr und daher 6 Stunden zu spät dort von Venedig angekommene Schiff und seine Passagiere eine recht üble Fahrt gehabt hatten, so überzeugten wir uns doch bald durch das Nachlassen der Bora und den schönen tiefblauen mit glänzenden Sternen überlärten Himmel, daß uns wahrscheinlich kein Unfall, keine Widerwärtigkeit treffen würde. Und in der That, wir hatten uns nicht geirrt. Auch ging das Schlafen diesmal trotz der Enge und Schwüle der Lagerstätte schon besser, als das erstemal, und ich würde ganz ausgeschlafen haben, hätte ich mich nur früher entschließen können, das Verdeck und die schöne frische Seeluft zu verlassen und hätte es nicht in dem übervollen Schiffe eine Menge Leute gegeben, die wegen Mangel hinreichender Schlafstätten sich die Zeit in ächt italienischer Lebendigkeit mit Schwätzen und Lachen vertrieben. Diese verschafften mir denn auch heute das wiederholte Vergnügen eines heiteren Sonnenaufgangs, wengleich ganz wider Wunsch und Willen. Indeß war ich bald damit versöhnt, besonders nachdem ich, hier angekommen, gleich den Gefährten noch ein Stündchen geschlummert. Dann hielt ich meine kurze Sonntagsandacht, und eilte in die Gondel, nach der Post — leider umsonst! — Den Rest des Morgens verbrachte ich mit den Genossen größtentheils vor dem Café Florian auf dem Marcus-Platz in heiterem und traulichem Geplauder, größtentheils über die vielen neuen Pnyfiognomien, die der morgen hier beginnende Gelehrten-Congress herbeigezogen. Nach dem Mittagessen bestiegen wir unsere Gondeln und fuhren zum Corso, der



in Folge des schönen Wetters und der stattfindenden Proben zu der über 8 Tage vor sich gehenden Regatta unbeschreiblich belebt war, und ein so originelles Schauspiel darbot, daß ich mehrfach herzlich bedauerte, daß Du nicht, statt meines lieben Bismarcks, an meiner Seite sähest.

Dem Gewirr auf dem Wasser ist nur das zu vergleichen, was wir Abends auf dem Marcus-Platz trafen, von dem ich eben heimlehre. Nun gute Nacht, meine theure, liebe Frau!

Verona, den 15. September, Abends. Dieser Abend auf dem Marcus-Platz war in der That der schönste Schlüsselpunkt für unsern Aufenthalt in jener wunderbaren Stadt. Davon werde ich Dir noch manchemal erzählen. Eine schriftliche Mittheilung darüber mit dieser blassen Tinte würde mir nimmer genügen, verbrauchte ich sie gleich bis auf den letzten Tropfen. Auch steht das Bild jenes feenhaften Abends so lebendig vor meiner Seele, daß ich hoffen darf, keinen der Eindrücke vermischt zu sehen, die ich Dir zu schildern habe. Du weißt, ich verließ jenen Zaubersaal, um Dir zu schreiben und siehst daraus, daß es für mich wohl noch lieberes gibt. — Anderen Morgens wurde früh Abschied genommen von all jener Herrlichkeit und um 7-Uhr nach Padua gedampft; dort promenirten wir in der lieben Sonne nach der Kirche des heil. Antonius, die mir ungeachtet ihres großen Rufs und ihrer Pracht an Grabdenkmälern (worunter mir nur das des Feldherrn Contarini einigen Eindruck machte) nicht sehr imponirte; sodann nach der Scala di Tizian mit einem guten Frescobilde dieses Künstlers, hierauf nach verschiedenen Cavallerie-Ställen, endlich zum Palazzo di Razione mit seinem Riesensaal. Endlich fanden wir Ruhe und Stärkung in dem größten Café, das ich noch in Italien gesehen. Nach eingenommenem Frühstück eilten wir in einer Nußschale von Wagen von einem Ponni gezogen nach dem Bahnhof und sagten bald darauf auch dieser alten Stadt Lebewohl, die mit ihren verödeten Straßen und verfallenen Palästen ebenfalls an die entschwundenen Zeiten der venetianischen Größe erinnert. In  $\frac{3}{4}$  Stunden langten wir bei Vicenza an, bewunderten ihre schöne Lage oder vielmehr den Reichtum und die Anmuth ihrer Umgebungen, denn die Stadt selbst erblickten wir nicht, und eilten mit Extrapostpferden hierher, wo wir um 6 Uhr Abends anlangten. Die Fahrt war, den dicken Staub abgerechnet, sehr angenehm. Die Gegend ist reich und blühend, mehrere Punkte, wie Montebello, Monsforte &c. mit schönen alten Castellen geziert, wahrhaft romantisch; bei jedem Schritt eine historische Erinnerung an das Glanzjahr 1796 Napoleonischer Feldherrngröße, so daß es mich nicht reut, daß wir den Weg bis Vicenza morgen noch einmal machen, wo wir denn auch Gelegenheit haben werden, einen Blick auf jene Stadt zu werfen. Als wir gestern Abend hier angekommen, gereinigt und gespeiset waren, machten wir noch eine Promenade durch die Stadt nach der Piazza di Bar und dem Café militare. Eine mit Fackelschein vorüberauschende Militair-Musik, die die Commandeure eines heute ausmarschirten Infanterie-Regiments ehren sollte, zog uns, wie Du Dir vorstellen kannst, mit sich. So promenirten wir noch in einer sehr gemischten Gesellschaft durch die unbekannt, nächtliche Stadt, verloren uns auf dem Heimwege, kamen indeß gegen 10 Uhr wohlbehalten im Hotel an. Trefflich geschlafen. Heut Morgen gegen 8 Uhr traten wir unsere Wanderung durch Verona von Neuem, aber mit mehr Humor an.

Zuerst wandten wir uns, die Lage zu überschauen, nach dem ehemaligen Capitol, der nachmaligen Feste Theodorichs des Großen und der Scaliger, dem zerstörten Castell S. Pietro, welches auf einer isolirten Höhe, in Mitte des ehemals viel ausgedehnteren, auf dem linken Etschufer gelegenen Stadttheils, so recht eigentlich zu einer Zwingsburg gegen die Stadt gemacht schien, so wie das Castell Vecchio in dem rechts der Etsch liegenden Stadttheil für diesen einen ähnlichen Zweck gehabt zu haben scheint. Heute ist dies letztere Arsenal und Artillerie-Kaserne nur in noch leidlich wohnhaftem Stande. Die österreichische Regierung hat in neuester Zeit aus Verona einen Hauptwaffenplatz gemacht. Die neuen Fortificationen umschließen nicht bloß die Stadt mit ihren 4 Etschbrücken, sondern auch einen großen Theil des ihr auf dem linken Flußufer anliegenden amphitheatralisch aufsteigenden Terrains. Man übersteht dieselben mit großer Deutlichkeit von dem alten Capitol und sie tragen nicht wenig dazu bei, das Malerische des von dort zu überschauenden anmuthigen Rundgemäldes zu erhöhen. Zu den Füßen liegt die große Stadt, von zahlreichen Thürmen überragt, von der Etsch durchschlängelt. Jenseit derselben die unenbliche grüne Ebene, mit Landhäusern, Dörfern, Kirchen weiß überfäet; auf der anderen Seite grüne, schwellende Hügel mit Mauern, Thürmen, Festen gekrönt, im Hintergrunde die Voralpen: ein reizendes Bild. Das Castell S. Pietro war auf Ruinen römischer Bauwerke aufgeführt. Seine durch Napoleon bewirkte Zerstörung hat zur Durchwühlung der Unterbauten und diese zur Entdeckung eines römischen Theaters geführt, dessen größter Theil indeß noch in Schutt begraben liegt. Vom Castell S. Pietro stiegen wir hinab zur Cathedrale, einem schönen großartigen Gebäude im byzantinischen Styl aus dem 8. oder 9. Jahrhundert, mit einer Facade aus dem 12., Säulen, Ornamente, Fußböden alles aus dem berühmten röthlichen Marmor, der in der Gegend gebrochen wird. Von dort am Pallast der Scaliger, der ehemaligen Beherrscher von Verona, vorüber nach den berühmten Grabdenkmälern dieser Familie, die mir indeß keinen großen Eindruck gemacht haben. Ihnen fehlt Grazie, Anmuth und Einfachheit; die Pracht an Marmor und Schnörkeln vermag keinen Ersatz dafür zu bieten. Auch bekunden sie durch ihre Inschriften mehr die Eitelkeit und Prahlerei derer, die sie (theilweise schon bei ihren Lebzeiten) errichteten, als die Liebe derer, die sie hinterließen. — Endlich langten wir bei der Hauptsehenswürdigkeit der Stadt, dem herrlichen römischen Amphitheater an, das fast vollkommen erhalten auf seinen Marmorstützen 25 000 Menschen zu fassen vermag. Wir scheuten trotz der Sonnenhitze nicht, die oberste Sirkreihe zu erklimmen und auf derselben einen Rundgang um das ganze Oval zu machen, um Stadt und Umgegend nochmals mit einem Blick zu umfassen. Es war 11 Uhr; das nahe Café militaire erquickte uns mit trefflichem Erdbeereis. Dann schlenderten wir nach Hause, wo ich meine Sachen für die fernere Reise ordnete und packte und dann  $\frac{1}{2}$  Stündchen schlief. Um 2 Uhr zu Tisch. Gegen 4 Uhr bestiegen wir die treffliche Karosse des Hotels und rollten zuerst nach der Kirche di S. Zeno, einer schönen Basilika, die, leider nicht vollendet, ihre Entstehung schon dem 7. Jahrhundert verdankt. Auch hier Alles von rothem Marmor. Interessante alte Fresken aus dem 11. Jahrhundert, kolossale Weißbeden von Marmor, denen forinthische Kapitäle von zertrümmerten römischen Tempelsäulen zum Fuße dienten; noch kolossaler eine Porphyrbase von 25 Fuß Umfang, auch

aus römischer Zeit, eine große helle Krypta. Unser Weg führte uns dann an der Porta di Paglia (von St. Michele) vorüber zum Corso und zum mantuanischen Thor hinaus, um Verona's schöne Lage auch von dieser Seite zu bewundern. Leider störte uns ein Gewitterregen in diesem Vorhaben. Nachdem wir bei einigen Landhäufern vergeblich eine Aenderung des Wetters abzuwarten versucht, und dort die Bekanntschaft eines Offiziers von den eben in Italien aus Kroatien angekommenen Grenzern gemacht hatten, kehrten wir durch das Mailänder Thor in die Stadt und in das Hotel zurück. Der Regen dauert fort; vom Staube werden wir daher morgen wohl nicht wieder leiden. Wir haben eine große Tagereise bis Belluno, müssen daher schon um 5 Uhr im Wagen sitzen.

Der Reisebericht fährt dann in Innsbruck am 19. September fort: Am 16. Morgens 5 Uhr rollten wir aus dem schönen Verona und zwar wieder auf dem Wege, den wir gekommen, nach Vicenza, woselbst wir aber nur so lange verweilten, um eine kleine Erfrischung zu nehmen; doch erfreuten wir uns im Durchfahren, freilich nur ganz oberflächlich, an der Menge herrlicher Gebäude, mit denen der berühmte Baumeister Palladio diese seine Vaterstadt geschmückt hat. Der Weg bis Citabella, das Du auch schon kennst, bietet nichts Bemerkenswerthes als den Uebergang über das wohl  $\frac{1}{4}$  Stunde breite, doch zur Zeit wasserarme Riesbett der Brenta mittelst einer schmalen, bausälligen hölzernen Brücke. Auch den Weg von Citabella nach Bassano kennst Du schon. Bis dahin war unsere Beförderung sehr schnell und prompt erfolgt, so daß wir noch immer hoffen durften, unser heutiges Reiseziel, Belluno, zu erreichen. Aber hier in Bassano sollten wir noch zu guter Letzt ein Fröbchen von italienischer Gaunerei erfahren. Zuerst gab man an, kein Pferd zu haben und deren 16 standen im Stalle, dann fing man Streit an über die Route, die wir einschlagen wollten, dann über die Zahl der Pferde, und dies Alles, weil der Postmeister, zugleich Gastwirth, uns durch den Aufenthalt Veranlassung geben wollte, sein schmieriges Diner zu verzehren. Er setzte freilich nichts durch, als uns wirklich aufzuhalten, so daß wir fast 1 Stunde verloren. Als wir endlich weiterfahren konnten, fanden wir daß die Pferde müde, kraftlos und dennoch widerspenstig waren, so daß wir mit Mühe und Noth erst Abends gegen 9 Uhr in Feltre, noch 4 Meilen von Belluno anlangten. Uebrigens war die Fahrt dahin über die lieblichen Vorhöhen der Alpen anmuthig genug. Die tief eingefurchte Hügelreihe zu unserer Rechten, deren Gipfel Burgen krönten, ließen weite Blicke über die unabsehbare grüne Ebene gegen Padua und Venedig hin zu, und die Luft war so klar und rein, daß wir die Thürme und Häusermassen des ersteren, obgleich in gerader Linie 8 Meilen entfernt, deutlich zu erkennen vermochten. Wir passirten Pissagno, den Geburtsort Canova's, und bewunderten die schöne, nach dem Muster des Pantheon erbaute Kirche, mit welcher er seine Heimat beschenkt hat. Bei Peserobba schlängelte sich der Weg gemach in's Thal der Piave hinab, des bedeutendsten unter den reißenden Torrenten, die der venetianischen Küste zufließen, daher ein breites Riesbett, zur Zeit mit wenig Wasser, zur Zeit aber ein reißender, zerstörender Strom. In Fener fielen wir, während die matten Pferde gestärkt wurden, in das Dorfwirthshaus und vertilgten heißhungrig Alles, was ein italienisches Institut dieser Art in kurzer Zeit nur immer aufzubringen vermag. Zum Glück war die Nähe Deutschlands und ihr Einfluß so sichtbar, daß wir hier

wie in Feltre über Unreinlichkeit nicht zu klagen hatten. Im letzteren Städtchen mußten wir wohl oder übel übernachten, woraus zunächst folgte, daß wir erst heute hier (in Innsbruck) würden eintreffen können. Ein Streit mit den Postillonen, die uns gefahren (in Italien kann man bei 4 Pferden nur mit zwei solchen Eseln fortkommen), wurde mit Hilfe eines deutschen Landsmanns zu meinen Gunsten geschlichtet, aber ich hatte mich doch über die Schelme geärgert. Desto ruhiger ging folgenden Tages die Reise in dieser Beziehung, da wir in Belluno einen ehrlichen Postmeister trafen, der uns durch seine Maßnahmen vor jeder Presserei schützte. Feltre liegt, so weit es die Morgennebel bei unserer frühen Abfahrt erkennen ließen, in einer anmuthigen Thalweitung der Piave und das ganze Thal ist bis Belluno reich, fruchtbar, angebaut und wechselvoll durch die Hügel, die der Fluß an seinen Ufern aufgeführt, und die Zeit und Menschenleiß mit grüner Gartenbede überzogen hat. Auf halbem Wege passirten wir das breite Riesbett des Cordevole auf einer langen Holzbrücke; von nun an wird das Thal beengt. Desto anmuthiger ist deshalb die Lage Bellunos, eines freundlichen Städtchens von 10,000 Einwohnern. Nachdem wir dort eine kleine Reparatur am Wagen hatten machen lassen, erreichten wir 1 Stündchen später Capodiponte und wandten uns nun entschieden gegen Norden, der Heimat zu. Immer der Peave folgend bis Perarollo, durchzogen wir ein Thal, das zu den interessantesten gehört, die das Alpenland birgt; aber nichts gleicht der wilden Schönheit des Thals der Voita, eines Nebenflusses der Piave. Ihm folgten wir, für heute bis Ampezzo, wo wir in einem kleinen Dorfwirthshause sehr reinliches Quartier fanden. Ich rathe Dir, willst Du von diesem Wege durchs Ampezzaner Thal Näheres erfahren, suche Dir aus meinem Bücherschrank in der Ecke ein Buch, blau oder grün, kartonnirt, betitelt: „Blicke in die östlichen Alpen“ von Freund Canstein und lies das betreffende Capitel; ich vermag Dir in meiner hentigen Eile keine so gute Beschreibung zu machen als jenes. Mit diesem Buche folge mir andern Tages über Höllenstein und Brunneckn durch das Puster-Thal bis zur Franzensveste. Besonders interessant waren mir die Vegetationsverhältnisse zwischen Pintelstein und Höllenstein, wo ich bei einer absoluten Höhe von 4500—4700 Fuß neben der Straße fast alle europäischen Nadelholzarten beisammen sah, doch war unsere nordische Kiefer freilich nur in einigen schwachen Exemplaren vertreten.\*) Am höchsten, wohl bis 6500 Fuß und höher stieg die Rothtanne empor, während am Wege Knieholz (*Pinus montana*) Zirbelliefer, Bergweiden, höher hinauf auch Zwergbirken standen. Aber die Rothtanne dominirte auch hier unten; Knieholz verschwand erst in der Nähe des Toblach-Sees in ca. 4000 Fuß abf. H. gänzlich. Interessant waren auch die Wasserscheiden bei Spital und Toblach. Wie anmuthig und freundlich die Lage von Brunneckn mit seinem blanken, wohlerhaltenen Schloß und seinen rauchenden Schornsteinen, die auch unseren leeren Mägen nicht vergebens Labung versprachen. Schwerfälligkeit der Tyroler Postillons, verglichen mit den italienischen. Pferdemangel in Unter-Valle. Mühlbacher oder Haslacher Klause, ein zerstörtes kleines 4seitiges Castell mit Eckthürmen sperrt noch immer die Straße. Seitenstraße über Schabs in militärischer Hinsicht nicht zu billigen. Unser Versuch in der Franzens-

\*) N. hatte stets eine große Vorliebe für Coniferen.

veste war zu flüchtig, um mich zu befriedigen. Die Fahrt in der Dunkelheit nach Sterzing kürzten wir nach Kräften durch Gesang. Dichte Staubwolken ersickten endlich unsere Stimmen. Diesem Leiden zu entgehen, wünschten wir sehnlich einigen Regen aus den dicken Wolken herab. Der Wunsch ging reichlich in Erfüllung und es goß, als wir heute früh den Brenner hinauffahren; vergebens die Hoffnung, auf dieser Seite der Alpen besseres Wetter zu finden. Oben war alles weiß. Aber bei der letzten Station vor Innsbruck schlossen die himmlischen Schleusen sich endlich, und wir hatten einen recht heiteren Blick auf die schmucke heitere, in dem breiten Thale behaglich gelagerte Stadt. — Der Reisebericht wird hier durch einige auf die Erziehung seiner Kinder bezügliche Rathschläge und Mahnungen unterbrochen, in Betreff deren die Frau daheim mit einem derselben ihre Noth gehabt und in ihrem Brief geklagt zu haben scheint. Dieselben sind zu bezeichnend für den Ernst, mit dem R. diese Aufgabe erfaßte, als daß sie nicht hier ihre Stelle finden dürften. Es heißt in dieser Beziehung: „Es kommt hier nicht darauf an zu erörtern, welche Mißgriffe wir bei Erziehung eines Kindes gemacht haben mögen, namentlich ich, sondern es ist von viel größerer praktischer Bedeutung, festzustellen, wie dasselbe künftig zu behandeln ist. Du hast gewiß das Rechte getroffen, wenn Du es durch mütterliche Liebe und Ermahnung zu ziehen suchst. „Die Liebe überwindet Alles.“ Man muß nur den Erfolg nicht gleich sehen wollen. „Gut Ding will Weile haben.“ Freilich ist es schwer, sehr schwer, nicht müde zu werden in eifriger Liebe, nicht ungeduldig, nicht zornig — das weiß niemand besser als ich — und noch schwerer ist es vielleicht für eine Frau, sich nicht durch Kleinigkeiten, Ungezogenheiten u. reizen zu lassen. Dennoch, meine Liebe, bleibt nichts übrig, als die Liebe, Du verstehst mich, nicht die weiche, Alles duldbende und entschuldigende, sondern die Liebe im Ernst und der Furcht Gottes, die Stärkung sucht, wenn die Kraft erlahmt, bei dem Herrn der Stärke, die liebend zu strafen und strafend zu Lieben versteht. Es ist gewiß eine lange und schwere Prüfung, ein Kind groß zu ziehen, weil man sich selbst zugleich mit erziehen muß und keinen Augenblick darin nachlassen darf. Das ist aber eben der Finger Gottes, der uns damit weist, worin es uns selbst fehlt. Darum müssen wir auch dafür danken, als für ein Erziehungsmittel, was Gott unser himmlischer Vater und Pädagog für uns selbst sich ersehen hat, zu unserer Prüfung, aber eben deshalb auch zu unserem Heil. — Vor Allem muß daß Kind gehorchen, hat es gehorcht, dann die Gründe und Vorstellungen. Die Forderung des Gehorsams mit festem Ernst, aber ohne Heftigkeit, die Vorstellung mit Milde und Ruhe. Verzage nur nicht, meine Liebe! Gott wird Dich stärken, denn Du gehst auf seinen Wegen, wenn Du Dein Kind ihm zuzuführen suchst.

## Zur Geschichte der Juden im Alterthume und Mittelalter.

Von

August Aludhohn.

II.

Glückliche Tage verlebten die Juden im fränkischen Reiche unter Karl dem Großen und seinen nächsten Nachfolgern, die sich jüdischer Leibärzte, jüdischer Hof-

lieferanten und Finanzbeamten und selbst jüdischer Diplomaten bedienten. So war es ein Jude, den Karl der Große mit einer Gesandtschaft an den Chalifen von Bagdad betraute. Außerordentlich günstig war den Juden der Hof des frommen Ludwig, dessen Gemahlin Judith sich als Gönnerin des Judenthums eifrigen Kirchenfürsten nicht wenig verhaßt machte.

Die canonischen Gesetze wurden nicht beachtet; die Juden durften neue Synagogen bauen und ungeschert christlichen Zuhörern ihre Religion anpreisen. Ja der eifrige Bischof Agobard klagte, daß es nicht allein am Hofe, sondern auch im Volke so viele Profelyten gäbe, daß das Aergerniß sich in eine Gefahr verwandle, und machte dabei das für seine Amtsbrüder beschämende Zugeständniß, daß die Juden Predigten in ihren Synagogen hielten, die nach Aussage gar mancher Christen besser und erbaulicher seien, als die der katholischen Priester. Agobard rief die anderen Bischöfe zu Hilfe und bestürmte den Kaiser; aber Ludwig, so schwach er im Uebrigen war, lehnte jede Verfolgung ab, und auch unter Karl dem Kahlen, seinem Nachfolger in Frankreich, kam es nur in einzelnen Diöcesen zu brutalen Scenen.

Was endlich unser Vaterland betrifft, so wissen wir über die Juden in Deutschland aus dem 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung wenig genug. Es steht aber fest, daß sie schon in der römischen Kaiserzeit in einzelnen Städten am Rhein und an der Donau ansäßig waren. In Worms und Regensburg lautete die Tradition sogar dahin, daß die Juden dort schon vor Christi Geburt heimisch gewesen, so daß ihre Nachkommen, im späteren Mittelalter wiederholt von Verfolgung bedroht, schon aus jenem Grunde am Kreuzestode Christi unschuldig zu sein behaupten konnten. Wie viele Juden aber bei uns die Stürme der Völkerwanderung überdauerten, wissen wir nicht. Dagegen ist bekannt, daß, als im 10. und 11. Jahrhundert die neu ausblühenden Städte am Rhein, Donau, Main und Elbe eine Rolle zu spielen anfangen, sich daselbst jüdische Gemeinden fanden und unter dem Schutze der Kaiser und Bischöfe dem Handel sich widmeten. Sie durften auch nach den in Deutschland giltigen karolingischen Gesetzen in den Städten Grundbesitz erwerben. Als Handelsleute aber waren sie in so hervorragender Weise thätig, daß Juden und Kaufleute fast gleichbedeutende Begriffe waren. In Zollprivilegien für Worms und Magdeburg werden sie den übrigen Kaufleuten sogar vorangestellt.

Der Bischof von Speier sagt in einer Urkunde vom Jahre 1084: da er aus dem Ort eine Stadt machen wollte, habe er geglaubt, die Ehre desselben tausendfach zu mehren, wenn er daselbst auch Juden versammelte. Er trifft dann bemerkenswerthe Bestimmungen zu ihren Gunsten, weist ihnen einen besondern Stadttheil als Wohnsitz an, der zum Schutze gegen Feindseligkeiten anderer Bürger mit einer Mauer umgeben wird. Hier wie anderswo in der Stadt dürfen sie Wechselgeschäfte treiben, kaufen und verkaufen. Sie dürfen auch christliche Diener halten, Grundbesitz erwerben, einen Begräbnißplatz, eigene Gerichtsbarkeit u. s. w. haben.

Heinrich IV. aber bestätigt und erweitert einige Jahre später jene Rechte und nimmt die Juden in seinen besondern königlichen Schutze. Er sichert ihnen u. a. Handels- und Zollfreiheit im ganzen Reiche zu, ferner Schutze ihrer Religion, eigene Gerichtsbarkeit, Freiheit von Einquartierung und ähnlichen Leistungen.

Wer lebendig nach diesen Urkunden die damalige rechtliche und sociale Stellung der Juden bemessen wollte, könnte meinen — und diese Meinung ist wiederholt laut geworden —, als ob man in den deutschen Städten ähnlich wie zur Zeit der Karolinger in Frankreich auf bestem Wege gewesen wäre, die nationalen und religiösen Vorurtheile immer mehr zu überwinden und eine sociale Gemeinschaft der Christen und Juden anzubahnen. Daß statt dessen noch vor Ende des Jahrhunderts mit dem ersten Kreuzzuge eine blutige Verfolgung über die Israeliten hereinbrach und daß ähnliche Greuelscenen sich in den folgenden Jahrhunderten mit einer fürchterlichen Regelmäßigkeit wiederholten, so oft die Volksmenge durch geistlichen Eifer oder durch plötzlich hereinbrechendes Landesunglück leidenschaftlich erregt war, daran soll, wie häufig geurtheilt wird, nur die zum Fanatismus gesteigerte christliche Intoleranz schuld gewesen sein.

Es ist wahr: die römisch-katholische Kirche ist nicht in demselben Maße, wie sie erstarkte und alle Lebensverhältnisse der abendländischen Völker zu durchdringen und zu beherrschen anfing, toleranter, sie ist vielmehr ausschließlicher geworden, wie ja erst die Kirche die Kreuzzüge, das Papstthum des 13. Jahrhunderts Kezerverfolgungen organisiert hat. Es ist ferner wahr, daß die Kreuzzüge, indem sie das religiöse Gefühl in den Massen zur höchsten Begeisterung entflammten, auch die Leidenschaften gegenüber Andersgläubigen oder Ungläubigen wachriefen. Es kann endlich auch nicht geleugnet werden, daß, nachdem der Kreuzzugseifer erloschen, die mächtig anwachsenden neuen Orden das ihrige thaten, um den kirchlichen Sinn in allen Kreisen des Volks zu erhalten und zu stärken: Aber man darf bestreiten, daß jene Entwicklung der christlichen Kirche und die Steigerung des christlichen Bewußtseins allein oder nur vorzugsweise den Gegensatz gegen das Judenthum bis zu blutigen Verfolgungen verschärft habe. Nicht weniger Grund und Anreiz zu fortbauender, ja erhöhter Abneigung war auf der anderen Seite gegeben.

Auch die Juden hielten ihrerseits mit größter Zähigkeit an der Schranke fest, welche die Religion zwischen ihnen und den Christen bildete. Sie fuhrn fort, von ihrem starr monotheistischen Standpunkte aus gegen das Christenthum mit seiner Heiligenverehrung, seinen Bildern und Reliquien Abscheu zu hegen und deutlich genug zu verrathen. Vornehmlich blieb der Stifter unserer Religion ihnen Gegenstand des Hasses und der Verachtung, wie diese nicht allein im Talmud, sondern mehr noch in späteren Schriften zum Ausdruck gekommen ist.

Indem ich hier des Talmud gedenke, der nun einmal in dem Verhältniß der Juden zum Christen eine bemerkenswerthe Rolle gespielt hat, will ich nicht unterlassen, die Erinnerung vorauszuschicken, daß jenes Werk, bekanntlich eine Sammlung von Ueberlieferungen und Erklärungen über religiöses und bürgerliches Recht, für die heutigen Juden keine bindende Norm mehr bildet, sondern im Allgemeinen nur noch die Bedeutung einer historischen Urkunde hat, für deren Inhalt unsere heutigen jüdischen Mitbürger ebenso wenig verantwortlich gemacht werden können, wie die katholischen Christen für die Kezerebichte des 13. Jahrhunderts. Ich will auch gern hervorheben, daß der Talmud manche ausgezeichnete Maximen enthält, daß neben Haß und Verachtung gegen fremde Völker auch Milde, Menschlichkeit und Nächstenliebe zum Ausdruck kommen; aber es bleibt doch wahr, daß im

Talmud von dem Stifter unserer Religion nur mit unerträglichem Spott und großer Verachtung geredet wird. Noch mehr geschieht dies in einer Geschichte Jesu, die im Mittelalter sehr verbreitet war.

Abgesehen davon, daß diese Schriften auf die Gesinnungen, welche die Juden gegen die Christen hegten, fortdauernden Einfluß üben mußten, konnten die Christen, wenn sie von dem Inhalt derselben Kenntniß erhielten, sich nur tief gekränkt oder empört fühlen. Nun hat aber nicht etwa erst ein getaufter Jude des 16. Jahrhunderts, Pfeffertorn, der Gegner Neuchlins und der Humanisten, die Literatur seiner ehemaligen Glaubensgenossen als christenfeindlich denunciirt, sondern dasselbe that schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Frankreich ein gleichfalls zum Christenthum übergetretener Israelit, welcher, um mit Jost zu reden, „wie viele seinesgleichen ein Verdienst darin suchte, seine früheren Glaubensgenossen zu kränken.“ Er rief Gregor IX. zum Einschreiten gegen den Talmud und die rabbinischen Schriften, welche die „Gotteslästerung“ enthielten, auf. In Folge dessen wurden im Jahre 1244 zu Paris nicht weniger als 14 Wagenladungen von Handschriften des Talmud öffentlich verbrannt und 4 Jahre später noch sechs Wagen voll anderer rabbinischer Schriften.

Noch mehr aber als der nationale und religiöse Gegenstoß erschwerten die sociale Absonderung und die wirthschaftliche Thätigkeit der Juden ein freundliches Verhältniß zu den Christen.

Schon vor dem Zeitalter der Kreuzzüge lebten sie, wie u. a. aus der erwähnten Speirer Urkunde hervorgeht, in den deutschen Städten in abgeordneten Quartieren, nicht wie die übrigen Bewohner mit Handwerk oder Ackerbau, sondern mit dem Handel beschäftigt. In anderen Ländern, wo die Juden in größeren Massen sich fanden, haben sie allerdings auch mit Landbau und Handwerksbetrieb sich befaßt; aber die vorwiegende Neigung und Begabung führte sie überall, wo die Umstände günstig waren, zu den Handelsgeschäften. Sie vermittelten in Deutschland, so lange sich ein nationaler Kaufmannsstand nicht gebildet hatte, den größten Theil des Güterverkehrs; als dann aber mit dem Emporkommen der Städte deutsche Kaufleute sich immer mehr des Waarenhandels bemächtigten, hielten die Juden neben dem Kleinvertrieß und Hausirhandel auch an solchen Geschäftszweigen fest, welche den Christen Religion, Gesetz oder Sitte verboten. Ich rechne dahin einmal den Sklavenhandel, der sofern es sich um Nichtchristen handelte, zwar gesetzlich zulässig war, aber sicherlich nicht als ehrbar galt; ferner den Handel mit Kirchengeräthen und anderen religiös geweihten Dingen, welcher trotz aller Verbote von den Juden im Geheimen betrieben wurde, so oft gewissenlose und habgierige Priester die Hand dazu boten.

Der schon erwähnte jüdische Geschichtschreiber Jost leitet sogar den Reichthum der französischen Juden im 12. Jahrhundert, der so groß war, daß sie halb Paris mit Hypotheken belegten, nicht sowohl von den hohen Zinsen ab, die sie für bargeliehene Capitalien nahmen, als aus dem heimlichen Ankaufe von äußerst kostbaren Kirchengegenständen (mit Brillanten besetzte Monstranzen, Crucifixe, Vocale), welche der Kirche geschenkt waren und von gnußsüchtigen Prälaten an Juden verkauft wurden. Das mag übertrieben erscheinen. Thatsache aber ist, daß im Jahre 1182 ein reiches Crucifix und ein schönes Evangelienbuch mit kostbarem Umschlage



im Pfandbesitz eines Pariser Juden entdeckt, zu ihrer Vertreibung den Anstoß gegeben haben. Wichtiger als dies alles und geradezu entscheidend für die Stellung der Juden im Mittelalter ist das Geldgeschäft gewesen, das ihnen für Jahrhunderte als Domäne zufiel.

Ich meine mit diesem Geldgeschäfte nicht das einfache Wechselgeschäft, den Umtausch der mannigfaltigen Münzwerthe, ein Geschäftszweig, der bei dem wirren Zustande des mittelalterlichen Geldwesens für den täglichen Verkehr von der größten Wichtigkeit war; auch nicht den großen Wechselbetrieb, welcher den aufblühenden Welthandel durch bequeme Zahlungsmittel erleichterte; endlich auch nicht andere den Verhältnissen moderner Bankinstitute entsprechende Functionen, wie sie den italienischen Bankhäusern und ihren über das ganze Abendland verzweigten Filialen früh vertraut waren und im späteren Mittelalter auch von deutschen Geschäftsleuten übernommen wurden: das specifisch-jüdische Geldgeschäft, das ich im Auge habe, ist das zinsbare Darlehen. Dieses bildete, wie die Hauptquelle ihres Reichthums, so auch die nieversiegende, vielmehr immer reichlicher fließende Quelle ihrer Leiden und ihres Glends. Um diese verhängnißvolle Bedeutung, welche das zinsbare Darlehen für die Juden im Mittelalter gewinnen sollte, verständlich zu machen, mögen folgende Bemerkungen gestattet sein.

Es ist eine bei allen Völkern auf niederer Culturstufe unter wirthschaftlich noch wenig entwickelten Verhältnissen regelmäßige Erscheinung, daß eine große Abneigung gegen den Capitalzins verbreitet ist. Das Zinsnehmen von dargeliehenem Gelde erscheint dem einfachen menschlichen Sinne als ein widernatürlicher gehässiger Gewinn, als eine Bereicherung des Müßigen auf Kosten des Arbeitenden oder als ein Raub des Reichen an dem Armen. Wir finden diese Anschauung auch bei Griechen und Römern. Cato sagt: „Es hat mancher für sich Geld auf Zinsen zu legen; aber es ist nicht ehrenhaft. Unsere Vorfahren haben also geordnet und in dem Gesetz geschrieben, daß der Dieb zweifachen, der Zinsnehmer vierfachen Ersatz zu leisten schuldig sei; woraus man abnehmen kann, ein wie viel schlechterer Bürger der Zinswucherer als der Dieb von ihnen erachtet wird.“

Dem entsprechend behandeln auch die wichtigsten Religionen das Zinsnehmen als eine Sünde. So die jüdische Religion, die den Capitalzins im Verkehr der Glaubensgenossen verbietet, das unverzinsliche Darlehen dagegen zu einer religiösen Pflicht wenigstens gegenüber armen Volksgenossen macht. Auch der Islam untersagt seinen Anhängern das zinsbare Darlehen, und ebenso ist die christliche Kirche verfahren. Die neutestamentlichen Aeußerungen freilich, die neben Stellen des alten Testaments für Zinsverbote geltend gemacht wurden, können nur mißverständlicher Weise als solche gedeutet werden, aber die maßgebenden Kirchenväter haben sich rückhaltslos gegen den Capitalzins ausgesprochen und die römische Kirche hat diese Auffassung sich angeeignet. Das canonische Recht verbietet unbedingt, von dargeliehenem Gelde Zins zu fordern und zu nehmen.

Es muß zugegeben werden, daß die Väter der Kirche, welche in früherer Zeit gegen den Capitalzins auftraten, zum Theil vielleicht im Hinblick auf die verheerenden Wirkungen des Wuchers im römischen Reiche, von Grundsätzen christlicher Liebe, von Barmherzigkeit gegen die Armen geleitet waren; aber sie erwiesen damit

späteren Jahrhunderten keinen guten Dienst und stellten der Kirche eine Aufgabe, die sie trotz aller ihrer Machtmittel ohne Schaden nicht zu erfüllen suchen konnte.

Allerdings vermochte die Kirche auf dem Höhepunkt ihrer Macht jedem Zinsgläubiger die Abendmahlsfeier, die Fähigkeit ein Testament zu machen, sowie das christliche Begräbniß zu versagen; sie konnte auf einer Kirchenversammlung in Vienne (1311) die Vertheidigung des Zinsnehmens sogar für Keterei erklären; sie konnte endlich die weltliche Gesetzgebung in derselben Richtung beeinflussen und staatliche Zinsverbote durchsetzen: aber sie war, da nun einmal ein entwickeltes Wirthschaftsleben der Darlehensgeschäfte unmöglich entbehren kann, nicht im Stande zu hindern, daß die Juden sich des Geschäftes bemächtigten, das den Christen verboten war.

Für die Juden bestand ja in den Augen der Christen ein religiöses Hinderniß gegen das Zinsnehmen nicht; für sie war es keine Sünde, Wucher — so heißt im Mittelalter jedes Darlehensgeschäft auch bei mäßigem Zinsfuß — zu treiben, und hätten sie selbst eine Sünde damit begangen, so wäre daran nicht viel gelegen gewesen. Denn die Juden hatten, wenn sie in ihrem Unglauben beharrten, ja doch keinen Anspruch auf die ewige Seligkeit.

Diese sophistische Betrachtung schiebe ich nicht etwa dem Mittelalter unter, sondern sie findet sich in unverfälschten Denkmälern unzweideutig ausgesprochen. So sagt z. B. Kaiser Friedrich III., als er im Jahre 1470 den Juden in Nürnberg die Erlaubniß des Aufenthalts verlängert: Handel und Gewerbe, worauf die auf sandigem unfruchtbarem Erdreich erbaute Stadt angewiesen sei, könne ohne Wucher oder Darlehensgeschäfte nicht bestehen, es sei aber ein geringeres Uebel und Unrecht, wenn der Wucher der Juden geduldet, als wenn den Christenmenschen zu wichtiger Ursache gegeben werde, da ja Jene, wenn sie in ihrem verstockten Gemüthe beharren, ohnedieß verdammt seien.

Dieselbe Auffassung finden wir schon bei Bernhard von Clairvaux, welcher die Juden geschont wissen will, damit die Christen nicht durch Wucher zu sündigen brauchen. Auch die französischen Stände behaupten, da Ludwig IX. jeden Wucher schlechtweg beseitigen will, daß Bauern und Kaufleute der jüdischen Geldbarlehen unmöglich entbehren könnten.

Aber was für den gewerbfleißigen Bürger, wie für den geldbedürftigen Edelmann oder Bauer eine Wohlthat hätte werden können, wurde nur zu häufig ihr Verderben. Denn die Zinsen, in wirtschaftlich unentwickelten Zeiten immer sehr hoch, wurden von den Juden ins Unermeßliche gesteigert, weil sie genöthigt waren, ihre Kapitalien so fruchtbar wie möglich zu machen, schon um die ungeheuren Abgaben, die auf ihnen lasteten, entrichten zu können.

Einmal waren nemlich die Juden dem Kaiser, unter dessen besonderem Schuß sie standen, zu einer Abgabe an die kaiserliche Kammer verpflichtet, weshalb sie seit dem 13. Jahrhundert des Kaisers Kammerknechte heißen. Als dann die Kaiser diesen einträglichen Zudenschuß an Landesherrn oder Städte als nutzbares Recht abtraten, behielten sie sich doch auch die Befugniß vor, sie ihrerseits gelegentlich zu besteuern. — Im 14. Jahrhundert kam der goldene Osterspennig für alle Juden auf. In Zeiten der Geldnoth aber — und wie oft kehrte diese

wieder — verlangten Kaiser und Landesherren noch außerordentliche Leistungen, deren Beträge sie beliebig feststellten.

Sollten die Juden nun für alle diese Fälle zahlungsfähig sein und als eine nie versiegende Einnahmsquelle jeder Geldverlegenheit mit oder ohne Anwendung von Gewalt abhelfen können: so mußten sie von ihren Darlehen hohe Procente nehmen. Daher gestatteten ihnen die Obrigkeiten regelmäßig nicht weniger als 40, 50 ja 80 vom Hundert. Daß es sich dabei in der Regel nur um Darlehen auf kurze Zeit, auf Tage, auf Wochen handelte, ließ den exorbitanten Zinsfuß wohl minder drückend erscheinen, in Wahrheit aber mußte er in vielen, vielleicht in den meisten Fällen den Ruin des Schuldners herbeiführen. Denn wenn dieser Kapital und Zins nicht rechtzeitig entrichten konnte, war er gezwungen, gegen neue Pfänder und neue Verschreibungen seine Schuld so lange zu vergrößern, bis er nichts mehr jein nannte.

Der jüdische Gläubiger brauchte sich also, um als Verberber seines Schuldners zu erscheinen, nicht jener verrufenen Schliche und Künste zu bedienen, worin Wucherer alter und neuer Zeit, christliche wie unchristliche, durch lange Uebung es leicht zu gefährlicher Meisterschaft bringen: auch auf regelmäßigem Wege war er keines Opfers sicher.

Uebrigens kann auch nicht geleugnet werden, daß die Juden oft genug die Macht, die der Kapitalbesitz ihnen gewährte, kleinen wie großen Schuldnern gegenüber mißbraucht haben. „Wo ihnen eine Gewalt eingeräumt war, hat schon der ehrliche Hüllmann gesagt, da gebrauchten sie dieselbe auf eine unbarmherzige und dabei hoffärtige und prahlerische Weise.“ Auch ein neuerer Geschichtschreiber jüdischer Herkunft erkennt an, daß die Juden zum Theil nicht ohne Schuld waren, wenn der alte gegen sie verbreitete Haß im Laufe des 14. Jahrhunderts noch allgemeiner und grimmiger wurde, indem sie die Geldnoth der Machthaber zur Erwerbung von Privilegien benützten, welche die Christen höchlich erbittern mußten. Brachten sie es doch bei dem Erzbischof von Köln einmal so weit, daß Jeder, der eine Forderung an einen Juden hatte, sich mit dem Urtheil des Synagogenrathes begnügen mußte ohne Recurs oder Appellation an eine christliche oder aus Christen und Juden gemischte Instanz. In Oesterreich aber, wo im 13. Jahrhundert die verschwenberischen Babenberger Herzoge so tief in Schulden steckten, daß sie ihren Gläubigern wichtige Finanzquellen des Staates verpfändeten, Juden also zu Finanzbeamten machten, setzten sie es durch, daß ihnen ein Zinsfuß von 174 Procente jährlich gestattet wurde. Kann man sich da wundern, wenn der österreichische Dichter Helbling die Volksstimmung in die Worte kleidet:

„Der Juden ist gar zu viel  
hie in diesem lande  
ir ist sünde und schande . . .  
Und wer ich ein Fürst zu nennen,  
ich hieß euch alle brennen  
ir juden, swa ich euch kann an.“

So viel zur Erklärung der namenlosen Drangsale, welche im Laufe des späteren Mittelalters über die Unglücklichen gekommen sind.

Es war bekanntlich im Jahre 1095, als Urban II. die Christenheit zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen, welche die Christ-

lichen Pilger mißhandelten und die heiligen Orte schändeten, aufrief. Der Papst versprach Erlaß aller Sünden jedem Christen, der das Kreuz auf sich nehmen würde. Eine ungeheure Bewegung ergriff die Massen. Zu der religiösen Begeisterung, die den Zeitgenossen selbst als eine unmittelbare Eingebung Gottes erschien und bei Manchen durch Visionen, Träume, Wunder bis zum Wahnsinn gesteigert wurde, kam die Lust an Abenteuer, ungestüme Thatendrang und die Sehnsucht, die Freuden der Pilgerschaft und die im Morgenlande winkenden Schätze mit der Entbehrung und der Noth in der Heimat zu vertauschen. Den Schaaren der Krieger aber, die mit Schwert und Lanze in den Dienst des Herrn traten, den Bürgern und Bauern, die Hab und Gut verkauften, um, wie einst in der Völkerwanderung, in bewaffneten Haufen in die Ferne zu ziehen, gesellte sich mancherlei besitzloses Gesindel bei aus Stadt und Land, zuchlose Haufen, von verwilderten Rittersleuten und fanatischen Priestern geführt, mit Weibern in Männerkleidung im Gefolge.

Als solch wüste Schwärme sich von Frankreich aus zuerst dem Rheine näherten, erregten sie Verwunderung und Entsetzen. Aber nur zu bald schlossen sich verwandte deutsche Elemente, darunter Diebe, Räuber und Mörder ihnen an. Das waren die rechten Werkzeuge für eine Judenschlächtere.

In Frankreich hatte die Lehre, daß gleich den Saracenen auch die Juden die Feinde Christi seien, schon 40 Jahre früher zu einer Mezelei geführt. Als nemlich französische Krieger ihren durch die Mauren in Spanien bedrängten Glaubensbrüdern zu Hilfe eilen wollten, eröffneten sie den Feldzug mit der Ermordung aller Juden, die ihnen in die Hände fielen, obgleich geistliche und weltliche Herren es zu hindern suchten. Der Papst lobte die letzteren deshalb und erinnerte daran, daß zwischen den Kindern Israels, die unter den Christen friedlich wohnten und den Saracenen, die sie verfolgten, wohl zu unterscheiden sei.

Je gewaltiger aber jetzt die allgemeine Kreuzzugsbewegung die Massen ergriffen hatte, desto näher lag der Wahn, daß die Juden, die einst den Herrn gekreuzigt hatten, in der That dasselbe Loos wie die Mohamedaner verdienten, wenn sie sich nicht bewegen lassen würden, durch Annahme der Taufe sich zu Christo zu bekennen.

Alle jüdischen Gemeinden am Rhein ordneten Fast- und Bettage an. In Speier schützte ein maderer Bischof die Bedrohten theils in seinem Palast, theils auf festen Burgen, bis der Sturm vorüber war. Entsetzlich dagegen wurde die Lage der Juden in Worms, woselbst das bischöfliche Schloß, in das sich viele geflüchtet, den Unglücklichen keinen Schutz gewährte. Um sich und die Ihrigen vor der verhassten Taufe zu retten, gaben sie sich lieber selbst den Tod, schlachteten Eltern, selbst Mütter, ihre eigenen Kinder.

„Höret mich an, ihr Großen und Kleinen — so rief ein Mann, dem seine Frau noch in ihrem vorgerückten Alter einen Sohn geboren —, diesen Sohn hat mir Gott gegeben; jetzt will ich ihn zum Opfer bringen, wie dereinst unser Vater Abraham mit seinem Sohne.“ Aber Zippora — so hieß seine Gattin — antwortete: „Ach, mein Herr, warte noch ein wenig, lege nicht Deine Hand an den Knaben! Ich habe ihn in meinem vorgerückten Alter geboren und ihn groß gezogen, wie der Adler seine Jungen hegt und pflegt.“ Er aber sprach: „Ich zögere keinen Augenblick; der ihn mir gegeben, nehme ihn als sein Theil zurück,

und bringe ihn in den Schoß unseres Vaters Abraham.“ — Und er nahm das Schlachtmesser und sprach die Benediction des Schächters aus, worauf der Knabe laut sprach: „Amen“, und er schächtete seinen Sohn. Hierauf ergriff er seine laut aufschreiende Frau und sie gingen vereint aus dem Zimmer, und die Wallfahrer tödteten sie.

So ein gleichzeitiger jüdischer Bericht, dem ich noch folgenden wilden Zug entnehme:

„Ein junger Mann, aufgefordert, sich taufen zu lassen, gab zur Antwort: Ich will euer Verlangen thun, führt mich aber vorher zum Bischof. Und sie thaten es. Als sie nun in der Wohnung des Bischofs ihn zu taufen begannen, zog er ein verborgenes gehaltenes Messer hervor, erstach den Kehlen des Bischofs, der unter ihnen thätig war, und noch zwei Andere. Hierauf wurde er getödtet.“

Noch grauenvoller ging es in Mainz zu, wo ein Graf Emicho von Leinungen, einer der Hauptanführer der ganzen Verfolgung, an der Spitze eines großen Haufens von Kreuzfahrern wüthete. Der Erzbischof machte Anfangs Miene, die Juden zu schützen; 1300 flüchteten sich in die weiten Räume und Höfe seines Palastes. Aber die zu ihrem Schutz aufgestellte Mannschaft weigerte sich, gegen die Mitchristen zu kämpfen und die Juden waren zu schwach, die Thore zu behaupten. Nun wiederholten sich die fürchterlichen Scenen von Worms. Mit dem Bekenntnisse des einzig-einigen Gottes auf den Lippen fielen Männer, Frauen, Kinder durch das Schwert ihrer Brüder oder ihrer Feinde. Männer schlachteten ihre Frauen und Kinder. „Manche Frauen warfen (aus den Fenstern) den Feinden Geld zu, um sie so lange aufzuhalten, bis sie ihre Kinder geschlachtet hatten.“ Zärtliche Mütter, sagt unser Bericht, erwürgten ihre Kinder und zeigten deren Gesichter den Feinden. Jünglinge und Jungfrauen schauten durch die Fenster und riefen den Feinden zu: „Sehet, was wir thun, um unsere Gottheit nicht vertauschen zu müssen.“ „Und die Geschlachteten und die Selbstentlebten lagen in den Zimmern in langen Reihen und das Blut strömte zu den Zimmern hinaus.“ Nur eine Frau angesehenen Geschlechts fanden die Eindringenden in einem der Gemächer noch am Leben. Sie hatte vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter; um sie nicht im Irrthum erziehen zu lassen, hatte sie zum Messer gegriffen. Jetzt saß sie da bei ihren ermordeten Kindern, klagend und weinend, bis auch sie erschlagen wurde.

Auch in Trier zeichneten sich Frauen und Mädchen durch ihren Martyrermuth aus. Manche von ihnen stürzten sich, um ihren Verfolgern zu entgehen, in die Mosel, während fast alle Männer durch den Bischof sich zur Taufe bewegen ließen. In Cöln suchten dagegen Bischof und Bürger die Bedrängten zu retten und brachten sie in umliegenden Dörtern in Sicherheit. Dort von den Wallfahrern später entdeckt, entgingen sie freilich ihrem Schicksale nicht.

Mit gleicher Grausamkeit wurde in Prag, in den Städten am Main und an der Donau gegen die Unglücklichen gewüthet. In Ungarn endlich erreichte die entmenschten Schaaren die verdiente Strafe, und der aus Italien zurückkehrende Heinrich IV. war gerecht genug, nicht allein den Erzbischof von Mainz, der sich und seine Verwandten mit dem Gelde der ermordeten Juden bereichert hatte, zu strafen, sondern auch den gewaltsam zum Christenthum Befehrten die Rückkehr zur jüdischen Religion zu gestatten.

Ein halbes Jahrhundert später rief Eugen III. die abendländische Christenheit zu einem zweiten Kreuzzuge auf. Nun war es der Papst selbst, welcher die Aufmerksamkeit auf die Juden lenkte; denn Eugen erließ eine Bulle, wonach die Kreuzfahrer nicht gebunden sein sollten, die den Juden für Darlehen schuldigen Zinsen zu zahlen. Der Abt Peter Venerabilis von Clugny ging noch weiter und forderte Ludwig VII. auf, die Fluchbeladenen zwar nicht zu tödten, wohl aber ihnen die unrechtmäßig erworbenen Schätze zu nehmen. Der König verfügte, daß die Kreuzfahrer aller Judenschulden ledig sein sollten.

Ein fanatischer Mönch aber, Rudolf mit Namen, der einem französischen Kloster entsprungen war, eilte nach Deutschland, um hier in feurigen Reden nicht allein das Kreuz zu predigen, sondern zugleich auch die Bekehrung oder Vernichtung der Juden zu fordern. Die Gefahr war um so größer, als für diesmal die Bürger sich der Geängstigten weniger als vor dem ersten Kreuzzuge annahmen. Dagegen schützten sie König Conrad III. und einzelne Fürsten auf ihren Burgen. Der Erzbischof von Mainz, welcher einige verfolgte Juden in sein Haus aufgenommen hatte und zusehen mußte, wie der Pöbel sie vor seinen Augen ermordete, rief den angesehensten Mann der Christenheit, Bernhard v. Clairvaux herbei, welcher den Mönch Rudolf bewog, sich zurückzuziehen. — Bald nahmen die Verfolgungen aller Orten ein Ende und nur einzelne Ermordungen kamen noch vor. So wurden in Würzburg 20 Juden erschlagen, weil sie an dem Tode eines Christen, dessen zerstückelte Glieder sich in der Nähe der Stadt gefunden, schuldig sein sollten. Aus ähnlichen Gründen wurden auf bloßen Verdacht hin noch häufig Juden getödtet.

Im 13. Jahrhundert mehrten sich die Fälle, wo die Juden Christenfinder getödtet haben sollten, um ihr Blut beim Passahfest zu verwenden. Diese Nachrede ist nicht zuerst in Deutschland, sondern in Frankreich aufgetaucht und dadurch schon 1171 eine grausame Verfolgung hervorgerufen worden.

In Fulda wurden 1236 viele Juden erschlagen, weil sie getödteten Christenkindern zu dem angebotenen Zwecke das Blut abgezapft hätten. Die Sache kam bis an den Kaiser. Friedrich II. rief gelehrte Männer zusammen, um ihnen die Frage vorzulegen, ob, wie das Gerücht gehe, die Juden wirklich bei ihren religiösen Bräuchen Christenblut nöthig hätten; wäre das der Fall, so wolle er alle Juden in seinem Reiche verderben. Die Commission aber sprach sich dahin aus, daß man nichts Gewisses darüber erfahren könne; daher unterblieb das angebrochte Strafgericht.

Im Volke aber arbeitete der finstere Wahn weiter. Nicht allein zu religiösen Zwecken, hieß es später, sondern auch als Heilmittel sollten die Juden des Blutes nicht entbehren können; wenigstens alle 7 Jahre müsse einer davon etwas zu sich nehmen. Man gewöhnte sich daher immer mehr, die Ursache jeden Mordes, der irgendwo begangen war, bei den Juden zu suchen, so daß endlich Innocenz IV. in seiner schönen Bulle vom Jahre 1249 sie in Schutz nahm.

„Wir haben, sagt der heilige Vater, jämmerliche Klagen der Juden Deutschlands vernommen, daß manche geistliche und weltliche Fürsten und andere Aelige und Machthaber in Euren Städten und Dörfern gegen sie gottlose Anschläge erheben und die verschiedensten Anlässe suchen, um ihre Güter auf unrechtmäßige Weise zu plündern und sich anzueignen.“ Er erinnert daran, wie die heilige Schrift den

Juden verbiete, am Passahfest etwas Todtes zu berühren, und doch soll ihnen das Gesetz befehlen, das Herz eines gemordeten Kindes zu genießen. Man legt ihnen den Mord zur Last, wenn irgendwo ein Leichnam gefunden wird.

Solche und andere Vorwände sucht man, um sie wüthend zu verfolgen; ohne Anklage und ohne Geständniß, ohne Beweis gegen die Bestimmungen des heiligen Stuhls, gottlos und wider Recht, beraubt man sie ihres Vermögens, bedrängt sie mit Hunger, Gefängniß und anderen Qualen, und tödtet ihrer viele auf die gräßlichste Weise, so daß die Juden ein schrecklicheres Loos haben als ihre Väter unter Pharao in Egypten.

Gemäß dieser Bulle, die Gregor X. wiederholte, verboten auch einzelne Regierungen alle Anklagen, die auf Gebrauch von Menschenblut lauteten. Aber von Zeit zu Zeit forderte doch der eingewurzelte Wahn noch seine Opfer.

So 1285 zu München, wo die Anklage dahin lautete, daß die Juden einem alten Weibe ein Christenkind abgekauft und es umgebracht. Die wüthende Menge erschlug die, welche in ihre Hände fielen. Die übrigen, 180 Personen, gestanden ein und wurden mit der Synagoge verbrannt.

Andere Fälle ereigneten sich im 15. Jahrhundert. So wurden z. B. 1401 alle Juden Schaffhausens verbrannt; 1420 die Wiener Juden schwer bedrängt, die armen verwiesen, die reichen gefangengefesselt, ihres Vermögens beraubt, und wenn sie sich nicht bekehren ließen, zum Tode verurtheilt.

Das größte Aufsehen machte der Fall eines Kindesmordes, der sich angeblich 1475 in Trient zutrug und um so mehr Glauben fand, als hier, wie es so häufig geschieht, ein getaufter Jude als Ankläger seiner früheren Glaubensgenossen auftrat, gegen die er öffentlich die ärgsten Beschuldigungen schleuberte, während um dieselbe Zeit andere Anklagen und Schmähschriften von einem zweiten aus Regensburg stammenden Judenchriften ausgingen und ein dritter dortiger Convertit einen greisen Rabbiner beschuldigte, ein 7 jähriges Christenkind gekauft und geschlachtet zu haben. Angesichts des Todes widerrief dieser zwar die letztere Aussage, hielt aber seine Anschuldigungen gegen die Juden im Allgemeinen aufrecht. Als bald darauf 6 Regensburger Juden ebenfalls unter der Anklage des Mordes auf die Folter gespannt wurden, gestanden sie, daß sie mehrere solche Verbrechen verübt hätten und bezeichneten sogar die Stelle, wo die Gebeine eingeschart waren. Hatten ihre Feinde das Beweismaterial vorher dorthin bringen lassen? Die eine oder andere Stimme sprach diesen furchtbaren Argwohn aus. Die große Masse aber glaubte an die Schuld der Juden, wenn auch Friedrich III. zuletzt ihr Leben und ihre Freiheit rettete.

Noch bis in unser Jahrhundert hat sich eine Erinnerung an solchen Wahn erhalten. Ich meine nicht jenes skandalöse Bild, das zu Frankfurt auf der nach Sachsenhausen führenden Mainbrücke zum Gedächtniß des Trienter Mordes ein mit Pfriemen durchstochenes Kind und andere die Juden verunehrende Dinge darstellte und erst vor wenigen Decennien beseitigt wurde: sondern einen Tumult aus dem Jahre 1834, wobei der mittelalterliche Wahn zur Zerstörung einer Synagoge und zur Vernichtung von Wohnungen der Juden führte.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts kam noch ein weiterer den Juden kaum weniger verderblicher Wahn in Schwung, nämlich der Glaube an Hostienhändlungen.

Daß die Juden Christum zu schmähen suchten, indem sie sein Leiden im Bilbe darstellten, melden schon übereinstimmende Berichte aus dem 7. Jahrhundert. Es kam auch damals schon der Fall vor, daß ein aus der Kirche entwendetes und mißhandeltes Bild zu bluten begann. Aber von einer durch Judenhand gestoßenen oder durchstochenen und daher blutenden Hostie hören wir in Deutschland zuerst um das Jahr 1300.

Ein Edelmann, Namens Rindfleisch, von fanatischer Begeisterung getrieben, warf sich damals zum Rächer des Herrn auf und richtete in Franken und Bayern ein fürchtbares Blutbad an. Die Gemeinden zu Würzburg und Nürnberg gingen ganz zu Grunde, während die Juden zu Regensburg und Augsburg durch ihre christlichen Mitbürger gerettet wurden. Nachdem über 100,000 (wie man sagt) umgekommen waren, machte der neue König Albrecht I. dem Morden ein Ende.

Ein Menschenalter später wollte ein Edelmann am Oberrhein den Wind von Oben empfangen haben, die Marter und Wunden, die Christus erlitten, den Juden zu vergelten; an der Spitze fanatisirter Bauern durchzog er bluttriefend Elsaß und Schwaben, bis es dem Kaiser Ludwig gelang, ihn dem Henker zu übergeben. Dagegen wurde eine gleichzeitige Judenverfolgung zu Deggen Dorf, wozu eine von einem Wunder begleitete Hostienschändung den Anlaß bot, durch eine zur Erinnerung an jenes Wunder erbaute Wallfahrtskirche verewigt. Die damals (1338) in Bayern aufflammende Wuth gegen die Juden verbreitete sich auch nach Böhmen, Mähren, Oesterreich und raffte Tausende weg. Fürsten, welche der Raserei Einhalt thun wollten, waren ihres Lebens nicht sicher. Herzog Albrecht von Oesterreich aber sprach gegen den Papst sich freimüthig dahin aus, daß den angeblichen Hostienschändungen vielfach Priestertrug zu Grunde liege, indem man etwa mit Blut besetzte Hostien in die Nähe der Judenwohnungen werfen ließe.

Die moderne Naturforschung hat uns eine bessere Erklärung der auch noch in den folgenden Jahrhunderten häufig wiederkehrenden Erscheinung gegeben.

Es war im Jahre 1819, als in einem Dorfe bei Babua auf einem Brei von Maismehl rothe Flecken bemerkt wurden, die, weil sie in unerklärlicher Weise auch auf anderen Mehlgewichten sich zeigten und durch keine kirchliche Feierlichkeit beschworen werden konnten, von dem fanatischen Volke als Strafe Gottes für heimliche Verbrechen gedeutet wurden, bis ein wissenschaftlich gebildeter Arzt in den vermeinten Blutflecken eine Pilzbildung erkannte.

Zwei Jahre später gab ein gleichartiges Vorkommniß in einer Mühle zu Entkirch an der Mosel Veranlassung zu einer neuen und eingehenden Untersuchung, und auch hier ergab sich die Anwesenheit von rothgefärbten pflanzlichen Parasiten, die man Wundermonade genannt hat. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese winzigen Pflänzchen von intensivem Roth, die in unseren Tagen noch einmal von Professor Binz in Bonn in der warmen Speisekammer eines neuen Hauses auf einem Kartoffelgerichte constatirt wurden, auch in dumpfen feuchten Kirchen bei heißer Jahreszeit sich bilden können, und daß sie es waren, die zu der im Mittelalter so oft wiederkehrenden Erscheinung von blutenden Hostien, die noch im Jahre 1510 zu Berlin 38 Juden auf das Blutgerüst brachte, Veranlassung gegeben haben. Daß im Mittelalter die Anwendung der Folter regelmäßig das Verbrechen der Hostien durchstechung constatirte, beweist natürlich nichts. Denn dieselben Marterwerkzeuge



die Jahrhunderte hindurch Tausenden von Hezen die unglaublichsten Geständnisse über ihre Beziehungen zum Teufel auszupressen vermochten, konnten auch den Hoftienschändern Aussagen entlocken, die den Richtern bequem waren.

Nach den vorausgehenden Erörterungen wird es begreiflich erscheinen, daß in den Jahren 1348 und 1349 die Juden auch für die fürchterliche orientalische Pest verantwortlich gemacht wurden, die Deutschland und einen großen Theil Europas in grauenhafter Weise verheerte und zwei Drittheile der Menschen hinraffte. Niemand kannte die Ursache solcher Seuche. Da tauchte der Verdacht auf, daß die Juden die Brunnen vergiftet. Die Lösung war gegeben; für die Beweise sorgte die Folter. Die erpreßten Geständnisse wurden von der Schweiz aus den Rhein hinabgeschickt und brachten das Nordsee in Schwung. Ohne Untersuchung, Urtheil und Recht wurden die Unglücklichen erwürgt, ersäuft, verbrannt. Mancher Orten verbrannten sie sich selbst. Sie und da setzten sie sich auch zur Wehr und kämpften mit dem Todesmuth der Makkabäer. Nur in Polen, wo die Regierung den Juden günstig war, fanden Viele eine Zuflucht. In Deutschland war es damals gefährlich, Mitleid und Menschlichkeit zu zeigen; der Rath der Stadt Straßburg, der die Juden schützen wollte, wurde für besessen erklärt und abgesetzt. Vergebens suchte der Papst dem Wahne zu steuern. Er mußte austoben. Und nicht der Wahnsinn allein, auch der Haß gegen die unchristlichen Wucherer und die Habgier, die nach den Schätzen der Juden lüstern war, fanden Befriedigung. „Die großen, die grenzenlosen Summen, welche der Adel und das Heer, Bürger und Bauern ihnen schuldeten, das war der Juden Gift“, sagt ein zeitgenössischer Chronist.

Obwohl um das Jahr 1350 die meisten Gemeinden in Deutschland vernichtet waren, so finden wir doch in fast allen größeren Städten nach wenigen Jahren Juden wieder. Sie genossen nun längere Jahre Ruhe, um von neuem Schätze zu sammeln und auch von neuem ausgepreßt und mißhandelt zu werden.

Durch die goldene Bulle erkennt Kaiser Karl IV. den Kurfürsten das Recht zu, nach Belieben Juden in ihre Territorien aufzunehmen, wie sie auch das Recht erhielten, Bergwerke zu nützen und Zölle zu erheben. Wie die Landesherren Geld aus den Bergwerken ziehen, so auch aus den Juden. Diese werden ganz auf dieselbe Linie mit nutzbaren Sachen gestellt und beinahe den Sklaven des Alterthums gleich geachtet. In der That stellte man im 15. Jahrhundert die entsetzliche Rechtstheorie auf, daß der Kaiser wenigstens nicht allein Hab' und Gut, sondern auch das Leben der Juden in seiner Hand habe, und daß es von seinem Belieben abhängige, ob er bei seinem Regierungsantritt sie tödten oder gegen Hingabe eines Theils ihres Geldes leben lassen wolle.

Ueber ihr Hab und Gut willkürlich zu verfügen trugen Kaiser, Fürsten und Städte nicht das mindeste Bedenken. Im Jahre 1385 wurden die Juden in allen schwäbischen Bundesstädten ihrer Schätze und ihrer Schuldverschreibungen beraubt, nach einem schmachvollen Uebereinkommen, das König Wenzel mit den Städten getroffen.

Im 15. Jahrhundert werden blutige Verfolgungen seltener, dagegen wurden die Juden von Zeit zu Zeit auf Beschluß der Obrigkeit unter Zurücklassung ihres Vermögens verjagt, um anderswo für einige Jahre wieder aufgenommen zu werden und auch hier dem gleichen Schicksal der Beraubung entgegen zu gehen. Der Fürst

oder die Obrigkeit, welche die Juden vertrieb, wurde regelmäßig als Retter der christlichen Unterthanen gepriesen. Aber die Christen, die Verfolger selbst, durch den niederliegenden Verkehr und das unabwiesbare Geldbedürfniß getrieben, beginnen mit ihnen jenseits der Landesgrenzen die alten Geschäfte. Wer hätte ihnen sonst Geld darleihen sollen? Sie rufen also die so schmäzlich Vertriebenen zurück und ihre Klagen über Wucher, die Verwünschungen der Juden beginnen noch einmal.

Wie war da zu helfen? Durch allmälige Emancipation von dem canonischen Zinsverbote, durch Gründung von städtischen Leihbanken, durch die Bankgeschäfte christlicher Kaufherren konnte allerdings dem Bedürfniß des größeren Geldverkehrs nach und nach genügt werden, aber der gelbbedürftige kleine Mann in Stadt und Land suchte nach wie vor die Juden auf oder wurde von diesen aufgesucht.

„Das ist ein Rauben und Schinden des armen Mannes durch die Juden, klagte im Jahre 1487 Schenk Erasmus von Erbach, daß es gar nicht mehr zu leiden ist und Gott erbarm. Die Judenwucherer setzen sich fest bis in die kleinsten Dörfer und wenn sie fünf Gulden borgen, nehmen sie sechsfach Pfand und nehmen Zins von Zinsen und von diesen wiederum Zinsen, daß der arme Mann um Alles kommt, was er hat.“ — „Soll etwa ein fremdes eingebrungenes Volk, ruft der Abt von Sponheim aus, über uns herrschen und zwar herrschen nicht durch größere Kraft, höheren Muth und höhere Tugend, sondern lediglich durch elendes, von allen Seiten und mit allen Mitteln zusammengescharrtes Geld, dessen Erwerb und Besitz diesem Volke das höchste Gut zu sein scheint? Soll dieses Volk mit dem Schweiß des Bauern und des Handwerksmannes ungestraft sich mästen dürfen?“ — „Sind denn die Juden, fragt Geiler von Kaisersberg, besser als die Christen, daß sie nicht arbeiten wollen mit ihrer Hände Werk? Stehen sie nicht unter dem Spruche Gottes: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod verdienen?“

Die Juden sollen arbeiten wie andere Menschenkinder, wie die Christen bäuerlichen und gewerblichen Beschäftigungen nachgehen, diese Forderung ertönt von allen Seiten. Auch die Rechtsgefesgebung versuchte einmal (1530) mit einem Strich allem Wucher der Juden ein Ende zu machen und diese auf andere Handtierungen zu verweisen. Aber konnten die Bemitleidswerthen, ausgeschlossen von Grundbesiß, von den Zünften, von Ehre und Bürgerthum, gedrückt von harten Gesetzen, belastet mit schweren Abgaben, auch wenn sie gewollt hätten, etwas anderes als Kleinhandel und heimlichen Wucher treiben?

So blieben denn die Juden auch nach dem Eintritt der neueren Zeit im Ganzen in ihrer niedrigen, gedrückten, verachteten Stellung. Sie wurden noch im 16. Jahrhundert häufig vertrieben, und wenn sie wieder aufgenommen wurden, meist nur in kleiner Zahl und gegen Entrichtung erniedrigender Abgaben gebuldet. Dabei machte es wenig Unterschied, ob die Obrigkeit katholisch oder protestantisch war. Denn auch Luther, der sich ihrer Anfangs so warm angenommen, stimmte später in das Verdammungsurtheil ein.

Nur in einigen Beziehungen milderte sich die Härte, womit man die Juden Jahrhunderte hindurch behandelte. So verschwanden z. B. die Judenabzeichen, die besonders geformten und gefärbten Hüte, die gelben oder rothen Flecke oder Ringe auf den Kleidern, wie sie seit dem Lateranconcil von 1215 ihnen vorgeschrieben

waren; es schwand auch die schimpfliche, mancher Orten lange Zeit gültig gewesene Vorschrift, den fürchterlichen Judenraub auf einer Schweinshaut stehend abzulegen. Aber es blieben in den meisten Städten die gesonderten düsteren Judenviertel, Nachts sorgfältig mit Ketten abgesperrt, als ein deutliches Sinnbild ihrer traurigen Sonderstellung.

Wie hätten die Juden in solcher Lage literarisch schaffen und die Wissenschaften pflegen können? Einst war dies anders gewesen. In der ersten Hälfte des Mittelalters hatten sie, mehr noch in anderen Ländern als in Deutschland, zum Theil mit glänzendem Erfolg den Wissenschaften sich gewidmet und waren mit den Arabern die Lehrmeister der christlichen Völker in der Philosophie, den Naturwissenschaften und der Medicin gewesen. In der Trübsal der folgenden Jahrhunderte aber war es das Gesetzes- und Religionsstudium, das ihnen geistige Nahrung bot. In der Religion allein fanden sie Trost und Kraft; in ihr, wie in der Reinheit und Innigkeit des Familienlebens sittliche Erhebung — das unentbehrlichste Gegengewicht gegen die Niedrigkeit ihrer Stellung und ihres Erwerbes.

Ihre sociale Lage verbesserte sich erst, seitdem im Laufe des 18. Jahrhunderts die Ideen der Aufklärung und der Toleranz, der politischen und der religiösen Gleichheit zur Geltung kamen und Männer wie Lessing, Dohm und Andere für die Glaubensgenossen des von der ganzen literarischen Welt hochgeachteten Moses Mendelssohn ihre Stimmen erhoben. Die Reformen, welche nach der französischen Revolution und zum Theil unter französischer Herrschaft in Deutschland unternommen wurden, kamen auch den Juden zu Gute. In Preußen wurde ihnen 1812 nahezu Gleichberechtigung zugestanden. Allein die Reaction der bundestätigen Epoche beschränkte sie wieder vielfach in der Ausübung der ihnen zugestandenen Rechte und unsere Zeit erst war berufen, die Emancipation zur Wahrheit zu machen und unsere jüdischen Mitbürger in allen rechtlichen Beziehungen den Christen vollständig gleichzustellen.

## Die Literatur der Gesellschaft in Frankreich.

Von

Graf Anton Szécsen.

Vom Verfasser aus dem Ungarischen übersezt.

### I.

Es ist eine alte Gewohnheit, die höheren Schichten der Gesellschaft kurzweg mit dem Namen der Gesellschaft zu bezeichnen. Die demokratischen Auffassungen und Tendenzen der Zeit haben diese Bezeichnung noch nicht ganz außer Gebrauch gesetzt, obwohl die Elemente, welche unter derselben begriffen zu werden pflegen, den gebildeten geselligen Verkehr kaum mehr so ausschließlich oder überwiegend vertreten, wie dies etwa vor einem halben Jahrhundert der Fall sein mochte. Und auch zu jener Zeit war der Begriff, den das Wort bezeichnete, weit elastischer als manche denken mochten, die sich und ihre Kreise als die ausschließlichen Vertreter desselben betrachteten. Die „Gesellschaft“ war nirgends so früh entwickelt wie in Frankreich; nirgends war ihr Einfluß auf die Literatur und das geistige

Leben ein so bedeutender und nachhaltiger wie dort, und deshalb konnte und kann eben am ehesten in Frankreich von einer Literatur der Gesellschaft als solcher die Rede sein.

Diese Literatur, zu der nicht nur die zahlreichen Memoiren und Briefsammlungen, sondern auch solche Schriftsteller wie La Rochefoucauld, La Bruyère, in einem gewissen Sinne selbst Voltaire zu zählen sind, war ein mächtiger Factor französischen literarischen und politischen Einflusses. Ein paar Jahrhunderte hindurch hatte das lateinische den geistigen Verkehr der Nationen vermittelt. Als sich ein regeres geistiges Leben in weiteren Kreisen zu entwickeln begann, mußte sich auch der Drang nach dem Gebrauch einer lebenden Sprache geltend machen, und die innere Verwandtschaft der romanischen Sprachen mit der lateinischen dürfte beigetragen haben, daß die Erbschaft der geistigen Vermittlerrolle in ausgedehntem Maße und für längere Zeit einer dieser Sprachen zu fiel, welsch' immer auch die inneren Vorzüge und die Zukunfts-Bedeutung anderer Sprachen gewesen sein mögen. Frankreich kam dabei seine geographische Lage, die verhältnißmäßig frühzeitige Zusammenfassung seiner politischen und militärischen Machtelemente und die rasche Entwicklung geistiger und gesellschaftlicher Bildung zu Statten. Zu einer Zeit, wo die höheren Schichten der Gesellschaft durch ihr überkommenes Ansehen, die materiellen Vorzüge ihrer Stellung, ebenso wie durch ihre Privilegien vorzugsweise als Vertreter des staatlichen und nationalen Lebens auftraten, mußte die führende Rolle auf dem Gebiete des europäischen geselligen Lebens an das Land übergehen, in welchem eben diese höheren Schichten der Gesellschaft die Vorzüge und Vortheile ihrer Stellung zuerst folgerichtig und im Sinne geistiger Entwicklung auszubilden gewußt hatten, doch läßt sich nicht verkennen, daß diese Entwicklung oft mehr dem äußeren Glanze als dem inneren Gehalte, mehr dem mitunter selbstüberhebenden Genuße dieser bevorzugten Stellungen, als den ernsten Pflichten zu Gute kam, welche sie auferlegten.

In der Natur des französischen Geistes lag ein eigenthümliches Etwas, wodurch er zu einer hervorragenden Rolle auf dem Felde der Entwicklung geselligen Lebens berufen schien. Die Lebendigkeit und Raschheit der Auffassung, die mitunter oberflächliche, aber stets bereite Empfänglichkeit für jede Art geistiger Anregung, die Klarheit und Feinheit des Gedankenganges, der immer schlagfertige, meist zutreffende Witz, alle diese Eigenschaften sind dem französischen Volke noch jetzt eigen und mußte ihre Wirkung eine doppelte sein, da die Entwicklung anderer Völker gerade in diesen Richtungen zurückgeblieben war. Die geschichtlichen Ereignisse hatten wiederholt und während längeren Zeiträumen die stetige Fortentwicklung der an Reimen so reichen deutschen Cultur unterbrochen und Deutschland entbehrte fast immer den geistigen Einfluß eines allgemein anerkannten gesellschaftlichen Mittelpunktes; — der selbstständige nationale Charakter seines Volkes und die eigenthümliche Natur seiner Institutionen schieben England fast ebenso von den Völkern des Continents, als die Wogen des Meeres und die Schutzwehren seiner weißen Kreideseilen. Das englische öffentliche Leben und die ernste Bedeutung seiner Aufgaben gestatteten niemals, daß die geistige Kraft der Nation sich ausschließlich, oder selbst nur überwiegend, der Literatur oder den Feinheiten des geselligen Lebens und Verkehrs zuwende. Die weit früher als die französische zur

vollen Blüthe gelangte italienische Civilisation, deren Einfluß in einer bestimmten Epoche auf dem Gebiete der Kunst und Literatur ein so mächtiger gewesen war, konnte auf die Dauer dort nicht das Vorbild des gesellschaftlichen Lebens bilden, wo mit der tiefen Bläue des südlichen Himmels, mit der Milde südlicher Lüfte, den großartigen Denkmälern einer ruhmreichen Vergangenheit und den glänzenden Schöpfungen einer genußreichen Gegenwart, zugleich Alles das mangelte, was das italienische Leben trotz aller Prüfungen und Verirrungen stets zu einem so heiteren und leichtem gemacht und dasselbe mit einem eigenthümlich sonnigen poetischen Zauber umkleidet hatte. Der Einfluß Spaniens endlich beschränkte sich überwiegend auf das Gebiet der Politik und der äußeren Formen des Hoflebens, und wo sich derselbe, wie in Frankreich, zu einer gegebenen Epoche, auch auf jenem der Literatur und der Geselligkeit geltend machte, war dies vorzugsweise durch die Unmittelbarkeit der Beziehungen und Berührungen hervorgerufen und von diesen bedingt. —

Man begegnet in der französischen Literatur persönlichen Denkwürdigkeiten, lange vor der vollen Entwicklung geselligen Lebens. Die Reime dieser Entwicklung treten im sechszehnten Jahrhundert schon sehr erkennbar zu Tage, aber hauptsächlich wo es sich um glänzende Feste, politische Zusammenkünfte, oder Liebesabenteuer handelt. Wenn man aber auch von den Belegen und Scenen roher Grausamkeit, wilder und blinder Leidenschaft, gewissenloser Verschlagenheit, und verwerflichster Sinnlichkeit absehen wollte, die die Zeit der Valois kennzeichnen, so bleibt es dennoch unverkennbar, daß der Begriff gebildeten geselligen Verkehrs, in wahrer Sinne, zu dieser Zeit noch nicht entwickelt war. Die Gelehrten discutirten und disputirten, die Dichter ließen ihre Lieder zu den Füßen ihrer Schönen erklingen, aber erst nach und nach entwickelte sich jene zwanglose Berührung gesellschaftlicher Elemente, welche einfach und scheinbar anspruchslos an die Gewohnheiten des täglichen Lebens anknüpft. Prunkvolle Festlichkeiten sind da nicht ausgeschlossen, sind aber auch nicht Bedingung des geselligen Vergnügens; Glanz und Luxus wurden kaum bewundert, weil sie als natürliche Elemente der vollen ungezwungenen Entfaltung geselligen Verkehrs gelten; der persönlichen Eitelkeit, dem Wettstreit der Ansprüche, die Geburt und Reichthum, Schönheit oder Geist hervorrufen mögen, ist ein weites Feld geöffnet, aber allen diesen Elementen gegenüber liegt eben immer in der gemeinsamen geistigen Atmosphäre in welcher sich dieselben bewegen und in der Uebereinstimmung der Lebensgewohnheiten das wirkliche Mittel allseitiger Verbindung und Ausgleichung.

Die Geselligkeit in diesem Sinne hat sich in Frankreich erst im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts entwickelt. — Jedermann kennt Molière's précieux ridicules! Trotz seinen Verwahrungen glaubte ein großer Theil des damaligen Publikums, daß die lustige aber berbe Comödie gerade auf jene Kreise gemünzt sei, in denen neuere französische Schriftsteller\*) die ersten Vertreter des Geistes und Wesens moderner Geselligkeit erkennen zu sollen meinen. Man mag darüber streiten, ob der literarische und gesellige Einfluß des „Hôtel Rambouillet“ ein günstiger, oder schädlicher gewesen sei? ob das höhere Maß von Würde und

\*) S. Röderer, Waldenaar, Sainte Beuve, Cousin.

Empfindung, das man anstrebte, die Nachteile der Empfindseligkeit und Verkünstelung aufwog, die sich fühlbar machten; ob die Sprache selbst durch die neuen Ausdrücke und Wendungen gewonnen oder verloren habe, welche man an die Stelle manches alten derben aber zutreffenden Wortes, mancher naiven oder dichterischen Bezeichnung treten lassen wollte oder treten ließ, die noch die volle Würze des heimischen Boden-Geschmacks bewahrt hatten. Die Bildung eines Kreises aber, dem es nicht bloß um vorübergehende Tagesinteressen, um rauschende Vergnügen, oder verliebte Abenteuer zu thun war; der das Hauptgewicht auf geistigen Verkehr und einen anregenden Gedankenaustausch legte, der endlich nur hie und da platonischen Huldigungen in zum Theil bis zur Grenze des Lächerlichen verfeinerter Form Raum gab; die Bildung eines solchen Kreises mußte vielfach anregend auf das gesellige Leben einwirken, und zwar umsomehr, je glänzender und gewichtiger die Stellung jener war, durch welche und um welche sich dieser Kreis gebildet hatte. Die jüngeren Generationen entledigten sich bald der Fesseln, welche die Laune und die Mode geschaffen hatten, aber sie bewahrten und pflegten die Idee und Gewohnheit eines geistig vielseitig angeregten und anregenden Verkehrs, eine Idee, deren Verwirklichung zu den glänzendsten Seiten des französischen Lebens gehörte und namentlich auf die Literatur ebenso dauernden wie heilsamen Einfluß übte.

Lange Zeit hindurch waren es französische Schriftsteller, die die herrschenden Ideen und die Kenntniß der Thatsachen am wirksamsten vermittelten; die es am besten verstanden, die Dinge auch dem Laien mundgerecht und verständlich zu machen und zwar eben, weil die Männer der Wissenschaft und der Literatur sich gegen das Leben, seine Eindrücke und Erscheinungen nicht abschlossen. Ihren geselligen Beziehungen dankten sie zum größten Theile die bestechende Leichtigkeit des Ausdruckes, die Feinheit des Geschmacks; die Allgemeinheit und lange Dauer ihres geistigen Einflusses, auch über die Grenzen Frankreichs hinaus. Die „Gesellschaft“ übte den ihren auf die Literatur übrigens nicht bloß durch ihren Geist und die Traditionen ihrer Geschmacksrichtung, sie führte den Schriftstellern mannigfache Stoffe zu, und manche ihrer ausgezeichneten Vertreter, hie und da auch nicht ausgezeichnete, behandelten diese Stoffe selbst, mitunter ohne zu ahnen, welche literarische Bedeutung ihre Aufzeichnungen oder vertraulichen Mittheilungen in späteren Zeiten gewinnen sollten.

Der Cardinal de Retz ist diesen letzteren nicht beizuzählen. Er war ja durchdrungen von der Wichtigkeit der Rolle, die er in den Bewegungen der Fronde gespielt hatte, und von dem hohen Interesse, welches sich seiner Auffassung nach an diese Rolle, und daher auch an ihre Darstellung knüpfte. Er ist geistreich, kühn, gewandt, energisch, aber alle seine Eigenschaften kehren sich bloß nach außen, sie dienen seinem Ehrgeiz, seiner Eitelkeit, seiner Macht und Genußsucht, aber sie ermangeln durchaus jener inneren Wahrheit, welche die Bedingung ernster und dauernder staatsmännischer Erfolge ist. Seine Memoiren sind in ihrer dramatischen Lebendigkeit, in der Schärfe ihrer Auffassung, in der treffenden Feinheit ihrer Urtheile und Combinationen, ein seltenes Beispiel der Verbindung literarischen Geistes mit den Tendenzen eines Mannes der That oder richtiger des unruhigen rastlosen Thuns; die Intriguen, deren Fäden er entwickelt, die Menschen, die er leidenschaftlich angreift oder vertheidigt, haben ihre Bedeutung verloren, was den

Zeitgenossen das Gepräge der Größe trug, erscheint der Gegenwart oft kleinlich, aber der Erfolg, den der jugendliche Coadjutor seinen persönlichen und politischen Strebungen nicht zu erringen wußte, haben die literarischen Neigungen des alternden Cardinals dem Andenken seiner Persönlichkeit und seiner Epoche gesichert. Dieses Andenken ist zwar kein durchaus günstiges. Die Liebesabenteuer, die er erzählt und an denen die Eitelkeit und die kalte Berechnung fast immer einen weit größeren Antheil hat, als irgend eine Empfindung des Herzens, seine gehässigen Intriguen und Gewaltstreichs, stehen in grellem Widerspruche mit seinem Verufe und seiner Stellung und werfen ein um so ungünstigeres Licht auf seine Persönlichkeit, je weishevolleren Ernst er zur Schau zu tragen liebt, wenn es gilt, die religiösen Gefühle und Stimmungen des Volkes für seine politischen und persönlichen Zwecke auszubenten.

Neuere historische Forschungen\*) lassen die Pietät, mit der Madame de Sévigné stets von dem „guten Cardinal“ und seiner Wirksamkeit spricht, ziemlich ungerechtfertigt erscheinen. Doch darf man in dieser Beziehung nicht übersehen, daß zu jener Zeit die logische Consequenz und dialektische Gewandtheit auf dem Felde der Theologie, den religiösen und moralischen Gehalt einigermassen in den Hintergrund gedrängt hatte, und die Kanzel mitunter weit mehr dazu diente, das theologische Wissen der Zeit, und die geistige Begabung einzelner zur Geltung zu bringen, als tieferen religiösen Gefühlen Ausdruck zu geben, oder solche zu erwecken und zu stützen.

Mit dem vollen Selbstgefühl geistiger Ueberlegenheit und aller Vorzüge der Geburt und der Stellung trat Rich Mazarin gegenüber; gestützt auf eine mächtige Partei, auf glänzende Familienverbindungen und Freundschaftskreise, getragen von dem Vertrauen und der Liebe des Pariser Volkes, war er seinem vielgehaßten Gegner an Geist, Kühnheit, rascher Entschlossenheit und unermüdeten Thätigkeit unstreitig gewachsen, ja überlegen. Die Umstände gestalteten sich wiederholt zu seinen Gunsten, und dennoch war im Endergebnisse er der Besiegte; während der verachtete, verspottete, vielfach verfolgte Italiener siegreich aus dem Kampfe hervorging. Mazarin war ebenso selbstsüchtig, macht- und geldgierig, wie nur irgend einer seiner Gegner. Aber während ihre politischen und persönlichen Ziele schwankende, unklare, wechselnde waren, hatte der Günstling der Königin, neben der Begründung und Sicherung seiner persönlichen Herrschaft, stets nur ein Ziel im Auge, dem er mit seltener Consequenz zustrebte: die Kräftigung und Erhöhung der Macht und des Ansehens des französischen Königthumes, und zwar ebenso Frankreich selbst wie dem Ausland gegenüber. Er verfolgte darin mit weniger Gewaltthätigkeit, aber gleich nachhaltiger Zähigkeit die Wege, die ihm sein Meister und Gönner Richelieu gewiesen. Sein Sieg über die Fronde, und namentlich über Rich war der Sieg des entschiedenen Willens, der staatsmännischen Elasticität und Geschmeidigkeit, der praktischen Regierungstüchtigkeit, über zahlreiche, geistig glänzendere, durch Stellung, militärische Erfolge, den bestechenden Schimmer der Grundsätze, die sie voranstellten, scheinbar in höherem Grade als er selbst zum Regieren berufene Elemente. Es war der Sieg des folgerichtig festgehaltenen politischen Gedankens über rasch wechselnde, geistvolle, politische Einfälle und Anläufe. Es ist unstreitig ein

\*) J. B. Revue des deux Mondes: le Cardinal de Retz et le Chapeau.

Vorurtheil mittelmäßiger Geister, daß ein gewisses bescheidenes Maß geistiger Begabung und Ausbildung, welches jenes nüchternen, gesunden Sinnes, geschäftlicher Erfahrung und Geschicklichkeit kaum überschreitet, vorzugsweise zur praktischen Leitung öffentlicher Angelegenheiten befähige. Die Erfahrung hat aber andererseits wiederholt bewiesen, daß Individuen und Parteien, die mit voller Berechtigung ihre geistige Ueberlegenheit, und den höheren Ernst ihrer Ziele betonen zu können glaubten, auf dem Felde politischen Lebens und politischer Aufgaben ihre vorgebliche Ueberlegenheit nicht dauernd zur Geltung zu bringen vermochten. Selbst auf dem Boden parlamentarischer Regierung, die denn doch durch die Oeffentlichkeit der Discussion der angeblich höheren geistigen Begabung zahlreiche Mittel an die Hand giebt, sich Erfolge zu sichern, mußte in England die glänzende Verechsamkeit Pulteney's und der sprudelnde Wiß Carteret's, vor Walpole's klarem nüchternem Sinne die Segel streichen — überbauerte Lord North's Regierung jahrelange stürmische Kämpfe mit einer an Geist und Gewandtheit gleichmäßig hervorragenden Opposition und war jene „alter Talente“ eine vorübergehende Episode, die der langjährigen Herrschaft von Cabinetten den Weg bahnte, die manche nur als „Regierungen der Mittelmäßigkeiten“ gelten lassen wollten. Und doch sprechen alle diese Beispiele und Erfahrungen nicht zu Gunsten geistiger Mittelmäßigkeit, gedankenloser Geschäftsroutine, oder beschränkter, kurzfristiger Auffassungen, die mit Unrecht für nüchterne, gesunde Vernunft gelten wollen. Abgesehen von manchen äußeren Umständen, die ähnliche politische Erscheinungen erklären, dienen sie eben nur zum Beweise, daß in den menschlichen Dingen jede Aufgabe ihren eigenen Charakter habe und in ihrer Lösung von Mitteln bedingt sei, die diesem entsprechen. Wer diesen Charakter und diese Bedingungen nicht aufzufassen vermag, oder sie nicht auffassen, sich nicht mit der Aufgabe identificiren will, zu deren Lösung er berufen ist, kann gegenüber derselben keinen Anspruch auf geistige Ueberlegenheit erheben. Und namentlich, wo es sich um höhere, öffentliche Interessen handelt, ist Alles eine würdige Aufgabe geistiger Thätigkeit, was zur Sicherung des angestrebten Erfolges nothwendig ist. Es ist eine eigenthümliche, obwohl nicht seltene Art menschlicher Eitelkeit, zu glauben, oder andere glauben zu machen, man fühle sich nicht geeignet für gewisse Aufgaben und dabei zu verstehen zu geben, daß man nicht unter, sondern über diesen Aufgaben stehe. Wie oft wird da auf Rechnung geistiger Ueberlegenheit gesetzt, was Charakterchwäche und Mangel an männlichem Ernst ist.

Die Epoche der Fronde ist so recht der Ausgangspunkt der modernen französischen Memoirenliteratur. Neß war einem Zuge der Zeit gefolgt, als er die wechselnden Ereignisse und Erfahrungen seines Lebens in meisterhafter Darstellung für die Literatur verwertete; die bescheidene, vernünftige und ehrenwerthe Madame de Motteville; die launenhafte, stolze, romantisch überspannte „grande mademoiselle“ (in deren Memoiren, trotz mancher nicht allzu würdevollen Einzelheiten, dieselbe etwas schwerfällige Grandezza vorherrscht, welche ihre Gesichtszüge bezeichnet), Brienne, la Rochefoucauld, Sourville u. A. lassen in ihren Aufzeichnungen klar erkennen, welchen Reiz eine gewisse Gattung literarischer Thätigkeit für Viele hatte, deren Rolle auf der Bühne der Welt eine mehr oder minder glänzende gewesen war, und wie sehr eben diese Gattung literarischer Thätigkeit für einen angenehmen und würdevollen Lebensabschluß galt.



Dieſer literariſche Zug der Geiſter tritt noch weit bezeichnender als in den perſönlichen Denkwürdigkeiten in jenen Correſpondenzen hervor, welche, bloß für einzelne oder für engere Kreiſe beſtimmt, durch den Reichthum der Gedanken und Empfindungen, die Fülle des Stoffes, die Lebendigkeit des Wiſes, die Grazie, meiſterhafte Einfachheit und Feinheit des Styls, einſtimmig den klaſſiſchen Schöpfungen der Literatur beigezählt wurden, ſobald ſie zur Kenntniß der Leſewelt gelangten. Jedermann nennt da Madame de Sévigné.

Mit Veröffentlichung vertrauten Briefwechſels iſt viel Mißbrauch getrieben worden. Oft wurde eine ganze Menge ſolcher Briefe veröffentlicht, welche kaum auf das Intereſſe der Leſer Anſpruch machen konnten; dann gab es wieder vorzeitige Mittheilungen auf Koſten der Pietät, des Tactes und Anſtandes. Trotzdem haben vertraute Briefe, von Cicero's Briefen angefangen, ſiets eine intereſſante und anziehende Gattung Lectüre gebildet. Freilich nicht für alle Leſer. Die Jugend z. B., die es liebt, die Erſcheinungen des Lebens in ihrem Geſamteindruck, nicht in den Details ihres Verlaufes aufzuſaſſen, nimmt ſie gewöhnlich mit Gleichgültigkeit auf; ſie empfindet Widerwillen über das müßige Gewäſch ſolcher Mittheilungen, die den oft monotonen Gang des Alltagslebens widerſpiegeln, und macht meiſt nur in Betreff jener eine Ausnahme, welche durch die Bedeutung der Thatſachen, die ſie beſprechen, ſich ihrer Aufmerkſamkeit empfehlen, oder die zufällig mit einer Gemüthsrichtung des Moments übereinſtimmen. Ein thätig angeregtes Leben, eine Fluth von Geſchäften oder Zerſtreuungen erzeugt ſelten die Stimmung, welche die Vorbedingung des Verſtändniſſes und des Genuſſes dieſer Gattung Lectüre iſt. In den Momenten aber, wo man, ermüdet von der Unruhe und dem Lärme des Tages, die Stille und Einſamkeit ſucht; in dem Alter, wo man es liebt, um ſich und rückwärts zu blicken auf Freud und Leid, Erfolge und Enttäſchungen, auf Alles, was man geliebt, beſeſſen, verloren, da hat das Bild eines ganzen Lebenslaufes, welches geſammelte Briefe ſo oft bieten, einen eigenthümlich feſſelnden Zauber. Nicht als ob Briefe immer vollkommene vertrauenswürdige Zeugen der Thatſachen oder ein ſiets treuer Ausdruck der Gedanken und Empfindungen des Briefſtellers wären. Je aufrichtiger und anſpruchsloſer ſie ſind, deſto mehr ſtehen ſie unter dem Eindrucke des Augenblickes. Dann ſind auch aufrichtige Gemüther und Geiſter nicht immer frei von einer meiſt unbewußten geiſtigen Koketterie, welche Gefühle und Gedanken um ſo leichter über das Maß innerer Wahrheit hinaus ſteigert, je gewandter die Feder iſt, die ihnen Ausdruck leiht. Und dann verändert ja die Feder an ſich einigermäßen den Charakter der Gedanken eben dort, wo es ſich, wie in Briefen, vor Allem um den Ausdruck des Weſens einer lebendigen Perſönlichkeit handelt; in ſtarren tohten Zeichen tritt das vor uns, was, je größer und ungezwungener die Vertraulichkeit, doch meiſt nur aus der oft wechselnden Umgebung und Stimmung des Moments hervorgeht. Der einzelne Brief kann deſhalb den ſpäteren Leſer leicht irre leiten, wo es ſich um die Beurtheilung der Perſönlichkeit des Briefſtellers handelt, während der langgeſponnene Faden eines fortgeſetzten Briefwechſels das Urtheil des aufmerkſamen Beobachters auf eine ziemlich ſichere Fährte führen dürfte.

Ein geſunder Sinn und praktiſche Conſequez, mit regem Wiß und geiſtiger Grazie gepaart, die hier und da einen gewiſſen derben Muthwillen nicht aus-

schließt; bereite Empfänglichkeit für die Freuden, die das Leben bietet, eine Empfänglichkeit, welche stets die gleiche bleibt, mag es sich nun um den Glanz und das Hofes und der großen Welt, den Reiz anregenden geistigen Verkehr und Gedankenaustausches im vertrauten Freundeskreise, oder um die Ruhe, die ungehörte Lectüre, die regelmäßige Thätigkeit des Landaufenthaltes in Haus, Wald und Garten handeln; ernstes Pflichtgefühl gegenüber den Aufgaben des Lebens, ohne alle trübsinnige Schwerfälligkeit; ein ausgesprochener Familiensinn; volle Zuverlässigkeit in allen freundschaftlichen und geselligen Beziehungen; aufrichtige religiöse Ueberzeugungen und Empfindungen, mit denen sich eine gewisse Neigung zu philosophiren verbindet, die man wohl auch philosophische Neugierde nennen könnte; ein instinctives Festhalten an den Ideen und Traditionen, mitunter den Vorurtheilen ihrer Zeit und ihrer Stellung, endlich die Lebendigkeit und frühe Ursprünglichkeit der Auffassung, welche jede ihrer Zeilen, jeden ihrer Aussprüche bezeichnet: in diesen Zügen, mit diesen Eigenschaften stellt sich uns das Bild der Frau von Sévigné dar, wenn wir ihren Lebenslauf durch die lange Reihe ihrer Briefe verfolgen. Die überspannte Liebe für ihre Tochter, welche trotz des Reichthums der Wendungen, in denen sie sich ausspricht, in ihrer sehnüchsvollen Monotonie für den Leser ebenso ermüdend ist, als sie es anscheinend für jene war, der sie galt; diese krankhaft gesteigerte Mutterliebe steht nicht im Einklange mit den allgemeinen Charakterzügen der berühmten Brieffstellerin, obwohl Viele sie nur von dieser Seite kennen und beurtheilen wollen. Frau von Sévigné war in der Kindheit Waise geworden, ihren leichtsinnigen Gatten hatte sie in einem Zweikampfe frühe verloren, die Freuden und die wohlthuende Innigkeit des Familienlebens hatte sie nie gekannt („heute ist der Sterbetag eines Vaters, den ich einmal hatte,“ sagte sie irgendwo), ihren Kindern zu Liebe war sie Wittve geblieben, und trotz ihrer allgemein gepriesenen Schönheit und Liebenswürdigkeit hatte sie alle Beziehungen vermieden, welche in den Auffassungen der damaligen Zeit nur zu leicht ihre Entschuldigung gefunden hätten. Ihr Sohn, der trotz mancher Thorheiten und Seltsamkeiten eine weit sympathischere Individualität ist, als seine schöne, kalte, philosophirende Schwester; war ihr ein angenehmer und lieber Gesellschafter, nahm aber ihre mütterlichen Gefühle und ihre Fürsorge wenig in Anspruch, außer wenn es sich um materielle Verlegenheiten handelte. Und so wandten sich alle zarten und tiefen Empfindungen ihres Herzens, die ihr Leben lang keinen entsprechenden Widerhall gefunden, mit der ganzen Wärme langunterdrückten Gefühls dem einzigen Wesen, ihrer Tochter zu, das berufen schien, diese Gefühle zu verstehen und für die sie, inmitten aller Versuchungen des Weltlebens, den Schatz ihrer überströmenden Liebe mit hingebender Treue bewahrt hatte. Jede tief gewurzelte Fähigkeit und Anlage des Geistes und Gemüths ringt darnach, zur Geltung zu gelangen. Wo ihr diese versagt war, bricht sie früher oder später mit intensiver Macht in einer Richtung hervor und zerstört das oft mühsam errungene Gleichgewicht der Eigenschaften des Geistes und Charakters, auch bei solchen, die dieses Gleichgewicht mit der Meisterschaft zu bewahren und zu vertreten wissen, welche Frau von Sévigné eigen war. Ihre Briefe geben uns nicht nur ein treues Bild ihrer anziehenden Persönlichkeit, sie spiegeln nicht nur den Verlauf eines geisterfüllen Lebens wieder; sie gewähren uns einen Einblick in jenes der

höheren Kreise der Zeit und sind auch vom historischen Standpunkte ebenso anziehend als charakteristisch. Wie drängen sich da die mannigfachen Gestalten, die lehrreichsten Scenen wechselvoller Geschichte, raschen Glückes und jähen Sturzes, die komischsten Anekdoten und die gewichtigsten Ereignisse! Wir begegnen Fouquet und seinen Richtern; Neß, den abgenützten oder bekehrten Männern der Fronde und jenen des neuen persönlichen Regimentes; vertraulich wird von den Liebesabenteuern des jungen Königs geklüstert, bis sie an den Tag treten und ihre Heldinnen mit huldigender Nachsicht umgeben werden. In bescheidener Stellung, wie im Halbkunzel, tritt uns Madame de Maintenon entgegen, und von Zeit zu Zeit können wir den vorsichtigen Schritten folgen, mit denen sie ihrer Erhebung entgegengeht. Wir wohnen dem ergreifenden und erhebenden Abschied bei, den die Herzogin von La Vallière von der Welt, ihren Freunden und Täuschungen nimmt, mit dem tiefsten Eindruck des raschen Wechsels menschlicher Geschichte lesen wir den meisterhaften Brief über Louvois' Tod. Wie lebendig einfach und dennoch tief ergreifend ist der Moment wiedergegeben, in welchem die Herzogin von Longueville die Nachricht erhält, daß ihr Sohn auf dem Felde der Ehre geblieben sei; wie fühlt man es durch, daß die Erinnerungen einer von dem vollen Stolze der Macht, des Einflusses und der Schönheit erfüllten Jugend in reuenvollem Schmerz über die Verirrungen der Zeiten des Glückes anstlingen. Und vollends die Versammlungen der Stände der Bretagne, die ländlichen Aufenthalte, der vertraute Pariser Kreis, mit welcher Lebensstreu und frischen Unmittelbarkeit ist dies Alles geschildert! Der Brief war eben zu jener Zeit eine wichtige Sache, oft das Ereigniß des Tages, ja der Woche für Denjenigen, der ihn schrieb, ebenso, wie für jenen, dem er zukam. Er vertrat und ersetzte die Journale, vermittelte die Kenntniß neuer literarischer Erscheinungen, berichtete ebenso über die letzte Predigt des berühmten Kanzelredners, wie über das neueste Lieblingsstück des Pariser Publikums, gab Nachricht von den Vorkommnissen bei Hofe und in der Gesellschaft, war das Echo aller unterhaltenden Klatschereien und Gerüchte, und dies Alles mit dem Selbstgefühl des Eingeweihten, welches den Mittheilungen doppelten Werth und erhöhtes Interesse lieh.

Madame de Lafayette, eine langjährige Freundin der Frau von Sévigné, beschränkte sich nicht auf geistreiche Briefe, sie betrat das eigentliche literarische Feld und bewegte sich auf demselben im Sinne und nach den Eingebungen des Geistes der besten Gesellschaft. Ihre Romane, welche, obwohl hie und da etwas verblaßt, noch immer ihre Geltung bewahrt haben, lassen durch den klaren einfachen Gang der Begebenheiten, durch die Zartheit und den Adel der Empfindungen, durch den anspruchslosen Reiz des Styls, den Geschmack der Gesellschaft im günstigsten Lichte erscheinen, welche sich an solchen Hervorbringungen erfreute. \*) Die Geschichte der Herzogin von Orleans liefert andererseits einen auffallenden Beweis, wie rasch oft die Auffassungen und gesellschaftlichen Gewohnheiten wechseln. Die lebenswürdige Prinzessin, deren frühes tragisches Ende Bossuet und St. Simon so ergreifend schildern, hatte ihre Freundin selbst aufgefordert, die Geschichte ihrer scherzhaften Liebeständeleien und der kleinen Abenteuer ihrer Anbeter zu

\*) Histoire de Madame Henriette etc.: La princesse de Clèves, Mademoiselle de Montpensier etc.

schreiben. Hätte in der zweiten Hälfte der Regierung Ludwigs des Vierzehnten und unter der Herrschaft der Madame de Maintenon eine dem Throne nahe stehende Prinzessin eine ähnliche Aufforderung gewagt? Oder hätte das achtzehnte Jahrhundert dieses gefährliche Spiel in demselben Sinne schalkhaften Uebermuthes aufgefaßt und dargestellt, wie Madame de Lafayette? Ihr Name knüpft sich eng an jenen La Rochefoucaulds. Langjährige Freundschaft verband diese geistreichen Persönlichkeiten; ihr vertraulicher Verkehr bildete die besten Freuden ihres herannahenden Alters und an der Feststellung mancher Sätze und Einzelheiten von La Rochefoucaulds berühmten „Maximen“ hatte dieser freundschaftliche Gedankenaustausch auch sein gutes Theil. La Rochefoucauld mag übrigens nicht nur wegen seiner persönlichen Stellung als hervorragender Vertreter der Literatur der Gesellschaft gelten: er ist es hauptsächlich dadurch, daß der Einfluß des Gedankenganges und der Auffassung der höheren Gesellschaftskreise seiner Zeit, in dem, was er schrieb, sehr deutlich hervortritt. Zwar ist die oft wiederholte Behauptung keine ganz richtige, daß er seine Ansichten und Aussprüche nur aus den Erfahrungen des Hoflebens und der großen Welt geschöpft habe und daß diese nur mit Bezug auf die Verirrungen, Schwächen und geheimen Triebfedern einer verkünstelten Civilisation Geltung beanspruchen können. Die Selbstsucht, welche sich über die Motive ihrer Handlungen keine Rechenschaft giebt, die Rivalität, welche sich in das Gewand der Freundschaft kleidet, eine mitunter nur halb bewusste Heuchelei, die Sinnlichkeit, welche die Sprache glühender Herzensneigung spricht, ist nicht nur an den Höfen und in der großen Welt zu Hause, obwohl diese menschlichen Schwächen dort am üppigsten wuchern, wo ihnen der Gegensatz der Interessen, die vielfache Verschlingung der Verhältnisse, die Herrschaft des äußeren Scheines und das Haschen nach rasch wechselndem Genuß die meiste Nahrung bieten.

Man hat La Rochefoucauld oft die scheinbare Vorliebe zum Vorwurf gemacht, mit der er Gefühle und Handlungen in ihren Triebfedern auf die Schwächen und Schattenseiten der menschlichen Natur zurückführen, sie aus diesen ableiten will. Sein Irrthum ist, daß er zur allgemeinen Regel erhebt, was in vielen Einzelfällen eine ebenso scharfe wie richtige und geistreiche Beobachtung gewesen sein mag. Solche Beobachtungen erschöpfen aber die Vielseitigkeit der menschlichen Natur, ihrer Leidenschaften, Gefühle und Eindrücke auch dann nicht, wenn sie ein tiefblickender Geist aus den Erscheinungen einer langen Lebenserfahrung schöpft. Wer auf dem Felde psychologischer Beobachtung allgemein gültige Sätze aufstellen will, sollte nie vergessen, daß nur das Verständniß und die Empfänglichkeit für die mannigfachen Abstufungen und Nuancen ein treues Bild des Lebens zu bieten vermag. Wenn La Rochefoucaulds Auffassungen als solche bezeichnet werden, die namentlich in jugendlichen Gemüthern alle edleren Empfindungen und Aspirationen zu untergraben geeignet sind, weil sie die Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit ihrer Triebfedern fast immer in Frage stellen, so mag die theilweise Berechtigung dieses Vorwurfes nicht bestritten werden, seine Ansichten würden aber aufhören, bedenklich zu erscheinen, wenn die, die ihn lesen, bereit wären, seine Aussprüche, die jeder eitlen oder sentimentalen Selbsttäuschung mit durchdringendem Scharfsinn und unerbittlicher Folgerichtigkeit entgegenzutreten, nur dann und dort zum Leitfaden ihres Urtheils zu nehmen, wo es sich darum handelt,

sich selbst zu prüfen und sich über die Triebfedern des eigenen Vorgehens Rechenschaft zu geben.

La Bruyère war kein Mann der großen Welt. Seine bescheidene Stellung, seine Zurückgezogenheit, aus der er nur ungenügend hervortrat, seine ernste, sittliche Auffassung, sein anspruchsloser Charakter ließen ihn Befriedigung und Freude nicht in ihren Kreisen suchen. Aber in seinen meisterhaften „Charakteren“, in welchen sich die Lebendigkeit und Schärfe der Auffassung mit seltener Würde und Feinheit des Ausdrucks, die an Molière erinnernde Gabe der Individualisirung mit der vollsten Meisterschaft des Styls paart, hat er seinen Vorwurf und seine Gestalten zum größten Theile aus der Gesellschaft geschöpft, die ihn umgab, und ist eben deshalb mit mehr Berechtigung als mancher andere seiner Zeit und seiner Berufsgenossen als einer der glänzendsten Vertreter der Literatur der Gesellschaft zu betrachten. Doch ist er zugleich mehr als dies; einzelne seiner Gestalten haben eine dauernde allgemein gültige Wahrheit, die von den wechselnden Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Epochen unabhängig ist. Die kurzen Aufzeichnungen der Mad. de Caylus\*) sind mit ihrem feinen Witz, ihren treffenden Zügen und ihrer eigenthümlichen maßvollen Grazie ein sympathischer Nachklang der Memoiren-Literatur der glänzenden Zeit Ludwigs des Vierzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts, obwohl manche in denselben schon den Einfluß des Gedankenganges und Styls des achtzehnten erkennen wollen.

Und St. Simon! dessen Name stets in erster Linie steht, wenn von französischer Memoiren-Literatur die Rede ist. Er wollte der Nachwelt ein Bild seines Zeitalters hinterlassen, von einer Ausdehnung, einer Fülle der Details, einer Kenntniß der Personen und Thatsachen, wie keine andere Literatur ein ähnliches aufzuweisen hat. Die Elemente seiner Darstellung konnte er zu seiner Zeit nur in den Kreisen des Hofes und der höheren Gesellschaften suchen und finden. Mit leidenschaftlicher Raslosigkeit und Zähigkeit sammelte er seine Materialien unablässig, verfolgte er jede Spur der Gerüchte des Tages, ging er jeder Aufklärung oder vertraulichen Mittheilung nach, die ihm zugänglich war; Niemand konnte mehr Menschen; Niemand verkehrte mit verschiedenartigen Persönlichkeiten trotz aller stolzen Zurückhaltung, die ihm eigen war. Aber mit Allem dem war er ebenso wenig der Mann der Gesellschaft, wie der Literatur. Erst lange nach seinem Tode wurde er zur literarischen Größe; sein Styl und die Eigenthümlichkeit seiner Darstellung gelangten erst nach und nach zur Geltung; die weniger Begünstigten, die im achtzehnten Jahrhundert Einsicht in seine Memoiren nehmen konnten, fanden sie in der Mehrzahl schlecht geschrieben. Die Feder, das Wort, ja der Gedanke, hatten für ihn in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit nur insofern Werth, als sie zur Belebung der Bilder dienten, in denen er seine Zeit, seine Erfahrungen und Eindrücke schildern wollte. In dem geselligen Verkehr sah er hauptsächlich das Mittel Daten zu sammeln; die Ereignisse und ihre Verknüpfung, die handelnden Personen und die Motive ihres Vorgehens kennen zu lernen. Seiner eigenen Aussage nach, konnte er auch inmitten der anregendsten Geselligkeit den Moment kaum erwarten, wo es ihm vergönnt war, das Alles aufzuzeichnen. In seinem großen

\*) Souvenirs de Mad. de Caylus.

Werk drängen sich die Gestalten und Gruppen, wie in Tintoretto's gloria del paradiso. Aber während in dem Riesenrahmen des Venetianischen Bildes viele Einzelheiten kaum heraus zu finden sind, kommt bei St. Simon fast jede Gestalt zur charakteristischen Geltung. Mit leidenschaftlichem Ungestüm zeichnet er die Individualität, nicht in einzelnen großen Zügen, Zug reiht sich an Zug, grell werden die Farben neben einander gestellt; aber die Energie der Pinselführung, die Meisterschaft der Gestaltung leucht allen diesen Elementen wunderbar pulsirendes Leben und geistige Einheit. Das Bild ähnelt vielleicht nicht immer demjenigen, den es darstellt; der Einfluß der Leidenschaft, der Voreingenommenheit, ja des Hasses, ist oft unverkennbar, aber immer bleiben es Bilder wirklicher, lebensvoller, menschlicher Individualitäten. Die Ereignisse werden mit seltener Lebendigkeit dargestellt. Die größte Genauigkeit und Anschaulichkeit, der schärfste Blick für charakteristisches Detail bezeichnet jede seiner Schilderungen. Er ist vor allem ein großer Maler, und als solcher findet er Wenige seines Gleichen auf dem Gebiete der Literatur. Vom historischen Standpunkte aus ist er freilich kein ganz unverdächtig Zeuge. Er kennt genau die große Seite der kleinen Dinge, aber die großen Dinge sieht er oft nur von der kleinen Seite an und hält sich mit Vorliebe an diese. Er hat die „olympische Hoheit“ Ludwigs des Vierzehnten auf das richtige Maß menschlicher Schwäche zurückgeführt, mit lebendigen Farben schildert er den selbstüberhebenden Stolz, den Egoismus des Königs, den oberflächlichen Formalismus seiner religiösen Anschauungen, seine mangelhaften Kenntnisse, die verhängnisvollen Mißgriffe seiner Regierung. Aber abgesehen davon, daß er kein vollreifer Zeuge der Glanzepoche dieser Regierung war, ist sein Urtheil oft von leidenschaftlicher Einseitigkeit, übersieht er gerne die großen Regeneigenschaften Ludwigs des Vierzehnten, welche viele seiner Fehler aufwogen und die ihren Ausdruck in der folgerechten Hingebung an Alles fanden, was er, richtig oder unrichtig, für ein Gebot seiner Herrscherpflicht hielt. Auch kannte St. Simon den wahren Gang der Dinge mitunter ebenso wenig wie ihre tiefliegenden Motive. So schreibt er z. B.: die Unterbrechung des Feldzuges von 1693 in Flandern und zwar gerade in einem Augenblick, wo günstige Resultate zu erwarten waren, überwiegend dem Einfluß der Frau von Maintenon und der persönlichen Bequemlichkeit des Königs zu; während neuere geschichtliche Forschungen den Beweis geliefert haben, daß dem diesbezüglichen Entschlusse sehr gewichtige, politische und militärische Rücksichten zu Grunde lagen und eingehende ernste Berathungen vorangegangen waren, deren Geheimniß man freilich, ohne Gefährdung des Staatsinteresses, der Welt nicht mittheilen konnte. \*) Ebenso wenig kannte er in Beziehung auf die spanische Erbschaft die volle Bedeutung jener diplomatischen Verhandlungen, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch von Seiten des französischen Hofes mit seltener Konsequenz, Ausdauer und Geschicklichkeit eingeleitet und gepflogen worden waren und die, wie immer man über ihre Endziele denken mag, ein seltenes Muster meisterhafter diplomatischer Behandlung und Durchführung, einer großartig angelegten voraussichtigen Politik darboten. \*\*)

\*) Duc de Noailles, vis de Madame de Maintenon IV. ch. 4. I.

\*\*) V. Mignet, négociations relatives à la succession d'Espagne, und D. Kleyf: Fall des Hauses Stuart.

Mit ausgesprochenstem Haffe verfolgte er neben manchen andern Frau von Maintenon, den Herzog von Luxembour, die Legitimiaten, durch welche Letztere er sich in seinen Rangansprüchen verlegt sieht. Aber auch diesen Antipathieen lagen bei ihm bis zu einem gewissen Grade ehrenwerthe und ernste Empfindungen zu Grunde. Die rasche Erhebung der Kinder des Königs verletzte ebenso sehr seine religiösen und moralischen Ueberzeugungen, wie seine Achtung für die Heiligkeit des Familienlebens; tief durchdrungen von der Rechtmäßigkeit der Rangansprüche seiner Standesgenossen und seiner eigenen, sah er in der Mißachtung derselben einen Ausfluß der Willkür, die sein tiefes Rechtsgefühl verletzte. Es mangelte ihm nicht an politischen Ideen und Ueberzeugungen. Die Richtung, welche die Entwicklung der Macht des französischen Königthums genommen hatte, und welche mehr und mehr zur Zusammenfassung aller Elemente der Staatsgewalt führte und eben deshalb jede unabhängige, politische Wirksamkeit in den Hintergrund drängte, stand im Widerspruch mit allen seinen Ansichten und Neigungen. Auf diesem Boden ernster und achtenswerther Ueberzeugungen machte sich neben denselben auch das volle Selbstgefühl einer sehr lebendigen Individualität geltend und zwar mit all den Schwächen und all der Ueberhebung, welche sich so leicht damit paart. So verlieren auch St. Simon's politische Reformpläne und Prophezeihungen größtentheils ihr Gewicht, weil es nur zu ersichtlich ist, daß sie stets von einem Punkte ausgehen und immer wieder zu demselben zurückkehren, zu der Frage der Ausnahmestellung und des politischen Veruses der französischen Herzöge und Pairs, einer Frage, in Bezug welcher seine Auffassungen staatsrechtlich, historisch und politisch auf ziemlich schwachem Boden stehen. Er scheint sich eben niemals darüber Rechenschaft gegeben zu haben, wie nahe und auffallend sich seine politischen Ansichten mit der Eingebung seiner persönlichen Interessen, Eitelkeiten und Vorurtheile berührten.

Er war ein leidenschaftlicher Vertreter aristokratischen Familienfinnes und des Stolzes der Geburt, obwol seine Berechtigung, sich zu dieser Rolle vorzugsweise berufen zu fühlen, oft und von manchen seiner Standesgenossen in Zweifel gezogen wurde. Aber es spricht für den Ernst seines Geistes und die Aufrichtigkeit seines Gemüthes, daß er, wo ihn nicht Leidenschaft oder Abneigung gegen die Personen verleitet, das wahre Verdienst, die Ehrenhaftigkeit des Charakters und die Ueberlegenheit des Geistes bei Jedermann zu achten weiß, während er die rasche Erhebung und die verlethende Ueberhebung verdienstloser Günstlinge mit unerbittlicher Schärfe geißelt. Sein persönlicher Stolz ist da ebenso im Spiel, wie seine Ueberzeugung oder seine Vorurtheile, und die mitunter rauhe Bestimmtheit seines Wesens. Und dieser Zug seines Wesens dürfte auch größtentheils seine nachhaltige leidenschaftliche Antipathie gegen Frau von Maintenon erklären, eine Antipathie, die in den Briefen der Herzogin von Orleans, Mutter des Regenten, ein derbes, obwol historisch unzuverlässiges Echo findet. Durch den wechselvollen Lebenslauf der Frau von Maintenon geht ein gewisser, stets wiederkehrender Zug, den man fast einen Zug des Schicksals nennen möchte, und wo dies in einem Menschenleben beharrlich der Fall ist, da dürfte einerseits ein solcher Zug des Schicksals in enger Verbindung mit den geistigen und Gemüthsanlagen und dem Charakter der Persönlichkeit stehen, während er andererseits wieder bestimmend auf diese zurückwirkt. Frau von

Maintenon war ihr Leben lang die Vertreterin schiefer und unklarer Stellungen und mit je größerer Meisterchaft sie sich in diesen zu bewegen wußte, desto haßenswerther mußte sie in St. Simon's Augen erscheinen. Falschen Stellungen und unklaren Lagen vermag nur ein großes Herz und ein edler Geist Würde zu leihen; wo diese mangelt, geht das Schiefe und Unklare der Stellung trotz allen Tactes, aller Lebenserfahrung und Gewandttheit, die Madame de Maintenon eigen waren, nur zu leicht auf den Charakter über, oder giebt diesem wenigstens, mitunter unverdient, den Schein und das Gepräge der eigenen Zweideutigkeit.

St. Simon ist leidenschaftlich, einseitig; leichtgläubig im Sinne seiner Antipathien und Vorurtheile, und eben deshalb historisch unzuverlässig; sein Werk ist langathmig, mitunter ermüdend; trodene genealogische Notizen, unabsehbare Abhandlungen über Rangansprüche und Etiquette-Fragen füllen viele Seiten; aber der Reichtum des Stoffes, die Fülle und Mannigfaltigkeit des Details, die dramatische Kraft der Gestaltung, die Lebendigkeit und Schärfe der Charakteristik, die seltene Vollenbung der Schilderungen, Alles das leiht den Memoiren des stolzen Herzogs unvergängliche Bedeutung und Anziehungskraft und reiht ihn in Wahrheit den Meistern der Literatur an, deren Zauberstab längst Dahingegangenes wieder ins Leben zu rufen, und den Ereignissen der Vergangenheit die volle Frische und Thatsächlichkeit der Gegenwart zu leihen vermag.

## Briefe an den Oberpräsidenten A. F. W. v. Bülow

von Metternich, Hardenberg, Wittgenstein u. A. aus den Jahren 1812—1819.

Herausgegeben

von

Ludovica Besekiel.

August Friedrich Wilhelm von Bülow wurde 1782 zu Wörden in Westfalen geboren; das alte mecklenburgische Geschlecht hat sich zu allen Zeiten im Dienste der Hohenzollern ausgezeichnet von jenem Dietrich von Bülow an, der den gewaltigen Kurfürsten Joachim I. erzog, bis auf unsere Tage. Zu keiner Zeit aber hat Haus Bülow dem brandenburgisch-preussischen Staate mehr treue Diener gegeben als in der Franzosenzeit, wo Bülow von Dennewitz seinen Namen unsterblich machte. Neben dem großen Grafen finden wir Ludwig Friedrich Victor Hans, der drei preussische Staatsministerien nach einander inne hatte und 1825 starb, sowie Heinrich, der Schwiegersohn Wilhelms von Humboldt, der erst 1846 als geh. Staats- und Cabinetsminister heimging. Ein Stiefbruder des 1825 zu Landeck verstorbenen Grafen von Bülow war August Friedrich Wilhelm von Bülow, der 1805 geh. Regierungsrath zu Münster und 1810 Oberlandesgerichtspräsident zu Soldin war. Von Hardenberg und Stein mehrfach mit wichtigen Aufgaben betraut, wurde er endlich 1816 Oberpräsident der Provinz Sachsen. Leider wurden die letzten Jahre seines Lebens durch schwere Leiden getrübt, denen er 1827 zu Potsdam erlag. Bülow war nicht nur Jurist und Staatsmann, sondern auch Schriftsteller; mit Theodor Hagemann († 1827 als Director der Justiz-Canzlei) gab er praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit



heraus, ebenso schrieb er über die Verhältnisse des evangelischen Kirchenwesens in Deutschland.

Bülow führte eine sehr ausgedehnte Correspondenz, die er sorgfältig aufgehoben zu haben scheint; eine ganze Anzahl von Briefen aus seinem Nachlaß gelangte vor Jahren schon durch einen Verwandten des Berewigten in meine Hand. Sie sind aus der Feder eines Metternich, Hardenberg, Wittgenstein, Niebuhr, Staegemann u. A., sie sind in einer Zeit geschrieben, aus der jedes Wort uns interessant sein sollte, und doch eignen sie sich nur zum kleinsten Theil zur Veröffentlichung. Längst vergessene und darum uninteressante persönliche Beziehungen nehmen einen breiten Raum ein, so daß ich in Nachstehendem gleichsam nur einen Extract des Ganzen zu geben mich bemühe. Dieser Extract aber ist, sollte ich meinen, einer näheren Beachtung werth. Der erste Brief ist von Hardenberg aus dem Jahre 1812, einem Jahre, das unter den trübsten Ausichten begann, dem letzten der alten Zeit, denn das folgende führte eine neue Aera nicht nur für Preußen herauf. Die Schriftzüge des dünn gewordenen vergilbten Blattes sind noch klar und deutlich, namentlich die Namensunterschrift. Hardenberg hielt sich in Staatsgeschäften in Dresden auf und schreibt von dort:

Erhalten am 31. May, 12 Vormittags.

Unsere Geschäfte sind hier sehr günstig abgemacht. Der Kayser Napoleon ist heute früh nach Glogau abgereiset und geht von da nach Posen. Der österreichische Kayser diesen Mittag nach Prag. Der König besieht morgen Königstein und die Gegend, reiset Abends noch nach Meissen und übermorgen zum alten H. von Dessau nach Börditz, dort bleibt er Montag und kehrt Dienstag nach Potsdam zurück. Ich bleibe heute und morgen noch hier, um mit dem H. v. Bassano und G. v. Metternich zu sein, gehe übermorgen ab und denke Montag in Glinde anzukommen. Dort wünsche ich Dienstag ganz in Ruhe zu bleiben und die ausgefertigten und angehäuften eingekommenen Sachen zu bearbeiten, die mir Wentstern schicken soll. Mittwoch werde ich alsdann dem König in Potsdam vortragen und an demselbigen Tage in Berlin seyn. Ich bitte Sie nur, lieber Bülow, ja zu verhindern, daß Niemand mich in Glinde in meiner Ruhe störe und dieses besonders den Herren Rätthen der Bureau, Stegemann und Kiewitz auch bekannt zu machen. Ist etwas Eiliges, das sich nicht schriftlich kurz abmachen läßt, so eile ich lieber nach Berlin und dann zurück nach Glinde. Ich muß durchaus dort ungestört die Rückstände aufarbeiten, sonst gerathe ich ganz auf den Strand. Ich hoffe Sie recht gesund wieder zu finden, lieber Bülow, und umarme Sie von Herzen.

Hardenberg.

D., den 29. May 1812.

Der folgende Brief, von der Hand des allgewaltigen Fürsten Metternich, ist nicht an Bülow gerichtet; es erhellt aus den anderen Briefen weder, wer der Adressat war, noch wie er in Bülows Hand gelangte. Das Original ist französisch geschrieben und lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

Baden, 26. August 1812.

Ich habe mittlerweile, mein lieber Baron, Ihren Brief vom 9. August erhalten. Kurze Zeit darauf traf Herr Waerwald in Wien ein, der mir ein Be-

glaubigungsschreiben und eine Note von Herrn von Bülow überreichte. Ich habe alle nöthigen Arrangements mit ihm getroffen und kann Ihnen jetzt anzeigen, daß Gruner und seine unmittelbare Begleitung mit allen ihren Papieren, Fonds u. s. w. angehalten worden sind. Der Schlag ist in der Nacht vom 21. zum 22. ausgeführt worden. Gruner, Andrae, ein Kammerdiener, waren terrorisirt über die Thatfache einer Verhaftung; sie haben weder Widerstand geleistet, noch das Geringste versucht, um ihre Papiere zu vertheidigen. Ich hoffe, daß diese letzteren, die man mir als sehr umfangreich schildert, uns wichtige Enthüllungen bringen werden. Man ist auf der Spur aller von Herrn von B. bezeichneten Personen. Der Kaiser hat Befehl gegeben, sie Alle zu verhaften. Man ist jetzt dabei, ihnen den Proceß zu machen, wir werden Ihnen Alles senden; Männer, Papiere u. s. w., u. s. w. Vaerwald behalte ich in Wien, bis wir klarer in der Sache sehen, er kann uns vielleicht nützlich sein, wenn es sich darum handelt, Nachrichten zu erhalten. Es genügt mir, mein lieber Baron, daß er von Ihnen kommt, um ihm mein vollstes Vertrauen zu schenken. Er selbst wird Ihnen diejenigen Nachrichten bringen, die sie etwa wünschen können.

Die allgemeine Lage, mein lieber Baron, zeigt die Wendung, die ich ihr vorausgesagt habe. Das russische Cabinet hat sicher keine Entschuldigung dafür, daß es mit allen Mitteln 500 M. Menschen an seinen Grenzen in seine Gewalt gebracht hat auf Kosten der unglücklichen Unterhändler; es hatte ohne Zweifel Zeit zu warten und kommen zu lassen was es jetzt thut. Nehmen Sie die erneuerten Versicherungen der aufrichtigsten Anhänglichkeit und der Hochachtung, welche ich Euer Excellenz mein ganzes Leben hindurch gewidmet habe.

Metternich.

Aus dem großen Befreiungsjahre liegt ein Brief des Fürsten Wittgenstein vor, der bekanntlich später in der Demagogenuntersuchung von 1821 eine bedeutende Rolle spielte und darum von seinen Gegnern oft nicht ganz richtig beurtheilt worden ist. Der Brief lautet:

Breslau, den 6. März 1813.

Man macht sich seit heute hier die Hoffnung, daß die Gefahren, die der Stadt Berlin drohten, vorüber sind. Gott gebe, daß sie sich bestätigen. Ich kann Ihnen nicht mit Worten beschreiben, wie sehr ich das ängstliche der dortigen Lage gefühlt und alle Sorgen recht herzlich mit Ihnen getheilt habe; die Angst, die ich für die sämmtlichen Einwohner von Berlin ausgestanden habe, hat mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen.

Der General Scharnhorst wird ein zweites Militairisches Bureau bilden, wozu der Hauptmann von Roeder zum Chef ernannt ist. Der Herr Staatskanzler ist so sehr beschäftigt, daß es mir garnicht möglich ist, ihn über alle diese Gegenstände ruhig zu sprechen. Ich bekümmere mich über manches, ich kann aber nichts thun. Sie und einige sehr wenige Personen lassen meiner Anhänglichkeit für den König und Staat sowie auch meiner Freundschaft für den Reichskanzler Gerechtigkeit widerfahren; dieses und mein eigenes Bewußtsein beruhigt mich. Wir werden in kurzem wahrscheinlich mehrere Erscheinungen sehen, die wir nicht erwartet haben.

Wittgenstein.

Es folgen dann zwei Briefe von Hardenberg:

Wien, den 24. October 1814.

Ich begleite die officiële Ausfertigung wegen Ihres Abganges nach Sachsen mit einigen freundschaftlichen Zeilen. Sehen Sie diesen Schritt als einen ersten an, der zum zweiten führt. Lassen Sie sich vom Minister Rode\*) die sämmtlichen wegen dieser Angelegenheit an ihn abgehenden Sachen mittheilen. Zu Ihrer vorläufigen Notiz füge ich nur Abschrift eines besonderen Schreibens an den gedachten Minister hierbei. Sprechen Sie auch mit dem Kriegsminister und mit dem General von Gaudi, sobald er dort eintrifft, dann beeilen Sie gemeinschaftlich den Abgang nach Dresden. Ich hege das gerechte Vertrauen zu Ihnen, liebster Bülow, daß Sie sich vorzüglich angelegen sein lassen werden, in dem Geiste zu wirken, den mein Brief an den Minister von Rode andeutet. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Ich umarme Sie von ganzem Herzen  
Gardenberg.

Im Vertrauen und mit der Bedingung, daß Sie nichts davon sagen, daß ichs Ihnen schrieb, wenns gleich auch sonst bekannt werden sollte, eile ich Ihnen zu sagen, daß wirklich eine Theilung Sachsens stattfinden wird, und daß der König Friedrich August wieder nach Dresden kommt. So sehr das Gegentheil zu wünschen gewesen wäre, so ist es doch nicht möglich gewesen, es ohne den Degen und neues unabsehbares Unglück durchzusetzen. Dagegen bekommen wir einen weit größeren Theil von Sachsen, als Sie in Ihrem Briefe vom 31. Januar anführten mit vollem Einverständnis aller Mächte und das Loos Preußens ist überhaupt deshalb nicht minder gut und vortheilhaft gestellt. Ich eile hauptsächlich darum, Ihnen dieses noch heute zu sagen, damit Sie Ihr Logie in Berlin nicht aufgeben und Ihre Frau Gemahlin nicht kommen lassen. Wegen Ihrer persönlichen Bestimmung nächstens mehr. Unterdessen seyn Sie außer Sorgen und vertrauen Sie der alten Freundschaft

Ihres Freundes

Gardenberg.

Wien, den 8. Februar 1815.

Mit nächstem Courier umständlicher und mehr.

Von nun an tritt in der Correspondenz die sächsische Frage in den Vordergrund, Niebuhr schreibt an Bülow:

Hochwohlgeborener Herr!

Höchstzuverehrender Herr Geheimer Staatsrath!

Sie haben durch die gänzliche Bervollständigung der finanziellen Nachrichten über Sachsen mich in den Besitz einer Menge der interessantesten und auf keinem anderen Wege zu erlangenden Kenntnisse gesetzt, wofür Ew. Hochwohlgeboren mein aufrichtigster und angelegentlichster Dank gebührt. Nehmen Sie ihn auch für das Vertrauen an, daß diese Nachrichten, so mitgetheilt, bei einer anderen Wendung der Verhältnisse zum Nutzen unserer allgemeinen Sache angewandt worden wären. Ich dachte mir freilich, es wäre gerade jetzt Zeit, davon Gebrauch zu machen, um darzuthun wie abscheulich die gegen uns verschworene Politik das arme Sachsen aufopfert. Aber so lange die höchste Regierung des Staates von hier abwesend ist, kann weder ein Schriftsteller sicher sein, durch eine Arbeit dieser Art die Fäden

\*) geb. 1751 zu Dessau, † 1837.

der Politik nicht zu verwirren, vielleicht hin und wieder zu zerreißen — noch die ebenfalls außer Kenntniß gehaltene Censur wissen wie sie ihre Befugnisse anzuwenden hat.

Unsere Hoffnungen sind also getäuscht: und noch mehr getäuscht als irgend einer vor der Entscheidung für möglich hielt. Und sind wir denn auch nur so wenigstens zu einem schlechten Resultat für einige Zeit gekommen? Oder bereitet man uns schon jetzt neue Händel durch die Weigerung des Königs von Sachsen, welche er auf österreichischem Boden bis zur Feindseligkeit treiben kann und wird! Welche neue Händel wird sich hinter diese Protestationen schleichen, und neue Abtretungen von uns fordern? Möchte Oesterreich nur recht frech mit seinen Vergrößerungsabsichten hervortreten! Dann müßte doch die Stimme für uns durch ganz Sachsen laut werden.

Wer kann es verkennen, daß Oesterreich, Frankreich und Hannover alles einrichten, um uns wie ein Schlachtopfer zu binden und zum Tode zu bereiten? Ich hoffe freylich, daß das Schlachtopfer sich losreißen und die Nahesiehenden niedertreten wird.

Ich empfehle mich Ew. Hochwohlgeboren freundschaftlichem Andenken mit der vorzüglichsten Hochachtung, womit ich verharre

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

Berlin, den 25. Februar 1815.

Riebuhr.

Hauptsächlich mit der sächsischen Frage und zwar mit Bezug auf eine in preussische Hände gefallene geheime Correspondenz beschäftigen sich die folgenden Briefe des bekannten vaterländischen Dichters und tüchtigen Beamten Friedrich August von Stangemann, der 1840 als Geh. Staatsrath zu Berlin starb. Wir lesen in ihnen:

Wien, 10. April 1815.

Pr. 14. April 18.

Die angestrichenen Stellen habe ich sogleich dem Geh. A.-R. Krüger mitgetheilt, damit dieselben noch vor seiner Abreise nach Leipzig benützt werden können. Wir haben hin und her überlegt, was wir aus den Sibyllinischen Blättern machen sollen, verehrungswürdiger Freund. Hier ist aber nichts Näheres auszumitteln, und ich kann Ihnen nur meine Privatansicht mittheilen.

Es ist wohl gewiß, daß die französische Regierung unter Bonaparte in allen Ländern und bei allen Regierungen geheime Agenten hatte, zu denen sie unstreitig die schlauesten Jesuiten und dergleichen wählte.

Wahrscheinlich ist es auch, daß die Rosenkreuzer in Baiern ihren Zwecken gebient, vielleicht in der Meinung, wo nicht sogleich, doch in der Zukunft einer andern, wenn auch nicht eben besseren, Sache zu dienen.

Ihre sibyllinischen Blätter gehen von Baiern aus. Ueber W. habe ich nur erfahren, daß er in Baiern gewesen und dort noch Beziehungen hat. Er trat hier als ein entschiedener Gegner Napoleons auf. Da ich ihn zum erstenmal in Dresden oder Leipzig (mich dünkt das Letztere) sah, mißfiel mir sein Aeußeres ich weiß nicht mehr, wesswegen, und ich irre gewiß nicht, es war mir schon damals etwas über ihn gesagt, was ihn verdächtig machte. Die Lage der Sache Napoleons

war damals freilich sehr ungünstig, und so war es sein Vortheil, ganz anders aufzutreten. Ich äußerte mich darüber ganz freimüthig gegen den Hrn. W. v. Stein, den ich in Frankfurt am Main fand, der mich aber mit meinem Mißtrauen sehr auslachte.

Kann er nicht einer dieser Agenten Napoleons gewesen seyn? Kann er nicht als solcher die Verbindungen fortgesetzt haben, da wir doch sehen, daß die Verschwörung wider die Bourbons schon beim Einzuge der Allirten in Paris anfing?

Oder kann er nicht auch zu der Parthei der Republicaner gehören, denen Napoleon nur als Werkzeug, für jetzt, dient? vielleicht schon seit mehreren Jahren gebient hat?

Daß die Armee zu Nap. übergehen werde, glaubte ich nicht. Aber Vorsicht ist gewiß sehr dringend nöthig.

Daß große Hoffnungen der Sachsen auf Napoleons Pläne gesetzt würden, ist keinen Augenblick zu bezweifeln. Wir haben davon mehr wie ein Anzeichen.

Daß der König Fr. August die Abhäsions-Acte ausstellen wird, indeß wir Dresden bald räumen werden, wird der Fürst Thnen wohl schon geschrieben haben. Um so mehr Ernst wird aber gegen das Geheime Consilium zu brauchen sein.

Vou Napoleon und Murat haben wir heut nichts Neues. Doch scheint der letzte in Italien sehr vorzugehen.

Ich empfehle mich aufs Angelegentlichste Ihrem fortdauernden freundschaftlichen Wohlwollen.

Staegemann.

Wien, den 21. April 1815.

Ueber die geheimniß- und strichreiche Correspondenz, hochverehrtester Freund, habe ich, nachdem der Fürst mir Ihr Schreiben mit den Blättern, Blumen und Bändern mitgetheilt hat, heut mit dem Herrn Minister von Stein gesprochen. Er hält sie für nicht ernsthaft bedeutend und mehr für eine Liebes-Intrigue. Das scheint mir aber doch nicht ganz so, wenn gleich von Herzen und Küßen die Rede ist, selbst von den Beilchen und dem farbigen Band ganz abgesehen. Hätte der Leipziger Commissarius nicht wohl gethan, die Pfefferkuchen umzutauschen, da vielleicht in den gespickten einige heterogene Sachen eingebaden gewesen?

Fällt aber dem Herrn v. M. und der Frau v. G. die Unterbrechung der Correspondenz durch die aufgefangenen Briefe nicht auf? Es wird wohl am angemessensten seyn, den Hrn. v. M. sofort zu entfernen, und ihm eine Beschäftigung in Rußland anzuweisen, wenn er sich zuvor über diese geheimnißvolle Correspondenz ausgewiesen.

Sehr dringend habe ich heut den Fürsten wiederholt ersucht, einen tüchtigen Mann nach München zu schicken, denn in der jetzigen Lage der Sache ist den Baiern schlechterdings nicht zu trauen. Ihre Machinationen gegen Preußen dauern noch immer fort. Vor einigen Tagen wurden dem Fürsten und unserm Freunde Hoffmann 3 oder 4 Lieferungen der Sächsischen Actenstücke ins Haus geschickt, (durch die Post) die offenbar in Baiern fabricirt sind. Haben Sie keinen tüchtigen Beamten, den man nach Nürnberg schicken, auch in Baiern weiter gebrauchen könnte!

Wir werden heut Abend noch eine Conferenz mit Stein wegen M. haben, deren Resultat ich Thnen noch vor Abgang des Briefes mitzutheilen hoffe.

Der Bericht des Kgl. Gen. Gouvernements wegen des Geheimen Consiliums ist noch nicht eingegangen. Ich bin ganz Ihrer Meinung, und habe erst jetzt gesehen, daß der Fürst mein Concept, worin ich die eventuelle Suspension bereits ausgesprochen, gemildert hat. Die endliche Erklärung des alten Königs accrochirt sich an 2 Punkte, a) wegen des Salzes, b) wegen des Schuldenwesens. Man wird indeß wohl in diesen Tagen mit ihm ein Arrangement schließen. Er will  $\frac{1}{2}$  des Salzes für einen mäßigen jetzt gleich für alle Zeiten zu bestimmenden Preis und will über das Schuldenwesen jetzt gleich eine feste Convention abschließen, welche wir einer commissarischen Ausgleichung vorbehalten wollen.

Die royalistische Bestrebungen in Frankreich sind, wie zu erwarten war, unterdrückt. Dagegen hat Murat in Italien Nachteile, die ihm hoffentlich bald den Vortaus machen. Man sieht, daß seine Truppen nicht taugen.

Eben komme ich von dem Fürsten, Stein will sich noch gar nicht überzeugen. Indeß wird der Fürst veranlassen, daß die Briefe des Herrn v. M. officiell vorgelegt werden.

Staegemann.

Wien, 26. April 15.

Es war mir unmöglich, bei den Arbeiten, welche die allgemeine Armee-Berpflegungs-Angelegenheit mir gegenwärtig verursacht, den vorigen Courier zu benutzen, um Ihnen weiter zu schreiben, verehrter Freund.

Der Herr Staatskanzler hat beschloßen, der Antwort auf den Bericht über das Geheime Consilium einigen Anstand zu geben, weil er jeden Augenblick das Final-Arrangement mit dem Könige Friedrich August erwartet. So wie die Sache jetzt liegt, scheint es auch wohl das Beste, da das Geheime Consilium allerdings nur ein kurzes Märtyrerkthum erwartet.

In der M.—schen Angelegenheit erhalten Sie ein besonderes Schreiben des Fürsten begehend. Mir ist es übrigens gar kein Zweifel, daß diese Correspondenz eine Unruhestiftung in Sachsen unter Baierschem Einfluß beabsichtige. Die Frau v. R. ist eine sächsische Dame, ihr Mann ein bairischer Offizir, gleichfalls ein Sachse und ein heißer Anhänger Friedrich Augusts.

Auf Pfingsten scheint man einen Plan verabredet zu haben, daß Napoleon anfangs nicht dabei im Spiel gewesen, mag immerhin sein, jetzt zählt man doch auf ihn.

Hier ist sonst nichts von Erheblichkeit vorgefallen. In Italien gehen die Sachen für Murat fortwährend gut. Aus Frankreich ist wohl das Interessanteste, daß Lucian nach der Schweiz zurückgekehrt ist. Er hat also noch den Alten gefunden, nicht den belehrten Republikaner. Es ist nur kaum zu glauben, daß er an die Bekehrung dieses Reinecke habe denken können.

Ich empfehle mich aufs Angelegentlichste der Fortbauer Ihres gütigen und freundschaftlichen Wohlwollens.

Staegemann.

Wien, 15. Mai 15.

Noch immer, hochverehrter Freund, sind wir mit unseren Sachsen nicht fertig. Es muß aber in diesen Tagen zum Schluß kommen, da der Kaiser

Alexander und der König am Sonnabend, d. 20. Wien verlassen wollen und die Ratification von ihnen noch geschehen muß. Wir Andern werden wegen der deutschen Angelegenheiten wohl noch bis Ende dieses Monats hier bleiben und doch kein Ziel ersehen, weil die Faulheit des Fürsten Metternich ganz unglücklich ist, obwohl er sich jetzt, statt des Hrn. Genz unsern weiland Adam Müller zugelegt hat, der wenigstens in einem besseren und reineren Sinne arbeiten soll, wie mich der Hr. Min. v. Stein versichert, da ich selbst ihn noch nicht gesehen habe.

In der M.—schen Sache hat der Herr Staatskanzler noch nichts Näheres entschieden. Er wollte mir heut Vormittag noch einen neueren Bericht geben, hat sich aber zu lange beim Könige aufgehalten, der heut, wie ich glaube, die Sache wegen der inneren Administration, der zu bildenden Repräsentation u. s. w. vorgezogen hat.

Die Besitzergreifung von Posen erfolgt jetzt. Aus Frankreich und Italien wissen wir nur, was die Zeitungen besagen. Indes ist es doch mit Murat aus, wenn er sich durch die Schuld des Generals N. durchgeschlagen zu haben scheint.

Nach einem Briefe Wellingtons an Blücher und einem andern an Sneyenau sind Ney, Soult und Dubinat in Paris unter polizeiliche Aufsicht gesetzt.

Ich bin aber doch der Meinung des Görres, daß Bonaparte mit gewaltiger Macht auf Belgien herfallen und der Kampf im Anfange sehr blutig sein wird.

Wenn man die erbärmliche und nichtswürdige Stimmung einiger Verbündeten, namentlich Bayerns und Hannovers, so genießt, wie wir sie hier genießen, möchte man doch zuweilen in große Verzweiflung gerathen und nur die Aussicht auf die Resultate des schönen Geistes unserer Jugend hält aufrecht. Ich bin überzeugt, daß wir mit den Russen allein machen müssen.

Stagemann.

Paris, 8. Aug. 1815.

Wir sind alle krank; ich ward es unmittelbar bei meiner Ankunft, und der Herr Staatsminister bald nachher, hat sich auch noch garnicht recht erholt, wiewohl es nichts Gefährliches ist, so ist es doch freilich unter den jetzigen Umständen sehr unzeitig.

Die hiesigen Angelegenheiten sind noch zu chaotisch, als daß sich darüber etwas Gewisses sagen ließe.

Daß Ludwig XVIII. von den verbündeten Mächten anerkannt wird, ist nach der ganzen Lage der Sache sich von selbst verstehend. Aber es ist gewiß, daß sein Reich nicht von langer Dauer sein werde. Ausgenommen das schöne Geschlecht, die bejahrten Männer und die sogenannte Blüthe der Noblesse ist Alles republikanisch. Nun würde man gern, weil man durchgehends die monarchische Form will, Ludwig XVIII. behalten, allein man haßt und verachtet die brüderliche Familie, daher scheint sich die Mehrheit auf Orleans vereinigt zu haben und es ist wahrscheinlich, daß Fouché dieses besonders begünstigt. Die Herzöge von Angoulême und Berry wollen es mit dem Terrorismus zwingen und sind deshalb sogar gegen den König, der die Milde nothwendig hält.

Auf der anderen Seite sind die Verbündeten auch unter sich uneins, wie das Wesen einer Coalition von selbst mit sich bringt. Die Verwaltung der er-

obersten Provinzen hat sich die französische Regierung mit 50 Millionen Francs abgekauft.

Ueber den Betrag der Contribution sind die Allirten unter sich eben so uneins als über den Anspruch auf Territorial-Abtretungen Frankreichs zur Sicherheit der Grenzen Deutschlands, Italiens, der Schweiz und der Niederlande.

Wir haben 1000 Millionen Francs Contribution vorgeschlagen. Aber Castlereagh rechnet noch darüber und wird wohl nichts herausrechnen, so daß wir, alles zusammen genommen, den Engländern die Subsidien zu 1000 Etat vergrößern werden; denn hätte der berühmte Feldherr Wellington in der Nacht vom 15. zum 16. Juny nicht bis zwei Uhr zu Brüssel getanzet und hätte er nicht erst um 8 Uhr sich zu seiner Armee begeben, so hätten wir auch nicht den Verlust vor Ligny gehabt.

Der tapfere Constantin wird hier erwartet und im Hotel Davoust, der übrigens hier ist, wohnen.

Die Könige Jérôme und Josef sind auch hier.

Nach Castlereaghs Versicherung wird Bonaparte in diesen Tagen nach St. Helena abgeführt seyn. Burandon, der am 4. London verlassen, bezweifelt es. General Lowe soll ihn begleiten, auch wollen die Verbündeten Mit-Aufseher schicken, einen, glaube ich, in der Person des Generals Köblich. Lowe soll es abgelehnt haben, es ist auch eine eigene Zumuthung.

Gruner sollte eine Controлле der hiesigen Polizei von Seiten der Verbündeten übernehmen; man ward darüber uneins. Es ist aber doch nichts daraus geworden.

Labedoyère ist endlich verhaftet und soll vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Man hofft auf seine Begnadigung. Die republikanische Partei scheint sogar auf preussische Verwendung zu hoffen. Ich glaube, daß ein in die hiesigen Zeitungen, namentlich im Journal des débats, eingerückter Aufsatz, angeblich aus der Feder eines preussischen Offiziers, den man für officieell hält, diese Hoffnung erregt. Ich bin auf diesen Aufsatz etwas entrüstet gewesen, seitdem sich aber wohl kaum bezweifeln läßt, daß die preussische Maßregel gegen Frankreich Territorial-Abtretungen zur Sicherheit der künftigen Ruhe Europas, besonders Deutschlands zu erlangen, von den übrigen Mächten zu Wasser gemacht wird, möchte ich fast glauben, daß uns Noth sei, mit der republikanischen Partei uns zu verständigen. Die Oberhand muß sie behalten, und Rußland und Oesterreich werden uns nicht helfen, wenn wir mit Frankreich zerfallen.

Der Himmel bereite uns eine glückliche Zukunft!

Ich empfehle mich angelegentlich in Ihr fortdauerndes freundschaftliches Wohlwollen und bitte Sie gehorsamst, auch Ihrer Frau Gemahlin meiner Verehrung zu versichern.

Staege mann.

Die folgenden Briefe sind von Wittgenstein, der letzte wieder von Gardenberg, der übers Grab hinaus den gegenwärtigen Geschlechtern zuruft: Man muß Farbe halten.

Berlin 8. Februar 1816.

Der Bericht aus Schleusingen folgt neben meinem gehorsamsten Dank nebenbei wieder zurück; ich habe ihn in Rücksicht der treuen Anhänglichkeit dieser braven Einwohner an unsern Monarchen mit dem größten Interesse gelesen und



von seinem Inhalt den besten Gebrauch gemacht. Der Herzog ist gegenwärtig selbst hier und natürlich in der Absicht den Zweck zu erreichen, den man in Schlesiens besorgt; hoffentlich sind seine Bemühungen vergebens, unterdessen ist es dennoch nicht unmöglich und vielleicht könnte es aus diesem Grund nützlich sein, wenn mehrere Einwohner der dortigen Gegend, beunruhigt durch die dasigen Gerüchte es wagen wollten, Sr. Majestät in einer directen Ehrerbietigen Vorstellung Ihre Besorgnisse und Wünsche zu Füßen zu legen; es wäre vielleicht gut, dem Herrn Staatskanzler eine Abschrift dieser Vorstellung zu übersenden und ihn um seine Unterstützung in dieser Angelegenheit zu bitten. Ich bitte, daß Ev. Hochwohlgeboren diesen Vorschlag nur als eine Privat-Aeusserung betrachten, um zu verhindern, daß mein Nahmen dabei auf keine Art genannt wird; ich habe keine andre Absicht, als daß Sr. Majestät diese braven Unterthanen erhalten werden.

Wittgenstein.

Berlin 18. August 1819.

Ich danke Ihnen, mein theuerster Freund, für Ihr verehrliches Schreiben vom 11ten und für die gütige Mittheilung Ihrer so höchst interessanten Ansichten, über die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts und Erziehungswesens. Wer könnte hierüber mit Ihnen nicht einer Meinung sein! Gebe doch der Himmel, daß man die gegenwärtige Zeit noch benutzt, um diese wichtige Angelegenheit wieder in das rechte Geleise zu führen; ich bin immer noch zweifelhaft, ob man sich dieser Hoffnung ganz wird überlassen dürfen. Die Meinungen und Ansichten über diese Angelegenheit sind gar zu sehr getheilt; die Leidenschafftlichkeiten der Menschen spielen bei allem diesen auch eine wichtige Rolle. Ich habe das Polizey-Ministerium nun endlich an den Hrn. v. Schuckmann abgegeben; ich würde mich hiebei sehr glücklich fühlen, wenn dieses nur einige Monathe früher geschehen wäre; die letzten Maßregeln waren und sind mit mancherlei Unannehmlichkeiten für mich verbunden. Ich will dieses alles gerne ertragen, wenn zuletzt nur etwas gutes hieraus hervorgeht. Dürfte man sich hiermit nicht schmeicheln, so wäre es freilich besser gewesen, die Maßregeln zu unterlassen und die Hände in den Schooß zu legen und die Entwicklung der Dinge ruhig abzuwarten. Wohin sie geführt haben würden, weiß der Himmel.

Ganz der Ihrige

Wittgenstein.

Berlin, 20. November 1819.

Necht herzlich danke ich Ihnen für Ihren letzten Brief und für die schönen Bilder aus den Zeiten Kayser Heinrichs des Vogelstellers. Sagen Sie mir, ob dem Verfertiger derselben vielleicht ein kleines Präsent angenehm wäre! Sie waren uns neulich schnell entwischt und Ihre Frau Gemahlin, der ich mich gehorsamst empfehle, hat mich nicht einmal gewürdigt sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Der Herr von Heiligenstadt, mit dem wir einst zu thun hatten, wird nächstens requirirt werden über das, was er von Hase und seinem Treiben weiß, ein Zeugniß abzulegen. Vielleicht könnte es nicht schaden, wenn Sie ihn freund-

lich ermahnten die Wahrheit ganz unverhohlen zu sagen. J. hat sich bei seiner Vernehmung nicht mit Festigkeit benommen, hat sich oft widersprochen und viel Furcht gezeigt. Das ist aber nicht der Weg, sich Achtung zu erwerben. Man muß Farbe halten.

Ich umarme Sie von Herzen

Gardenberg.

## Die politische Lage Oesterreichs.

Von

Richard Fleischer.

Vor einigen Tagen erhielt ich die Nachricht von dem Ableben eines Freundes, der mir bis in die neueste Zeit Mittheilungen über die Politik Oesterreichs zugehen ließ. Durch viele Verbindungen und durch seine eigene Thätigkeit gewann er einen tiefen Einblick in das österreichische Staatsleben, so daß seinen Ansichten ein besonderer Werth beizulegen war. Ich halte deshalb seine Schriften für ein kleines politisches Vermächtniß, welches nicht nur mir, sondern auch der Oeffentlichkeit angehört.

Um ein Gesamtbild von der Lage Oesterreichs nach seinen Schilderungen zu geben und die Originalität derselben zu bewahren, muß ich Auszüge aus vielen Mittheilungen bringen, so daß Manches, was ich hier publicire, einen aphoristischen Eindruck machen wird. Trotzdem glaube ich, werden die nachstehenden Aufzeichnungen interessiren, da ihnen Erfahrungen und Thatsachen zu Grunde liegen, die auch auf die gegenwärtige Politik Oesterreichs sich beziehen. —

„L'Autriche ce n'est pas un état, c'est un gouvernement“ mit diesen Worten kehrte der beleidigte und enttäuschte Gortschakow vor Ausbruch des Krimkrieges Wien den Rücken, und diese Worte haben auch heute noch ihre Berechtigung.

Oesterreich ist ein Land, welches von Traditionen beeinflusst, in der Person des Herrschers mehr als im staatlichen Verbande der Völker seine Eingung sieht und sucht. Diese eigenthümliche Lage hat Parteien außerhalb der Arena erzeugt, die große und wichtige Neuerungen im Staatsleben zu hemmen oder zu unterdrücken suchen, jedes bedeutende politische Talent beengen oder zurückdrängen und hervorragende Staatsmänner ihrer liberalen Gesinnungen und Charakterfestigkeit wegen oft gestürzt haben. Durch diese Parteien plus royalistes, que le roi ist auch die Stellung Oesterreichs zum Auslande oft erschwert und gefährdet worden, indem sie im entscheidenden Momente häufig die feinsten Fäden der tüchtigsten Diplomaten aus Stolz oder Kurzsichtigkeit durchschnitten und das ganze diplomatische Räderwerk plötzlich in einen bedenklichen Stillstand gebracht hatten.

Ein kurzer Blick auf die Geschichte der letzten Jahrzehnte wird zeigen, welche Anomalien im Reiche durch solche Zustände entstanden sind und wie dieselben sich bis auf die Gegenwart erhalten haben.

Als 1850 die Revolution besiegt war, und die aufrührerischen Provinzen zu Füßen des jungen Kaisers lagen, wurde die Centralisation des Reiches und die Stärkung seiner Stellung zum Auslande beschlossen. Minister Bach sollte die Idee der Centralisation zur Ausführung bringen und Fürst Felix Schwarzenberg nicht

nur die Machtstellung in Deutschland, sondern auch an der Donau befestigen. „J'étonnerai l'Europe par mon ingratitude“ sagte Schwarzenberg, auf Rußlands Allianceansprüche anspielend, und hatte manche Erfolge mit seiner Politik. Nach dem jähen Tode des Fürsten und dem Eintritt des Grafen Buol in das Ministerium wurde aber die Donaufstellung für immer verloren, Rumänien separirt, Rußland verbittert und trotzdem mit Frankreich und Italien Krieg geführt. — Nach dem Verlust der Lombardei und den finanziellen Calamitäten war auch an eine Fortsetzung der Bach'schen Politik nicht mehr zu denken, obgleich Bach seine Stellung durch religiöse, die Presse und Constitution einschränkende Concessionen sich zu sichern suchte.

Die Erfolge der Bach'schen „Gusaren“, durch welche in alle Aern der Monarchie deutsche Cultur und Sitte verbreitet werden sollte, waren nicht genügend, um die militairischen Schlappen auszugleichen. — Die Katastrophe des Jahres 1859 begrub auch unter den Trümmern die Verdeutschung und Centralisation.

Der freiheitliche Aufschwung, der sich in dem Heranziehen bürgerlicher Elemente in die Regierungskreise gezeigt hatte, ward sehr bald gelähmt. Die clerikal-feudale Partei benutzte die finanziellen Calamitäten und den Unmuth der Völker über dieselben, um sich ans Ruder zu bringen, was ihr auch gelang. Die Minister dieser Partei aber, Goluchowsky, Thun u. A., wandten bald die Volksstimme gegen sich und nutzten sich rasch ab, so daß ihre Herrschaft keine längere Dauer hatte. Man schritt deshalb zu einem neuen Werke der Veröhnung, welchem Schmerling durch neue constitutionelle Einrichtungen die Form gab. Auch in Deutschland versuchte man wieder festen Fuß zu fassen — ein guter Plan, der an der ungeschickten Ausführung des Grafen Rechberg scheiterte und Oesterreich deshalb Schaden brachte. — Preußen siegte von da ab moralisch und materiell auf deutschem und deutsch-österreichischem Boden, es siegte nicht nur, weil seine Generale besser, sondern weil seine Staatsmänner freier waren und nicht das Bleigewicht der Traditionen des alten Kaiserreichs zu schleppen hatten.

Statt der Erkenntniß des schwerwiegenden Hemmnisses ergriff die leitenden Kreise Oesterreichs Mißmuth und Verstimmung gegen das ganze Deutschthum. — Graf Beust, den Preußen in Sachsen gestürzt hatte, wurde berufen, er war der geeignetste Staatsmann, um der Stimmung in Oesterreich auch nach Außen hin Ausdruck zu geben. Aber er suchte sich nicht nur in der äußeren, sondern auch in der inneren Politik österreichische Lorbeeren zu verdienen, indem er den Staat auf zwei Füße stellte. Kroatien und Siebenbürgen, dessen kräftiges nationales Element sich bereits dem deutschen Einflusse geneigt zeigte, wurden an Ungarn ausgeliefert und zu diesem Zwecke jene Mischelemente in Charakter, Gesinnung und Nationalität hervorgesucht, welche den Keim der Zerfegung in alle politischen Institutionen tragen. —

Die Magyaren sind ein politisch begabtes aber ehrgeiziges Volk, ihnen einen starken Einfluß auf die Leitung der Politik einzuräumen, war bedenklich; die ehrgeizigen und selbstsüchtigen ungarischen Politiker drängten sich vor und erzeugten einen Zustand politischer Demoralisation. —

Daß, vielleicht grade weil er selbst ein untadelhafter Charakter war, mißachtete die Gefahr, welche solche politische Mädchen für Alles in das parlamentarische

Leben bringen können und übersah in seinem Eifer, den Compromiß zwischen Volk und Regierung zu Stande zu bringen, daß die Institution der Delegationen für das constitutionelle Leben eher nachtheilig als nützlich war. Die unabhängigen politischen Elemente zogen sich in Ungarn zurück und überließen den Ministerien Lonyay und Andrassy mit ihrem Anhange das Regiment.

Schon unter dem Regime des Grafen Beust fand Andrassy durch Vermittlung des Generals Grafen August Bellegarde in Wien Sympathien für eine Ausdehnung des Reiches nach der serbischen oder bosnischen Seite hin. Die Hoffnung, den Ausfall der italienischen Provinz Venetien zu decken, schien Balsam für die unvernarbte Wunde.

Graf Beust fiel, und Andrassy begann seine Politik. So vortrefflich und so nothwendig dieses bedeutende Talent an der Spitze des ungarischen Reichstages sich würde geltend gemacht haben, in einem Parlamente, in dem er geherrscht hätte und im liberalsten Sinne die innere Entwicklung beeinflussen konnte, so hatte er als Leiter der äußeren Politik sich zwar ein großes Verdienst durch die von ihm bewirkte Annäherung Oesterreichs an Deutschland erworben, aber sonst über seine und des Reiches Kräfte gehende Pläne zur Ausführung gebracht.

Viele Jahre war für Andrassy die bosnische Annexion eine Panacée, er wollte seinen Einfluß damit in den Hofkreisen und in der Militairpartei befestigen. Als Andrassy die Zeit hierfür für gekommen erachtete, wurde durch parlamentarische Faiseurs Stimmung für die bosnische Occupation gemacht. In Ungarn hatte der gemandte Minister Tisza durch Decompositionen der Parteien, durch Interessenpolitik und durch andere Mittel, die nicht immer grade die besten und schönsten waren, eine Majorität für die Regierungs-Anträge geschaffen, Baron Hofmann setzte darauf mit Hilfe künstlicher Majoritäten die Bewilligungen von Fall zu Fall in der Delegation durch. So kam das Werk zu Stande, welches große finanzielle Opfer erforderte und auch in Zukunft noch viele Schwierigkeiten dem Reiche bringen wird. Graf Andrassy ist nicht mehr Minister, ob er mit seinem Werke sich selbst geschadet hat, darüber nachzudenken wird er in Terebes Ruhe finden. Man hat ihn dort nicht einmal während der Honved-Manöver gestört — seine politische Rolle scheint ausgespielt zu sein, er kann nur noch ein stiller Rathgeber seiner Freunde bleiben. Sein politischer Nachlaß aber, die bosnische Annexion, hat nicht nur dem Staate ein finanzielles Minus, sondern auch in das parlamentarische Leben eine große Zerfahrenheit gebracht und die deutsche Verfassungspartei geschwächt. Es war deshalb natürlich, daß unter diesen Verhältnissen die czechisch-polnische Partei einen Keil in das parlamentarische Mabel eintrieb und mit Ansprüchen und Einflüssen hervortrat, die zu bekämpfen die anderen Parteien nicht im Stande waren. — Was Baron Hofmann in der Delegation geleistet hatte, scheint Graf Taaffe nun in Eisleithanien nachzuahmen, er sucht gleichfalls künstliche Majoritäten zu schaffen und den Schein der Einigkeit herzustellen. Sein Ministerium stützt sich auf die czechisch-polnische Abelpartei, die reicher und politisch begabter als der verfassungstreue Abel in Oesterreich ist, aber ihrer feudalen Grundbesitzer-Pflichten und Rechte wegen mehr einem Kirchthurmsinteresse als einer hohen Politik zuneigt. Die einflußreiche Hof- und Militairpartei, die fast alle Bürgerminister früher lahmlegte oder beseitigte, hält zum großen Theil den Grafen Taaffe für einen Ge-

sinnungsgenossen oder ist ihm befreundet. Graf Taaffe erscheint deshalb in den Hofkreisen nicht wie die Minister, die aus der bürgerlichen Sphäre hervorgegangen sind, als Fremdling und hat nicht das Unglück, einen Kampf nicht nur in der Arena führen, sondern auch noch einen Druck außerhalb derselben ertragen zu müssen. Dies war das Schicksal aller Minister die aus den Reihen der Verfassungstreuen ihres Talentes wegen gewählt wurden und eingewurzelten Vorurtheilen gegenüberstanden. Graf Taaffe sucht auch nicht wie die Bürgerminister durch glänzende Reden und Thaten sich eine Popularität zu erringen, er hat ein anderes Mittel hierfür gefunden: die Festlichkeiten und Ovationen in den Provinzen. Es wird deshalb im Volke fortgesungen und fortgejubelt, ohne an die Lösung der ernstesten Fragen, an die wirthschaftlichen Zustände des Reiches zu denken.

Daß aber die Politik des Grafen Taaffe die Sympathien des Auslandes nicht findet, liegt auf der Hand. Deutschland kann nicht gleichgiltig der Zurücksetzung der deutschen Parteien und Interessen zusehen und die anderen Staaten werden zu der Macht eines Landes, dessen wirthschaftliche Verhältnisse vernachlässigt sind, kein großes Vertrauen haben. Darum thut ein Wort an die deutsche Verfassungspartei, aus der die bedeutendsten Staatsmänner hervorgegangen sind, Noth. Die Verfassungstreuen sind dazu berufen, die Harmonie zwischen der inneren und äußeren Politik des Reiches herzustellen. Ungarn, Galizien und Böhmen sind bestrebt, national und politisch ans Ruder zu kommen und bereiten hierdurch nicht nur der inneren Politik, sondern auch der Stellung Oesterreichs dem Auslande gegenüber die größten Schwierigkeiten. Die Action gegen diese gefährlichen Bestrebungen kann nur von dem Bürgerthum ausgehen, welches der deutschen Verfassungspartei angehört, dem die Lösung der wirthschaftlichen Fragen am Herzen liegt und welches nicht nur separatistische nationale Interessen vertritt. Es müssen die Verfassungstreuen sich aber hüten, Männer in das Parlament zu schicken, die schädliche Compromisse eingehen und dadurch die politische Lage noch mehr verwickeln könnten. Die Partei muß vollkommen unabhängige Abgeordnete besitzen, die ein Mandat nicht aus persönlicher Eitelkeit oder aus Ehrgeiz übernehmen und entschlossen sind, Opposition zu machen, wenn es das Wohl des Landes erfordert. Leider entziehen sich viele tüchtige Männer in Oesterreich dem politischen Leben, um sich nicht zu exponiren; dieselben vergessen aber, daß mit dem Wohle des Staates auch das des einzelnen Bürgers verknüpft ist. Die Fehler der Politik des Grafen Taaffe werden sich noch lange Zeit fühlbar machen und auf alle Verhältnisse einwirken, je kürzer deshalb die Dauer dieses Ministeriums ist, desto mehr wird für jetzt und die Zukunft gewonnen. Die nächste Zeit wird uns zeigen, ob die Verfassungspartei fähig ist, die wirthschaftlichen Schäden zu heilen, das Staatsschiff wieder zu leiten und von der Sandbank zu befreien, auf welcher es jetzt aufgefahren ist. Es wäre dies nicht nur im Interesse der innern, sondern auch der äußeren Politik dringend zu wünschen.

In den auswärtigen Angelegenheiten ist Ungarn weit energischer als Cisleithanien für seine wirthschaftlichen Interessen eingetreten. Der Sectionschef des Ministers Tisza, Herr Matsekovic, wünscht dringend den Handelsvertrag mit Deutschland auf breiter Basis, Haymerle hat aber Rücksichten auf Cisleithanien zu nehmen und kann deshalb nicht einseitig vorgehen, er sucht vielmehr augen-

blidlich die Handelsvorrechte an der Donau soweit als möglich wiederzugewinnen. Hierfür ist eine Annäherung an Rußland nöthig, um durch dasselbe einen Druck auf die Donaufürstenthümer ausüben zu können. Es scheint, daß nach den Friedrichsruher Verhandlungen auch Deutschland diese Annäherung unterstützen wird, obgleich es in der Donaufrage eine ablehnende Haltung eingenommen haben soll. Für ein Zeichen der Einleitung einer engeren Verbindung mit Rußland wurde die überaus freundliche Aufnahme des russischen Generals Feldmann während der Honved-Manöver in Czegled gehalten. Daß man sich aber weder auf russischer noch österreichischer Seite zu großen und neuen Plänen für die Orientpolitik binden wird und daß es nur auf Conjecturalpolitik beruht, wenn einzelne Blätter behaupteten, Rußland wolle mit Oesterreich ein Großbulgarien creiren und später die Westmächte von Constantinopel und von der Donau wegdrängen, braucht keiner weiteren Erklärung. Haymerle ist ein sehr vorsichtiger Diplomat und wird sich in keiner Weise exponiren, er sucht mit allen Mächten die besten Beziehungen zu erhalten.

Italien läßt hierin allerdings Oesterreich gegenüber Manches zu wünschen übrig. In der Trentino-Frage hatte Andrassy im vorigen Winter, als die Italia irredenta sehr schroff gegen Oesterreich verfuhr, Unterredungen mit den italienischen Staatsmännern, welche zur gegenseitigen Beruhigung geführt haben. Trotzdem fahren die Italianissimi fort, ihre Annexionspolitik zu betreiben und dadurch das Verhältniß Italiens zu Oesterreich zu erschweren, was von den italienischen Ministern selbst sehr bedauert wird.

Cairoli wird sich sicher niemals auf abenteuerliche Pläne einlassen, noch danach streben, durch Verwickelungen im Orient eine Grenzerweiterung für Italien zu erreichen. Italien behält sich nur die Freiheit der Action vor, da es als jüngste Großmacht nicht durch Verpflichtungen mit anderen Staaten sich Gefahren für seine Existenz aussetzen und erst im entscheidenden Moment Stellung nehmen will. Hieraus erklärt sich auch die reservirte Haltung, die Italien der deutsch-österreichischen Verbindung gegenüber einnimmt.

Wenn zwischen Deutschland und Oesterreich das freundschaftliche Verhältniß aufrecht erhalten bleibt, was sicher von beiden Seiten aufrichtig gewünscht wird, so würde selbst bei einem Zusammensturz der Türkei, die Erhaltung des Friedens möglich sein, obgleich ein solches Ereigniß das folgenschwerste unseres Jahrhunderts wäre. — Frankreich würde hierbei eine der wichtigsten Rollen zu spielen haben, da von seiner Stellung zu Deutschland die Erhaltung des europäischen Friedens mit abhängt. Der neue französische Minister des Auswärtigen bietet auch in der Orientpolitik eine große Friedensgarantie, Herr Barthélemy St. Hilaire wird sich in keine kriegerischen Verwickelungen im Orient einlassen, er hofft vielmehr, daß selbst bei einer Territorialtheilung und einem Zerfall der Türkei, den er sehnlichst vermieden zu sehen wünscht, die Cabinette es als ihre ernsteste Aufgabe betrachten werden, den Frieden zu erhalten, und daß die Vernunft über die Leidenschaft der Diplomaten siegen wird. Auch glaubt man in Paris, daß Fürst Bismarck diesen Punkt bereits in's Auge gefaßt habe.

Deutschland gegenüber hofft Gilaire, daß so lange er lebt, ein neuer deutsch-französischer Krieg nicht ausbrechen werde, da Frankreich für sehr lange Zeit damit beschäftigt bleiben muß, seine Wunden zu heilen. Durch die chauvinistische Pariser Presse wird Gilaire sich in seiner Politik nicht beirren lassen. Er ist davon überzeugt, daß die große Mehrheit seiner Mitbürger seine friedlichen Gesinnungen theilt. Gambetta's Einfluß ist gesunken, er hat auch im Auslande in den leitenden politischen Kreisen keine Freunde mehr, nur einzelne russische Politiker, denen ein Krieg gegen Deutschland eben so sehr wie den französischen Revanchisten am Herzen liegt, hoffen auf ihn. Sollte aber selbst das jetzige französische Cabinet in nicht langer Zeit zurücktreten, so würde der Nachfolger Gilaire's in derselben friedlichen Richtung die französische Politik fortführen müssen. — Durch die Sicherung des Weltfriedens, die das neue Ministerium in Frankreich noch erhöht hat, werden alle Staaten ihr Hauptgewicht auf die Vertretung wirthschaftlicher Interessen legen können. Es ist deshalb für Oesterreich nöthig, seinem Consularcorps eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Diplomaten der alten Schule, welche correcte Aeußerlichkeit für das höchste Ziel ihrer Mission halten und mit den Bedürfnissen ihres Landes wenig oder gar nicht vertraut sind, sind nicht geeignet zur Vertretung wichtiger Handelsinteressen. Es wird durch solche Diplomaten auch oft die Last der Geschäfte auf den Leiter der äußeren Politik zurückverlegt, indem sie demselben aus Mangel an Verständniß ungenügende Informationen geben oder eine zu geringe Hilfe bieten, auf die Consuln aber, die ihnen eine wichtige Stütze sein könnten, mit einem gewissen Stolz herabbliden. Durch eine mangelhafte Vertretung der wirthschaftlichen Angelegenheiten im Auslande kann Oesterreich Vieles verlieren. Es wären vielleicht nicht die orientalischen Waaren in dem Maße über Venedig statt über Triest geleitet worden, wie es gegenwärtig der Fall ist, wenn man die Ursache rechtzeitig erkannt hätte. Jetzt beziehen selbst die östlichsten Provinzen, wie Galizien, ihre orientalischen Waaren über Venedig und den Brenner.

Es zeigt dies Alles, daß in vielen Staatsbranchen Oesterreichs alte Traditionen fallen müssen und daß das Reich nicht mit einer idealen chinesischen Mauer umgeben werden darf, die viele für das Wohl des Landes nothwendige Neuerungen ausschließt. Dann wird sich auch die innere und äußere Lage Oesterreichs bessern und das Reich zwar nicht an Ländern, aber an Macht gewinnen.

## Die weibliche Erziehung auf dem socialen Gebiete.

Von

Prof. L. v. Stein.

W i e n.

Vielleicht darf ich hoffen, daß man sich über zwei Dinge einig sein wird, ehe man einige Aphorismen über die oben stehende Frage zur Hand nimmt; zuerst, daß es sehr leicht ist, diesen Gegenstand geistreich zu behandeln, dann daß es sehr schwer ist, über denselben zu einem einigermaßen endgültigen Resultate zu gelangen.

Der Grund mag für beides wohl darin liegen, daß das erstere nichts fordert als einen Standpunkt für die Betrachtung, das zweite aber einen Standpunkt für

die Beherrschung des Gegenstandes; der erstere wird nur vielleicht einen Theil dessen enthüllen was ist und was ich wünsche, der zweite dagegen muß mir sagen, was sein und was ich thun soll. Mit dem ersten werde ich mich wissenschaftlich unterhalten, bei dem zweiten werde ich mitarbeiten müssen.

Bei wenigen Fragen ist diese Unterscheidung wichtiger als bei der Frage der wirklichen Erziehung überhaupt und der weiblichen socialen Erziehung insbesondere. Denn die ganze gebildete Welt ist sich darüber klar, daß die wirkliche Erziehung eine selbständige Aufgabe unseres Bildungswesens sein soll; dagegen sind wohl wenige darüber klar, in welcher Weise dieses weibliche Bildungswesen eingerichtet werden muß. Und am meisten dürfte dies auf dem socialen Gebiete der Fall sein. Das mag denn wohl der Grund dafür sein, daß die ganze Literatur über „die Frau“ unseres Wissens nur eine einzige Arbeit aufweist, welche sich mit der Stellung der Frau zur socialen Frage und Arbeit unseres Jahrhunderts als solcher beschäftigt.

Mit gutem Recht wird man daher fordern, daß, wer solche Bemerkungen macht, selbst dasjenige zu bieten wenigstens versuche, was er bei andern für nothwendig hält.

Wir aber müssen einen solchen Standpunkt um so bestimmter zu formuliren trachten, als nach unserer vollen Ueberzeugung die Bestrebungen auf dem Gebiete der Frauenerziehung stets bei allgemeinen Wünschen und Neben stehen bleiben werden, so lange man nichts anderes zu sagen weiß, als daß die Frauen an der höheren wie an der niederen Bildung der Männer Theil nehmen sollen, wie uns das so eben erst die wohlgemeinten aber natürlich ganz ergebnislosen Debatten des, vom 22. bis 28. August d. J. in Brüssel abgehaltenen internationalen Unterrichts-Congresses über die Zulassung der Frauen zu den Universitätsstudien gezeigt haben.

Nun gehen wir zunächst davon aus, daß wir ohne Rücksicht auf den Unterschied der Geschlechter den Unterricht und die Bildung nicht etwa darum fordern, damit die Menschen etwas lernen und wissen, sondern darum, damit sie etwas zu thun und etwas zu sein verstehen.

Es ergibt sich schon für das einfachste Verständniß daraus, daß wenn sich das Lernen und das Leisten gegenseitig beständig erzeugen und bedingen, auch jener organische Proceß der geistigen Ernährung und Entwicklung, den ich als das Bildungswesen bezeichne, nicht ein Lernen und Wissen in abstracto zum Inhalt haben kann, sondern daß dieser Inhalt gegeben und erfüllt werden muß durch die Natur derjenigen Lebensaufgabe, für welche ich Lernen und Wissen mir aneigne.

Wenn ich also nicht mehr von der Bildung des Menschen überhaupt, und damit von jenen theoretischen Begriffen und Systemen rede, welche man wohl das Bildungswesen an sich nennen wird, sondern die Bildung der Frau von der des Mannes scheidet, so ist dies denn doch überhaupt nur dadurch möglich, daß ich die Lebensaufgabe der Frau nicht als ganz gleich mit der des Mannes setze. So weit dieselbe für beide eine gleiche ist, soll die Bildung die gleiche sein; da aber, wo sie nun einmal verschieden sind, kann ich mir eine vernünftige Bildung denn doch nur als eine verschiedene denken.

Und damit stehen wir vor der bekannten Frage, ob denn im Leben der Menschheit die Aufgabe der Frau, das Wesen, die Kraft und damit die Bestimmung derselben von denen des Mannes überhaupt verschieden sei und sein solle?



Wir kennen recht gut die Antwort, welche darauf von derjenigen Seite gegeben wird, die wir als die nihilistische Emancipation bezeichnen wollen. Sie sagt: die Frau und der Mann sind gleich, mithin gleichberechtigt, mithin gleichberufen; das Geschlecht ist natürliche Zufälligkeit; darum ist es ein Widerspruch, in irgend einem Dinge noch einen Unterschied aufrecht halten zu wollen.

Nur darf man, und das hielt jene Auffassung mit einer wir möchten fast sagen stillschweigenden Verschämtheit fest, bei alledem nie vergessen, daß man dabei doch immer mit der Frau zu thun hatte, welcher man trotz alledem darum nie ganz das gleiche wie dem Manne zumuthen wollte.

Das heißt  $a$  ist gleich  $a + b$ ; für das  $a$ , welches auf das  $b$  ein Recht hat, sehr angenehm, aber schon wenigstens mathematisch nicht ganz genau.

Sprechen wir aber ernsthaft, so giebt es nur einen Weg die Frage zu lösen. In der That wird aus der gleichen Bestimmung beider eine gemeinsame Bestimmung beider, und der praktische Ausdruck dieses Gedankens liegt eben deshalb nicht in der Gleichheit, sondern in der Gemeinsamkeit ihrer Lebensaufgabe. Und da, wo dieser praktische Gedanke sich verwirklicht, erscheint das große Gesetz das alle menschlichen Dinge regiert, und das wahrlich nicht erst auf Verstand oder Unverstand wartet, um sich zur Geltung zu bringen. Dies Gesetz ist das der Theilung der Arbeit.

Die Theilung der Arbeit hat ganz richtig zuerst zur Voraussetzung, daß alle Menschen zu allem fähig sind, aber jeder in verschiedenem Grade. Soweit es aber einen Fortschritt der Menschheit giebt, hat derselbe sich stets dadurch vollzogen, nicht daß alle alles, sondern daß jeder das vollbringe, was er am besten kann. Das wußte schon Plato, als er seine Republik schrieb. Wir sind nach zweitausend Jahren doch wohl noch immer derselben Meinung mit Plato.

Wer nun der Ansicht ist, daß die Männer alle Dinge eben so gut beurtheilen und verstehen wie die Frau, der würde uns eben so wenig praktisch verständlich erscheinen, als derjenige, welcher behaupten wollte daß die Frauen alle Dinge eben so gut machen können als die Männer.

Die Frage daher, welche sich nicht etwa bloß die Schriftsteller und in ihnen der arbeitende Gedanke der Menschen, sondern die Weltgeschichte selber seit Jahrtausenden vorgelegt hat, war niemals die, ob Männer und Frauen absolut gleich seien, sondern stets die, worin eigentlich die Besonderheit ihrer Kraft und Selbsteigenheit, und damit die Grenze und wahrhaftige Berechtigung in dieser Theilung der Arbeit zu finden sei.

Diese allgemeine Frage gestaltet sich nun zu einer ganzen Reihe von Einzelfragen, so wie die allgemeine Lebensaufgabe der Menschheit sich zu einer Reihe von einzelnen, ganz bestimmten Lebensaufgaben auseinander legt.

Unsere Zeit aber zeigt den ihr eigenthümlichen und sehr ernsten Charakter darin, daß sie zu den tausend Fragen die wir kennen, als eine ganz specielle und schwerwiegende die sociale Frage hinzugefügt hat.

Nicht als eine solche, die erst jetzt entstanden wäre. Wir Alle wissen daß sie von jeher eine organische, das heißt im Wesen des Menschen, in seiner Gesellschaft selbst begründete war. Sondern das ist die Meinung jenes Satzes, daß erst unsere Zeit sich über den Inhalt und die ernste Lösung dieser Frage zum Bewußtsein

gekommen ist, und den ersten zur selbständigen staatlichen Wissenschaft, die zweite zum Gegenstand der selbständigen gesellschaftlichen Arbeit gemacht hat.

Wenn wir demnach von einer Theilung der Arbeit zwischen Mann und Frau überhaupt reden, so würden wir wahrlich sehr wenig consequent sein, wenn wir nicht auch von einer Theilung der socialen Aufgabe zwischen beiden sprechen wollten.

Und wiederum in dem Sinne, daß es nicht etwa innerhalb dieser Arbeit Gebiete giebt, welche an und für sich nur von dem Mann und nur für die Frau erreichbar und bestimmt wären, sondern vielmehr in dem Sinne, daß ein Theil jener Arbeit vermöge der Natur des Mannes am besten durch den Mann, ein anderer Theil aber am besten durch die Frau vollzogen wird.

Es wäre unserer vollen Ueberzeugung nach unendlich viel erreicht, wenn man sich nur erst einmal über diesen Satz als Princip einig werden — ja sogar schon unendlich viel, wenn man denselben nur erst einmal ganz ernstlich und eingehend überlegen wollte. Denn das scheint uns denn doch wirklich kein Zweifel zu sein, daß jenes allgemeine Reden und Fragen über die Bestimmung der Frau und ihre Bildung und Erziehung erst dadurch, daß denselben eine bestimmte Aufgabe zum Bewußtsein gebracht wird, auch einen bestimmten faßbaren Inhalt bekommt. Und erst dann kann die ganze Zeit, wie jeder einzelne Mensch, mit ihren Kräften aus ihrem bloßen Empfinden und Wünschen heraus etwas bestimmtes thun, wenn sie auf diesem Wege lernt, etwas bestimmtes zu wollen.

Nun kann und soll es nicht unsere Aufgabe an dieser Stelle sein, zu sagen, worin denn nun diese specielle Aufgabe der Frau innerhalb der socialen Arbeit unseres Jahrhunderts liegt. Wir haben das in einer anderen Arbeit, der Darstellung der Frau auf dem socialen Gebiete, anzudeuten wenigstens versucht. Ob wir darin recht hatten oder nicht, mögen andere entscheiden. Aber das allerdings gestehen wir, daß wir auf einem, gewiß wesentlichen Punkte Unrecht hatten. Und wenn wir heute die Feder ergreifen um darüber zu sprechen, so thun wir es, um nachzuholen was wir dort nicht ernstlich genug berührt haben.

Denn wenn überhaupt eine verständige Arbeit erst aus dem Verständniß ihres eigenen Inhaltes und Zieles hervorgehen soll, so soll man, auch wenn man von der Aufgabe der Frau und ihrer Lösung spricht, eigentlich zuerst sich Rechenschaft ablegen, wo und wie die Frau das Lernen soll, was sie zu thun hat, in jeder, und darum auch in der socialen Frage.

Was aber heißt „lernen“? — Es geht dem Worte „lernen“ wie den tausend anderen, die wir Jahrtausende hindurch als durch sich selbst ganz selbstverständlich angesehen haben, und von denen uns jetzt die Naturwissenschaft nachweist, daß sie aus einem ganzen System von Elementen bestehen. Giebt es noch Jemanden, der nicht wüßte, wie Luft, Licht, Erde, Meer, Wärme das Zusammensassen höchst verschiedener Dinge sind, und daß ich in Wahrheit das eigene Wort erst dann verstehe, wenn ich es in seinen Inhalt auflöse und dasselbe damit selbst als eine Gesamtheit von Thatfachen und Begriffen erkenne? — Und was heißt „lernen“? Was heißt es, die Frau soll die sociale Frage und ihre eigene Aufgabe in derselben „lernen“?

Die deutsche Sprache ist das Wunder unter den Sprachen. Nicht bloß weil sie so reich und so stark ist, sondern am meisten darum, weil sie jene Scheidung

der Elemente in der Bedeutung ihrer eigenen Worte selbst schon vollzogen hat und uns meist nur noch überläßt, über die letzteren nachzudenken.

„Lernen“ heißt zuerst den Unterricht, dann die Bildung und dann die Erziehung empfangen. Wird jemand bezweifeln, daß alle diese Worte etwas ganz für sich Bestimmtes, daß sie aber zusammengenommen das Lernen bedeuten und daß demgemäß das „Lehren“ wieder in der Arbeit besteht, welche das Lernen durch das Unterrichten, das Bilden und das Erziehen durch einen Dritten erzeugt?

Unter dem Unterricht aber verstehen wir das Beibringen der Kenntnisse; unter der Bildung die Fähigkeit, die erworbenen Kenntnisse für bestimmte einzelne — unter der höheren Bildung die Fähigkeit sie für allgemeine Zwecke zu verwenden. Was ist jetzt neben Unterricht und Bildung die „Erziehung“? Und was sollen wir uns unter einer socialen Erziehung im Allgemeinen, unter einer socialen Erziehung der Frau im Besonderen denken?

Vor der Hand jedoch, nicht wahr, steht doch eines fest; Ich kann für nichts erzogen werden, was ich nicht kenne. Kenntniß gewinnen ist Arbeit; Arbeit aber ist keine Unterhaltung, sondern sie fordert Mühe und Nachdenken. Und mag ich mir jetzt unter socialer Erziehung vorstellen, was immer ich will, so ist es denn doch ganz unzweifelhaft, daß ich erst die Natur der socialen Ordnung, ihrer Gestaltungen, Gesetze, Bewegung, Freuden und Leiden kennen lernen muß, ehe ich von einer socialen Bildung reden darf. Und wenn mir die eine Richtung sagt, die Frau solle in allen Dingen dem Manne gleich sein — kann das bedeuten, daß, während der Mann die Dinge ernsthaft studirt, die Frau sie eigentlich gar nicht genau zu kennen braucht, um mit dem Manne in Urtheil und Arbeit gleich zu sein? Oder hat es einen Sinn, beide für gleichberechtigt zu halten, wenn ich sie, weil die einen die Dinge kennen lernen und die anderen nicht, wieder für ungleich in ihrer Fähigkeit halten muß? Gibt es denn in der Welt eine Theorie, welche die Frau der gleichen Arbeit entbindet und ihr trotzdem gleiches Recht zuschreibt? — Es ist kein Zweifel, wer an die hohe Bestimmung der Frau, an die Theilung der höchsten Arbeit in der Gedanken- und der Gemüthswelt zwischen Mann und Frau glaubt, der muß damit beginnen, der Frau zuzumuthen daß sie lerne, und in der socialen Frage, daß sie die Elemente der Wissenschaft der socialen Bewegung einfach mit der Mühe des Nachdenkens, des Lernens, sich gewinne, um sie nachher mit der Mühe der täglichen Arbeit anwenden zu können! Mögen sie es uns glauben, die freundlichen weiblichen Augen, die uns dadurch zu belohnen verstehen daß sie sich auf unsere Zeilen heften — mögen sie unerfütterlich daran festhalten, daß Derjenige kein wahrer Freund und Verehrer der Frau und ihrer hohen Bestimmung ist, der sie zur Gleichheit der Berechtigung berufen will ohne von ihr die Gleichheit in der Arbeit zu fordern! Wer Haus und Wirtschaft nicht „kennt“, soll nicht über sie reden; gewiß. Und über sociale Frage, ohne den Unterschied der Klassen, ihren Gegensatz, ihre Kämpfe, und über die so hochbedeutende Stellung der Frau auf diesem Gebiete im Laufe der Jahrtausende? — Und darum soll und darf man nicht aufhören, zuerst und vor allem der Frau die socialen Kenntnisse zuzumuthen, welche nach ewigen Gesetzen die Voraussetzung der wahren socialen Arbeit sind. Wir haben es versucht, die Lehre von den Elementen der Gesellschaft in unserer kleinen Arbeit der Charakterisirung der Aufgabe der Frau in derselben

voraufzuschicken. Hatten wir Recht, das Lernen als selbstverständlich anzusehen, oder hatten wir Unrecht, diese Forderung nicht besonders auszusprechen? Oder hat die Forderung selbst Unrecht, daß sie der weichen Seele des Weibes gegenüber so hart ist, sich nun einmal unerbittlich mit nichts anderem, und wäre es die geistvollste Unterhaltung, erlegen lassen zu wollen? — Wir werden uns wohl hüten, es zu entscheiden.

Und jetzt kommen wir zu der Frage, worin denn nun das bestehen soll, was wir die sociale Erziehung nennen, wenn der Frau die Kenntniß der socialen Thatfachen und die Bildung für die großen socialen Arbeiten wirklich, wenn auch nur in ihren Hauptzügen gewonnen ist?

Es ist der tiefste physische Unterschied zwischen Mann und Frau, daß die Frau empfindet, was der Mann denkt, und darum in ihrem Geiste viel früher offen ist für das Ganze in seinen Harmonien und Disharmonien wie der Mann, dem das Ganze erst durch das Einzelne und sein Sonderwesen klar wird. In allen Dingen, und so auch in dem, was wir die sociale Frage nennen.

Ob man daher die Stellung der Frau zu dem Verständniß der socialen Frage theoretisch bestimmt oder ganz praktisch auffaßt, immer wird man finden, daß der männliche Geist nach den Gesetzen sucht welche diese Dinge beherrschen, und deshalb sich selber Gesetze giebt nach denen er in seiner Thätigkeit vorgeht, während die Frau mit ihrem tiefen Gefühl den Eindruck auffaßt und in sich verarbeitet, den diese Dinge machen, und ihn, wenn sie geistig kräftig wird, in sich zu einem Ganzen gestaltet. Der Mann wird stets nach den Kräften suchen, welche die Dinge und die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse erzeugen und gestalten; die Frau wird dieselben in der lebendigen Empfindung der einzelnen Erscheinung zu verstehen trachten. Der Mann wird in der socialen Frage den Menschen an sich, die Frau wird in derselben den Einzelnen suchen und finden; der Mann wird streben zu helfen und zu bessern, wo die Natur der Dinge und ihre organische Bewegung Freude und Schmerzen schaffen, die Frau wird Freude und Schmerz erst an dem Einzelnen recht verstehen, der sie empfindet. Der große Organismus des Lebens hat für die beiden großen Factoren, welche in ewiger Wechselwirkung den tiefsten Inhalt unseres Daseins ausfüllen, für die Kraft des Gedankens die zum Begriffe, und für die große Harmonie dieser Begriffe, die zur selbsterkannten Wahrheit wird, den Mann geschaffen; die Frau dagegen mit ihrem tiefen Gefühle ist ihm die Trägerin der Empfindung, die der Rechenschaft für sich selber nicht bedarf, und für die thätige Harmonie derselben, welche der höchsten Einheit gegenüber zum Glauben, dem Einzelnen gegenüber zur Liebe wird. Mit diesen beiden Augen zugleich schaut das menschliche Dasein an was es ist und enthält, und aus diesen zwei Quellen entspringt alle That, das Männliche, das vom Einzelnen aus erst im Ganzen, das Weibliche, das vom Ganzen aus erst im Einzelnen seine Befriedigung und letzte Erfüllung findet. Und das ist was wir meinen; denn so erst wird aus der tiefinnersten Verschiedenheit der beiden größten Thatfachen des Daseins, des Mannes und der Frau, die wahre höhere Theilung der Arbeit, aber auch zugleich die Quelle ihrer eigenen höchsten Einheit. Denn die Frau wird ewig den tiefen Gedanken und die stolze That des Mannes ihm nachdenken und nachsinnen, der Mann aber wird ewig in seiner Frau die Liebe lieben. Und die, die das verstehen, verstehen sich untereinander.

So ist es in allen menschlichen Dingen, und so auch in der socialen Aufgabe. Und wenn die kleine Arbeit, in der wir dies näher entwickelt haben, einen Werth hat, so kann derselbe nur darin bestehen, daß wir zuerst auf die thatsächlichen Verhältnisse hingewiesen haben, mit denen sich gerade in der socialen Arbeit des menschlichen Geschlechts diese Aufgabe der Frau neben der des Mannes erfüllt, und in denen die Kenntniß der Dinge zum Gefühl, das weibliche Gefühl aber zur weiblichen That und Arbeit in unserer socialen Welt werden soll und kann.

Soll und kann? Wodurch denn?

Es ist nur dem Augenblick gegeben, die augenblickliche That zu erzeugen. Was ich zum Inhalt der Arbeit meines ganzen Lebens machen soll, das muß mit dem geistigen Beginne desselben selber beginnen. Ich muß es nicht mit diesem oder jenem einzelnen Gedanken, mit diesem oder jenem einzelnen Gefühle verbinden, sondern es muß mein ewiger Begleiter sein, mir als Grundton in jedem Accorde meines geistigen Daseins wiederklingen. Es muß in seiner Gewalt, in seiner höheren Berechtigung so mächtig und allgegenwärtig in mir sein, daß ich mir selber nicht mehr als ich selbst erscheine, wenn es da nicht mitklingt, wo ich das Lebendige außer mir zu einem Lebendigen in mir gestalte. Das wußten schon die Griechen; das nannten sie die *μουσική*; und diese *μουσική*, nicht die „Musik“ war ihre „Erziehung“. Und das ist sie in Wahrheit, und das wird sie bleiben. Die Erziehung giebt nicht Kenntnisse und Bildung, sie setzt sie voraus. Die Erziehung giebt die tiefsten Grundlagen der Harmonie meiner selbst mit meinem wirklichen Leben, indem sie mich empfinden und erkennen lehrt, daß ich selbst mit dem Besten was ich bin und habe, einem größeren erhabenen Ganzen angehöre, daß meine beste Arbeit Theil und Werth in der großen Arbeit der Menschheit ist, und daß ich selbst erst das werth bin, was ich für diese harmonische Arbeit geleistet. Der Unterricht giebt mir dafür die Kraft, die Bildung zeigt mir die einzelnen Zwecke im Lichte einer individuellen Stellung und Lebensaufgabe, aber erst die Erziehung ergreift mich als ganzen Menschen, und macht den Maßstab des Wahren und des Edlen zu dem Maßstab, mit dem ich mich selber messe. Und das ist sie für das Ganze des inneren Menschen, und das ist sie auch für die großen Fragen, die ihm entgegentreten. Denn die Erziehung ist das Gewissen der Bildung; sie soll so geschehen, daß ich mir selbst nie genüge mit dem, was ich für mich selbst bin; sie soll mich beständig mahnen an das, was ich für das Ganze durch Kenntniß und persönliche Entwicklung zu thun habe und zu thun vermag; sie soll mitten in aller Wissenschaft und Fähigkeit die Mutter der eignen Selbstständigkeit, des Charakters, und die Mutter jedes Verständnisses der höheren Gesamtordnung, der Bescheidenheit sein. Und mit diesem Gedanken soll sie mich lehren, daß ich mir selber nie allein genug sein kann, sondern erst im Dienste des Ganzen den Werth des Eigenen finden und empfinden darf. In allen Dingen, und so auch in der socialen Aufgabe der Frau.

Und wozu sagen wir Das alles?

Weil, so weit unser Blick reicht, die „Bildung“ des weiblichen Geschlechts in unserer Zeit mehr und mehr beginnt, einen rein männlichen Charakter und Inhalt zu haben. Das gesammte Unterrichts- und Bildungswesen derselben verläßt immer mehr und mehr das weibliche Gebiet und will auf dem männlichen heimisch werden. Täuschen wir uns nicht; wir stehen erst am Anfange dieser Bewegung.

Wer, wie wir, fünfzig Jahre zurückzuschauen vermag, der wird mit uns wissen, wie tief der Unterschied in der Grundauffassung der weiblichen Erziehung von damals und von jetzt ist. Damals war es so, daß die ganze weibliche Welt mit ihrer ganzen Lebensaufgabe von der des Mannes getrennt da stand, mit wenig inneren Berührungspunkten, mit wenig Dingen und Aufgaben, die über die schöne Zeit der ersten Liebe hinausgingen. Die Frau war Herrin des Hauses, aber sie war dafür auch an die Scholle dieses Hauses gebunden; sie war eine Welt für sich, aber von der Welt, in welcher der Mann lebte und strebte, empfing sie dafür auch nur einen fernen, ihr fremden Eindruck, den sie entweder in tödtlicher Langerweile oder in dem Unmuth, von der einen Hälfte des Lebens ausgeschlossen zu sein, eigentlich innerlich mißhandelte. Und jetzt? Es ist eine der größten logischen Thatfachen, daß ich ein jedes Ding erst an demjenigen ganz verstehen lerne, was von ihm wesentlich verschieden ist. Hat die Weltgeschichte Logik? Ist sie Logik? Ich will es nicht wissen; aber gewiß ist es, daß jener Zustand der „Väter“ in „sein Gegentheil eingeschlagen ist“. Mit Recht, mit Unrecht? Ich weiß es nicht. Aber dem ist so. Die Frau hat nun einmal die Schwelle des Hauses überschritten; noch ist der Fuß unsicher, noch ist der Gedanke schüchtern, noch ist die Selbstständigkeit verschämt. Aber das Mädchen erwächst bereits in einer ganz anderen Atmosphäre als die Mutter; sie lernt, Gott weiß was alles, von Alexander und Karl dem Großen, von Electricität und Wärmeeinheiten, von Presse, Vereinen, Verfassungen, Parteien, Fractionen und Fraktionchen; sie beginnt sich auch in öffentlichen Dingen rechts oder links zu „neigen“, sitzt auf den Tribünen des Schwurgerichts und verfolgt den Kampf um Recht und Freiheit, als wär's ein Theil von ihr. Ja die „Fortschrittspartei“ fordert sogar schon einfach und klar die Theilnahme am allgemeinen Stimmrecht in jedem öffentlichen Leben. Wollen wir das verklagen? Wer hat sie denn gelehrt zwischen formaler Macht und wirklicher Berechtigung zu scheiden?

Und ist nicht andererseits Wahrheit darin, daß bei unserem ganzen gegenwärtigen Bildungsgange, wenn die tüchtige und geistvolle, kenntnißreiche Frau auch ihr Haus erfüllt, dies Haus sie nicht mehr ganz erfüllen kann? Rein — hier geht etwas Höheres, Bedeutenderes vor sich. Es ist denn doch so, daß gerade die besten und edelsten Frauenherzen fast unwiderstehlich, aber gewiß unwillkürlich das Gefühl durchbringt, daß sie zuletzt doch nicht bloß für die Andern, sondern auch für das Ganze etwas sein, etwas leisten können; und was ich wirklich kann, das muß und werde ich doch zuletzt auch wirklich wollen und wirklich thun. Und wer wird wagen, das zu bezweifeln oder anzugreifen? Denn es ist doch wahr und es wird doch wahr bleiben, daß der Mann in der Frau die Hälfte seiner Kraft, die Hälfte seines Muthes findet, wenn sie ihn versteht. Und wie kann sie ihn verstehen, wenn sie nicht Theil nimmt an dem, was er zu vertreten hat, eben weil er es versteht? Rein, hier wächst langsam eine zweite Welt empor, und nach noch einmal fünfzig Jahren wird sie schon begonnen haben, die untersten, noch mit dem Staube des Gemeinen bedeckten Blätter abzuwerfen, und fröhlich neben dem Manne emporzublühen; und dann wird unser Leben um diese zweite Welt, ihr Verständniß, ihre Kraft, ihre Arbeit reicher sein, denn wahrlich, der Diamant wird nicht ärmer wenn er die Perle umfaßt. Aber, das ist es was wir meinen, daß wenn der Diamant

keine Perle, auch die Perle kein Diamant ist. Ist der Mensch das Edelste der Welt, so sei er eben so wenig ein einfacher, wie es das Schöne, und eben so wenig einseitig, wie es das Nützliche ist. Sollen und wollen wir nun einmal arbeiten, nicht bloß für die Frau, sondern auch mit der Frau, so mögen wir denn beide erkennen, daß das höchste Gesetz für alle Arbeit, die wirkliche Theilung in dem an sich Einheitlichen, die erste Bedingung alles Fortschrittes, ja alles Erfolges ist. Und daß dem so ist und so sein soll, das, meinen wir, soll uns begleiten von unserer Kindheit an; wenn die Bildung in Wissenschaft, Geschichte, Weltleben, Verständniß menschlicher Dinge und Gesetze uns allen das Gleiche für unsere Erkenntniß bietet, so soll die Erziehung uns zeigen, wie das Gleiche zum Gemeinsamen wird durch die auf der innersten Natur des Mannes und der Frau beruhende Theilung aller menschlichen Arbeit. Erst dann wird aus der Verechtigung der Frau ein Recht derselben, und aus der Forderung ein Gesetz werden, das der Frau durch die Gemeinschaft und ihren Willen gibt, was sie der Gemeinschaft durch ihre eigene Arbeit werth geworden. Und das, diese Anschauung einer größeren Zukunft, ist der Schritt von der dürftigen weiblichen Bildung zur edlen Erziehung der Frau, von dem goldenen Becher den jene bietet, zu dem köstlicheren Weine mit dem diese Geist und Herz des Weibes erfüllen soll!

In allen Dingen, und so auch in der ungeheuren Arbeit, die wir die sociale Frage nennen, und die wir zuletzt doch trotz aller Wissenschaft und männlicher Kraft ohne die Frau ewig nur halb vollbringen werden.

Aber freilich, mit oder ohne das Lob der Frauen und des Weiblichen, dies hohe Ziel ist nun einmal nicht zu erreichen, ohne daß die Frauen das Lernen mit seiner Mühe zur unerbittlichen Grundlage ihrer Erziehung und ihres Genusses machen! Es ist umsonst, mit schönen Worten das Nothwendige ersetzen zu wollen, und es ist umsonst, die Augen, die man so gerne öffnet vor der Lieblichkeit des Weiblichen, ich möchte sagen feige zu schließen vor der unabwendbaren Wahrheit, daß die Zukunft der weiblichen Verechtigung ihr Maß hat an dem, was sie in der Gegenwart zu lernen die Kraft besitzt. Und darum haben wir es geradezu und offen gewagt, an die Spitze unserer Arbeit über die sociale Aufgabe der Frau die Elemente der Lehre von der menschlichen Gesellschaft überhaupt hinzustellen. Will die Frau in den größten Dingen der Menschheit eine Stimme haben, so muß sie das Recht darauf durch das gewinnen, was sie in denselben auch zu beurtheilen versteht. Wir erwarteten daher statt der Kritik unserer kleinen Arbeit nicht die Kritik ihres einzelnen Inhalts, sondern das Verständniß dieser Auffassung. Und wir danken denen, welche uns diesen Gedanken freundlich anerkannten.

Ihr Frauen aber, die ihr dies lest — werdet ihr jemals zu einer höheren Mission berufen sein können, wenn ihr selbst nicht unterscheiden lernt zwischen Verchrern und Schmeichlern?

## Die preussischen Wasserstraßen.

Von

Ed. Weisshaupt.

Der frühere französische Conseilpräsident de Freycinet sagte in seiner berühmten gewordenen folgenreichen Rede in Montauban über die in Angriff genommenen öffentlichen Arbeiten auf dem Gebiete des Wasserstraßen- und Eisenbahnwesens, dieselben als ein vorzügliches nationales Nützzeug für die Entwicklung der wirtschaftlichen Lage Frankreichs bezeichnend, Folgendes:

„1878 verausgabten wir (für diese Arbeiten) 100 Millionen (Francs), 1879 200 Millionen, 1880 geben wir mehr als 300 Millionen aus, nächstes Jahr beträgt die Ausgabe 400 Millionen, 1882 500 Millionen und auf diesem Niveau werden wir bis 1890 bleiben, wo nach meiner Ueberzeugung Alles vollendet sein wird.“

Ob diese glänzende Perspective sich verwirklichen, ob insbesondere die dazu erforderliche, von Ruhe und Frieden nach Innen und Außen abhängige Sammlung der finanziellen Kräfte des Landes stattfinden wird, wer könnte dies vorhersehen. So viel erhellt jedoch aus der Rede, daß das von Freycinet als Bauenminister entworfene Riesenprogramm, welches Seitens der Landesvertretung die Genehmigung zur Ausführung nach Maßgabe der disponibeln Mittel erhalten hat, kein papiernes geblieben, sondern von seinem Freund und Nachfolger Barroy mit allem Nachdruck der Verwirklichung zugeführt ist. Hierin wird der inzwischen an Barroy's Stelle getretene Sadi Carnot, welcher gleich seinen beiden Vorgängern Ingenieur ist, bei dem den Technikern eigenen Schaffensdrange Nichts ändern. — Es kann nun nicht in der Absicht liegen, hier die vielfach aufgeworfene Frage zu erörtern, ob nicht die Ziele des Programms das Bedürfniß erheblich überschreiten und die aufzuwendenden Mittel außer richtigem Verhältniß zu den möglichen Erfolgen stehen. Nach der großen Bereitwilligkeit zu urtheilen, mit welcher die Mittel von den Vertretern der Nation bewilligt sind, ist letztere einer solchen Ansicht nicht, glaubt vielmehr mit dem Schöpfer des Programms, daß dieses mit den wirtschaftlichen Interessen in bestem Einklang steht und dazu beitragen wird, die Wohlfahrt und Leistungsfähigkeit des Landes entsprechend zu heben und zu stärken. Ueber die Zweckmäßigkeit der Einzelheiten, insbesondere der Vertheilung der Gaben auf die verschiedenen Departements mag sich streiten lassen, im großen Ganzen zeigt das Programm bei aller Kühnheit und trotz der fast überstürzenden Hast, mit welcher es aufgestellt ist, so feste und sichere Züge, daß man ihm die volle Anerkennung nicht wird versagen können. Die Präcision des für die Aufstellung geschickt in Scene gesetzten, umfangreichen und wohlgegliederten Apparates ist gerabegu bewunderungswürdig.

Es liegt nahe, dieses Vorgehen Frankreichs mit dem Verhalten Deutschlands zu den Aufgaben auf denselben Gebieten zu vergleichen, denn Deutschland bedarf nicht minder eines thunlichst vollkommen ausgebildeten Nützzeugs für die Entwicklung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse durch Verbesserung und Ausdehnung seiner Transportwege nebst Zubehör, um die zur Wahrung seiner nationalen Stellung unvermeidlichen schweren Opfer dauernd bringen zu können.



Beschränken wir uns auf die Frage, was Preußen zu dem Zwecke geleistet hat, so ist zunächst anzuerkennen, daß es in der Ausbildung seines Eisenbahnnetzes, wie in den darauf gerichteten Einrichtungen, die Nutzbarkeit der Eisenstraßen zum Besten des Allgemeinwohls zu erhöhen, Frankreich nicht allein nicht nachsteht, sondern dasselbe in verschiedenen Beziehungen übertrifft. Mit der Vollendung der Linien ersten Ranges ging die Herstellung zahlreicher Bahnen zweiten Ranges Hand in Hand und man ist bereits bei den Bahnen untergeordneter Bedeutung angelangt, die vor Kurzem vollzogene Verstaatlichung einer Reihe von Bahnen in geschickter und glücklicher Weise benutzend.

Auch die Förderung der Hafenaubauten wird als eine ausreichende angesehen werden dürfen. Die nöthigen Geldsummen sind in der Zeit der weiten Hand der Staatsregierung auf deren Antrag bewilligt, werden ratenweise in die Jahresetats eingestellt und rationell verwendet. Die Häfen von Memel, Pillau, Danzig, Stolpmünde und Rügenwaldermünde nähern sich, Dank diesen Zuwendungen, einem allen billigen Anforderungen entsprechenden Zustande; der vor Kurzem vollendete große Raseburger Durchstich verbessert die Verbindung zwischen dem Swinemünder Hafen und Stettin, zwischen Meer und Haff. Nur der Hafen von Colbergmünde steht in bedauerlicher Weise zurück; mögen auch diejenigen viel zu weit gehen, welche ein den Gründerjahren entstammendes, die locale Bedeutung Colbergs überschätzendes Project zur Ausführung gebracht wissen wollen, so wird sich die Staatsregierung doch nicht länger entziehen können, durch Verbesserung der Hafensmündung und Anlage angemessen weiter und tiefer Bassins den Wünschen Colbergs und seines durch die neueren Eisenbahnen Pommerns und Posen's aufgeschlossenen Hinterlandes entgegenzukommen.

Weit hinter allen diesen Leistungen bleibt die den Wasserstraßen bisher gewidmete Fürsorge zurück. Als nach dem glücklichen Ausgange des letzten glorreichen Krieges in dem geeinten Deutschland eine Aera sich überstürzenden wirtschaftlichen Aufschwungs anbrach und unerschöpflich scheinende Hülfquellen sich öffneten, da zögerte vor Allem die Eisenbahnverwaltung keinen Augenblick, den günstigen Moment wahrzunehmen und sich die Mittel für eine große Zahl von Bahnen überweisen zu lassen, welche geeignet erschienen, vorhandene Lücken auszufüllen, die getrennten Glieder des Staatsbahncomplexes mit einander zu verbinden, Umwege zu beseitigen und auch solchen Gegenden den Segen der Eisenstraßen zuzuwenden, welche eine directe Rente für die Anlagelosten auf absehbare Zeiten nicht verheißen und deshalb nach zurückgekehrter Geldebbe sonst noch lange auf Berücksichtigung hätten warten müssen. Die Summen, welche für neue Bahnen, wie für die Verbesserung und vollkommeneren Ausrüstung der bestehenden gefordert wurden, waren enorm; ihre Bewilligung begegnete aber keinem ernstlichen Widerstand. Mit Dittersbach-Glaz ist die letzte Strecke eröffnet, welche diesem gewaltigen, bezüglich der Höhe der Summen in Preußen beispiellosen Griff die Entstehung verdankt, und nach gethaner schwerer Arbeit wendet sich die Verwaltung nunmehr dem Auspuß des imposanten Netzes, der Herstellung des leichteren, feineren Geäders, den Localbahnen, zu.

Weshalb nicht Aehnliches für die Wasserstraßen geschah, ist nicht wohl begreiflich. Hielt man sie für weniger wichtig, oder gar entbehrlich? Sicherlich nicht,

denn nicht allein, daß die Staatsregierung durch ihre Organe bei jeder sich darbietenden Gelegenheit erklären ließ, von der Wichtigkeit dieses Verkehrsmittels durchdrungen zu sein, so fuhr sie auch im bisherigen langsamen Tempo fort, die natürlichen, schiffbaren Wasserstraßen zu reguliren und vorhandene künstliche Wasserstraßen zu verbessern; sie nahm sogar einige Neuanlagen dieser Art in Angriff, so: die Canalisation der oberen Neße, der unteren Brahe, der Havel zwischen Zehdenick und Liebenwalde, den Ems-Zade-Canal. Aber fehlte es an den Vorarbeiten zu einem Generalplan, auf Grund dessen größere Geldsummen hätten angefordert werden können? Wohl möglich, die betreffenden Ermittlungen waren jedoch, eben so gut wie in Frankreich, binnen kurzer Frist zu beschaffen, beziehungsweise zu ergänzen, natürlich nur in überschläglicher Weise. Diese genügt aber vollkommen für eine finanzielle Vorlage und gewährt nahezu dieselbe Sicherheit des Zutreffens, wie eine kostspielige und zeitraubende specielle Veranschlagung. Die Auskömmlichkeit der Anschläge hängt wesentlich von den Einheitsfäßen der Löhne und Materialien ab, und welchen gewaltigen Schwankungen diese Säge unterworfen sind, ist aus den letzten zehn Jahren noch in Aller Gedächtniß. In natürlicher Folge wurden die Anschläge in den ersten vier Jahren dieser Periode überschritten, was man mit Unrecht den Technikern statt den Zeitumständen zur Last legte, während gegen die Anschläge der folgenden sechs Jahre meistens erheblich gespart wurde, was man mit Stillschweigen überging. Specielle Anschläge sind daher im Allgemeinen nur für die Ausführung nach der Gelbbewilligung an ihrer Stelle, zum Zweck der Gelbbewilligung genügen Ueberschläge. Dies gilt vor Allem für die Regulirung der natürlichen Wasserstraßen, bei welcher auf die oft aller Voraussicht sich entziehende Mitwirkung der lebendigen Kraft des flüssigen Elements gerechnet werden muß. Auch die Angaben über die Bedarfssummen in den großen Eisenbahnvorlagen beruhten meistens nur auf Schätzungen und doch haben sie sich im Durchschnitt als zutreffend erwiesen; die im Laufe der Ausführung unbeschadet des Gesamtzwecks eingetretenen Aenderungen — die directe Bahn Hannover = Harburg ist ausgegeben, Berlin = Wehlar durch den Anlauf von Halle = Cassel und Abstandnahme von einigen Begräbungen der Main-Weferbahn vereinfacht — wird Niemand als Fehler der Vorlagen ansehen. Mit gleich hinlänglicher Genauigkeit hätten sich auch die Mittel für eine Regulirung der vorhandenen Wasserstraßen und den nächstliegenden Ausbau eines Canalnetzes ermitteln lassen und die Bewilligung der Mittel würde voraussichtlich ebenso wenig, wie bei den Eisenbahnen auf Widerstand gestoßen, die Wasserbauverwaltung aber in die Lage versetzt worden sein, auch ihrerseits an einer zeit- und sachgemäßen Ausbildung der Verkehrsmittel sich zu betheiligen, die Stromregulirung fortan mit thunlichster Beschleunigung zu betreiben und die nöthigsten Querverbindungen zwischen den Strömen herzustellen. Wohl darf das Tempo der Ausführung bei den offenen Wasserstraßen eine gewisse Grenze nicht überschreiten, wenn Arbeit und Material nicht über den Werth bezahlt werden sollen, auch ist dasselbe von der variablen Dauer passender Wasserstände und der häufig unentbehrlichen, die Geduld oft auf eine harte Probe stellenden Mitwirkung der Ströme abhängig. Unzweifelhaft ist es aber von großem Werthe, über die im Ganzen erforderlichen Summen unbehindert disponiren zu können, um die günstigen Momente stets voll auszunutzen und ein planmäßiges Vorgehen einzuhalten. Bei einer jähr-

lichen Festsetzung obendrein karg bemessener Raten nach unvermeidlich immer wiederkehrenden, in knappen Zeiten oft wenig erquicklichen Verhandlungen zwischen den beteiligten Ressorts ist dies um so weniger zu erreichen, als die Höhe der Raten nach Lage der Statsberatungen in beiden Häusern des Landtags bisher frühestens im Februar des betreffenden Jahres zur Kenntniß der Localbehörden kam.

So sehr die unterlassene Sicherung größerer Geldmittel für die Wasserstraßen zu beklagen ist, so wird doch wenigstens die Regulirung schiffbarer Wasserläufe in bisheriger Weise fortgesetzt; bei dem Rhein, der Weser, Elbe, Oder und Havel hat man sogar in neuester Zeit einen etwas stärkeren Anlauf genommen, um so früher sieht es mit der Anlage neuer künstlicher Wasserstraßen aus. Es mag zugegeben werden, daß das Material für diesen Theil einer Vorlage schon deshalb etwas schwieriger zu beschaffen gewesen wäre, weil die Ansichten über die dem Canalnetz zu gebende Ausdehnung getheilt sind. Viel wäre jedoch schon gewonnen gewesen, wenn vorab diejenigen Anlagen Sicherung gefunden hätten, über deren Zweckmäßigkeit eine Meinungsverschiedenheit nicht wohl voraussetzen war, als: Der Elbe-Spree- und der Rhein-Weser-Elbecanal, die Verbesserung der Wasserläufe in Berlin nebst Canalisirung der Spree von Berlin bis zur Ausmündung in die Havel, die Canalisirung des unteren Mains von Frankfurt a. M. bis zur Einmündung in den Rhein, der Umbau des Eidercanals mit Vertiefung auf mindestens 3 m, die Verbreiterung des großen Friedrichgrabens. Glaubte man in einzelnen Fällen von den Interessenten eine Veisteuer in Anspruch nehmen zu sollen — und in einer solchen Mitwirkung liegt nicht allein das Kriterium für das factische Bestehen zu befriedigender Interessen, sondern auch für die Regierung die moralische Garantie gegen besondere Einflüsse und Ueberhaftung — so konnte der Beginn der Ausführung hiervon abhängig gemacht werden, gleichwie dies neuerdings bei den bewilligten Secundärbahnen geschehen ist. — Leider ist der günstige Zeitpunkt ungenutzt vorübergegangen und Wiederkehr ist nicht abzusehen. Die jetzt in den Banden des Defizits schmachttende Finanzverwaltung wird nicht geneigt sein, den Wasserstraßen erheblich größere Mittel wie bisher zuzuwenden, die verhältnißmäßig stiefmütterliche Behandlung dieser Verkehrswege wird daher fortbauern, sofern nicht zu deren Gunsten die öffentliche Meinung Angesichts der gesteigerten Ansprüche an die finanzielle Leistungsfähigkeit des Landes sich in erhöhtem Maße geltend macht. In Betreff der Landstraßen ist die frühere Säumnis in wahrhaft überraschender Schnelligkeit nachgeholt; längst hat man aufgehört, vor ihrer Anlage die Frage directer Rentabilität zu erörtern, es ist zum Axiom geworden, daß ohne feste Landstraßen ein regelmäßiger Zwischenverkehr und eine angemessene Ausbeutung der natürlichen Schätze des Bodens unmöglich ist. Eine ähnliche Erkenntniß wird auch immer mehr hinsichtlich der Wasserstraßen zum Durchbruch kommen. Ueberall, wo letztere in der Ausbildung vorgeschritten, hat sich auch ihre selbständige Bedeutung und ihr hoher Werth für die Deconomie im Transportwesen, die Erleichterung industrieller Anlagen und die Steigerung der Production bekundet; vor Allem hat die Landwirthschaft und die Montanindustrie ihren Nutzen schätzen gelernt. Wären die Wasserstraßen Nichts weiter, als Concurrenten der Eisenbahnen, wer würde dem Staate, welcher sich bereits im Besitze fast aller Haupteisenbahnlinien befindet und voraussichtlich die übrigen aufsaugen

wird, verdienen, wenn er sich gegen den Ausbau der Ersteren kühl verhielte? Glücklicher Weise ist dieser Standpunkt ein überwundener, und damit ist schon viel erreicht.

In der durch die Eisenbahnen hervorgerufenen Ersparniß an Kraft, Zeit und Geld für Transporte liegt die Ursache ihrer raschen und weiten Ausdehnung. In Bezug auf Zeiterparniß stehen ihnen die Wasserstraßen nach, nicht aber in Bezug auf Kraft und Geld. Der vornehmlichste Werth dieser Straßen liegt in dem öconomischen Transport von voluminösen Gütern und Rohproducten; diese bescheidene Function sichert ihnen aber die Kundenschaft der großen Industrie und der Landwirthschaft, und der Staat zieht aus den dadurch geschaffenen Werthen seinen guten Theil des Nutzens. Eine weitergehende Concurrenz der Wasserstraßen mit den Eisenbahnen kann leicht zu ernstern Enttäuschungen führen.

Erfreulicherweise ist die Regierung im Anschluß an den Etat für das Jahr 1880 mit einer Denkschrift über die Regulirung der fünf Hauptströme hervorgetreten. Die darin dargelegten Pläne haben allgemeinen Beifall gefunden, nur ist der Wunsch nach größerer Beschleunigung der Ausführung laut geworden. Derselbe erscheint besonders für den Rhein gerechtfertigt, bei welchem man sich zu sehr nach der Dauer der mühsamen Felsprengungen im Oberrhein gerichtet haben dürfte; diese sollte jedoch für die Strecke unterhalb Coblenz nicht maßgebend sein und eine raschere Vollendung ins Auge gefaßt werden. Für die kleineren schiffbaren Flüsse sind ebenmäßige Denkschriften in Aussicht gestellt worden. Hauptsächlich bleiben dieselben und in ihrem Geleite die Forderung der zur Durchführung der Pläne erforderlichen Geldmittel nicht aus. Gerade viele der kleineren Flüsse, als: der Pregel, die Deime, Memel, Warthe, Spree, Havel, Saale, Unstrut, Ems, Mosel, bilden so dankbare Objecte der Pflege, daß es nicht wohl zu verstehen sein würde, wenn ihr rascher planmäßiger Ausbau länger verzögert werden sollte. Handelt es sich doch für alle Strom- und Flußläufe zusammen nur noch um einen Kostenaufwand von höchstens 80 bis 90 Millionen Mark, deren Verwendung sich auf 10 bis 12 Jahre vertheilen und dem Lande zu einem unendlichen Segen gereichen würde. Ueber einen Canalplan verlautet noch nichts, und doch erscheint er nicht weniger dringlich. Vielleicht hat es ihm Abbruch gethan, daß häufig zu sehr die Concurrenz mit den bevorzugten Eisenbahnen in den Vordergrund geschoben ist. Von diesem Gesichtspunkte wird, wie bereits bemerkt, mehr und mehr abgesehen werden müssen. Schon unsere klimatischen Verhältnisse sind seiner Betonung ungünstig und in Bezug auf die Billigkeit der Transporte auf den Eisenbahnen ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Das Beispiel von Frankreich und England ist deshalb nur mit Vorsicht und in begrenztem Umfang als zur Nachahmung geeignet zu erachten. Gewisse Canäle behalten aber trotz der Eisenbahnen einen unschätzbaren Werth und man wird sich einer baldigen größeren Förderung des Canalwesens nicht länger entziehen dürfen, sollen nicht vollberechtigte Wünsche des Landes unberücksichtigt bleiben.

Kehren wir zur Ausbildung der natürlichen Wasserstraßen zurück, so ist leider zu constatiren, daß sich zur Zeit eine, insbesondere vom Rheingau aus vertretene Meinung geltend zu machen sucht, welche das bisher befolgte System der Regulirung durch Duhnen, Parallelwerke, Grundschwellen und Baggerungen vollständig ver-

wirft und unter schwerer Anklage der „modernen Hydrauliken“ ein vollständiges Verlassen desselben und als Ersatz die Einführung der Canalisation verlangt. Wäre diese Meinung begründet, so hätte man allerdings namentlich bei den größeren Flüssen das Geld ins Wasser geworfen und es wäre die höchste Zeit zur Umkehr, soweit solche überhaupt noch möglich ist. Einen drastischen Ausdruck fand jene Ansicht in der Sitzung des Reichstags vom 17. März 1880, wobei die am Rhein ausgeführten Regulierungsarbeiten einer sehr absprechenden Kritik unterworfen wurden und auf Grund der erhobenen Klagen der Antrag angenommen wurde, wonach eine Commission mit der Untersuchung darüber betraut werden soll,

ob die Seitens der Anwohner des Rheines, vieler Ortsvorstände rheinischer Gemeinden, der Centralcommission der Schifffahrtsinteressenten, mehrerer rheinischer Handelskammern und einer Anzahl ortskundiger Wasserbau-sachverständiger über den Zustand des Rheinstromes geführten ernstesten Klagen berechtigt sind und in welcher Weise denselben Abhilfe zu leisten ist.

In der ersten Motivirung des Antrags wurde der Zustand des Rheinstroms als ein klägliches bezeichnet. Obwohl jährlich Millionen in den Rhein getragen würden zu dem Zwecke, die Schifffahrtsinteressen zu fördern, so geschähe dies thatsächlich nur mit dem Resultat, eine allgemeine Unzufriedenheit unter den Anwohnern hervorzurufen. Insbesondere seien die Landwirthe beunruhigt durch die immer wiederkehrenden Uebersfluthungen und durch die allgemein bestätigte Senkung des mittleren Wasserstandes. Zugleich wurde, wohl zur Nachachtung, auf die im Jahre 1859 von dem Conseil général des ponts et chaussées Frankreichs aufgestellten Sätze hingewiesen, welche dahin lauten:

1. daß das System der Einschränkungen unzulänglich sei, um eine Fahrwassertiefe zu erzielen, welche der Schifffahrt bei niedrigen Wasserständen genügt;
2. daß dasselbe bei Mittelwasserständen der Schifffahrt Hindernisse bereite;
3. daß dasselbe bei Hochwasserständen durch die Ueberschwemmungen große Gefahren erzeuge; und
4. daß man anstreben müsse, die Verbesserung eines Flusses auf einem anderen Wege zu erreichen.

Auch wurde der Beschluß des XI. Congresses deutscher Landwirthe citirt:

Das gegenwärtige System der Stromkorrekturen ist radical zu verlassen und dafür auf Polbergsystem oder breite Stromprofile und in beiden Fällen auf gleichmäßige tiefe Canalisation der Ströme hinarbeiten.

Die beantragte Reichscommission ist ernannt und hat sich im October d. J. an ihre Aufgabe gemacht. Man darf mit gespannter Erwartung den Ergebnissen entgegensehen, welche nicht bloß für den Rhein von weittragender Bedeutung sein werden.

Inzwischen hat der Wirkliche Geheime Rath Dr. Hagen — welcher von dem Antragsteller merkwürdiger Weise zu den Bekämpfern des gegenwärtigen Stromregulirungssystem gerechnet wird, obwohl er bis zu dem erst vor wenigen Jahren erfolgten Austritt aus dem Staatsdienste als Ober-Landesbaudirector den maß-

gebendsten Einfluß auf diesen Theil des Bauwesens ausgeübt hat — durch jene Behauptungen angeregt, sich der dankenswerthen Mühe unterzogen, die an verschiedenen Stationen der Hauptströme gemachten officiellen Wasserstands-(Pegel-) Beobachtungen zu vergleichen und durch eine methodische streng wissenschaftliche Berechnung, wobei jeder einzelnen Beobachtung ihr voller Werth beigelegt ist, zu untersuchen, ob und welche stetigen Aenderungen sich daraus als wahrscheinlich ergeben, dabei aber zugleich zu prüfen, ob diese Aenderungen nur von Schwankungen der einzelnen Jahrgänge herrühren, oder ob sie mit als Folge irgend welcher modificirten äußeren Verhältnisse angesehen werden dürfen.

Diese Berechnungen haben zu dem wahrhaft überraschenden aber beruhigenden Resultate geführt, daß u. A. der Rhein bei Düsseldorf in den letzten 80 Jahren — für diesen Zeitraum standen zuverlässige Pegelbeobachtungen zur Disposition — im mittleren Wasserstande keine Aenderung erfahren hat, während die höchsten Wasserstände mit großer Wahrscheinlichkeit eine jährliche Senkung von 3,6 Linien und die niedrigsten mit etwas geringerer Wahrscheinlichkeit eine jährliche Hebung von 1 Linie erkennen lassen, was in jeder Beziehung den gedachten Beforgnissen widerspricht und die erhobenen Klagen als unzutreffend erscheinen läßt. Ganz ähnliches ergab sich für die berechnete letzte 33 jährige Periode des Rheins bei Köln. Die für einen gleichen Zeitraum durchgeführte Berechnung der Wasserstände der Mosel bei Trier und Cochem ergab gleichfalls die Unveränderlichkeit des mittleren Wasserstandes, während die höchsten etwas gesunken, die niedrigsten bei Trier wahrscheinlich gleichfalls gesunken, bei Cochem aber dieselben geblieben sind. An der Weser finden sich bei Minden und Hörter die mittleren und höchsten Wasserstände unverändert, die niedrigsten zeigen jedoch bei Hörter eine geringe Hebung, bei Minden eine geringe Senkung u. s. w.

Kurz zusammengefaßt, so ergibt sich mit Evidenz, daß in den betreffenden längeren Perioden die mittleren Wasserstände des Rheins, der Mosel, der Weser, der Weichsel, des Pregels und der Memel unverändert geblieben sind. Dasselbe gilt für die Oder bei Frankfurt, während eine zweite Beobachtungsreihe bei Neu-Bliegen mit einiger Wahrscheinlichkeit eine geringe Senkung ergibt. Nur für die Elbe macht sich bei den Beobachtungspunkten Torgau und Warby im Ganzen eine bestimmte Senkung des mittleren Wasserspiegels bemerklich, während in den Jahren 1819 bis 1845 bei Torgau sich sogar eine Hebung gezeigt hatte.

Die absolut höchsten Wasserstände des Rheins, der Mosel, der Weser der Elbe, der Oder und des Pregels zeigen mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit, an einigen Stationen mit größter Entschiedenheit eine stetige Senkung, für die Memel und an der unteren Weichsel blieben dieselben constant, nur an der oberen Weichsel (Thorn) liegt für eine Hebung die Wahrscheinlichkeit vor. Was die absolut niedrigsten Wasserstände anlangt, so zeigen dieselben am Rhein und an der Weser bei Hörter eine kleine Hebung, im Uebrigen eine kleine stetige Senkung. Durch diese sorgfältigen, wissenschaftlich begründeten Ermittlungen\*) werden die vorerwähnten Beforgnisse und Klagen zum größten

\*) Ueber Veränderung der Wasserstände in den preussischen Strömen von G. Hagen. Aus den Verhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1880.

Theile als unbegründet nachgewiesen, zum anderen Theile auf das richtige Maß zurückgeführt.

Die Ursache der Senkungen in den absolut höchsten und niedrigsten Wasserständen, welche übrigens nicht identisch mit den Wassertiefen in den Stromrinnen sind, ist unzweifelhaft in den neueren ausgedehnten Correctionen zu suchen. Die Wirksamkeit der durch die Correction entstehenden schmalen aber tiefen Rinnen zeigt sich grade bei kleinem Wasser, daher der Einfluß auf die niedrigsten Wasserstände, während die mittleren unberührt bleiben. Die Senkung der höchsten Wasserstände ist theils durch Regulirungen in den Hochwasserprofilen, theils gleichfalls durch die Stromregulirungen veranlaßt,

„da diese, wie bekannt, das wirksamste Mittel gegen Eisverfugungen und überhaupt gegen hohe Anschwellungen sind“ (wörtlicher Ausspruch des Dr. Hagen).

Dem gegenüber erscheint der Satz 3 der von dem Conseil général des ponts et chaussées aufgestellten Thesen hinfällig. Der Satz 2, wonach das System der Einschränkungen bei Mittelwasserständen der Schifffahrt Hindernisse bereiten soll, ist von keiner durchgreifenden Bedeutung. Durch Einfügung von Parallelwerken in scharfen Concaven und anderen schwierigen Stellen, ferner durch vermehrte Anwendung der Dampfkraft für die Transporte, der Louage, schwimmenden Daaken u. s. w. ist man dieser Schwierigkeiten immer mehr Herr geworden. Und was den Satz 1 betrifft, daß das System der Einschränkungen für Gewinnung einer genügenden Wassertiefe bei Niedrigwasser unzulänglich sei, so beweist schon das unausgesetzte Drängen der beiseitigen Schifffahrtsinteressenten nach Beschleunigung der Correctionen, daß sie anderer Ansicht sind, wie sehr sie das bereits Erreichte zu schätzen wissen und welches Vertrauen sie in das eingeschlagene Verfahren setzen. Es darf in dieser Beziehung auf die im Centralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Canalshifffahrt im December v. J. gepflogenen Verhandlungen und auf die dabei erstatteten Referate hingewiesen werden, welche voll Anerkennung des bisher Geleisteten sind und nur zum Theil (für den unteren Rhein und die obere Weser) Weiterstreckung der Ziele, zum Theil größere Beschleunigung fordern. So sieht man ferner an der Ober der energischsten Fortsetzung der in Ausführung begriffenen Regulirung dieses Stroms und mit ihr der Legung der Kette in dem unteren Laufe bis Breslau mit Ungeduld entgegen, indem man den alle Voraussicht überrtreffenden Aufschwung des Verkehrs auf der in der Regulirung weiter gebietenen Elbe vor sich hat, welcher durch die Legung der Kette bis hinauf zu den böhmischen Kohlenstationen entstanden ist. Wenn von den Gegnern des Regulirungssystems darüber gespöttelt wird, daß trotz aller Aufwendungen für Ober, Elbe und Weser nur eine Fahrwassertiefe von 0,93 bis 1,25 m als Ziel bei niedrigstem Wasserstande gesteckt sei, so wird dabei übersehen, daß der niedrigste Wasserstand nicht die Regel, sondern die seltene Ausnahme bilbet, und daß für gewöhnlich grade in der Zeit des stärkeren Verkehrs erheblich größere Tiefen zur Disposition stehen.

Aber schon bei jenen geringeren Tiefen können in zweckmäßig gebauten Schiffsgefäßen lohnende Lasten transportirt werden. Mit den Fortschritten der Schiffbaukunst wird sich dieses Verhältniß immer günstiger gestalten. Die Ueber-

zeugung, daß der Fluß nicht jedem unvollkommen gebauten Fahrzeuge anzupassen sei, vielmehr die Construction und Tragfähigkeit der Fahrzeuge sich mindestens ebenso sehr dem Flusse zu accomodiren habe, bricht sich immer mehr Bahn. Das Handelsministerium hat deshalb auch den Nagel auf den Kopf getroffen, indem es für die vortheilhafteste Construction eines Lastenfahrzeugs für die Ober eine Prämie ausgesetzt hat. — Mittelformen für den Uebergangsverkehr von einem Strom zum andern wie vom Strom zum Canal und umgekehrt werden sich unschwer feststellen lassen. Auch die bekannten pénieches flamandes Frankreichs sind nicht für alle Arten von Wasserstraßen geeignet. Interessant ist die Wahrnehmung, daß man in Frankreich selbst sich an den Ausdruck der These 1 nicht mehr kehrt, wie die begonnene auf 45 Millionen Francs veranschlagte Regulirung der unteren Rhone beweist. Das betreffende Project, wonach für die Strecke Lyon-Arles eine Tauchtiefe für Niedrigwasser von 1,5 m, weiter unterhalb von 2 m erstrebt wird, ist durch Gesetz vom 13. Mai 1878 genehmigt worden. Parallelwerke, mit Anschluß durch Traversen an die Ufer, Grundschnellen und Daggerungen sind die Mittel, welche angewendet werden, ähnlich wie bei der, von den Segnern des bei uns üblichen Regulirungssystems so hart angefochtenen Correction der oberen Elbe.

Mit Recht macht der sächsische Wasserbaudirector Schmidt in den Mittheilungen des sächsischen Ingenieur- und Architekten-Vereins (Jahrgang 1880, erste Hälfte) darauf aufmerksam, daß bei internationalen Strömen, deren freie Benutzung durch Staatsverträge geregelt ist (Elbe, Rhein), eine Canalisation mittelst der, von den Segnern empfohlenen beweglichen Wehre auf unüberwindlichen Widerstand stoßen würde, da die Wehre zu gewissen Zeiten die freie Schifffahrt aufheben und zum Passiren einer großen Anzahl von Schleusen zwingen. Während das stromabwärts verfrachtete Gut — auf der oberen Elbe 90 Procent der Gesamtmenge — sich vorher der kostenlosen Stromkraft bedienen konnte, würde sich nach Anlage der Wehre auch die Thalfahrt des Schiffszugs durch Menschenhand, Pferde- oder Dampfkraft bedienen müssen, die Personendampfschifffahrt würde verkümmern oder ganz aufhören, die Flößerei stark erschwert werden, die nach Maßgabe der Betriebs- und Unterhaltungskosten der Wehre und Schleusen etwa zu erhebende Abgabe den Schiffsverkehr belasten, letzterer verlangsamt und durch Störungen vor den Schleusen in Zeiten besonderer Frequenz benachtheiligt werden. Bei Flußbetten von großer Beweglichkeit könnte überdies leicht der Fall eintreten, daß nach Verlauf der Hochwasser Wehre und Schleusen sich in completer Verfaulung befänden und erst nach kostspieligen Arbeiten wieder dienstbar zu machen sein würden. Dazu treten die Bedenken, welche sich bei den im Vergleich zu Frankreich sehr ungünstigen klimatischen Verhältnissen Norddeutschlands aus der Einwinterung des Stroms, dem Eisaufbruch und dem eigentlichen Eisgange ergeben. Herr Schmidt fürchtet ferner, daß durch die Canalisation die sanitären Verhältnisse der am Strom belegenen Ortschaften leiden könnten, indem durch die Aufstauungen das Grundwasser gehoben und der Abzug der Abfallwasser gehemmt oder verzögert wird. Derselbe tadelt zudem die Kosten einer Canalisation der Elbe innerhalb Sachsens auf das Doppelte, der Anlage eines Lateralcanals sogar auf das Dreifache der auf circa 8 Millionen Mark veranschlagten Kosten der Regulirung mittelst Einschränkungswerke.



Was für die obere Elbe gilt, ist in noch höherem Maße auf deren unteren Lauf und die übrigen großen Ströme anwendbar. Abgesehen von allen übrigen Einwendungen gegen die Canalisation derselben durch Stauwerke und Schleusen oder in sonstiger Weise, so übersteigen auch die dazu erforderlichen Mittel die Kräfte des Landes, so weit es sich verantworten läßt, solche zu dergleichen Zwecken heranzuziehen.

Die preussischen Hydrotekten haben keinen Anstand genommen, sich z. B. für die Canalisation der unteren Brahe, der oberen Neße, eines Theiles der Saar und Lahn, der unteren Spree und des unteren Mains, der Fulda zwischen Cassel und Münden, zu erklären, und eine entsprechende Ausführung ist theils bereits erfolgt, theils noch im Gange oder geplant. Sie haben sich aber gehütet, gleiche Vorschläge für den Rhein, die Elbe, Oder, Weichsel u. zu machen. Sie sind also nichts weniger als Gegner des Canalisations-Systems, halten es aber nicht für das alleinseligmachende; es paßt eben nicht Eins für Alles. Würde man am Rhein auf die, das Entzücken aller Reisenden bildende Personendampfschiffahrt verzichten, sich den Transport der mächtigen Flöße erschweren lassen, die Gefahren des schon jetzt oft so verderblichen Eisgangs durch die Substructionen und Pfeiler von Stauwerken erhöht sehen wollen? Gewiß nicht; hier würde die Canalisation nicht allein an den Kosten scheitern.

Wenn von den Vertheidigern der Umkehr im Stromcorrectionswesen immer wieder auf die in Ausführung befindliche Canalisation der Seine von Paris abwärts mittelst gewaltiger Stauwerke und Schleusen hingewiesen wird, so sollte doch nicht vergessen werden, daß man es mit einer örtlich wie klimatisch sehr begünstigten Ausnahme zu thun hat. Paris SeeStadt, das ist die Parole. Eine Stadt von über 2 Millionen Einwohnern, der Centralpunkt des mächtigen Verkehrs eines großen reichen Landes, der Wasserweg bis zum Meere kaum mehr als 240 m lang, wovon überdies der untere Theil bis oberhalb Rouen von der Fluthwelle profitirt; wo auf dem europäischen Continent finden sich nur annähernd gleiche günstige Bedingungen wieder? Aus dieser überdies unfertigen und noch unerprobten Ausnahme Normen für die größeren preussischen Flüsse herzuleiten, erscheint verfehlt. Einer etwaigen späteren Anlage von Lateralcanälen, wo solche demnächst angezeigt erscheinen möchten, wird durch die gegenwärtige Regulirung der Ströme nicht präjudicirt. Ein solcher Lateralcanal ist beispielsweise für die obere Oder projectirt worden.

Hiernach wird es wohl bei dem jetzigen Regulirungssystem der größeren Ströme unter Anstrengung thunlichster Bervollkommnung desselben verbleiben müssen. In der, ein Stück Ewigkeit repräsentirenden allmäligen Nivellirung der Erde ändern beide Systeme nichts, stehen sich hierin vielmehr ganz gleich. In dieser Beziehung könnte es sich nur fragen, ob nicht unser Deichsystem, welches eine weitere und breitere Ausdehnung der Ablagerungen behindert und in den unteren Stromläufen nach und nach eine bedenkliche Erhöhung des Landes zwischen den Deichen hervorruft, einer Aenderung bedürftig sein möchte. Wäre *tabula rasa*, so würde die Antwort unbedingt bejahend ausfallen. Man hat vorgeschlagen, die Banndeiche durch Sommerdeiche zu ersetzen und daran landwärts wasserfreie Querdeiche anzuschließen. Ein zwar kostspieliges aber vortreffliches Mittel der Abhilfe und wer weiß, ob nicht

früher oder später im Tieflande davon wird Gebrauch gemacht werden müssen; vorläufig dürfte es an den Besitz- und Nutzungs-Verhältnissen scheitern. Ein begrenzter, den Localitäten angepasster Versuch wird zur Zeit an der Loire damit gemacht. Dieser bei Weitem größte Strom Frankreichs gewährt überhaupt mancherlei lehrreichen Anhalt. Die Bemühungen, denselben zu reguliren, sind mißglückt; sie sind nicht sowohl an der Größe der Gefälle gescheitert, sondern an dem enormen Unterschied zwischen dem Minimum und Maximum der Wassermassen, herbeigeführt durch die Undurchlässigkeit des Bodens in den Quellgebieten, wodurch bei heftigen Niederschlägen rasche und starke Anschwellungen entstehen. Bei Nevers beträgt das Verhältniß 1 zu 331, bei Blois noch 1 zu 216, bei Tours 1 zu 150, während es beispielsweise an der Weichsel bei Kurzbrack nur 1 zu 25, an der Oder bei Breslau 1 zu 84, bei Küstrin 1 zu 27, am Rhein bei Basel 1 zu 14, bei Emmerich 1 zu 6,6 ist. Daß unter diesen Umständen an der Loire nur durch einen Lateralcanal eine dauernd nutzbare Wasserstraße zu beschaffen war, versteht sich von selbst. Das neuere, die Fortsetzung des Canals von Orleans nach Nantes und weiter anordnende Gesetz (1878/79) umfaßt auch die Bewalbung und Verasung des Quellgebietes. Ueber die Schußbauten gegen Ueberschwemmung sind bereits im Jahre 1858 Vorschriften erlassen und sollen jetzt die Städte und größeren Ortschaften genügend gesichert sein; zum weiteren Schutz der eingedeichten Ländereien ist wenig geschehen, weil die Deiche ganz bedeutend erhöht werden müßten, was als zu kostspielig und für den Fall von Deichbrüchen zu gefährlich erachtet worden ist. Ebenso ist es als unausführbar erkannt, durch Anlage von Reservoiren, auf welche Napoleon in seinem berühmten Briefe d. d. Plombières den 19. Juli 1856 hinwies, das Wasser in den Gebirgen zurückzuhalten und zu einem langsameren, gleichmäßigeren Abfluß zu bringen. Im Wesentlichen dienen die vorhandenen Reservoirire nur zur Speisung von Canälen, Versorgung von Städten mit Wasser, Betreibung von Mühlen und Fabriken. Man plant vielmehr zur Vermeidung von Calamitäten durch den Bruch von Deichen die Anlage besetzter Ueberfälle in denselben für gewisse Wasserstände, wodurch zugleich größere Ablagerungsflächen für die Sinkstoffe gewonnen werden, und hat solche Ueberfälle z. B. unterhalb Roanne, bei Bec d'Allier und bei Jargeau ins Werk gesetzt. Staat und Communen tragen gemeinschaftlich dazu bei, zu welchen Theilen, wird von Fall zu Fall vereinbart.

Diese Vorgänge verdienen alle Beachtung und dürften an einzelnen Stellen auch auf unsere Verhältnisse übertragbar sein. Am unteren Rhein befinden sich bereits in den Deichen einzelne Ueberfälle, und was die Aufwaltungen in den Quellgebieten betrifft, so würden solche von unbestreitbarem Nutzen sein. Die von Uebereiferern gepredigte Rückkehr zu Urwäldern, Mooren, Seen und sonstigen Urzuständen für die Zurückhaltung und Ansammlung der Wassermassen in großem Maße behufs thunlichst gleichmäßiger Speisung der größeren schiffbaren Flußläufe ist unerreichbar und mit der vorgeschrittenen, in der Hauptsache nicht mehr rückgängig zu machenden Cultur unvereinbar.

Die vorstehenden kurzen Darlegungen dürften erkennen lassen, daß man mit der Correction der Ströme in der bisherigen Weise, natürlich unter Verwerthung der mit der Zeit gewonnenen Erfahrungen zur Verbesserung der Methoden, in Preußen ruhig und unentwegt fortzuschreiten haben wird, den Aufforderungen

und dem Deichwesen aber eine erhöhte Aufmerksamkeit wird zuwenden müssen. Möglicherweise bieten in letzterer Beziehung die neueren Vorfälle an der oberen Oder, wie die periodisch wiederkehrenden Calamitäten an der Weichsel einen verschärften Anlaß. \*) Zugleich wird die Hoffnung ausgedrückt werden dürfen, daß sich die Regierung zur Hebung der Leistungsfähigkeit des Landes angelegen lassen wird, alsbald auch eine schleunige planmäßige Durchführung der Regulirung der übrigen schiffbaren Wasserläufe von der Memel bis zur Mosel in die Wege zu leiten, die Pläne und Ziele durch Denkschriften erläutern zu lassen und der Landesvertretung eine Vorlage zur Ueberweisung der erforderlichen Mittel, einschließlich derjenigen für die fünf größeren Ströme, im Ganzen oder wenigstens für einen mehrjährigen Zeitraum zu unterbreiten. Die aufzunehmende Anleihe sollte endlich, ohne die Beendigung specieller langwieriger Vorarbeiten abzuwarten, die Anlage wenigstens der zur Förderung einer öconomischen Transportweise und hiermit der wirtschaftlichen Lage allernothwendigsten Canäle umfassen.

Zum Schluß sei es gestattet, auf den Uebelstand aufmerksam zu machen, welcher darin liegt, daß die Leitung des Wasserbau- und des Deichwesens sich in getrennten Händen befindet, während Beides in sehr wichtigen Dingen vielfach in einander greift, beziehungsweise sich in vielen Anlagen gegenseitig bedingt. Wenn sonach für die Wiederherstellung der früheren Vereinigung beider Verwaltungsweige mancherlei Momente geltend zu machen sind, so wird doch wohl nicht daran gedacht werden können, dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten die betreffenden Aufgaben des Ministeriums für Landwirtschaft, Domainen und Forsten wieder zuzulegen. Der Schwerpunkt des Ersteren ruht mit gewaltiger Ueberwucht in der Eisenbahnverwaltung, der gegenüber das Bauwesen weit zurücktritt, und dem kundigen Auge rückt der, von der Landesvertretung sicher nicht für immer verworfene Plan des Fürsten Reichskanzlers, ein eigenes Eisenbahnministerium zu bilden, in sehr greifbare Nähe. Welche anderweite Verbindungen letzterem nach Durchführung der Reichseisenbahnidee erblühen werden und aus sehr triftigen Gründen erblühen müssen, ist unschwer zu errathen. Es könnte deshalb nur in Frage kommen, ob nicht die Abtheilung für das Bauwesen dem Ministerium für Landwirtschaft einzuverleiben sein möchte. Die vorangedeuteten Berührungspunkte erscheinen aber nicht ausreichend, um dies zu motiviren, selbst wenn noch hinzugerechnet wird, daß damit der bestehende Dualismus im Canalbau und in der Küstenbefestigung aufhören würde.\*\*) Es bleibt zu viel übrig, was dem landwirtschaftlichen Ministerium ganz fern liegt. Noch weniger möchte eine Vereinigung mit dem Handelsministerium angezeigt erscheinen, vielmehr es sich empfehlen, ein eigenes Bautenministerium zu bilden, dessen Ressort in der angeedeuteten Weise, natürlich unter voller Wahrung der hochwichtigen landwirtschaftlichen Interessen zu arrondiren sein würde. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß ein solches Ministerium vollauf beschäftigt sein, und eine ungetheilte Pflege der einschlägigen Angelegenheiten dem Lande zum größten Nutzen gereichen würde.

\*) Den Untergang Szegebins wagen wir in Hinblick auf unsere im Uebrigen so wohl geordneten Deichverhältnisse nicht zur Warnung hinzustellen.

\*\*) An den Schleswigschen Inseln legt das landwirtschaftliche, an den Friesischen Inseln das Bautenministerium ausgedehnte Küstenbefestigungen an; das Erstere baut ferner ganze Systeme auch der öffentlichen Schifffahrt dienender Canäle (Moorkanäle).

## Die Nervenkraft.

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der naturphilosophischen Grundbegriffe.

Von

Prof. Dr. Johannes Ranke.

München.

### I. Aristoteles und die Alten. Galen.

Erst lange nach Aristoteles wurden die Organe des animalen Körpers, welche wir als Nerven bezeichnen, aufgefunden und ihr Zusammenhang mit Gehirn und Rückenmark entdeckt.<sup>1)</sup>

Das hinderte nicht, daß der gleiche Begriff, den wir heute noch mit dem Wort Nerv verbinden, als die nächste Ursache der Bewegung des animalen Körpers und die Quelle seiner Kraft und Empfindung, schon vorher, im Wesentlichen schon Aristoteles und dem früheren Alterthum, bekannt war. Man suchte die Vermittelung dieser Vorgänge nur in anderen Organen als wir.

Der Begriff „nervig“ lehrt in seiner direkten und übertragenen Bedeutung, daß auch wir noch Nerv und Spannkraft der Glieder gleichbedeutend gebrauchen.

In allen modernen Sprachen hat das Wort neuron (*νευρον*) — durch Umsetzung der Buchstaben im lateinischen Idiom in nervus umgebildet — Bürgerrecht erhalten. Es bedeutete<sup>2)</sup> eine aus verschiedenen Stoffen bereitete Schnur, eine Saite, z. B. eine Darmsaite; dann die Bogensehne, durch deren Spannung der Bogen nicht nur gebeugt wird, die ihm auch seine Kraft erteilt; auch die Saiten der Lyra, die durch schwingende Bewegung Harmonieen hervorrufen, deren zu Sinnengenuss oder Thätigkeit stimmende Wirkungen auf das Empfindungsvermögen das Alterthum poetisch mit dem Empfindungsvermögen selbst vergleicht.

Wer hat nicht als Kind spielend an den Sehnen des Fußes eines geschlachteten Vogels gezogen und wäre nicht erstaunt gewesen über die dadurch hervorgerufene Bewegung der Zehen. Das Anspannen und Nachlassen der Sehnen scheint der kindlichen Phantasie das todte Glied neu zu beleben. Derartige Beobachtungen konnten dem frühesten Alterthum nicht entgehen, und auch die spätere exacte Anatomie kommt auf dieses Gruberperiment zurück.<sup>3)</sup> Dasselbe schien das Geheimniß des Lebens und der in den lebenden Wesen wirkenden Kräfte zum Theil zu enthüllen. Bewegungen des Thierkörpers, den normalen Lebensbewegungen vollkommen entsprechend, können durch Zug an saitenartigen, in den Organen versteckten Gebilden von den Beobachtern hervorgerufen werden; was war natürlicher, als daß man diese Beobachtungen generalisirte und sie auf alle Bewegungen des thierischen und menschlichen Körpers übertrug?

So entstand die Lehre, daß Organe, welche in ihrem Aussehen den Saiten, den Bogensehnen entsprechen, die man wie jene als *neura*, Nerven, bezeichnete, die Glieder in ähnlicher Weise beugen, wie sie den Bogen beugen, daß ihre Spannung den Gliedern ihre Kraft erteilt, wie die Bogensehne dem Bogen. Damit wurde das Wort neuron, welches, wie es scheint, zunächst eine thierische oder pflanzliche Faser oder eine aus solchen Fasern gedrehte Schnur bezeichnete, mit der man wol, nach Homer, die Pfeilspitzen befestigte<sup>4)</sup> oder das Schuhwerk nähte<sup>5)</sup>

auf diese Zugfäden des animalen Körpers mit der weiteren Bedeutung als der Kraftquelle für die animale Bewegung übertragen.

Das frühere Alterthum mit Einschluß des Aristoteles verstand unter Nerven das, was wir seit Galen als Sehnen und Bänder bezeichnen.

Die Erkenntniß einer wesentlichen Einrichtung des Menschenleibes, der Bewegung der Glieder durch diese Nerven, reizte den künstlerischen Geist zur Nachahmung, gleichsam zur Nachschöpfung beweglicher lebender Wesen.

Wir sehen schon aus Homer, daß den Griechen in den ältesten historischen Zeiten die Formen der Menschenknochen bekannt waren. Nach dem Leichenbrande sammelten die nächsten Freunde des Verstorbenen dessen weiße Gebeine, die sie von den Knochen mitverbrannter Thiere zu unterscheiden wußten.<sup>6)</sup> Dadurch wurde die menschliche Osteologie, die erste anatomische Einzelkenntniß der griechischen Stämme, Jedem bis zu einem gewissen Grade geläufig. Sie wurde zum Fundamente der griechischen Anatomie und Plastik, was wir für die letztere mit wissenschaftlicher Gewißheit aus alten Resten griechischer Meißel nachweisen können. Gestützt auf die Kenntniß der Gestalt und Verbindungsweise der Knochen und ihrer Beweglichkeit durch die Nerven (Sehnen) konnte der Künstler menschliche Gestalten bilden mit beweglichen Gliedern, denen er durch passend angebrachte, über Rollen hingehende Saiten oder Schnüre (= *neura* Nerven) eine das Leben nachahmende Beweglichkeit zu ertheilen wußte. Die Erfindung solcher Marionetten reicht weit in das griechische Alterthum zurück und ihre auch im Lateinischen recipirte Bezeichnung als *neuropasta*, durch Nerven gespannte Gebilde, eine Bezeichnung, die nach der herrschenden Anschauung auch auf den menschlichen Körper paßte, beweist, daß man sie und ihre Bewegungen direkt als Nachahmung der animalen Bewegung auffaßte.

Anaxagoras erklärte den Menschenkörper in seinen Bewegungen für eine Marionette. Auf seinem Todeslager sitzend, trägt Sokrates diese Meinung spottend vor.<sup>7)</sup> „Ich säße — nach Anaxagoras Ansicht — darum hier, weil mein Leib aus Knochen und Nerven (Sehnen) besteht. Die Knochen sind fest und durch Gelenke von einander geschieden, die Nerven (Sehnen) aber, welche die Knochen gemeinschaftlich mit Fleisch und Haut umgeben, sind so eingerichtet, daß sie angezogen und nachgelassen werden können. Da nun die Knochen in ihren Gelenken schweben, so machen es die Nerven (Sehnen), wenn ich sie nachlasse und anziehe, möglich, daß ich jetzt meine Glieder bewegen kann und das wäre der Grund, warum ich jetzt hier sitze, mit gebogenen Knien.“

Aber wer ist in den lebenden Organismen der Spanner der Bogensehne, der aus dem Bogen die in ihm schlummernde Kraft zu wecken versteht, wer ist der hinter den Coulissen versteckte Marionettenspieler, der *Neuropast*,<sup>8)</sup> der Nervenspanner, der die Glieder willkürlich spannt und in Ruhe setzt?

Die animale Bewegung hängt mit dem Gesamtleben innig zusammen, sie erscheint neben der thierischen Wärme als dessen erster und wichtigster Ausdruck, sie muß daher mit dem *primum movens*<sup>9)</sup> des Lebens direkt verknüpft sein, von ihm entspringen.

Ebenso wie die heutige Anatomie die Nerven mit dem Centralorgan der Bewegung und Empfindung in Verbindung bringt, so that das auch die aristotelische Anatomie, aber Centralorgan der Bewegung und Empfindung ist ihr das Herz,<sup>10)</sup> mit selbständiger Beweglichkeit, mit eigenem Leben ausgestattet.<sup>11)</sup>

Aristoteles ist der Entdecker des Zusammenhangs der Blutgefäße mit dem Herzen,<sup>12)</sup> er läßt aber, wie die Blutgefäße, so auch die Nerven (Sehnen) mit dem Herzen in gewisser Verbindung stehen.

Die Nerven (Sehnen), sagt er<sup>13)</sup> in seiner Naturgeschichte der Thiere, entspringen aus dem Herzen, welches in seiner größten Kammer voller kleiner Nerven (Sehnen) ist. An einer anderen Stelle<sup>14)</sup> heißt es: Das Herz besitzt eine Menge Nerven (Sehnen), denn von ihm gehen die Bewegungen (der Glieder) aus, welche auf Anziehen und Nachlassen beruhen. Das Herz wirkt hierbei innerhalb des Gesamtorganismus wie ein selbständiges lebendes Wesen, es sollte seine Bewegungen auf die Nerven (Sehnen) und von diesen aus auf die Knochen und Gelenke übertragen. Ein lebendes, sich selbst und durch die Nerven (Sehnen) die Glieder bewegendes Thier im Thier, das Herz, erschien als die Centralursache aller animalen Thätigkeiten.

Was die neuere Naturkunde vom Gehirn und Rückenmark aus sagt, findet Aristoteles und mit und nach ihm ein überwiegender Theil der Gelehrten vom Herzen. Das Herz ist der Anfang des Werdens;<sup>15)</sup> darum wird es zuerst gebildet<sup>16)</sup> wie der Grund eines Hauses oder der Kiel eines Schiffes. Es ist unter allen Organen zuerst thätig und stirbt zuletzt.<sup>17)</sup> Es erscheint als der Sitz der Lebenskraft<sup>18)</sup> der das Thier belebenden Seele, und zwar nicht allein jener Naturkraft, welche dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen vorsteht (*φύσις, natura*), sondern auch der Bewegung und der Empfindung und der Gefühle für Freude und Schmerz (*ψυχή, anima*),<sup>19)</sup> in welche beide Kräfte die Stoiker die animale Seele zerlegten.<sup>20)</sup>

Auch unsere Sprache hat sich von diesen Vorstellungen über die Bedeutung des Herzens noch nicht frei gemacht. Unseren Dichtern, unseren Jünglingen und Jungfrauen wird das Herz der Mittelpunkt des Lebens bleiben. Der aristotelische hüpfende Lebenspunkt im bebrüteten Ei, das Herz als erste mit freiem Auge deutlicher zu erkennende Anlage des werdenden Körpers, gleichsam als Kern des lebenden Wesens, das *punctum saliens*, ist noch unvergessen.<sup>21)</sup>

Eine Erkenntniß der Betheiligung der Muskeln an den Bewegungen der Glieder vermissen wir bei Aristoteles. Er trennt das Muskelfleisch nicht in die einzelnen Muskelbänder, er spricht nur von fleischartigen Theilen im Allgemeinen, die er für die Organe des Gemeingefühls, der allgemeinen Empfindlichkeit hält.

Die Hypokratiker erhoben das von Homer für den Wadenmuskel<sup>22)</sup> gebrauchte Wort: Maus, Mäuslein (*μῦς, musculus, Muskel*) zum *Terminus technicus*.<sup>23)</sup>

Die sinnlichen Eindrücke entstehen nach Aristoteles aus äußeren Bewegungen, welche durch bestimmte Leitungsorgane auf den einheitlichen<sup>24)</sup> Ursitz der Empfindung und Bewegung, das im Innern im Mittelpunkt des Körpers befindliche Sinnesorgan der Seele,<sup>25)</sup> übertragen werden. Das Empfinden beruht ihm auf einer Veränderung (Bewegung), welche ein äußeres Empfindbares in dem Empfindenden erregt.<sup>26)</sup> Das Herz ist das Centralorgan der Empfindung und Bewegung,<sup>27)</sup> das Sinnorgan der Sinnorgane;<sup>28)</sup> in ihm können die Bewegungen für alle Sinneindrücke geschehen.<sup>29)</sup> Wer denkt hierbei nicht an die durch die Empfindungsnerven von außen her angeregten Bewegungen der Hirnmoleküle, wie unsere heutige Wissenschaft sie lehrt?

Aber bei Aristoteles sind es nicht die Empfindungsnerven (seine Nerven empfinden nicht),<sup>30</sup>) sondern die sich durch den ganzen Körper verbreitenden, alle inneren Organe und die Körperoberfläche mit dem Centralorgan der Empfindung, dem Herzen, in Verbindung setzenden Blutgefäße. In passiven Bewegungen, Wellenerschütterungen, des Blutes, veranlaßt durch äußeren Anstoß, wird der mechanische, sinnliche Bewegungsorgang gesucht, welcher von der Peripherie zum Centrum geleitet wird und dort je nach der Verschiedenheit des äußeren Reizes verschiedene bestimmte Bewegungen und dadurch Empfindungen hervorruft.<sup>31)</sup>

Bewegung und Empfindung, beide vom Herzen als von ihrem Centralpunkt ausgehend, erscheinen nach dieser Darstellung an verschiedene Vermittlungs- oder Leitungsorgane: Nerven (Sehnen) und Blutgefäße gebunden. Wir finden aber bei Aristoteles Angaben, welche dafür sprechen, daß ihm der Unterschied beider Organe kein absoluter schien. Die Arterien sollten in sehnenartige Gebilde oder direkt in Nerven (Sehnen) ausgehen.<sup>32)</sup>

So versuchte er systematistrend der aus der Beobachtung sich ergebenden Schwierigkeit zu entgehen, daß er nicht alle seine Nerven als vom Herzen ausgehend erweisen konnte. Diese in den ächten aristotelischen Werken<sup>33)</sup> nur angebeutete Meinung von der sehnigen Beschaffenheit der Arterien, wurde in der Folge von Praxagoras direkt und im Allgemeinen ausgesprochen.<sup>34)</sup> Dadurch schien der principielle Unterschied zwischen Nerven (Sehnen) und Arterien vollkommen beseitigt und das Herz stellt sich auch anatomisch als Ursprung aller empfindenden und bewegenden Organe dar.

Damit, daß man die Bewegung der Glieder, wie die Empfindung wenigstens zum größten Theil durch anatomische Verknüpfung auf ein einheitliches Centralorgan zurückgeführt hatte, war doch für die Erklärung der Bewegung selbst und des Ursprungs ihrer Kraft noch nicht Alles geleistet. Der griechische Geist ließ sich nicht durch Worte an Stelle des Verständnisses genügen, er suchte nach letzten Gründen.

Es ist beachtenswerth, daß Aristoteles an verschiedenen Stellen die durch die Nahrung erzeugte Wärme<sup>35)</sup> als eine der nothwendigen Bedingungen des Lebens und der Bewegungen des Organismus anspricht.<sup>36)</sup>

Nach Aristoteles ist das Herz der heißeste Theil des Leibes,<sup>37)</sup> der Centralherd des Lebensfeuers;<sup>38)</sup> von ihm geht die Wärme aus,<sup>39)</sup> welche für die Ernährung und Bewegung des Körpers erforderlich ist, und mit deren Erlöschen auch das Leben erlischt.<sup>40)</sup> Doch statuirt er einen Unterschied zwischen der animalen Bewegungsursache und dem Feuer.<sup>41)</sup> Nach Heraclit ist dagegen die Seele ein Theil des oberen himmlischen Feuers, welches im Leibe Wohnung genommen hat. Auch Hippokrates Meinung scheint es gewesen zu sein, daß die Substanz der Seele die animale Wärme sei.<sup>42)</sup>

Nach der Lehre der Pythagoräer suchte man die letzten Kraftquellen im Aether,<sup>43)</sup> den man als Urgrund aller im Weltgebäude sich äußernden Kraft ansprach. Der Fixsternenhimmel — das allgemeine primum movens der Welt — ist aus Aether gebildet<sup>44)</sup> und in beständiger Bewegung, diese Bewegung gehört zum Begriff des Aethers. Quelle der Bewegung, ist der Aether selbst in beständiger Bewegung, und es erinnert an unser Gesetz von der Erhaltung der Kraft, daß er kein Entstehen und Vergehen erkennen läßt.<sup>45)</sup>

Das Lebens- und Bewegungsprincip des Aethers gelangt bei der Athmung mit der Luft, von welcher der Aether nicht immer genau geschieden wird, in den Organismus.<sup>46)</sup> Er bringt mit der Luft aus der Lunge durch besondere Canäle<sup>47)</sup> in das Herz und vertheilt sich mit dem Blute im Körper. Plato betrachtete die rothe Farbe des Blutes als eine Wirkung des in ihm wohnenden lebendigen Feuers (Aethers).<sup>48)</sup> In diesem Sinne erscheint das Blut als ein Träger der Lebenskraft, als Sitz der Seele, oder wie Kritias<sup>49)</sup> wollte, als Seele, als Ursache der Bewegung und Empfindung selbst. Aristoteles führte gegen diese Meinung an, daß nach seinen Experimenten das Blut keine eigene Empfindlichkeit besitze.<sup>50)</sup>

Wir sehen, daß die Anschauungen des Alterthums, verkleidet in der uns fremdartig klingenden Ausdrucksweise, in Bezug auf Nerven und Nervenkraft, obwohl auf unrichtiger, anatomischer Basis aufgebaut, doch eine hohe wissenschaftliche Ausbildung ganz im Sinne der modernen Naturwissenschaft erkennen läßt.

Wir sehen die Bewegungen des animalen Körpers und seiner Glieder veranlaßt durch Nervenfasern (d. h. Sehnen und Arterien), welche ihren Bewegungsantrieb von dem Centralorgan der Empfindung und Bewegung, von dem Herzen empfangen und die von außen her in ihnen erregte Bewegungen demselben zu leiten. Die Ursache der Bewegung durch diese Nerven ist zunächst das Herz, welches dabei in unserem Sinn als ein Centralreflexapparat erscheint. Zu seiner Wirkung bedarf es der Wärme und des durch das aus der Luft aufgenommene Lebensprincip selbst zu einer Kraftquelle gewordenen Blutes. Der letzte Ursprung der Kraft aber wird aus der gesammten Kraftquelle der Natur, aus dem ewig bewegten Aether, dem himmlischen Feuer abgeleitet. An ganz moderne Anschauungen erinnert es, wenn das Alterthum hier und da einen speciellen ätherischen Körper, die Sonne, als Quelle der animalen Bewegungskräfte bezeichnet.

Die Lehre des Aristoteles, daß das Herz als Centralorgan der Empfindung und Bewegung angesprochen werden müsse, stand im Gegensatz zu einer anderen, wie es scheint, weniger verbreiteten Anschauung, welche dieses Centralorgan im Kopf und Gehirn suchte.<sup>51)</sup> Pythagoras lehrte, daß die Kräfte des Gemüths und des Erkennens ihren Sitz im Gehirn haben; nach Plato<sup>52)</sup> sollte im Haupte, das seiner Gestalt nach ein Abbild des Weltalls darstellt, der Verstand wohnen.

Fortschreitende anatomische Beobachtung, das exacte physiologische Experiment, hatten von dieser scheinbar so nahe liegenden Ansicht abgeführt, wie nicht selten ein unerwarteter Fortschritt in der Beobachtung zunächst die Ursache neuer Irrthümer in der Erklärung der Erscheinungen geworden ist. Die anatomische Beobachtung zeigte den Hippokratikern das Gehirn als einen schwammartigen, drüsigen Theil, dem man die Bestimmung zuschrieb, die Feuchtigkeiten des Körpers an sich zu ziehen. Aristoteles hielt das Gehirn<sup>53)</sup> für eines der Abkühlungsorgane des Blutes.<sup>54)</sup> Das Gehirn könne nicht das Centralorgan der Empfindung sein, da es keine Verbindung habe mit den Theilen, welche empfinden (den *σάρκες*,<sup>55)</sup> dem Fleische) und da es selber, wenn es an der Oberfläche berührt wird, kein Gefühl zeigt.<sup>56)</sup> Der Kopf besitze keine Nerven.<sup>56a)</sup> Das Gehirn, aus Wasser und Erde bestehend und von kalter Natur, ist ihm dazu bestimmt, das Feuer des Herzens zu mäßigen, wodurch es seiner Ansicht nach ein Hauptmotor für die Blutbewegung wird.<sup>57)</sup>



Daher bedürfen Thiere, welche kein Blut haben, auch keines Gehirns. Bei Aristoteles finden wir einige Angaben über Größe und Bau des Gehirns. Die Augennerven benennt er als Kanäle (*πoρoι*) und beschreibt ihre Kreuzung, das Chiasma.<sup>58)</sup>

Unsere heutigen Kenntnisse der Anatomie und Physiologie des Gehirns und Rückenmarks, der Muskeln und Sehnen, der Nerven und deren Zusammenhang mit den nervösen Centralorganen u. v. a. gründet sich auf Galen, der uns auch die Entwicklung dieser Wissensgebiete nach Aristoteles aufbewahrt hat.

Galen stellte die wahre physiologische Bedeutung des Gehirns für alle Zeiten fest. Mit staunenerweckender Genauigkeit beschreibt er dessen Anatomie. Er widerlegt den Irrthum des Aristoteles bezüglich der Gehirntemperatur, das Gehirn sei stets wärmer als die Luft, daher könne es nicht als Organ der Abkühlung dienen.<sup>59)</sup> Er giebt zum ersten Mal eine vollkommen sichere Unterscheidung zwischen den Nerven in unserem Sinne, für welche er den alten, auf ihre Function sich beziehenden Namen: *neuron* beibehielt, und zwischen Band und Sehne.<sup>60)</sup> Er beschreibt viele der Gehirnnervenpaare; er bemerkt den Grenzstrang des Sympathikus. Rufus hatte von einem Unterschied zwischen bewegenden und empfindenden Nerven gesprochen. Galen glaubte, daß man allen Nerven im Princip beide Functionen zuschreiben müsse, da aus denselben Stämmen Bewegungs- und Empfindungsnerven (Hautnerven) entspringen. Doch seien die weicheren Nerven für die Vermittelung der Empfindung, die härteren für die der Bewegung tauglicher.<sup>61)</sup> Die Bewegungskraft der Nerven kommt vom Gehirn. Durch Beobachtungen und Experimente an Lebenden Menschen und Thieren (Vivisectionen) stellte er die physiologischen Grundfunctionen des Gehirns, der Nerven, Muskeln und Sehnen fest.<sup>62)</sup>

Die Wissenschaft hat in der Folge das Detail noch weiter und weiter ausgebildet. Man hat noch andere Paare von Gehirnnerven entdeckt; man hat die Geruchsnerve u. a. in ihrer wahren Bedeutung erkannt; man hat die Nerven bis in ihre feinsten Verzweigungen, neuerdings bis zu ihren mikroskopischen Endorganen verfolgt; Charles Bell hat die Entdeckung des Gesetzes gemacht, nach welchem die hintern Stränge der aus dem Rückenmark tretenden Nervenwurzeln aus Empfindungs-, die vorderen aus Bewegungsfasern bestehen, man hat die Mechanik der Sinnesreizung klargelegt — der Strom der Untersuchung und des Wissens über die Nerven und nervösen Organe bewegt sich aber noch heute in dem von Galen ihm angewiesenen Bette.

## II. Descartes.

„Betrachtet man die Sache recht,“ sagt Baco,<sup>63)</sup> „so sinkt die große Zahl der Jahrhunderte (in Beziehung auf die Bewegung des Geistes und der Forschung) zu einer kleinen Spanne Zeit zusammen. Aus 25 Jahrhunderten, soweit die Erinnerung und das Wissen der Menschen reicht, kann man kaum 6 Jahrhunderte ausnehmen und ausziehen, welche für die Wissenschaft fruchtbar und für ihr Aufkommen nützlich gewesen sind; denn es giebt in den Zeiten wie in den Ländern Wüsten und Einöden.“

Wenn wir auch eine ziemlich ununterbrochene Continuität der Forschung auf dem Gebiete der Natur nachweisen können, so hat doch seit der Nachblüthe der

antiken Wissenschaften die Frage nach der letzten physikalischen Ursache der Dinge geruht; für Jahrhunderte erschien der absolute Wille des Schöpfers als letzte Erklärung.

Das 17. Jahrhundert<sup>64)</sup> gehört zu den glänzendsten Epochen der Geschichte des menschlichen Geistes. Auf allen Gebieten drängten sich die wichtigsten Entdeckungen, es kam namentlich durch Baco's Einfluß eine neue Denkweise auf im Gegensatz zu den althergebrachten Anschauungen der scholastischen Theologie und Philosophie. Neue Bahnen waren der menschlichen Erkenntniß erschlossen, auf denen Männer wie Galilei, Gilbert, Harvey, Kepler ihren großen Vorgängern rüstig nachstrebten.

Die glänzenden Erfolge, welche sich die beobachtende mathematisch-mechanische Methode auf sehr verschiedenen Gebieten errungen hatte, ließen noch größere hoffen. Was erschien dem Menschengenisse, seiner Erkenntniß, noch unerreichbar? Man wagte den Versuch, nicht nur die Bewegungen der Gestirne, sondern die Gesamtwelt, mit dem lebenden Organismus, nach mechanischen Gesetzen zu construiren.

Im Jahre 1619, ein Jahr vor dem Erscheinen von Baco's *Novum Organon*, finden wir in Neuburg an der damaligen bayerischen Grenze einen jungen Officier französischer Abstammung in kurfürstlich bayerischen Diensten; klein, von zierlicher, wenig imponirender Gestalt — wir finden ihn mit den tiefsten Problemen der Naturforschung beschäftigt. Es ist René Descartes, Cartesius, der größte Geometer seiner Zeit — man nennt ihn den Entdecker der analytischen Geometrie —, Physiker, Astronom, der Hauptvorläufer und Mitbegründer unserer exacten Naturanschauungen.

„Ich war damals“ (1619), sagt er in seiner Abhandlung über die Methode, richtig zu denken<sup>65)</sup> (1637), „in Deutschland, wohin die Kriege, welche noch heute nicht beendigt sind, mich gelockt hatten. Als ich von der Kaiserkrönung zum Heer zurückkehrte, hielt mich der einbrechende Winter in einem Quartier fest, wo ich keine Gesellschaft fand, die mich interessirte, und wo glücklicher Weise weder Sorgen noch Leidenschaften mich beunruhigten. So blieb ich den ganzen Tag in einem warmen Zimmer eingeschlossen und hatte volle Muße, mich in meine Gedanken zu vertiefen.“

Es kann hier nicht meine Absicht sein, das Resultat dieser Gedankenforschung, sein mathematisch-mechanisches Natursystem ausführlicher zu entwickeln. In<sup>66)</sup> seinen „Principien der Philosophie“ wurde zum ersten Male, seitdem die Welt steht, mit Ausschluß aller Wunder,<sup>67)</sup> ohne alle geheimnißvollen Qualitäten, wie etwa eine Lebenskraft, nach wenigen höchst einfachen mathematisch-mechanischen Grundsätzen die Gesamtwelt construirt. Descartes genigte zur Welterschöpfung ein einfacher Stoff,<sup>68)</sup> dessen Unterschiede und Bildungen lediglich auf Größe, Gestalt und Bewegung seiner Molecüle beruhen.<sup>69)</sup> Wärme,<sup>70)</sup> Licht,<sup>71)</sup> Magnetismus,<sup>72)</sup> Electricität,<sup>73)</sup> chemische Action<sup>74)</sup> sind ihm, wie der heutigen Physik, nur Bewegungen und zwar der (verschiedengestalteten) Molecüle eines einfachen Weltstoffes; analog wie Clausius erklärt er die Aggregatzustände der Körper aus Molecularbewegungen.<sup>75)</sup> Es ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und des Stoffes, auf welches sich unser Jahrhundert fast am meisten zugute thut. Descartes' Mechanik des Himmels und der Erde, seine Mechanik der organischen und anorganischen Natur fußt auf diesem von ihm zum ersten Male exact erkannten

und exact ausgesprochenen Gesetz.<sup>76</sup>) Ohne Descartes' Vorarbeiten erschienen Newton, La Place und ihre Nachfolger unmöglich.

Durch die Erneuerung der Annahmen von ohne Continuität des Stoffes in die Ferne wirkenden Kräften, von einem Leeren zwischen den Moleculen, von chemischer Verschiedenheit der Moleculé der Substanz; durch die Aufstellung der „unwägbarren Flüssigkeiten“ für Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus, entfernte sich die Naturwissenschaft nach Descartes so weit von dem durch ihn gelegten Grundlagen, daß diese der Folgezeit zuerst unverständlich, dann von ihr verlacht oder verspottet wurden. Unsere Zeit jedoch kommt immer entschiedener auf seine Anschauungen zurück. Descartes' Physik steht in Hauptfragen unseren heutigen physikalischen Anschauungen näher, als die Darstellungen der physikalischen Lehrbücher, nach denen man vor 20 Jahren Physik lehrte und lernte.

Wenden wir uns zur Darlegung seiner Nervenphysiologie,<sup>77</sup>) die bis in die Mitte unseres Jahrhunderts mit geringen Veränderungen und Vervollkommnungen Geltung behauptete; erst die neueste Zeit hat mit dem Nachweis der Nerven-electricität neue Bahnen betreten.

Wir bemerkten, daß schon in der antiken Periode die Nachahmung der Bewegungen des menschlichen Körpers durch Marionetten im Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Anschauungen der Zeit aufgefaßt werden müsse. Dasselbe gilt in den folgenden Jahrhunderten bis zum Ende des 18ten von den durch Uhrwerke getriebenen Automaten, auf welche sich Descartes vielfältig beruft. Sie ahmten die Bewegung des Lebens aus innerem Antrieb, wie lebende Wesen, nach, wenn nur einmal ihre Feder gespannt war. Sie bewegten den Gesamtkörper, die Arme, die Beine, den Kopf, die Augen, die Finger, sie bliesen Flöte mit allen Gebärden des Künstlers. Jene berühmte metallene Ente schnatterte, fraß und trank, lief und pußte sich die Federn genau nach der Natur und verbaute dann mechanisch das Gefressene.

Soweit die Bewegungen und sonstigen Thätigkeiten der Organismen durch Automaten mechanisch nachzuahmen sind, soweit erscheint die Natur dieser Bewegungen nicht unbegreiflich, soweit bedarf es keines dunklen Erklärungsgrundes für sie, etwa einer Lebenskraft, sie erfolgen durch mechanische Kräfte nach mechanischen Gesetzen.

Die durch Uhrwerke getriebenen Automaten des 17. und 18. Jahrhunderts konnten in Beziehung auf ihre Kraftquelle doch nur uneigentlich mit den Organismen verglichen werden. Descartes construirte in der Theorie den menschlichen und thierischen Körper als eine calorische automatische Maschine, in welcher die Bewegungen des Blutes und der Glieder, erstere im Anschluß an aristotelische Meinungen (Ar. de respiratione XX, XXI) durch die Wärme des Herzens, durch chemische wärmeerzeugende Prozesse — wie er annimmt, ähnlich wie sie bei dem Zusammenpacken von feuchtem Heu oder durch Gährung des Weins entstehen — veranlaßt werden. Er machte es anschaulich, daß fortgesetzte Kraftäußerungen und Bewegungen von Maschinen durch die Wärme veranlaßt werden können und zwar in der Weise, daß durch Wärme ausgebehnte und verdunstete Flüssigkeiten durch Abkühlung auf kleineren Raum zusammengezogen, verdichtet werden. Es war damit

das Princip der Dampfmaschine mehr als ein Jahrhundert vor ihrer factischen Ausführung gefunden.

Im Jahre 1628 hatte Harvey in seiner Abhandlung: *de motu cordis et sanguinis in animalibus* das Resultat seiner langjährigen Studien veröffentlicht, welche das Geheimniß des Blutkreislaufes erschloßen. Descartes, der sich durch anatomische Studien von der Richtigkeit dieser Lehre durch eigene Beobachtung überzeugt hatte, gründete auf die Lehre Harvey's seine speciellen Anschauungen über die Kraftentwicklung des animalen Körpers. Auch zur Erklärung der automatischen und reflectorischen Bewegungen durch die Nerven glaubt er, gestützt auf Galen'sche Lehren (Ed. Kühn Bd. III. S. 674 ff.), einen complicirten Klappenmechanismus in den Höhlen des Gehirns annehmen zu müssen, dem Mechanismus der Herzklappen entsprechend.

Wie schon angedeutet, betrachtete Descartes Thiere und Menschen in Beziehung auf ihre mechanischen Leistungen als Automaten. Ist der menschliche Körper in seiner äußeren Gestalt und der Bildung seiner inneren Organe, mit Blut, Muskeln, Knochen, Gehirn, Nerven und Gefäßen einmal gegeben, so bedarf es für das In-gangsetzen dieser Maschine nur einer Wärmequelle (im Herzen), „denn bei der Prüfung der daraus in dem Körper hervorgehenden Verrichtungen fand ich, sagt Descartes, genau dieselben wie bei uns, ohne daß unsere Seele, deren Natur nur im Denken besteht, etwas dazu beiträgt.“

Durch die Wärmequelle im Herzen wird zunächst die Blutbewegung veranlaßt, gleichzeitig aber werden aus dem Blute durch die Wärme Gase (Geister) ausgetrieben, es wird selbst zum Theil in Dampf verwandelt. Die beweglichsten und feinsten Theilchen des durch die Herzwärme verdünnten Blutes steigen von dem Herzen fortwährend in die Höhlen des Gehirns auf. Descartes bezeichnet diese hypothetischen Blutgase, wie die Alten, als Lebensgeister, er definiert sie als eine sehr feine Luft oder Aether. Der Begriff Nervenäther, welcher so lange die Forschung auf dem Gebiete der Nervenphysiologie beherrschte, tritt hier zum erstenmal mit voller Deutlichkeit auf.

Das Rückenmark hielt Descartes nur für ein nervöses Leitungsorgan, einem dicken Nervenstamm analog; so konnte er sagen, daß die Nerven, sowohl die sensiblen als die motorischen, alle aus dem Gehirn entspringen und zwar in einer sehr großen Anzahl seiner Nervenröhren, aus denen sich die peripherischen Nervenstämme zusammengesetzt erweisen sollten. Alle diese feinen Nervenröhrchen läßt er in die Gehirnhöhlen münden, gegen welche sie, analog wie die Arterien gegen die Herzhöhlen, vermittelt hypothetischer Klappenmechanismen mehr oder weniger abgeschlossen werden könnten. Die aus dem Blut in die Gehirnhöhlen fortwährend aufsteigenden Lebensgase (Lebensgeister) dachte sich Descartes in demselben Maße, in welchem sie dort eintraten, durch die ohne besonderen Anstoß halbgeöffneten Mündungen der motorischen und sensiblen Nervenröhren in die Muskeln und die übrigen Organe abströmen, so daß diesen auch in der Ruhe ein gewisser Antheil der Lebensgeister zufäme. Die Nervenröhren selbst, glaubte er durch die hindurch strömenden Gase frei und ausgespannt erhalten, so daß sie wie gespannte musikalische Saiten zur Aufnahme von Wellenbewegungen, von Schwingungen, geschickt erschienen.

Wenn vom Gehirn ein Bewegungsantrieb in die Peripherie geleitet wird, so öffnen sich, nach Descartes' Lehre, durch einen einfachen Mechanismus die Ventile der Mündungen der betreffenden motorischen Nervenröhren in den Gehirnhöhlen weiter oder vollkommen. Dadurch strömten in entsprechend größerer Quantität und mit verhältnißmäßig größerer Gewalt die Lebensgase in die Nervenröhren ein, gelangen in den entsprechenden Muskel, dehnen diesen in der Weise aus, daß seine relativ lange, bandartige Gestalt in eine annähernd kugelförmige, kürzere übergeht und bewirken durch die auf solche Weise eingetretene Verkürzung (Contraction) des Muskels die Bewegung etwa eines Gliedes. Gleichzeitig strömen in den thätigen Muskel auch zum Theil die Lebensgase seines Antagonisten, die derselbe in der Ruhe enthielt, so daß der Antagonist noch weiter erschlafft. Die Porenventile der Nerven, welche zu Antagonisten führen, sind nämlich so gestellt, daß sie durch einen stärkeren Stoß der Lebensgase in den Nervenröhren in der Richtung des entgegengesetzt wirkenden Muskels in letzteren geöffnet werden.

Die Funktion der motorischen Nerven denkt sich also Descartes als in der Leitung einer gasartigen Flüssigkeit zu dem Muskel beruhend. Die Thätigkeit der sensiblen Nerven sollte dagegen in passiven Bewegungen der Nervenröhren selbst bestehen. Wie wir hörten, sollten die Nerven durch die sie durchströmenden Lebensgase frei und ausgespannt erhalten werden. Wird nun der Körpertheil, an welchem das Ende der mit dem Gehirn direkt verbundenen Nervenröhre befestigt ist, durch eine äußere Kraft bewegt, so wird auch der Theil des Gehirns bewegt, an welchem der Nerve durch seinen Ursprung gleichsam befestigt ist, ganz nach demselben Princip, nach welchem eine Glocke in Mitbewegungen geräth und erklingt, wenn man den Griff ihres Glodenzuges anzieht. Da für Descartes Wärme, Licht, chemische Action, Electricität, Magnetismus nur Bewegungserscheinungen der Materie waren, konnte er sie sich ebenso wie einen grobmechanischen Druck oder Stoß auf das Centralsinnesorgan, das Gehirn, durch die Nerven übertragen denken.

Es ist als ein Curiosum bekannt geblieben, daß Descartes als als eigentlicher Centraltheil des Gehirns die Zirbeldrüse, die kleine Eichel in der Mitte des Gehirns, wie er sie nannte, entsprach.

Da alle anderen Gehirngorgane doppelt sind, wie unsere Sinnesorgane, und wir doch von einem einfachen Gegenstand zu einer bestimmten Zeit nur eine Empfindung haben, so muß es, schließt Descartes, im Gehirn eine Stelle geben, wo sich z. B. die zweifachen Bilder der Augen zu einem Eindruck summiren. Als geeignetstes Organ für diese Vereinigung erschien ihm die Zirbeldrüse und um so mehr, da er in ihrer Beweglichkeit und Lagerungsweise den Mechanismus zu erkennen glaubte, welche seine hypothetischen Porenventile der Hirnhöhlen bald öffnete, bald verschloß.

Die „Kleine Eichel“, in der Mitte der Gehirns substanz befindlich, ist so über den Gang aufgehängt, durch welchen die Lebensgase der vorderen Gehirnhöhlen mit denen der hinteren verkehren, daß die geringsten Bewegungen dieser Eichel den Lauf der Lebensgase verändern müssen; umgekehrt muß die geringste Aenderung in dem Laufe dieser Gase die Bewegung der kleinen Eichel beeinflussen. Auf die kleine Eichel, als auf den Centraltheil des Gehirns, werden die durch die Sinnes-

anstöße erzeugten Bewegungen der sensiblen Nerven übertragen; sie ist also jene Glocke des oben gegebenen Beispiels, die sich beim Anziehen des Glockenzuges bewegt „und sie bewegt sich ebensoviel mal verschieden, als es wahrnehmbare Unterschiede in den Gegenständen giebt“. Je nach den verschiedenen durch die Anstöße vermittelst der sensiblen Nerven erzeugten Bewegungen der kleinen Eichel werden verschiedene, zu verschiedenen motorischen Nervenröhren führende Porenoentile in den Hirnhöhlen weiter geöffnet, andere gleichzeitig mehr verschlossen. Dadurch kann der Lauf der Lebensgase verändert, in ganz specielle Bahnen gelenkt und somit Muskelbewegung wie Muskelerstarrung in der oben geschilderten Weise erzeugt werden. Jeder sensible Anstoß ist sonach, da er eine bestimmte Bewegung der Hauptklappe der Nervengase, der kleinen Eichel, der Zirbeldrüse, veranlaßt, auch mit bestimmten, im Bau der animalen Maschine begründeten Bewegungen verknüpft, die daher zu ihrer Entstehung keiner Willkür bedürfen. Die Maschine des Körpers ist so eingerichtet, daß die bloße verschiedene Bewegung der kleinen Eichel durch irgend eine Ursache die Lebensgase ringsum in die (entsprechenden) Poren des Gehirns treibt, von wo die betreffenden, den Gasen geöffneten Nerven sie nach dem von ihnen versorgten Muskel führen. Dadurch erfolgt dann die in dem Mechanismus begründete, bestimmte Bewegung der Glieder. Descartes ertheilt durch diesen Erklärungsversuch allen Bewegungen des animalen Organismus nur den Werth von Reflexbewegungen im modernen Sinn. Die Thiere wenigstens haben für ihn keine andere innere Bewegungsursache als die mechanische der Lebensgeister.

Descartes' Nervenlehre erscheint als ein abgeschlossenes Ganze. Die Nervenactionen werden von ihr anatomisch zu begründen versucht und eine hypothetische, mechanisch wirkende Ursache der Nervenbewegung aufgestellt, welche sich von dem allgemeinen Kräftevorrath der Welt ableitet. Descartes' Nervenkraft ist eine Art der Bewegung des Stoffes, im Wesen nicht verschieden von den Kräften der anorganischen Natur, aus einer Quelle mit diesen stammend. Die eigentliche Bewegungsursache der animalen Organismen ist nach seiner Lehre Wärme, hervorgehend aus chemischen Actionen innerhalb des lebenden Körpers.

In der Nervenlehre Descartes' ist sonach, so fremd uns heute seine Hypothesen anmuten — doch schon der moderne Standpunkt erreicht, freilich im Grunde derselbe, den wir schon in den Lehren des griechischen Alterthums ausgesprochen fanden. Wie mannigfach hatte sich das wissenschaftliche Detail verändert; ganz andere Organe, als die jene Alten vermuthet hatten, waren als die Träger der nervösen Thätigkeiten erkannt worden, aber doch sehen wir das gleiche Princip der Erklärung festgehalten. —

Demselben Geist, dem Baco's Novum Organon, dem Descartes' Abhandlung über die Methode, richtig zu denken, bei Beginn des 17. Jahrhunderts entsprang, demselben entstammte zwei Jahrhunderte später die große Erneuerung der Chemie durch Lavoisier. Auf Aehnlichkeiten zwischen Baco und Lavoisier ist schon mehrfach hingewiesen worden. Beide treten als Erneuerer der Naturwissenschaften auf, ohne doch eigentlich selbst die großen Entdeckungen gemacht zu haben, auf welchen sie den neuen Wissensbau auführen. Aber derselbe Grund, aus dem wir mit Baco's Novum Organon eine neue Periode der naturwissenschaftlichen

Denkweise beginnen, bestimmt uns, die neue Aera der Chemie nicht von der Entdeckung des Sauerstoffs durch Priestley oder Scheele, sondern von jenem phantastischen Feste zu datiren, als Madame Lavoisier im Gewand einer Priesterin auf griechisch geschmücktem Altare das überwundene System der Chemie den Flammen übergab. Es ist das bewusste rücksichtslose Brechen mit der Vergangenheit und das Uebertragen des Bewusstseins von dem erfolgten Bruch in den Geist der Mitwelt, was jenem Schauspiel französischen Geschmacks seine Weihe gibt.

Der Sauerstoff war entdeckt; in der Drydation war eine neue, bisher unbekannte Kraftquelle aufgefunden. Die Forschung schritt unmittelbar von der Erkenntniß der Wirkungen des Sauerstoffs in der anorganischen Natur zur Erforschung seiner Beziehungen zu den Lebensvorgängen der Organismen. Man fand, daß ohne Sauerstoff das Leben animaler Wesen wie eine Flamme erlischt. In der Athmung nimmt das Thier Sauerstoff ein und scheidet dafür Kohlsäure und Wasser, die Verbrennungsproducte seiner hauptsächlichsten Körperstoffe, aus. Der Lebensproceß erschien als ein Drydationsvorgang, eine Verbrennung, daraus erklärte sich ungezwungen die Lebenswärme wie die Möglichkeit der Hervorbringung mechanischer Leistungen der animalen Organismen.

Die Hypothese Descartes', daß die Bewegungsursache der animalen Organismen die Wärme sei, hervorgehend aus chemischen, im lebenden Körper selbst sich abspielenden Processen, erschien bewiesen, sie bildet seit jener Zeit einen Eckstein der modernen Physik des Lebens.

Die Grundlage aber unserer gesammten modernen Naturbetrachtung bildet jener Hauptsatz Descartes' von der unveränderlichen Summe der Bewegungskräfte im Weltall. J. R. Mayer, Helmholtz, Joule, Clausius haben die Naturwissenschaft von den Fesseln befreit, die durch die Anerkennung „unwägbarer Flüssigkeiten“ zur Erklärung wichtiger Bewegungsercheinungen in der Natur das Fortschreiten hemmten. Was Baco für die Wärme, Descartes außer für diese auch für Licht, Electricität und Magnetismus und chemische Action ausgesprochen, ist nun zur allgemeinen wissenschaftlichen Anerkennung durchgedrungen: sie sind verschiedene Formen der Bewegung der Materie, Theile der gesammten Bewegungssumme im Weltall, von der mechanischen Bewegung der Weltkörper nur durch ihre Erscheinung, nicht dem Wesen nach verschieden, es gelingt, jede der verschiedenen Formen der Bewegung in jede andere überzuführen.

### III. Galvani und Emil du Bois-Reymond.

Um vorwärts schreiten zu können, müssen wir zunächst einen Schritt zurücktreten. Wir haben uns die Frage vorzulegen nach der wissenschaftlichen Berechtigung der Annahme einer besonderen Lebenskraft, welche von ausgezeichneten Forschern, z. B. auch von Justus Liebig, gelehrt wurde.

Es liegt auf der Hand, daß durch die Wirkungen des Sauerstoffs und andere chemische Prozesse, welche die animale Wärmebildung, Ausscheidung, Ernährung, Bewegung wesentlich erhalten, doch in den Vorgängen des Lebens noch gar Manches nicht erklärt werden konnte. Die Probleme einerseits der höchsten nervösen Thätigkeiten, andererseits der organischen Gestaltung, des Wachstums, der Fortpflanzung und viele andere blieben so finster wie bisher. Welche Kraft, fragte in

biesem Sinne Liebig, krümmt die Umgrenzungslinien des organisirten Stoffes zur Zellgrenze, während die Individuen der anorganischen Natur, die Krystalle, von ebenen Flächen und geraden Linien begrenzt werden?

Wie die moderne Chemie auf den Satz von der absoluten Verschiedenheit der Elementarstoffe, von der absoluten Unmöglichkeit, den einen in den andern überzuführen, aufgebaut wurde, so konnte zunächst daran anschließend auch die Physik, vor der Anerkennung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, eine analoge Verschiedenheit der Bewegungsursachen in der Natur, der „Kräfte“ annehmen. Die verschiedenen Formen der Bewegung der Materie wollte man verschiedenen Kräften zuschreiben, die man vielfach, analog den chemischen Elementarstoffen, für wesentlich verschieden erklärte. Wie man ein neugefundenes chemisches Element mit einem neugebildeten Namen belegt, so schienen neue oder räthselhafte, aus den bisher bekannten Kräftewirkungen unerklärlich erscheinende Bewegungsformen in der Natur die Anerkennung einer neuen, mit neuem Namen zu belegenden „Kraft“ zu erfordern.

Um so leichter war es, auf diesen Gedankengang zu verfallen, da Manches darauf hinzuweisen schien, daß Stoff und Kraft doch nicht so vollkommen von einander verschieden seien: wenigstens konnten bestimmte Bewegungsformen an bestimmte stoffliche Substrate gebunden erscheinen. Gerade daraus war ja auch zum Theil die Anerkennung der „unwägbaren Flüssigkeiten“ für Erklärung gewisser Bewegungserscheinungen hervorgegangen: der Lichtäther wie der Wärmestoff und die elektrischen und magnetischen Flüssigkeiten. In dem Sauerstoff hatte man ein wesentliches stoffliches Substrat für die Erzeugung von Wärmewirkungen gefunden; in einigen der ersten auf die Entdeckung des Sauerstoffes und seiner Verbindungsweise gegründeten chemischen Systeme sehen wir z. B. den elektrischen Stoff gleichwerthig neben den anderen chemischen Elementarstoffen aufgeführt.

So kam es, daß man glauben konnte, mit der Anerkennung einer Lebenskraft, die sich Manche wohl mit Nervenkraft identisch denken mochten, neben den altanerkannten Kräften der Mechanik eine abschließende Erklärung für die aus letzteren unerklärlich erscheinenden Lebensvorgänge gegeben zu haben. Wie die gesetzmäßigen Erscheinungen des Falles der Körper durch ihre Zurückführung auf eine als besondere „Kraft“ gedachte Schwerkraft als Bewegungsursache vollkommen erklärt sein sollten, so schien die Anerkennung einer Lebenskraft für die Erklärung der specifischen gesetzmäßigen Lebensbewegungen in den Organismen zu genügen. Das war freilich sofort ersichtlich, daß, wenn auch eine besondere Lebenskraft angenommen werden sollte, diese in den Organismen doch immer nur Hand in Hand mit den aus Mechanik und Chemie bekannten Kräften ihre Thätigkeit entfalte.

Aber war es denn absolut nothwendig, anzuerkennen, daß die gesuchte Lebenskraft von den in der anorganischen Natur wirkenden Kräften oder kraftähnlichen Stoffen (Sauerstoff und die unwägbaren Flüssigkeiten) absolut verschieden sei? Hatte man denn schon alle bekannten anorganischen Agentien mit Beziehung auf den Lebensproceß geprüft? Konnte denn nicht eines oder das andere, durch die specifische Stoffmischung und den besonderen Bau der Organismen in ihren Aeußerungen in specieller Weise modificirt, die gesuchte Lebenskraft sein?



Im Magnetismus, in der Reibungselektricität glaubte man Kraftäußerungen zu kennen, welche sich vielleicht von den Äußerungen anderer anorganischer Kräfte ebenso weit unterscheiden, wie die Wirkungen der Lebenskraft. Dem Magneten hatten schon die Alten eine Art Leben zugeschrieben (Thales bei Arist. de anim. II.) noch näher schien die Elektricität, die man durch Reibung organischer Stoffe (auch getrockneter Nerven) zu erzeugen vermochte, der Lebenskraft zu stehen. Die blitzartig raschen Wirkungen der Nerven schienen gut mit den Blitzen der elektrischen Entladung vergleichbar zu sein.

„Seit der Entdeckung der Gesetze der Reibungselektricität, sagte Johannes Müller, erleichterte es viele Aerzte, sich das Nervenprincip als Elektricität vorzustellen.“

Wir treffen hier auf die gleiche Erscheinung, welche uns bei Beginn unserer Besprechungen auffiel. Die Begriffe thierische oder Nerven-Elektricität, thierischer oder Nerven-Magnetismus waren weit früher vorhanden als der Nachweis physiologischer elektrischer Vorgänge in den Organismen geführt war.

Vielleicht mag das Jahrtausende alte Schwanke in der realen Begründung zuerst der nervösen Organe selbst, dann der in ihnen wirksam werdenden Kraft Mitursache sein davon, daß noch heute mancher Gesunde die Nerven nur für Einbildungen der Frauenzimmer erklärt — das ist gewiß, daß die vorgefaßte und sofort zum Theil nach der Richtung der Charlatanerie ausgebeutete Meinung von der Identität der Nerven- und Lebenskraft mit Elektricität oder Magnetismus die factische Begründung der Lehre von der thierischen Elektricität wesentlich erschwerte. Auch exacten Begründungsversuchen brachte man Zweifel, ja Mißtrauen entgegen.

Und wer kennt nun nicht den Verlauf der wirklichen Entdeckung der thierischen Elektricität?

Die wissenschaftliche Mythe führt uns den 6. November 1780 nach Bologna in das Krankenzimmer der schönen, frühverstorbenen Lucia Galeazzi, der Gattin Galvani's. Für sie sollten Frösche zur stärkenden Suppe bereitet werden; sie war es, welche zuerst die räthselhaften, auf Nervenelektricität ge deuteten Zuckungen der geschlachteten Thiere beobachtete, wenn ihr Gatte, der in ihrer Gegenwart seine elektrischen Versuche machte, Funken aus dem Conductor der Elektrirmaschine zog.

Wer eingehende Belehrung über diesen Gegenstand sucht, findet sie in der Geschichte der thierischen Elektricität von E. du Bois-Reymond. Hier liest er wie mächtig Galvani's Entdeckungen die Gemüther in ganz Europa ergriffen, wie Männer wie Volta, A. v. Humboldt, Ritter sich mit Begeisterung seinen Anschauungen hingaben. Er hört dann, wie zuerst Volta durch eigene Experimente von Galvani's Deutung der ersten Resultate als Beweise einer wahren thierischen Elektricität abgeführt wurde; wie sich dann in Deutschland und England gewichtige Stimmen mit der Volta's gegen die Galvani'schen Lehren vereinigten. Wie dann erst 1793 Galvani den wahren Grundversuch der Nervenelektricität: die Zuckung ohne Metalle auffand, seine Beweisführung aber das schon zu fest begründete Mißtrauen der Fachmänner nicht mehr beseitigen konnte. Endlich verhallt unter dem Kampfruf der französischen Revolution diese einsame Stimme der Wissenschaft.

Ein halbes Jahrhundert verging. Die Physiologie glaubte sich auf dem exact-wissenschaftlichen Standpunkte, wenn sie ihrer Nervenphysik die Lehre vom Nervenäther, wie man die alten Lebensgeister umgetauft hatte, zu Grunde legte. Wie bei Descartes floß der Nervenäther von dem Gehirn zu den Gliedern in den alten Bahnen. Man glaubte schlingenförmige Verbindungen der sensiblen und motorischen Nervenenden in der Peripherie — Haut, Muskeln — gesehen zu haben. Darauf gründete z. B. Carus in Verbindung mit dem Bell'schen Gesetz die Lehre von der Circulation des Nervenäthers, welche ebenso fortgesetzt stattfinden sollte, wie die Blutcirculation.

Von anderer Seite stellte man Schwingungen, wie sie Descartes in den durch die Lebensgeister gespannten sensiblen Nervenröhren angenommen, für die Erklärung der nervösen Vorgänge in den Vordergrund. Man dachte sich diese Schwingungen damals wohl meist in der die Nervenröhren füllenden Nervenäther-substanz selbst vor sich gehen, analog wie die Schwingungen des Lichtäthers und mit ähnlicher Geschwindigkeit. „Wir werden wohl, sagt der größte deutsche Physiologe, Johannes Müller 1844, nie die Mittel gewinnen, die Geschwindigkeit der Nervenwirkung zu ermitteln, da uns die Vergleichung ungeheurer Entfernungen fehlt, aus der die Schnelligkeit einer dem Nerven in dieser Hinsicht analogen Wirkung des Lichtes berechnet werden kann.“ Gleichzeitig hält er es noch für nötig, die Lehre von der Circulation des Nervenäthers ausführlich zu widerlegen.

Aber schon war der neue Tag angebrochen.

Die Mikroskopie hatte die alte Hypothese, daß die feinsten Nervenfasern Röhrengelbilde und mit einer dem Lichtäther ähnlichen, leicht beweglichen Flüssigkeit gefüllt seien, im Bau den Blutgefäßen entsprechend, widerlegt. Neben Nervenmark und Axencylinder blieb kein Raum mehr für die Flüssigkeit des Nervenäthers.

Im Frühling 1841 hatte Emil du Bois-Reymond auf Veranlassung Johannes Müller's seine Untersuchungen über thierische Electricität begonnen. November 1842 konnte er eine vorläufige, noch fragmentarische Darstellung der bis dahin erlangten Hauptergebnisse zum Druck für die Poggendorff'schen Annalen einreichen, welche im Januar 1843 erschien. Fünf Jahre später, in den stürmischen Märztagen 1848, vollendete er mit der Vorrede zu den Untersuchungen über thierische Electricität den ersten Band der ausführlichen wissenschaftlichen Darstellung der von ihm neu-gewonnenen physiologischen Disciplin der thierischen Electricität.

Nerv und Muskel sind Elektromotore; mit den sonstigen Lebens-eigenschaften schwankt ihre elektromotorische Wirksamkeit auf und abwärts, mit dem Tode erlischt sie. Der thätige Zustand des motorischen und sensiblen Nerven ist durch eine Veränderung der elektromotorischen Wirksamkeit desselben: die negative Schwankung des elektrischen Nervenstroms, von dem Zustand der Ruhe verschieden. Die negative Schwankung läuft als Welle von der Reizstelle durch den Nerven zum Erfolgsorgan. Eine Molekulartheorie ließ alle electrischen Erscheinungen, welche die animalen Elektromotore darbieten, in ein einheitliches Gesetz des Nerven- und Muskelstroms zusammenfassen. Helmholtz löste das noch wenige Jahre vorher Johannes Müller unlösbar scheinende Problem: er maß die Leitungsgeschwindigkeit der Erregung im Nerven. Die Leitungsgeschwindigkeit der Nerven-erregung ist 10 Millionen mal langsamer als die des Lichtes. Gleichzeitig war damit auch der

Saß E. du Bois-Reymond's erwiesen, daß wir uns die Fortpflanzung der Erregung im Nerven als einen relativ langsamen Molekularvorgang, nicht als eine einfache elektrische Leitung vorstellen dürfen. Donders bestimmte den zeitlichen Verlauf einfacher Seelenthätigkeiten.

Der alte Traum von der Nervenelektricität hatte sich bewahrheitet.

War nun aber damit, wie man gehofft hatte, das Geheimniß des Lebens enthüllt, die Lebenskraft entdeckt? Oder hatte man wenigstens die gesuchte specielle „Kraft“ gefunden zur Erklärung der in den Seelenthätigkeiten gipfelnden nervösen Actionen?

Es steht fest, durch E. du Bois-Reymond's Verdienst, daß die Thätigkeit der Nerven mit einer specielle (elektrochemischen) Stoffbewegung verknüpft ist. Du Bois-Reymond zeigte uns, daß in den Nerven, welche für alle bisherigen Untersuchungsmethoden, während sie in den Erfolgsorganen Bewegungen oder Empfindungen vermitteln, selbst ruhend erschienen, lebhafte Molekularbewegungen sich abspielen, die als Auslösungsurache der mechanischen oder chemischen Leistungen der Erfolgsorgane, z. B. der Muskeln oder Drüsen, angesehen werden dürfen.

Aber die Electricität ist in den Organismen nicht allein Nervenkraft, auch der Muskel zeigt eine ganz analoge elektromotorische Wirksamkeit. Wir Schüler du Bois-Reymond's nahmen es zunächst mit einer Art von Inbignation auf, daß auch frische Hautstücke vom Frosch, zu Rollen zusammengewickelt, gesetzmäßige elektromotorische Wirkungen, dem Muskel- und Nervenstrom analog, entfalten sollten. Wir lernten dann diese Erscheinung auf elektromotorische Wirkungen der Hautdrüsen, auf Drüsenströme, zurückführen, die, wie es scheint, in allen reihenweise gelagerten schlauchförmigen Drüsen sich nachweisen lassen. Zuletzt glückte es, analoge elektromotorische wie bei den animalen Elektromotoren mit ihren Lebenseigenschaften verknüpfte, Wirkungen an den Pflanzen zu constatiren. Wir wissen jetzt, daß der regelmäßige aus Parallelreihen zusammengeordnete Bau der animalen und pflanzlichen Gewebe die Bedingung ist, unter welcher wir in allen Organen die gesetzmäßigen Wirkungen im Sinne des elektrischen Nervenstroms, so lange das Leben währt, nachweisen können. Veränderungen der Lebenthätigkeiten, welche mit Veränderungen der chemischen Vorgänge im Organ verknüpft sind, führen zu Aenderungen in der Erscheinung des elektrischen Gewebestromes, auch dessen negative Schwankung beruht auf solchen Umänderungen chemischer Natur.

Zu den bisher im lebenden Organismus bekannten Formen der Molekularbewegung, Wärme und chemische Action, ist durch die Entdeckung der elektrischen Gewebeströme eine neue, die Electricität, hinzugekommen. Aber für die Erklärung der räthselhaften Erscheinungen des Lebens steht principiell dieser Nachweis nicht höher als die Erkenntniß des Wirksamwerdens der anderen schon bekannten Molekularbewegungen im Organismus, der Wärme und chemischen Thätigkeit. Die Electricität ist ja nur eine der verschiedenen Formen der Bewegung der Materie, von denen wir durch geeignete Uebertragungsvorrichtungen jede in jede beliebige andere umwandeln können, in derselben Weise wie sie in der anorganischen und organischen Natur in wechselvollem Spiel eine aus der anderen hervorgehen, in den Organismen im Grunde alle aus chemischer Action stammend.

Werfen wir zum Schluß dieser aphoristischen Umschau noch einen Blick auf die modernen Theorien der Physik des animalen Organismus.

Thiere und Menschen bleiben in Beziehung auf ihre mechanischen Thätigkeiten, was sie von jeher hatten sein sollen, Automaten, Maschinen. Die Leistungen der Dampfmaschinen, welche seit der Zeit Descartes' die Welt umgestaltet haben, entsprechen im Wesentlichen denen der animalen Maschinen, in beiden können chemische Bewegungen in gröbere mechanische Arbeit und Wärme, zum Theil auch in andere Bewegungsformen, namentlich elektrische Bewegungen, umgesetzt werden. Die Gebrüder Weber sprachen die Hoffnung aus, daß es gelingen werde, mit Benützung der bei dem Menschen und den Thieren erkannten mechanischen Bewegungsbedingungen bessere als die bisher gebräuchlichen Bewegungsmaschinen, für mannigfaltigere Leistungen geschickt, zu bauen. Treten doch die Dampfmaschinen direct als Ersatz der animalen Arbeitsorganismen auf. Die gradlinige Bewegung der sich unter dem Nervenanstrieb verkürzenden und in der Ruhe wieder verlängern den Muskelfasern entspricht dem geradlinigen Auf- und Absteigen des vom Dampf bewegten Kolbens im Cylinder, welches, wie die Muskelbewegungen durch den Bau der Gelenke und Glieder, durch excentrische Rollen und Sebel in die mannigfachsten Bewegungen umgesetzt werden kann.

Auch wir sprechen, wie einst Aristoteles und Descartes, als die mechanischen Ursachen der Empfindung, der Organthätigkeit im Allgemeinen, mechanische Bewegungen in dem Centralorgane der Empfindung und Bewegung an. Aber alle unsere mechanischen Vorstellungen über die Thätigkeiten des lebenden Körpers sind durch das Mikroskop und den elektrischen Multiplikator in's Kleine ausgeführt.

Die Ganglienzellen im Gehirn und Rückenmark erklären wir für Organe, welche durch Anstoß der ihnen durch Empfindungsnerven zugeleiteten (elektrochemischen) Molekularbewegungen nicht nur selbst Molekularbewegungen erleiden, sondern diese Bewegungen auch auf motorische oder secretorische Fasern übertragen und dadurch reflectorisch Veranlassung geben können zur Erregung der Thätigkeit der mit ihnen als peripherische Erfolgsorgane verbundenen Muskeln oder Drüsen. Jede solche reflexvermittelnde Ganglienzelle ist also ein Herz des Aristoteles, eine Descartes'sche Zirbeldrüse, ein Reflexcentrum im Kleinen. Und wirklich lehrte uns Setschenow ganz in der Nähe jener von Descartes hypothetisch angenommenen Gehirnstelle, in der Nähe der Vierhügel, ein Centralorgan für das Zustandekommen der unwillkürlich aus den mechanischen Einrichtungen des Körpers hervorgehenden Bewegungen (Reflexbewegungen) des Kumpfes kennen, das Reflexhemmungscentrum. Setschenow's Organ wirkt gleichsam als Centralklappe für den Strom der Nerven-erregung und macht seinen Einfluß auf die gesammte so tausendfältig complicirte Bahn der reflectorisch wirksamen Nervenfasern geltend. In der gesammten Reflexbahn in Rückenmark und Gehirn bilden die zahllosen Ganglienzellen gleichsam die unter einander in Zusammenhang stehende Kette von Descartes'schen Nervenporenventilen, welche die Uebertragung der Bewegung von den sensiblen Fasern auf die motorischen vermitteln. Die hypothetische Begründung der Reflexthätigkeiten in Rückenmark und Gehirn auf die Mechanik der Ganglienzellen erscheint als eine der wichtigsten modernen Neuerungen in der Anschauung über die Mechanik des animalen Organismus.

Auch die höheren psychischen Thätigkeiten sollen in ihrem Zustandekommen, den modernen Anschauungen gemäß, an molekulare Bewegungen im Gehirn, in den Ganglienzellen der Hirnrinde, gebunden sein. Du Bois-Reymond, der diesen Satz nur für den Vorgang des Bewußtwerdens der Empfindung einschränkt, spricht von der zur Lösung eines Rechenempels erforderlichen Hirnmechanik, die sich abspiele wie die Mechanik einer Rechenmaschine; die Seligkeit des musikalischen Empfindens entspreche einem Tanz von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Phosphor- und anderen Molekülen; einem Molekularsturm der wüthende Schmerz bei Mißhandlung des Nervus trigeminus.

Molekularbewegungen in Form von Wärme und Licht gelangen von der Sonne zur Erde, ein Theil ihrer Bewegungssumme wird in die unter ihrer Wirkung sich bildenden verbrennlichen Pflanzenstoffe und den freien Sauerstoff der Atmosphäre niedergelegt. Diese Sonnenkraft tritt durch Athmung und Nahrung in den Organismus des Menschen und der Thiere ein, um hier in die Bewegungen des Lebens verwandelt zu werden.

Unsere neueste Hypothese über den Ursprung der Bewegungskräfte der Nerven und des Gesammtlebens trifft fast im Wortlaut zusammen mit den Vorstellungen des griechischen Alterthums.

#### Anmerkungen zu Aristoteles, Galen und Descartes.

1) Von Galen cf. unten. 2) Im Griechischen und Latein wird *νεῦρον* = nervus in dem angegebenen Sinne vielfach gebraucht. Virgil, Horatius, Ovid, Cicero, Homer gebrauchen das Wort für Saite und Bogensehne, es steht dann gelegentlich auch für Bogen; Theophrast und Plinius bezeichnen damit die Pflanzenfasern; bei den Griechen (Hesiod, Homer cf. unten) heißt es auch geradezu nur ein feiner Faden. 3) Galen. Editio Kühn. Bd. IV. S. 390. 4) Homer. *Ilias* 4. 151. 5) *νευροπλάστος* bei Hesiod = Schußflüder. 6) *Ilias* XXIII. 240. 7) Plato. *Phaedon* 97. 98. 8) *νευροπλάσται*, die Puppenspieler. 9) Aristoteles (Editio J. Befferi) de part. anim. II. I. 10) *Ar. de part. anim.* III. IV. 4; V. 2; II. I. 6; hist. anim. I. XVII. 11) *Ar. de part. anim.* III. IV. 4. 7. 12) *Ar. hist. anim.* III. II. III. IV.; de part. anim. II. I. 6. IX.; III. IV. 3. 13) *Ar. hist. anim.* III. V. 1; vergl. auch VI. (Fasern des Blutes). 14) *Ar. de part. anim.* III. IV. 7. 15) *Ar. de part. anim.* III. IV. 4; de respirations XVII.; de anim. gen. II. IV. 7. 16) *Ar. de part. anim.* III. IV. 3; hist. anim. VI. III. 1; de juv. et senect. III.; de anim. gen. II. VI. 1. 17) *Ar. de gen. anim.* II. VI. 1. 18) *Ar. de juv. et senect.* III. 19) *Ar. de part. anim.* II. I. 6; III. IV. 4. 20) Galen. Edit. Kühn. Bd. XVII b. S. 250. 21) *Ar. hist. anim.* VI. III. 1. 2. 22) Homer. *Ilias* XVI. 688. 23) *μῦς* = Muskel Theoc. 22, 48. 24) *Ar. de juv. et senect.* I.; de somno et vigilia II. 25) *Ar. de sensu et sensili* II. 7; III. 7. 26) *Ar. de somno et vigilia* I. 27) *Ar. de part. anim.* II. I. 6; III. IV. 4; de somno et vigilia II. 28) *Ar. de juv. et senect.* III. 29) *Ar. de juv. et senect.* III. 30) Die „Nerven“ empfinden nicht (*Ar. de anim.* I. V. 6). 31) *Ar. de insomn.* III.; Ueber Sinnesempfindungen de anim. II. und III. I. d. 32) *Ar. hist. anim.* III. V. 1. 33) *Ar. de spiritu et de motu anim.* Hier wird diese Theorie genau entwickelt. 34) Galen. Edit. Kühn. Bd. V. S. 188. 35) *Ar. de respiratione* VI. 36) *Ar. de anim.* II. IV. 5. et I. d. 37) *Ar. de sensu et sensili* II. 10. 38) *Ar. de part. anim.* III. VII. 4; de juv. et senect. IV. 39) *Ar. de part. anim.* III. V. 2. 40) *Ar. de juv. et senect.* IV. et I. d. 41) *Ar. de part. anim.* II. VII. 2. 42) Galen. Edit. Kühn. Bd. XVII b. S. 250. 43) *Ar. de mundo* II. 44) *Ar. de mundo* II.; de coelo I. II. III.; II. VII.; meteor. I. III. 45) *Ar. de mundo* II.; de coelo I. III.; vergl. zu den Anschauungen über das Wesen der Seele auch *Ar. de anim.* I. II. 46) Aus den orphischen Gedichten in *Ar. de anim.* I. I.; Democrit in *Ar. de respiratione* IV. 47) *Ar. hist. anim.*

I. XVII. 3. <sup>48)</sup> Plato. Tim. 493. 494 zc. <sup>49)</sup> Ar. de anim. I. II. 10. <sup>50)</sup> Ar. de part. anim. II. III. 5; hist. anim. III. XIX. 1. <sup>51)</sup> Ar. de part. anim. II. X. 2; de juv. et senect. III. <sup>52)</sup> Plato. Tim. p. 69. <sup>53)</sup> Ar. hist. anim. I. XVI.; III. III. 8; XIII.; de part. anim. II. VII.; (Rückenmark) II. VI. 2. <sup>54)</sup> Ar. hist. anim. I. XVI. 3; de part. anim. II. VII. 3; X. 3. <sup>55)</sup> Ar. de part. anim. II. III. 5; VII. 2; VIII. 1; de anima II. XI. 1. <sup>56)</sup> Ar. de part. anim. II. VII. 2. <sup>56a)</sup> Ar. hist. anim. III. V. 2. <sup>57)</sup> Ar. de part. anim. II. VII. 3. <sup>58)</sup> Ar. hist. anim. I. XVI. 4; de part. anim. II. X. 5; de sensu et sensili II. 8. <sup>59)</sup> Galen. Edit. Kühn. Bb. III. S. 618. 620. <sup>60)</sup> Galen. Edit. Kühn. Bb. II. S. 233; Bb. XIX. S. 366. <sup>61)</sup> Galen. Edit. Kühn. Bb. II. S. 612. 613; Bb. III. S. 637. <sup>62)</sup> Galen. Edit. Kühn. Bb. V. S. 604 ff.; Bb. III. S. 629; Bb. IV. S. 390. 691 zc. <sup>63)</sup> Baco. Nov. Org. I. 78. — J. S. von Kirckmann: Franz Baco's Neues Organon S. 128; für das Folgende vergleiche auch Kirckmann's Fr. Baco von Verulam Leben und Schriften, die Einleitung in das genannte Werk. <sup>64)</sup> René Descartes' philosophische Werke von J. S. von Kirckmann. Die Einleitung R. Descartes' Leben und Schriften, Abth. I., S. 1—16, und Vorwort zu den Principien der Philosophie, Abth. III. S. V.—VIII. <sup>65)</sup> II. Abschnitt beginnend. Kirckmann, I. Abth., S. 27. <sup>66)</sup> Kirckmann, Vorwort, cf. oben. <sup>67)</sup> Die Principien der Philosophie. IV. 187. <sup>68)</sup> D. Princ. II. 22; III. 46. <sup>69)</sup> D. Princ. III. 46 ff. 87 ff. <sup>70)</sup> D. Princ. IV. 28. 29. <sup>71)</sup> D. Princ. III. 63. 64. 130. 132. IV. 28. <sup>72)</sup> D. Princ. IV. 133 ff. <sup>73)</sup> D. Princ. IV. 184 ff. <sup>74)</sup> D. Princ. IV. 61. 62. 63. <sup>75)</sup> D. Princ. II. 54. 56. <sup>76)</sup> D. Princ. II. 36. Bei Kirckmann III. Abth. S. 66. 67. <sup>77)</sup> Abhandlung über die Methode zc. V. bei Kirckmann I. Abth. S. 57. 58 ff.; S. 66 (Automaten); — Principien IV. 189 ff. 206; 203 (Automaten); — Ueber die Eigenschaften der Seele I. 6—18. 23. 24. 30—34, dann Einzelnes I. 44. 47. 50 und II. 107. 119. 122. 124. 126. 136.

## Skizze einer Welt- und Lebensanschauung aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts.

Von einer Frau.

### I.

Nach Kant's geistreicher und erschöpfender Kritik der menschlichen Geisteskräfte entwickelte Schopenhauer mit nicht weniger Logik und Schärfe die Phänomene des Willens in der Natur und gründete, indem er hauptsächlich auf die gehemmten Vorgänge der Lebensmanifestationen, in ihren Conflicten mit dem Verstande, hinwies, die pessimistische Theorie, die wir nur als einen sehr illegitimen Sprößling des Königsberger Philosophen gelten lassen dürfen, denn der allerklarste, untilgbare und unwiderlegliche Beweis gegen die Annahme dieser vernichtenden Erklärung der Lebenserscheinung wurde von der Natur als Selbsterhaltungstrieb in unsere Brust gelegt und gerade Kant war unter allen neueren Philosophen am ängstlichsten bemüht, jeden Widerspruch zwischen den Erkenntnissen des Geistes und den Forderungen und Einrichtungen der Natur zu entfernen.

Die ganze physische und psychische Organisation des Menschen ist mit Rücksicht auf das Wohlbefinden, auf den Eudämonismus gebaut. Nerven, Muskel, Organe bebingen in ihrem normalen Zustande ein Gefühl des Wohlseins, der Freude, der freien Entwicklung. Diese Empfindungen steigern sich in wunderbar schneller Progression mit der Zunahme, der Uebung und dem richtigen Umfaß der Kräfte. Es ist der Schmerz ein so durchaus unnatürlicher Zustand für das Empfin-

dende, daß alle Thätigkeiten desselben in Aufruhr getathen, um bewußt und unbewußt gegen ihn zu reagiren.

Diese concentrirte Action ist allerdings von Nutzen, um die natürliche Trägheit des Stoffes zu bewältigen, aber kraft des feinen Sinnes und des Erinnerungsvermögens des Thieres, sowie der noch hinzukommenden Reflexionsthätigkeit des Menschen sehen wir die Vortheile der Grobheit und Peinlichkeit dieser Mahnung mit der erhöhten Empfindung und dem verständigen Urtheile schwinden, so daß der Schmerz zur Entwicklung der Lebenskräfte sich ähnlich verhält, wie die Nacht zur Sehkraft des Auges, welches nicht ihrer tiefen Schatten, sondern nur einer günstigen und veränderlichen Lichtconstellation bedarf, um das lebendige und liebliche Farben- und Formenspiel der Welt zu empfinden.

So sucht und versucht der Mensch, auch jene Schmerzen, die wie erste Muskelübungen, Abhärtungen, Geburtswehen und Studien der natürlichen Lebensentwicklung vorangehen, zu lindern, auszugleichen, aufzuheben oder doch so zu begrenzen, daß der aus ihnen entspringende Vortheil so schnell als möglich und so stark als möglich die beglückende Compensation biete. — Woher die Lebensmanifestation mit ihrem unendlichen Sein und ewigen Werden stammt, kann der menschliche Verstand, der als ihr höchstes irdisches Product immerhin an die Endlichkeit des Individuums gebunden ist, nicht ergründen. Er kann nur constatiren, daß auch ihm solch formende und treibende Kraft in unerforschtem Maße innewohnt und daß sein reflectirendes Vermögen die Lebensquellen des Strebens und des Genießens im Individuum, wie für dasselbe, unendlich entwickeln, vervielfältigen und gestalten kann.

Der genußbedürftige Lebenstrieb verlangt im Menschen nach Dauer, Intensität und freier Aeußerung der Empfindung. Der Verstand weiß Schemen und Methoden zu erfinden, die nicht nur zur Befriedigung dieser Bedürfnisse im Einzelnen beitragen, sondern deren Wirkung weit über die Lebensdauer hinausreicht, und zwar in doppelter Art:

Erstens, indem sie dem Individuum eine Gedankenreihe vorführen, wodurch ihm ideale, die Lebensgenüsse überwiegende Glücksvorstellungen erscheinen, denen zu Liebe er das Reale zu opfern sich entschließt und

Zweitens, indem diese Methoden und Schemen durch Gewohnheit, Sucht, Vererbung und Erziehung bergestalt der Generation sich zu assimiliren vermögen, daß die späteren Individuen durch die Empfindung früher als durch den ursprünglichen logischen Entstehungsproceß ihrem Einflusse sich hingeben und der gedankliche Inhalt und Zusammenhang vor dem spontanen Gefühlseindruck zurücktritt.

Diese Gefühle zeigen alle Merkmale des unbewussten Triebes, besitzen seine beglückende und befreiende Kraft und äußern sogar jenen epidemischen und schrankenlosen Charakter, der einer Reaction des klärenden und regulirenden Verstandes gerade so bedürftig ist, wie die animalischen Instincte es seiner Action sind. Die gewonnene Entwicklung und Auslösung des Empfindungsvermögens bleibt jedoch als festes Ingrebienz der menschlichen Natur, in jenem öffentlichen Gefühl sich offenbarend, das man Gefühlsmoral nennt, welches instinctiv aufnimmt oder abstößt und den gemeinsamen Grund liefert, auf welchem die Civilisation eines Volkes steht und sich entwickelt. Wie sehr auch die äußern Formen desselben sich verändern, theils durch langsamen

Verfall, theils durch gewaltsame Erschütterungen, die in diesem Culturniveau incarnirte Kraft des Denkens und des Empfindens rettet aus jeder Evolution die Vervollkommnung und die Ausbildung des Menschenthums. Auf dem allgemeinen unbewußten Culturboden erheben sich immer wieder Einzelne, welche nicht nur stürker empfindend, sondern bewußt und frei, den Fortschritt ihrer Zeit verfolgen, beschleunigen, oder den der Zukunft vorbereiten. Allerding's können Einzelne den brausenden und finsternen Wogen herrschenden Unverständes oder zerstörender Willkür nicht gebieten; aber sie können wie Leuchthürme die schwankenden Culturinteressen vor gänzlichem Untergange bewahren, bis eine Zeit der Ruhe und der Klärung ihnen neue sichere Häfen zeigt.

Die Geschichte und die Erdkunde geben Zeugniß des stets wachsenden, Freiheit entwickelnden Culturfortschrittes des Menschen. Der Eudämonismus findet seinen Ausgleich darin, daß mit jeder Errungenschaft auch das Bedürfniß wächst und die subjective Glücksempfindung sich aus der richtigen Proportion der Verhältnisse in der Zeit und in dem Raume ergibt, ohne Rücksicht auf das absolut Höchste oder Vollkommenste.

Die Geisteskraft ist viel zu eng an die Persönlichkeit gebunden, als daß irgend eines ihrer Producte absolute Geltung haben könnte. Das mächtigste Erkenntnißorgan, mit dem reichsten Talent verbunden, ist noch immer ein Sklave, im besten Falle ein Freigelassener, seiner äußern Umstände; daß der Einzelne die zur Entwicklung nothwendige Freiheit erringe und mit seinen innern und äußern Verhältnissen bewußt und vernünftig zu walten verstehe, zum möglichsten Vortheil seiner Persönlichkeit, das ist die Aufgabe des Verstandes.

Goethe's Größe besteht hauptsächlich darin, daß ihm kaum einer gleichkommen im verständigen Gebrauche seiner Naturgaben. Es ist aber auch nie ein Irdischer jenem Idealbild der mächtigen und lebensfrohen Persönlichkeit, dem olympischen Zeus, dem die Minerva in voller Rüstung aus dem Kopfe sprang, und der sich auf Erden so menschlich heiter vergnügte, ähnlicher gewesen als Goethe. Wenn uns solche Größe unerreichbar scheint, so müssen wir doch zugeben, daß das kannibalische Wohlsein der bekannten Fünfhundert in seiner intensiven Ruhe zu genießen, dem Menschen ganz eben so unerreichbar ist, ja so unmöglich, wie der Flug des Adlers oder die Sprungkraft des Fisches. Wir sind durch unsere menschliche Form an gewisse Bedingungen gebunden und können bedeutende, ja höchste Lebensfreude nur dann genießen, wenn wir, statt einem mißvergnügten oder cynischen Entsagen nachzuhängen, bewußt und willig alle Umstände unserer Person unter der Leitung des Verstandes erkennen, ausnützen und zur kunstgerechten Gestaltung unseres Lebens verwerthen.

Wenn die äußern Umstände des täglichen Brotes nicht allzu harte Bedingungen stellen, dann kann jedes solche Menschenleben wie ein Kunstgebilde erfreuend, erhebend und beglückend wirken.

Im Menschen selbst erzeugt das Streben darnach schon jene Ruhe, Sicherheit und Energie, die ihn auch die ungünstigsten Verhältnisse leichter ertragen, ja oft völlig beherrschen lassen. Wenn die Erfüllung der Verstandesaufgabe der Masse nur theilweise zugemuthet werden kann, so könnte sie bei dem jetzigen Stand der Cultur von den Gebildeten viel häufiger erwartet werden.



Es ist eine bedauerliche Begriffsverwirrung, daß ein stark belastetes Gedächtniß so oft für einen starken Verstand gilt. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Mensch weniger lerne, er soll nur nicht vergessen „urtheilen“ um das Gelernte richtig verwerthen und bewerthen zu können.

Der Verstand trägt nur eine gewisse Bürde, hat nur die beschränkte Kraft des Individuums. Wenn er einseitig verwendet oder versplittet wird, ist er weniger werth als Ganzes. Diese Werthabnahme kann durch andere Vortheile compensirt, ja für das Einzelne nothwendig sein. Die Theilung muß jedoch bewußt und freiwillig zugestanden sein. Dann hat der Mensch zwar die Einheit, aber weder die Reinheit noch die Freiheit des Verstandes geopfert. Letztere für besondere Zwecke zu verschachern ist nicht verständlich, da die Freiheit des Verstandes, wie die des Menschen überhaupt, die Frucht der Arbeit der ganzen Menschheit ist, und als Solche in kleinlich egoistische Rechnungen sehr überraschende Striche macht. Um die Bedeutung dieser Errungenschaft zu würdigen, ist es gut, ihrer Entwicklung nachzugehen und die Arbeit des menschlichen Geistes im Dienste des Lebenstriebes sich gegenwärtig zu halten. Die Vorstellung der Freiheit ist die Vorstellung willkürlich ausgebreiteter Bewegung. In dem Begriff der Willkür liegt der einer abgesonderten Energie, die eine individuelle Thätigkeit oder einen persönlichen Willen zur Geltung bringen kann. Da wir eine solche Absonderung nur in den Lebensprocessen wahrnehmen, so ist die Vorstellung der Freiheit an das organische gebunden und muß durch das caudinale Joch der Persönlichkeit, d. h. einer sich bethätigenden pflanzlichen, thierischen oder menschlichen Individualität. Die Pflanze hat eine, im unorganischen wurzelnde, sehr gebundene, aber vielartig gestaltete Individualität.

Das Thier hat freie Bewegung, eine an den Sinn gebundene Empfindung mit Willen und Bewußtsein, also eine freie, entwickelte aber nur äußerliche Persönlichkeit und sinnliche Individualität.

Der Mensch hat nebst dieser äußerlichen Willens- und Bewegungsfreiheit, sowie Empfindung der Persönlichkeit, noch die Freiheit des Verstandes, also eine innere, geistige Individualität mit idealer Empfindung und sinnlich freiem Willen.

Diese Gradationen sind wie alles in der Natur gar nicht scharf abgegrenzt und variiren ungemein, da es Pflanzen giebt von mineralischer Starre, Thiere mit kaum wahrnehmbarer Empfindung und Menschen, in denen die Freiheit des Verstandes nicht einmal embryonisch erscheint.

Die Freiheit des Verstandes ist die Uebertragung des logischen Urtheils auf alle vorhandenen Empfindungen, Erkenntnisse und Verhältnisse der Wahrnehmung, um: durch die Sammlung des Einzelnen in der Concentration der Idee die Anschauung der Gesamtheit zu Stande zu bringen und die persönliche Thätigkeit nach der Erkenntniß von Gesetz und Relation einzurichten.

Das logische Urtheil beruht auf den Satz: Gegeben die gleichen Prämissen, folgt unwiderruflich der gleiche Schluß. Die gewonnene Identität von Prämissen, und Unanimität von Schlüssen, lassen sich in gesetzliche Formen kleiden, welche die Freiheit des Verstandes repräsentiren.

Diese Formen sind frei von der Endlichkeit des Individuums, da der Verstand und die Sinneswerkzeuge, welche dieselben festgestellt, bei allen normalen Menschen die gleichen sind, und eine vollkommene Uebertragung zulassen, wodurch die Sisyphus-Arbeit der Einzelerkenntniß zur dauernden und fortschreitenden Arbeit der Menschheit wird.

Der logische Wille, der in dieser reinen Formenwelt seine Thätigkeit und die Vermehrung seiner Energien findet, ist darauf gerichtet, sie zur Geltung zu bringen.

Das logische Urtheil ist aber nicht unabhängig von der sinnlichen Erscheinung, da es erstens: gegebene Prämissen verlangt um zu sein; zweitens: Motive braucht, um sich auszudehnen.

Die Prämissen liefert ihm die Natur und zwar gleiche, ähnliche, und verschiedene, in der Form von Wahrnehmungen und Empfindungen; die Motive liefert ihm der logische Wille, der durch die Generalisation dieselben zu beherrschenden trachtet.

Die Ueberlieferung und Entwicklung des logischen Willens ist dadurch behindert, daß er nur einen Theil des Gesamtwillens des Individuums vorstellt, welcher Gesamtwille in Rücksicht auf ererbte Constitution, Anlage und Erfahrung eine persönliche Freiheit zur Geltung bringt, die sich auf individuelle Motive beruft.

Wir haben bereits erwähnt, wie auch der Verstand das Vermögen besitzt, aus seiner Ideenwelt Gefühlsquellen zu erwecken und der Empfindung ideelle Reiche zu erschließen, in denen die Glücksvorstellung über die Sinnlichkeit und Endlichkeit des Individuums hinauswächst und sein körperliches Empfinden vor einem ideellen zurückweicht. Dies kann den Einzelnen zum Opfer des Sinnlichen ja des Lebens selbst veranlassen, im allgemeinen jedoch kommt es den Energien des Lebens, durch die gewonnene Intensität der Empfindung zu Gute, und erhöht bedeutend seinen Werth.

Wenn das logische Urtheil den Vorsprung der allgemeinen Thätigkeit des Menschengesistes als Gemeinerkenntniß dem Individuum übermitteln kann, so findet es in den gesteigerten Forderungen und Fähigkeiten der Empfindung und der dadurch erhöhten Anlage, Besonderheiten, welche die Generalisation niemals absolut gelten lassen können und das Gleichgewicht herstellen, welches das Leben verhindert in der Idee der Gesamtheit aufzugehen.

Im Gegentheil, — die Individuen nehmen die Erkenntnisse der Logik auf — und verwerten sie zum eigenen Vortheile mit mehr oder minderer Fertigkeit für sich, mit mehr oder minderer Rücksicht auf das Allgemeine, je nach dem eigenen Wesen, den Anlagen und den Verhältnissen, dessen sie bewusst sind.

Das logische Urtheil muß sich mit dieser tributären Pflicht verständigen. Gegen Naturgesetze kann es sich nicht behaupten, weil die Gesetzlichkeit sein Wesen ist. Ein Reales kann es aber daraus nicht schaffen und kann nicht hindern, daß alles reale Leben individuell geschaffen werde und daß es erst darin erscheine, wenn die sinnliche Empfindung bereits einen großen Vorsprung vor der Idee gewonnen hat.

Die höchste Potenz im Verstandesorgan bringt dem Menschen nur menschliche Erkenntniß und individuelle Empfindung.

In dieser Empfindung jedoch und durch ihre Reflexion in der logischen Combination, bestätigt der verständige Mensch das höhere und stärkere Lebens-

bewußtsein durch die höhere und freiere Lebensentwicklung. Er fühlt in sich und erkennt in der Gattung die Bereicherung der Natur durch das Erscheinen neuer Energieen, er sieht den Fortschritt, die immer kräftigere Bethätigung derselben, die dem normalen und stärker ausgebildeten Individuum zum Wohle, dem anormalen oder zurückgebliebenen zum Nachtheile gereichen.

Zu gleicher Zeit empfindet er im erhöhten Lebens- und Freiheitsbewußtsein das Wachsen des Selbsterhaltungstriebes bis zur Lebenslust, zur Lebensfreude und zur Glücksempfindung.

Durch das Entstehen der Glücksvorstellung ist das unbewußte Verlangen nach Leben, der Natur, zur bewußten Glücksförderung des Verstandes geworden. Dies ist für die Entwicklung des Lebens und seiner Energieen von absoluter Nothwendigkeit, da nur durch diese individuelle, non bis in idem Glücksempfindung, jene Freiheit des Verstandes und Entwicklung des Gefühls erreicht werden konnte, welche jetzt die Menschheit genießt und durch welche wir im vergleichenden Rückblicke auf vergangene Zeiten positive Fortschritte und Vortheile des gegenwärtigen Lebens constatiren können. Wenn das Leben nicht in sich das Bewußtsein und das logische Urtheil aufnehmen könnte, sondern der umgekehrte Fall möglich wäre, dann würde es nicht nur ein reines Ideal, sondern das Nichts, welches für uns ein Object ist, dem kein Subject gegenüber steht. So vielen Verstand hat der Mensch jedoch schon aufgenommen, um den Schluß auf solche Möglichkeit als ein Uebersehen der subjectiven Prämissen des Ich und seiner Energieen — abzuweisen.

Im Selbsterhaltungstrieb liegt die Assertion des Lebens gegen die Unfreiheit des Todes. Im Eudämonismus, der ein logisch entwickelter Selbsterhaltungstrieb ist, liegt die Ablehnung des Schmerzes als Symptom des Todes oder der Schwäche des Lebens. Der Verstand wendet sich daher gegen Schmerz und Tod als gegen Hindernisse des Glückes und des ungestörten Fortganges des Lebens.

Da er diese Hindernisse nicht absolut aufheben kann, so trachtet er durch die Intensität der Lebensempfindung wie durch die Dauer ihrer Manifestation, dem Schmerze und dem Tode in der Zeit, und im Raume die Herrschaft abzugewinnen, die für die Verhältnisse der Lebenserscheinung am erspriesslichsten ist. Dieses Streben logisch geordnet wirkt auf die Gattung kräftigend, und hat die Natur dazu schon in den ersten organischen Bildungen die nöthige Energie zurechtgelegt durch die Absorptions- und Productionsthätigkeit des Organischen, der Fruchtbarkeit und Vererbungskraft seiner Gestalten. Logik bei diesen Vorgängen der Natur im Einzelnen zu erwarten, ist höchst einfältig, da die Energie des Lebens in ihren Anfängen nur körperliche Verhältnisse, nicht deren geistige Erkenntniß zu schaffen sucht und erst bei den menschlichen Bildungen das Verlangen und das Vermögen nach logischer Entwicklung hervortritt. Im Menschenhirne erscheint jene subsummirende Gestaltungskraft, welche Forderungen über das animalische Bedürfniß an das Leben stellt. Aber auch im Menschen entwickelt sich der Verstand langsam und schwach, so daß die Energieen des unbewußten Zustandes beim Beginne des Lebens viel deutlicher hervortreten, als die Fähigkeiten des Bewußtseins. Da sich aber letztere in unberechnetem Maße entwickeln und einen unberechenbaren Grad von Energieen logisch zu befruchten im Stande sind, so ist damit der hervorragende Platz des Verstandes unter den Lebenserscheinungen gekennzeichnet.

Um der Entwicklung des stärkeren Lebenstriebes nachkommen zu können, besitzen die Organismen die Möglichkeit, diejenigen störenden, der Entwicklung schädlichen oder unnützen Individuen in ihrer Freiheit zu hemmen, ja selbe sogar in das Unorganische zurückzuversetzen, indem sie ihr Leben vernichten. Auch können sie dieselben theilweise oder ganz absorbiren zu ihrer eigenen Stärkung; endlich hindert die Natur durch relatives Verschwinden der Fruchtbarkeit eine zu großeerspaltung oder Isolirung der Kräfte. Da in der Natur kein Stofftheil völlig verschwinden und jedes zur allgemeinen Belebung wieder verwendet werden kann, so liegt für sie im Tode der Individuen nur ein Umwandlungsproceß vor, der ihr keinen Abbruch thut, der aber wohlgeeignet ist, den endbewußten Menschen zur Vorsicht zu gemahnen und ihn vor Ueberhebung und Irrthum zu warnen.

Die Zeit seines Ich ist beschränkt, aber seine Welt ist unermeßlich reich und sein eigen; er kann seine Macht darin vielfach schattirt gebrauchen und mißbrauchen, für sich wie für seine Gattung.

Sein Reflektionsorgan hat ihn über das animalische Fress-, Herrsch- und Mordbedürfniß hinaus, mit dem Vermögen bedacht, die Energie gegen das eigene Leben zu kehren und dem Drucke unerträglicher Empfindung oder eines verzweifelnden Lebensbewußtseins, durch die Selbstvernichtung ein unnatürliches Ende machen zu können.

Er ist nicht bloß Richter, er ist Herr des ihn umgebenden Lebens.

Wir müssen jedoch den Act der Selbstvernichtung stets als eine Unfreiheit des Verstandes betrachten, da wir bei dieser Handlung den Willen in eine Sackgasse innerer oder äußerer Bebrängniß gesperrt finden, die aller Lebensfreude den Eintritt wehrt. Es muß angenommen werden, daß ein Mangel an innerlichem Gleichgewicht, den Affektionen des Gefühls oder den Negationen des Verstandes eine, über die Lebensverhältnisse wachsende, wuchernde Intensität gewinnen ließ, wodurch sie mit dem Sein in Conflict gerathen und zur Capitulation gezwungen worden sind.

Wo der Verstand diese Capitulation nicht freiwillig leitet, weil Beschränktheit die Voraussetzung der Niederlage oder Ueberhebung die Vorsicht weiser Concession und Mäßigung versäumte, dort wird der Wille sich gegen das Urtheil kehren, und das Bewußtsein aufzuheben trachten.

Allerdings lassen ein Wille und eine Energie, welche die Kraft haben, den Selbsterhaltungstrieb zu überwältigen, ein ideelles Vermögen voraussetzen, welches das Recht des Lebens und den Mißbrauch der Amtsgewalt beim Menschen besser erkennen, ja die Ertragung des Schmerzes erzwingen sollte. Aber die ideellen oder intellectuellen Lebenstriebe sind es eben, welche grenzenlos gestalten und die von der Logik selbst zur Lebensvernichtung gebrängt werden wie zur erlösenden Befreiung vom Persönlichen.

Der Schmerz und die Gewaltthätigkeit, welche die Selbstvernichtung begleiten, genügen vollkommen, um sie als einen vereinzelt Misserfolg des Lebens zu bezeichnen. Als Krankheit ist diese Erscheinung nur bei nachgewiesenen Symptomen aufzufassen, da man sonst alles nicht völlig normale, oder nicht im Gleichgewicht befindliche, für krank ansehen müßte, was, so lange wir keine pathetischen sondern nur pathologische Wissenschaften besitzen, eine logische Hypothese bleibt.

Im Allgemeinen kann die Selbstvernichtung als eine Illustration des menschlichen Unvermögens dienen, das *AlI* im absoluten Sinne zu begreifen, da der Verstand das Nichts nur dadurch zu erfassen meint, daß er sich in die Lage bringt, nicht begreifen zu können.

Was eine vielbesprochene, problematische Einigung des Willens in der Todesbejahung betrifft, so dürfte dieselbe durch die vorhandene Uebereinstimmung in der Schmerzablehnung stark majorisirt bleiben.

Einer allgemeinen Weltverneinung müßte der allgemeine Welt Schmerz vorgehen, der sich bisher in der Vorstellung specieller Gehirne wohlbefunden hat, aus welchem stillen Asyl er die Welt mit schönen Grüßen der Poesie oder sinniger Gedanken erfreute. Für seine gastliche Aufnahme hat sich die Natur nicht dankbar erwiesen, und das specielle Leben, das sich ihm geweiht, mit besonderem Mißbehagen belastet. Es dürfte sich also auch hier das Schmerzsymptom auf vereinzelte Umstände zurückführen lassen.

Die gemüthlichen Ausschreitungen, die in der Empfindung ihre Erklärung haben, sind einfacher, häufiger und weniger räthselhaft als die Verstandesübergriiffe, wenn sie mit logischer Klarheit verbunden sind. Auch der Egoismus entspringt aus der Empfindung und zwar aus den gemeinen Instincten eines den Verstand überlistenden Selbsterhaltungstriebes.

Die Action der Empfindung auf das Urtheil, wie auf das Bewußtsein, ist eine so natürliche und allgemeine, daß jeder Mensch sie zu begreifen vermag, ohne sie analysiren zu brauchen. Sie besitzt das unmittelbare sinnliche Zeugniß oder seine Analogie.

Anders ist es mit der rein logischen Combination, die zu erkennen und zu verfolgen oft der geübteste Scharfsinn nicht vermag.

Unser Erkenntnißorgan hat aber seine Reflexions- und Urtheilskraft gerade so unmittelbar vom Leben erhalten wie jedes andere Organ, seine Empfindung und seinen Trieb. Es reflectirt alle Lebenserscheinungen, welche die Sinne afficiren, sowie die combinirten Gestalten der Ideen und Phantasieen, es reflectirt das Leben selbst, diesen endlos schaffenden Drang der als die Eigenschaft des *AlI*, das Leben zeugt um des Lebens willen, mit stets erneuter Kraft sich immer wieder incarnirt und sich organisch und gesetzlich bewegt. Nicht durch eine begrenzte und wechselnde Ordnung wie die des Verstandes, welcher letztere weder stetig uns zum Bewußtsein kommt, wie die Empfindung, noch die Wahrheit und das Sein anders als mittelst eines bebington, lückenhaften sprungweise gebildeten Urtheils zur Anschauung bringt; sondern kraft einer Thätigkeit, die, über alles Endliche hinaus, weder vom Auffassungsvermögen, noch von der Empfindung, noch von der Gestaltungskraft des Menschen abhängig, als Naturerscheinung und als Naturgesetz zeugt und herrscht, im Ziele und in der Grenze unsagbar, unerforschlich, im Detail dagegen der Urtheils-, Empfindungs- und Gestaltungsfähigkeit des Menschen preisgegeben.

Da diese Thätigkeit im menschlichen Gehirne erstens reflectirt werden muß, zweitens sich lebendig bethätigen will, die Reflexion und Bethätigung aber, kraft der Beschaffenheit dieses Gehirnes, nur eine ideelle Schaffungsfähigkeit besitzt, die nur das Bild des *AlI*, wie es ihm erscheint, nicht das *AlI* selbst geben kann, —

(sonst wäre auch der Mensch das All, das er sich denkt, und irrtümlich zuweilen dünkt zu sein) — so ist unserem Erkenntnisorgan ein Drang inhärent der — ohnmächtig zu schaffen — doch suchen will, nur um des Suchens willen, zur eigenen Befriedigung, ohne Ziel und Grenze zu bestimmen, unterschieden von den thierischen Instincten durch sein ganz intellectuelles Verlangen, sowohl der Natur auf Schritt und Tritt nachspürend als über alle Endlichkeit hinaustreibend, der einschränkenden regulirenden Ordnung des Verstandes bedürftig wie eine Empfindung, und die Urtheilskraft ernährend, erhaltend und stärkend, mit der unerföhplichen Kraft der Lebensmanifestation, aus der er entspringt wie ein natürlicher Trieb.

Diese dem menschlichen Gehirn eigenthämliche Eigenschaft nennen wir den Forschungstrieb.

Er ist durch seinen rein geistigen Ursprung und durch sein doppeltes Verhältniß zum Reflexionsorgan wesentlich verschieden vom Selbsterhaltungstrieb, obwol er ihm dient, fast alle seine Erkenntnisse ihm übermittelt, und darum sehr häufig mit ihm verwechselt wird.

Er ist das gerade Gegentheil des Kunsttriebes, denn seine Befriedigung fordert, in erster Linie, die Zerlegung, ja die Zerstörung der Form, um ihren Inhalt, ihre Bestandtheile und ihre Eigenschaften, in den verschiedensten Combinationen, zu erkennen. Es dient diesem Moloch des Verstandes alles Sinnliche als Futter, und die Geschicklichkeit als Zahn, die ihm die Nahrung verdaulich macht.

Im Vereine mit der Zügellosigkeit oder Oberflächlichkeit der Empfindung bilbet er jene wunderlichen frivolen und verderbten Spielgelüste, die durch das Raffinement der Civilisation das natürliche Gleichgewicht und die natürliche Entwicklung der Kräfte im Menschen so gewaltig stören können.

Glücklicherweise ist der Forschungstrieb viel älter als das Raffinement und die Natur viel stärker als die Civilisation, und so hat auch dieser mächtigen Erscheinung gegenüber die Menschheit den Verstand nicht verloren, sondern aus ihr das höchste und edelste Product des Geistes gezogen: — die Wissenschaft. —

Der Einfluß der Wissenschaft auf die Entwicklung der individuellen Kräfte und auf die Förderung des Glücksbewußtseins, wie des Wohlbefindens im Allgemeinen, war von größter Bedeutung. Dadurch daß der Verstand, kraft seiner logischen Ordnung, dem ziel- und zweck- und maßlosen Treiben des Forschungsdranges Bahn und Grenze vorschreiben konnte, hat er für sich die Freiheit gewonnen, diese Lebensquelle zu benutzen, ohne von der Strömung derselben, dem Uebermaße oder der Spärlichkeit ihrer Zuflüsse, behindert zu werden. Die Massenmotoren der Association boten ihm Handhaben und ein Material, welches er um so besser verwerthen konnte, als die Association selbst, meist Gedanken und Arbeitszwecke, dienlich ist, ohne Beimischung der natürlichen Sympathie und der familienhaften Stammeseinflüsse von Tradition und Sitte.

Der Nachahmungstrieb und die Rivalität sind die Stützen, auf welchen sich der Associationsgedanke über die Grenze der Gewöhnung und der Eigenart schwingt und die Sammlung der Kräfte und Fertigkeiten für die Vermehrung des Vermögens im Ganzen verwerthet, indem er eine erspriessliche Methode und Eintheilung an Stelle des häufig unfruchtbaren unberechneten Zufalls setzt.

Das nothwendige Gegengewicht des Zeugnisses der Sinne, neben der klaren logischen Ueberweisung, imperativ von der Unanimität der Zustimmung normal beschaffener Menschen fordernd, hat die Wissenschaft, den in das Unendliche irrenden Drang der Forschung vor willkürlich schädlicher Verschwendung, sowie vor speculativer Unfruchtbarkeit im Großen zu behüten gewußt. Sie hat von Generation zu Generation Erkenntnisse aufbewahrt, Methoden, Gesetze und Vorschriften geschaffen, die sie zur Weiter-Entwicklung übermittelte und auf diese Weise eine Kraftvermehrung der Intelligenz, eine Sicherheit des Wissens und eine Befriedigung des individuellen Forschungsbedürfnisses erzielt, welche dem Wohlbefinden der Wesen und der Entwicklung des Lebens von höchstem Vortheile sind. Auf alle sinnlichen Umstände und auf den Hinweis der Instincte Rücksicht nehmend, hat sie die Sinnesorgane zu höchster, ja kunstvollster Potenz gebracht, um dieselben dem Urtheile dienstbar zu machen und dadurch der vollen Entwicklung sinnlicher Kraft Vorschub geleistet, ohne die Reinheit und Freiheit des Verstandes zu beeinträchtigen. Sie hat in der Ausbildung und Stärke der Körper die besten Wirten des Geistes gefunden, sie hat den Verstand an Erfahrung und Erkenntniß bereichert, das Urtheil geschärft und der Empfindung neue Energien gegeben.

Die Träger der Wissenschaft wurden für die Allgemeinheit Träger der Cultur. Ihr Geist durch Geduld und Aufmerksamkeit geschult, ihr Scharfsinn geübt, die Erkenntnisse vorangegangener Zeit als Eigenthum bewahrend, haben sie weniger Gefahren der groben Verführung oder des Irrthums zu befürchten, als der Unwissende oder Ungeschulte. Allerdings kann auch der Verstand des Gelehrten entweder nicht der Höhe seiner Aufgabe gewachsen oder durch äußere Verhältnisse deprimirt sein, und darum unter dem Niveau des Gewöhnlichen zu stehen kommen. Selbst der tiefste Denker wird sich beengt fühlen, wenn er gut denkt und schlecht ist, aber wer schlecht denkt und schlecht ist, dürfte noch übler daran sein und selbst derjenige, der gut ist und schlecht denkt, oder nicht gelernt hat, was und wie man essen soll — wird seine guten Umstände nur schlecht benutzen und ist seiner Wohlfahrt im gebildeten Staate lange nicht sicher genug für ein dauerndes Glück, abgesehen davon, daß er gegen einen Wechsel der Verhältnisse nicht gewappnet ist.

Die Genauigkeit in der Beobachtung und in der Aufstellung, das Pflichtgefühl, die Pünktlichkeit, sowie die Ueberzeugungstreue, die Wahrheits- und Arbeitsliebe, das sind kostbare Eigenschaften, welche die Wissenschaft im Menschen großgezogen hat, als Sicherheiten für die Freiheit des Verstandes und für die Verfeinerung der Empfindung.

Sie sind von größtem Einfluß auf das Wachstum der Energie wie auch auf die Civilisation, die fast alle ihre Einrichtungen von ihnen abhängig macht.

Von den Kunstproducten, im höheren Sinne, sind die Leistungen der Wissenschaft darin gewaltig unterschieden, daß, je größer, verbienstvoller, bedeutender sie sind, desto allgemeiner und leichter ist ihre Verbreitung, desto zugänglicher sind sie dem Durchschnittsmenschen, desto einfacher, klärender und gleichartiger wirken sie auf Leben. Daher ist ihre Kenntnißnahme eine weit gesichertere und allgemeinere, als die der Kunstproducte und ihre Annahme eben so wenig eine Beeinträchtigung der Freiheit des Urtheils oder des Geschmacks, als die Annahme und Verbreitung der Arbeitstheilung und Gewerbegeschicklichkeit eine Beeinträchtigung der Freiheit

des Handelns ist. Will Einer irgend einen Theil der Wissenschaft nach allen Seiten und in jeder Richtung ergründen, so ist ihm die Nachforschung gerade so frei als die Züchtung des Kalbes, aus dessen Haut er sich ein Paar Stiefel machen will. Die Verschwendung der Zeit, der Mühe und das geringe Wissen willkürlicher Erfahrung gegenüber den Resultaten der Schule haben dieselbe zu einem allgemeinen Bedürfnis gemacht, und den öffentlichen Unterricht als eine vom Staate auferlegte Pflicht ins Leben gerufen. Die Erkenntnisse der großen Gesetze des All sind Eigenthum eines jeden Schulknaben, und werden mit den allgemeinsten Mitteln verbreitet, ja octroyirt. Wo der Name des Entdeckers vergessen ist, geht und wächst sein Wissen und aller Vortheil daraus mit der Menschheit selbst. Die edelste Kunstschöpfung dagegen ist eine Frage der Zeit, der Verhältnisse, des Geschmacks von Wenigen und fällt mit dem Stoff oder der Form, an die sie gebunden. In der Kunst gehört das Werk dem Künstler, in der Wissenschaft gehört der Künstler dem Werk. So hat sich der Verstand jene unermessliche Machtphäre erschlossen, welche den Strahl menschlicher Geistes thätigkeit in die Unendlichkeit trägt, und deren Erfüllung die Erkenntnis der Natur ihres Lebens und ihrer Gesetzmäßigkeit ist.

Inmitten dieser Unendlichkeit steht der Mensch vor der unüberschreitbaren Grenze seiner Zeit- und Raumendlichkeit. Die Wissenschaft hat als Rettungstau den rothen Faden des Eudämonismus über ihn geschlungen, indem sie die Entwicklung und das Wohlbefinden der Gattung nur mit und durch jene des Individuums erklärt.

Sie hat auch das Vorurtheil verhindert, den Forschungstrieb in absolute Formen zu stecken und weist ihm freie Wege, wo immer es gilt, menschliches Bedürfnis zu befriedigen. So wurden das Alltägliche und das Zufällige ihre regen Mitarbeiter, denen sie manche Entdeckung, manche gewaltige Förderung verbannt. Ihre Gerechtigkeit kennt auch keine Kleinheit, sondern nur verschiedene Größen an und das ist das Symbol ihrer Unendlichkeit. Die Gesetze der Logik sind die einzigen Grenzen der Forschung und die Freiheit des Verstandes muß die ihrige sein.

Die Prüfungscommission des unanimen normalen Urtheils hat sich als eine mehr als genügende Controlo bewährt, um schädliche Verirrung durch Gesetz und Vorschrift zu beschränken und die Anomalie Einzelner für die Allgemeinheit wirkungslos zu machen. Die Tendenz dieser Vormundschaft ist im jetzigen Zeitalter viel mehr dahin treibend, Mißstände und Vorurtheile, die aus der Ueberlieferung ängstlicher Repressions-Maßnahmen entstanden sind, zum Vortheile der Verstandesfreiheit aufzuheben, als neue Einschränkungen derselben zu erfinden.

Wie viel Wesentliches die Wissenschaft für die Dauer, den Fortschritt, die Klärung und die Befestigung der menschlichen Glücksverhältnisse auch geleistet hat, es sind ihre Erkenntnisse und ihre Güter, gerade weil sie einen so überaus festen und dauerhaften Inhalt besitzen, viel zu langsam und vorsichtig in ihrer Verbreitung, als daß sie mit den persönlichen Bedürfnissen und der Entwicklung des äußeren und inneren Lebens des Individuums hätten Schritt halten können. — Wir wollen jetzt, nachdem wir im Individuum die Menschheit betrachtet haben, den Menschen für sich beobachten und sehen, inwieweit das Glück, welches für Alle bestimmt ist, Jedem zu Theil werden kann.



Wenn wir neben der allgemeinen freiheitlichen Verstandesentwicklung noch das Recht des Eudämonismus gewahrt wissen wollen, so folgen wir darin nur dem Beispiele der Natur, die in der entwickelten Freiheit der Bewegung ihr Leben äußert, die Freiheitsausnützung jedoch Organen anvertraut, von deren Functionirung sie die weitere Entwicklung der Wesen erwartet.

Die Hauptfunction der Organe ist die Zeugung des Individuums. Bevor der Verstand eine Leitung übernehmen kann, bevor eine Gliederung der Gestalt stattfindet unter Verhältnissen, welche die Beobachtung undenkbar machen, sehen wir die unendliche Gestaltungskraft und Fruchtbarkeit der Natur, durch die Wechselwirkung des Einzelnen, das Individuum schaffen, mit einer specifischen Gestalt und Anlage, und ihm mit dem Leben, wie einfach und ähnlich es in Art und Gattung auch sein mag, die abgegrenzte Form und Leistungsfähigkeit geben.

Das Recht der Individualität liegt daher in der Zeugungsart der Natur. Ob sie ein vegetatives oder ein animalisches Leben hervorbringt, ob dieses als primitivstes Organ oder als complicirtestes Individuum erscheint, der organisirte Stoff bildet eine Einheit, von deren Vitalität und Fertigkeit nicht nur seine Fortpflanzung, sondern seine Entwicklung wie sein Wohlbefinden abhängen. Darstellerin dieser Einheit ist die äußere Gestalt. Aus ihr entwickelt sich der Sinn und sein Empfindungsvermögen. Aus diesem ergeben sich Gewohnheiten, Fertigkeiten, die weit über das nackte Lebensbedürfniß hinaus für den Vortheil des Individuums, für den Eudämonismus sorgen. Diese erweiterten Selbsterhaltungstrieb nennen wir Instincte. Am deutlichsten treten sie in den Spieltrieben hervor.

Im thierischen Leben haben die Instincte eine Kunstproduction geschaffen, welche in der Schablone der Stammesitte übergehen kann, worin sie stehen bleibt, oder als Nachahmungstrieb das Individuelle mehr festhält, und sich darin nach Umständen entwickelt, jedoch gebunden, beschränkt, ohne Fortschritt und Verbesserung in der Art und ohne irgend welche allgemeine Nützlichkeitsverbindung, bis menschlicher Verstand sie nicht leitet und beherrscht.

So wenig der Mensch die unermessliche Größe der Natur mit Sinnen erfassen kann, so wenig ist ihm der Einblick in die unermessliche Kleinheit derselben gewährt und er vermag in keiner Richtung der Lebensbewegung bis an ihre äußerste Grenze nachzugehen. Er kann jedoch leicht erkennen, daß die Feinheit des Sinnes beim Thier viel ausgebildeter, viel entwickelter, viel verschiedener als bei ihm ist, und daß der Reichthum der Natur an äußerer Gestaltung und daraus stammender Fertigkeit und Fruchtbarkeit, sowie an sinnlichem Empfindungsvermögen den Menschen, im Vergleich mit der Pracht und Kraft, der Feinheit und Präcision pflanzlichen und thierischen Lebens, sehr arm gelassen hat.

Seine Verstandeskraft compensirt jedoch diese äußeren Vortheile, da er durch dieselbe auf alles seiner Wahrnehmung zugängliche Leben Einfluß nehmen kann.

Alle Freiheit, Geschicklichkeit und Empfindung des Unverständigen ist an die Außerlichkeit gebunden und von den Eigenschaften der Sinne vollkommen abhängig. Durch ein combinirtes Sinnes- und Erinnerungsvermögen besitzt das Thier eine Unterscheidungsfähigkeit, die es zu Willensäußerungen, ja zu Einheilungen treibt, welche eine vollkommene Logik zu enthalten scheinen. Diese haben

auch mit menschlichem Thun und Lassen viele Aehnlichkeit, doch besteht diese Aehnlichkeit darin, daß bei den Menschen ebenfalls den Sitten und Gebräuchen Anlässe zu Grunde liegen, die äußerlicher, sinnlicher Natur sind, die der Verstand vorgefunden hat und die er als Motive für seine Thätigkeit braucht.

Dadurch stört er aber ihre vollkommene Regelmäßigkeit und Unveränderlichkeit, da er sie aus ihrer reinen Sinnesabhängigkeit zu reißen bestrebt ist, und läßt beim Menschen sittliche Begriffe wie auch Irrthümer entstehen, wie sie beim Thiere niemals vorkommen können.

Die Verstandesfreiheit hat in die Sitte das Ideal der Sittlichkeit hineingelegt, welches die Möglichkeit repräsentirt, aus innerer Ueberzeugung und aus freiem, sinnlich unbeeinflusstem Antriebe einen Willen zu bethätigen, der die Einrichtungen der Sitte durch eine Idee beherrscht und nach Regeln der Erkenntniß verändert.

Wir haben bereits erwähnt: wie der menschliche Verstand, vom sinnlichen Bedürfniß des Individuums frei, allein im Stande ist, einen solchen von den Instincten unabhängigen Willen zu haben; und daß dieser Wille die Endlichkeit überdauert und seinem Wesen nach nicht individuell ist, sondern die Einheit des geistigen Lebens bildet, welche der Wahrheit das continuirliche Sein im Gedanken der Menschheit verleiht.

So relativ das persönliche Urtheil ist und so fehlerhaft es im Detail erscheint, das logische Selbst kann niemals unrichtig sein, da seine Wesenheit die unanime Wahrheit ist. Wo der Verstand dieselbe nicht erkennen kann, dort existirt eben kein logisches Selbst und wird höchstens Manier, Methode oder List logisch scheinen.

Die Methodik des animalen Lebens kann nur wie alle Geselligkeit in der Natur den phantastischen Gedanken einer mächtigen allgemeinen logischen Persönlichkeit, wie er im Gottesbegriffe sich zu verkörpern sucht, erwecken.

Der Verstand kann die Vorstellung einer Persönlichkeit, der die Gestalt fehlt, und von der er keine abgeordnete Willensmanifestation zu entdecken im Stande ist, nicht festhalten. Das Wissen muß bei dieser Vorstellung seine Sicherheit im Glauben suchen. Die Religionen gehen ganz logisch vor, wenn sie sich auf diesen berufen. Sie thun des Guten mehr und suchen ihn zu stärken, indem sie Wunder und Offenbarungen von göttlichen Personen zu erzählen wissen. Es ist nur bedauerlich, daß die nähere Erforschung dieser Wunder und Offenbarungen der Wissenschaft bis jetzt keine übernatürliche Erfahrung ermitteln konnte. Die Freunde der Weisheit, die eine solche zu gewinnen wünschen, thun daher gut, sich in den theologischen Tugenden des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung zu üben und das Haschen nach der Fassung des „unbegreiflichen Begriffs“ aufzugeben.

Kraft seines sinnlichen feinen Unterscheidungsvermögens und seiner ungemainen Empfindlichkeit für äußere Umstände der Gestalt und des Eindrucks scheint das Thier Logik zu üben, ist aber, gerade weil es keine besitzt, dem Einflusse der Autorität, der Zucht und der Gewöhnung überaus zugänglich.

Wir finden dieselbe Eignung beim Menschen von noch unentwickeltem Verstande — beim Kinde, wo das Gedächtniß, sowie die sinnliche Empfindung viel früher als die Urtheilskraft zum Vorschein kommen.

Bei einem gut erzogenen Thier können wir eine Art von Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl hervorrufen, besonders, was seine specielle Fertigkeit betrifft. Dieses Gefühl verliert sich in der Verwilderung oder bei geänderten Umgangsverhältnissen. Wie froh ein Thier sich in der, seiner Natur angemessenen ausgebildeten Fertigkeit bewegt, ist ein deutlicher Beweis, wie sehr der entwickelte Instinct das Vergnügen des Individuums verursacht. Wie äußerlich und vom Zufalle abhängig, das Erinnerungsvermögen des Sinnlichen ist, beweisen die so oft latent bleibenden Eigenschaften der Keime, die leichte Vererbung äußerer Formen, gegenüber der seltenen Uebertragung innerer Eigenschaften und die vernunftlose Entwicklung ungebändigter Natur im Vergleiche zu den sicheren und regelmäßigen Resultaten menschlicher Pflege und Aufsicht.

Durch richtiges Urtheil und die entsprechenden Maßnahmen kann der Mensch die vielfach abändernden, äußerlichen Einflüsse ausschließen oder derart benützen, daß er die regelmäßige Bervollkommnung der Individuen erreicht. Dadurch werden diese cultivirt und stellen auch im vegetativen und animalen Zustande erhöhte Forderungen und Bedürfnisse der erhöhten Schönheit und Leistungsfähigkeit entgegen.

Auch hier ist menschliche Willkür durch die allgemeine Energie der Natur gebunden, weil sie durch temporäres Verschwinden der Kraft aus eintretender Erschöpfung und Unfruchtbarkeit die Unmöglichkeit der Ausbeutung durch Spielgelüste oder durch Sonderforderungen zum Nachtheile der Lebensallgemeinheit darthut.

Diese Vorsicht der Natur bei der Schaffung des Lebendigen tritt mit der Complicirung der Organismen immer deutlicher hervor.

So sehen wir bei den Individuen höherer Ordnung die Entwicklung des Keimes von der Zeugungskraft getrennt und für die Erstere specielle Bildungen geschaffen, die man das weibliche Geschlecht nennt.

Für alle sinnlichen Eindrücke leichter empfänglich, zur Concentration der Kraft für die einzelne Fruchtbildung, nicht für die allgemeine Keimverbreitung, geeignet, der Entwicklung des Individuellen geweiht und mit größerer Ertragsfähigkeit sowie Apperception desselben begabt, finden wir in der Enumeration dieser natürlichen Eigenschaften das Können und Sollen aller Weiblichkeit.

Der Einfluß dieser sinnlichen Begabung der Frau mußte sich auch in der menschlichen Geistesfähigkeit äußern und so ist die Wirkung weiblicher Geistescombination in der culturellen Erscheinung der Verstandesassociation darin zu finden, daß die Frau viel mehr Aufmerksamkeit den abweichenden Momenten, den wechselnden und werdenden Verhältnissen schenkt und für diese eine weit schärfere und geschicktere Appreciation hat, als der Mann, dessen weittragende und generalisirende Geisteskraft sich mehr mit universonen und dauernden Verhältnissen und Einrichtungen beschäftigt.

Die Philosophie hat diesem Unterschied in der inductiven und deductiven Logik Form und Namen gegeben, — der Verstand ist dabei nicht zu kurz gekommen, denn er hat aus beiden Quellen die Erkenntniß der Wahrheit geschöpft.

Es ist ein Vorurtheil zu glauben, daß der geistige Einfluß der Frau unwichtiger, oder geringer auf die Entwicklung des Verstandes gewirkt hat, weil er

im Geschlechte weniger vorbedacht ist, und im weiblichen Wesen nicht allgemein oder durchschnittlich, sondern nur ausnahmsweise, sich bewußt geltend macht.

Die Frau trägt das älteste Recht der Wesen, das Sein in's Leben hinein und mit ihm jede Kraft und die reiche Vielgestaltungskunst der Natur. Ihr Antheil an Stärke in der Gattung muß sich in der Bildung des physischen Lebens concentriren und ihre Fertigkeit und Sorge sich im Detail desselben verwerthen und bethätigen. Sie muß ihren Verstand darin versplittern um seine Ordnung aufrecht zu halten und seinen Vortheil zu gewinnen. Durch diese Aufmerksamkeit für das Einzelne, legt sie die Dauerbarkeit in die kommende Generation, welche durch sie die Summe der Kraft übertragen erhält, die frühere Geschlechter gesammelt haben.

Der logische Wille wird beim Manne immer die ältere, die ungestörtere Freiheitsentwicklung voraus haben, da auch der Mann von der Frau geboren wird und die Nachkommen die gestärkten Energieen beider überliefert erhalten.

Der Vortheil der Kraftconcentration für intellectuelle und universelle oder generelle Zwecke ist daher positiv auf Seite des männlichen Geschlechts und muß, wie die Herrschaft über die Natur, ihm die Herrschaft über die Frau sichern. — Ja selbst die Erziehung, welche irrtümlich der Frauenthätigkeit zumeist zugebach wird, verlangt eine viel zu doctrinäre und consequente Durchführung als daß die weibliche Aufsicht und Leitung, in den Jahren wo der Verstand nicht hinter dem physischen Detail zurückstehen muß, so zweckmäßige und sichere Resultate liefern könnte, wie die männliche. Sie kann nur die Nachteile der Doctrin mildern und die Rolle des Schicksals und der experimentalen Erfahrung in der Kinderstube zur Ausführung bringen, was eine ganz vortreffliche Seite hat, da das Leben gar oft die überraschendsten Wendungen und die unerwartetsten Thatfachen der Doctrin entgegenstellt; es sich daher praktisch lohnt, eine kleine Vorübung des Gehorsams, der Ertragsfähigkeit und der Geistesgegenwart in den Kinderjahren durchgemacht zu haben.

Trotzdem darf die Verstandesleistung der Frau nicht unterschätzt werden, und soll ihre geistige Befähigung, die sich ja durch die Kraft der Männlichkeit von Geschlecht zu Geschlecht stärkt, als ein kostbares Gemeingut erkannt, gepflegt, und ausgenützt werden. Wenn den Frauen mit Recht und gutem Grunde die Entscheidung öffentlicher Angelegenheiten und die größere Theilnahme an öffentlichen Einrichtungen vorenthalten wird, so muß ihr Verstand um so mehr in anderer Richtung geübt und productiv gemacht werden. Sehr vortheilhaft wäre es, die Regeln der bildenden Kunst der Frau gründlicher und allgemeiner beizubringen. Sie hat es darin trotz der freien Gewerbschaft, bis auf seltene Ausnahmen nicht über die gewöhnlichste Technik gebracht. Dies beweist deutlich daß ihr Fehler ein Mangel an Stetigkeit in der Production und an Concentration des Verstandes in der Arbeit ist, da in Kunstdarstellungen, wo die Production in der willkürlichen spontanen und impulsiven Execution besteht, wie bei Musik und Schauspielkünsten, sie dem Manne ebenbürtig zur Seite steht. Mit der Gewöhnung an die stetige und concentrirte Geistesarbeit wird sich auch die geistige Produktionskraft sammeln, die sich bisher nur oberflächlich gezeigt. In dieser Beziehung wäre die Bemühung der Schule viel zweckdienlicher als die moderne Ueberladung des Gedächtnisses mit

wissenschaftlichem Detail, dessen werthvoller allgemeiner Zusammenhang den Wenigsten klar wird, und wo er verstanden, erst recht unnöthig ist.

Die Kunstbildung muß stets der wissenschaftlichen in der Cultur des Geistes vorangehen, wo derselbe noch nicht urbar gemacht worden ist. Die Schule des Mannes hat diesen Weg ebenfalls durchgemacht und wenn die Erkenntnisse der modernen Zeit die historischen Stappen wesentlich kürzen, so muß der Geist doch embryonisch die Bildungsformen durchlaufen, welche die Menschheit in ihrer vieltausendjährigen Entwicklung durchgemacht hat. Der Frau ist die Erfahrung und alle Cultur, welche das öffentliche Leben dem Manne geben, ver sagt. Ihr Wesen ist der starren Doctrin und Methode abhold und diese darf des sinnlichen Zusammenhanges nicht entbehren, wenn die Eigenart der Frau in ihr nicht verloren gehen soll. Der Verstand ist beim weiblichen Geschlechte schon so gestärkt und durch seine Vernachlässigung in solche Nothlage versetzt, daß es ihn zum Nachtheile, ja Unheile des Mannes verwendet, dessen Rechte in thörichter Weise in Anspruch nehmen will und wähnt mit dem gleichen Unterrichte dieselben gleich ihm ausüben zu können. Die Weigerung des Mannes diese Verfehrtheit zu unterstützen, ist eine sehr natürliche. Die List und die Uebergriffe des weiblichen Verstandes haben ihm schon argen Schaden im privaten Leben gemacht und seine Vorsicht, allgemeine Einrichtungen davor zu bewahren, ist seine Pflicht. Brodneid, von welchem mißvergnügte Frauen reden, ist es nicht, der ihn widerstrebend macht. Wie groß auch die Leistung der Frau sein mag, sie wird Veranlassung oder Ursache, aber niemals Entwicklung der Verstandesfreiheit selbst sein. Sie wird wie das Kunstproduct oder die Ausnahme an individuelle Umstände gebunden bleiben, wie wir es beim Einflusse der großen Regentinnen bemerken; in der Allgemeinheit wird die Leistung des männlichen Geschlechts immer die kräftigere, gesichere, dauerhaftere und intellectuell reinere Arbeit liefern können, daher auch die werthvollere und entscheidende sein. Die Angst vor der Concurrrenz ist es also nicht, worüber die Frau zu klagen berechtigt ist. — Aber Gleichgiltigkeit gegen die Frau ist beim Manne im Allgemeinen vorhanden, und, wenn auch schlechte Erziehung der Frauen, schlechte Resultate geliefert haben aus denen diese Gleichgiltigkeit sehr naturgemäß herauswuchs, so ist es doch Sache des Verstandes, ihr Einhalt zu thun und wenn nicht das eigene Bedürfniß, doch die Nothlage und Bedrängniß der Zukunft in Erwägung zu ziehen.

Die Verkümmernng der Frau ist die Verkümmernng des Menschengeschlechtes und wenn die Sorge der Liebe verloren gegangen ist, oder nicht geweckt werden kann, gibt es noch immer Anlässe der Menschlichkeit und der Einsicht, die auf die Gefahren hinweisen, welche die Außerachtlassung der Verstandesbildung, in der Entwicklung geistiger Innerlichkeit bei den Frauen, heraufbeschwört.

Wenn die Frau vergessen, oder niemals gewußt hat, wie groß und bedeutend ihr Einfluß sein kann und sein soll, — dann muß der Mann dafür sorgen, daß es ihr gelehrt werde und sie dabei weder die Demuth noch die Ingenuität verliere, die seine Liebe wecken und seinen Schutz ihr unter allen Umständen sichern. Am häuslichen Herde (und die Atmosphäre einer jeden Frau ist ein solcher), entwickeln sich täglich Bedürfnisse und Forderungen der Individualität, vielfacher und freier, als es in der Gemeinschaft des öffentlichen Lebens zulässig ist. Die Con-

trolle und die Gefeslichkeit, welche für dasselbe geschaffen wurden, konnten für den häuslichen Verkehr nicht gelten, der Verfeinerung, Variation und Eigenheit der Sitten und Gebräuche im privaten Leben nicht genügen. Sie müssen sich auf Utilitätsgründe stützen, die der Kunstsinigkeit und dem idealen Bedürfnisse fein entwickelter Innerlichkeit nicht entsprechen, und dem Eudämonismus entgegenwirken. So bildeten sich neben den Gesezen und der Polizei der Gemeinschaft die Gewohnheiten und Einrichtungen der Gesellschaft, die aus dem Verkehr der Familien entstand. Diese weiß durch ein mehr willkürliches, persönliche und besondere Verhältnisse berücksichtigendes, Aussuchen ihren Relationen den Charakter von natürlicher Sympathie zu wahren, der dem Wesen der Ehe und der Familie schon zu Grunde lag, als dem einfachen Begattungstrieb die Verstandescooperation zur Erfüllung der Lebensmission noch unbekannt war.

In diesen Relationen ist der Einfluß der Frau ein hervorragender, und die Schatten- und Lichtseiten der socialen Verhältnisse verklären oder umnachten ihre Gestalt darin weit mehr als die des Mannes.

Mit der idealen Selbstvergessenheit einer Naturanlage kann sie darin zu Gunsten des Eudämonismus das Füllhorn des Glücks auf das sie umgebende Leben schütten und durch die geschickte Ausforschung und Handhabung des Details den Reiz des Ueberflusses und den Segen der Schönheit um sich herum verbreiten, Vortheile, die unter der gröberen Behandlung des Mannes verloren gehen.

Es ist ungerecht, ihr die Unordnung und Mißverhältnisse, die aus dieser Anlage herauswachsen, zur Last zu legen, da es Pflicht und Arbeit des Mannes ist, die Leistung der Frau der Allgemeinheit anzupassen und die Wahrung des Gleichgewichtes im Auge zu behalten. Er wird dies um so leichter thun können, da gerade die Frau es verstehen muß, Nachtheile der Härte, Strenge und Methodicit durch Compromisse von Duldung, Toleranz, Aufopferung und passiven Widerstand zu lindern.

Mit dem Verständnisse der Demuth und des Gehorsams muß sie Zeit und Stimmung, äußere Anlässe und veränderte Verhältnisse abwarten oder ertragen und durch die Feinheit und Zähigkeit ihrer Behelfe den Willen des Mannes durchzusetzen wissen, ohne das Recht individueller Wohlfahrt und gerechter Ausnahmsansprüche preiszugeben. Wo dieses angetastet werden soll, muß sie es vertheidigen mit der Aengstlichkeit der Liebe und der Sorge für das Eubliche — den Mann —, für das Werdenbe — das Kind. In dieser Vertheidigung wird sie beim Manne den treuesten und wärmsten Helfers Helfer finden und den Einfluß üben können, der für das Glück und die Wohlfahrt so nöthig ist.

Wie leicht vertrocknen Verstand und Cultur ohne die schützende Antheilnahme der Frau, und wie spielend gehen beide verloren, wenn der Mann es versäumt, mit der Stetigkeit überlegener Gedankens- und Willenskraft der weiblichen Thätigkeit feste Jorna zu geben und ihre Ausbildung in das richtige Verhältniß zur allgemeinen Entwicklung zu bringen.

## Die Zigeuner.

Skizzen zu einem Volksbilde.

Von

Lorenz Diesenbach.

Darmstadt.

Alle Welt, eben auch hier in Deutschland, kennt diese fremdartigen Wanderer, gewöhnlich aber nur oberflächlich nach ihrem Aussehen und einem Theile ihrer Sinnesart und Lebensweise, und weiß von ihrer Sprache höchstens, daß sie sich von der willkürlich aus deutschen, hebräischen u. a. Elementen zusammengesetzten Gaunersprache unterscheidet, etwa auch noch, daß sie nebst den Sprechern aus irgend einem fernen Morgenlande stammt. Weiß ja das Volk selbst nicht Mehr davon!

Erst die wissenschaftliche Forschung hat die Zugvögel an ihrem Gesange erkannt, der unter allen Himmelsstrichen zwar viel altes Eigenthum gegen fremdes aufgab, aber die heimatische Weise immer durchklingen ließ. Und diese Weise reiht die Sprache mit Bestimmtheit zu den Töchtern der uralten Brahmanensprache, das Volk zu den Bewohnern Oberindiens, und zwar nicht zu den nichthinduischen Varias u. dgl., noch auch zu den dravidischen vorhinduischen Völkern, die von Kabulistan bis zur Südspitze Ostindiens wohnen. Jedoch bis jetzt hat die Forschung, selbst unter Pott's und Miklosich's unvergleichlicher Führung, die Auswanderungszeit des Volkes und die Spuren seiner Wege bis in den far west Amerika's nur erst annähernd entdeckt, aber noch gar nicht die geschichtliche Veranlassung seiner Exodos. Aus einem Paradiese wurde es — schuldig oder unschuldig — gewiß nicht vertrieben, und in keinem kam es an; doch ist die Zeit vorüber, in welcher das Leben des Zigeuners als solchen wie das eines Raubthiers verwehmt war, wie einst in Frankreich und in England.

Es sei mir gestattet, einer kleinen Reihe ethnologischer Umriffe einige anekdotische Erinnerungen aus meinen persönlichen Berührungen mit Zigeunern vorauszuschicken und nachher noch einzumischen. Sie gehen bis an das erste Jahrzehnt des Jahrhunderts zurück. Die Zigeuner durchzogen damals Südwestdeutschland, namentlich die hessische Wetterau, in mäßiger Zahl, meistens einzeln und in Familien zu Fuße, seltener in Trupps mit einigen Pferden und Wagen. Dosters übernachteten sie an der Außenseite der Dorfgärten, wo ihr Kochfeuer am nächsten Morgen im Verglimmen noch hinreichte, um die Neugier und die Phantasie der Kinder zu entzünden. Die Einzelnen gingen in die Dörfer, besonders in die größeren Bauernhofreiten und in die Pfarrhöfe, Speck und andere Lebensmittel, selten Geld erbettelnd. Diese „Seiden“, wie die Bauern sie nannten, standen zwar nicht im Geruche der Heiligkeit, waren aber mehr nur im Verdachte, unerkaufte Hühner zu verzehren, deren Hülseruf sie vorher mit raschem Griffe erstickt hatten. Auch sahen sie nicht gar dürftig aus; die Weiber trugen lange städtische Kleider, die Männer ziemlich phantastische mit Uniformbruchstücken gemischte Tracht.

Dagegen lief eine düstere Märe um über ihr Familienleben: sie sollten greise Angehörige als lästigen Ballast ihrer Wanderungen in Einöden zurücklassen oder gar lebendig begraben. In der That kannte meine Mutter ein freilich milderes

Zeugniß ihres Mangels an Pietät: eine alte von einer Bande zurückgelassene Zigeunerin, welche das Mitleid der Dorfbewohner bis an ihren Tod beherbergte. Am letzten Tage ließ sie sich in's Freie tragen, um dort zu sterben, vielleicht durch eine religiöse Volksfeste geleitet.

Im Gegensatz zu solchen Thatfachen und Sagen steht der enge vollkommene Zusammenhalt und die wechselseitige Anhänglichkeit der Stammgenossen, die freilich manchmal durch heftigen, aber nur kurzen und fremde Vermittelung abweisenden Zwist unterbrochen wird. Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sah ich in verschiedenartiger Beleuchtung. So z. B. sprach ich einen älteren Zigeuner, der vor einem Stadthore zu Frankfurt a. M. neben einem dicht verhangenen Wagen rastete und meine Kenntniß seiner Muttersprache mit einem ruhigen unermüdeten schukér! (schön!) aufnahm, plötzlich aber mit strengem Zurufe einige den Wagen umhang neugierig lüftende Kinderköpfe in ihr dunkles Versteck zurückscheuchte.

Meinen ersten Unterricht in der Zigeunersprache erhielt ich bereits in meiner Kindheit durch eine anständig aussehende Frau, die im Pfarrhause meines Vaters einigen Proviant erbat und meine wißbegierigen Fragen willig beantwortete. Von ihrer linguistischen Vorlesung ist mir nur das Wort delija, Strümpfe, im Gedächtnisse geblieben, dessen erotischer Wohlklang mich ansprach. Bald darauf lernte ich die von dem im Jahre 1787 zu Sulz am Neckar justificirten Zigeuner Hannikel in seiner Muttersprache abgelegte, von einem Unkundigen niedergeschriebene Beichte kennen, aber erst später zergliedern.

Allmählig kam ich im Verkehre mit deutschen Zigeunern so weit, daß eine Frau mich als den einzigen Gadscho (Nichtzigeuner) belobte, der mit den armen Kale (Schwarzen, s. u.) in ihrer Sprache „radern“ (zig. rakkerwawa, ich spreche) könne und möge, was mir „schön stehe“. Ein Mann verglich mir in dieser Hinsicht nur einen früheren Landrichter im Odenwald, „je Landrikero, je báro Rái“, d. i. großer Herr, Edelmann, Beamter u. dgl. Indessen widerfuhr es mir auch, daß die „alte Heidenjule“ aus Lohra in Kur-Hessen, wo seit langer Zeit drei Vollblutfamilien ansässig waren, mich mit so raschem und reichlichem Wortschwall überfluthete, daß ich aus Bescheidenheit nur noch deutsch mit ihr sprach.

Belehrender war mir eine Begegnung mit einer Frau und ihrer schönen Tochter, deren helle Gesichtsfarbe von der Schwärze ihrer Haare, Brauen und großen (sonst oft kleinen und stehenden) Augen abstach. Meinen Gruß: látschadir (latschidir) diwes! d. i. besseren Tag (als der heutige)! l. ist alte indische und indogermanische Comparativform) erwiderten sie mit dem Zusatze gákong. Dieser bedeute, wie sie sagten, Lieber Vetter oder Lieber Herr; die entsprechende Anrede an Frauen sei bibi, d. i. eigentlich Ruhme; vgl. die deutschen Volksanreden Vetter oder Ohm und Base (Wäsi). Im Hindustani bedeutet bibi Dame, Lad. Zigeunerische Wörterbücher haben gako, kako, kak masc. in obigen Bedeutungen, aber jene Form gibt W. v. Humboldt in malayisch kakong. Pott weist das Wort vielfach in Indien nach; Schleiermacher malayisch káka für ältere Geschwister, bibi Ruhme.

Obiger Gruß hat mir oft die Zigeunerherzen erschlossen. Am linken Rheinufer rief ich ihn einer vorübergehenden Wagenreihe voll brauner Hamarobier zu, mit dem üblichen Zusatze római tsché! (Romvolk) und erhielt jubelnden Gegengruß der



gangen tschël. Ein ander Mal erwiderte meinen Zuruf l. d., rómni tschái (Mädchen), eine junge Schöne durch einen staunenden Blick aus dunkelblauen, aber mit schwarzen Brauen und Wimpern gezierten Augen, und als ich nun lächelnd sagte: me hom je parno Rom, d. i. ich bin ein weißer Zigeuner, widerholte sie zweifelnd: je párho Rom? Bei einer Truppe in der Bergstraße protestirte eine hellfarbige germanisch aussehende Frau gegen meine Vermuthung, sie sei eine parni, durch geläufige Rede in Romsprache.

Diesen autoptischen Bildchen, die immerhin einige Streiflichter auf Wesen und Treiben des Volkes werfen, mögen nun Blicke auf die Hauptkategorien jedes Volksthum's folgen, jedoch nur in fragmentarischer und nicht strenge geordneter Auswahl, weil uns die nur etwa der der Juden ähnliche Zerstreuung des Volkes ins Schrankenlose zu führen droht, und weil wir eine wissenschaftliche Beweisführung hier gar nicht bezwecken dürfen, am wenigsten für die wichtigste Kategorie, die Sprache.

Von den unzähligen Namen, mit welchen das Volk in verschiedenen Ländern belegt wird, ist gerade der in Europa verbreitetste der räthselhafteste: Tsi-, Tshi-, Tsin-, Tschin-ganer, Tsingare u. dgl., woran sich Zigeuner mit auffallendem Diphthonge anschließt. Nun gibt es zwar in verschiedenen Theilen Indiens (vgl. u. bei Sindhu) Völkerschaften mit nahe anklingenden Namen, die aber bis jetzt noch nicht hinreichend gekannt sind, um mit unseren Zigeunern identificirt zu werden, welche zudem diesen Namen unseres Wissens nirgends für sich selbst gebrauchen, sondern eher eine Abneigung dagegen haben. Auch fragt es sich: ob nur ein Volkstheil oder ein ganzer Volksstamm aus Indien auswanderte. In beiden Fällen kann er ursprünglich einen gemeinsamen Namen getragen haben, da die Zigeuner nicht, wie v. Bohlen meinte, eine *pariaria Indorum colluvies* sind. Uns muß am meisten an ihren Selbstbenennungen gelegen sein.

An der Spitze derselben steht Róm masc., Rómni fem., ist aber Eins mit den Mann und Weib, besonders die Eheleute, bedeutenden Appellativen, wie denn viele „Naturvölker“ sich exclusiv Menschen nennen und der Zigeuner selbst sein sanskritisches Appellativ *mánusch*, Mensch, mitunter speciel für sein Volk gebrauchen soll. Auch die Ableitungen von *rom* fallen in jenen beiden Bedeutungen zusammen, nur daß nicht selten die Form *rómáno* adj. nur für das Volk gebräuchlich ist. Daran mag sich die Herleitung des Volkes und seines Namens aus „Romanien“ (vermuthlich i. q. Rumänien) schließen, die mir ein gebildeter und Hochdeutsch redender Orchesterdirigent dieses Stammes einst in Frankfurt a. M. gab. Auf die — immerhin zum Theile beachtungswerthen — gelehrten Ableitungen des Namens aus Indien, Iran, Kaukasien, Aegypten (s. u.) können wir hier nicht eingehen. Das oben erwähnte oft mit dem Adjectiv *romani*, *romni* fem. verbundene Wort *tschël* (Volk, Leute) entspricht einem avghanischen Worte ähnlicher Bedeutung.

Daß sich die Zigeuner öfters selbst *Kale* und *Mellele* (*melleli* tschël), d. i. Schwarze, nennen, ist zwar richtig, aber eigentlich vom Standpunkte der Nichtzigeuner als *Parne*, d. i. Weiße, ausgehend und im Gegensatz zu diesen. *Kálo* schwarz, ist reines Sanskritwort. Die dravidischen *Whilla* in Indien bezeichnen damit ihren mit Hindublut gemischten Theil im Gegensatz zu dem reinen oder „hellen“ (*uddschwala*), woraus wir jedoch keinen Schluß auf den Ursprung dieses

Zigeunernamens fällen dürfen; *parvo*, weiß, bedeutete im Sanskrit grün (nach *paru*, grün sein u. s. w.), ist aber eher sanskr. *pāṇḍū*, bleich, gelbweiß. *Mélolo*, mellelo, schwarz, stellt sich zu griech. μέλας, wozu *τὸ μέλαν*. ngr. *μελίον*, Dinte, wozu aber auch sanskr. *mēla* id. stimmt. So dienen auch slavisch tscherak und finnisch *musta* (Mustalainen, Zigeuner) schwarz, zur Benennung des Volkes.

Am meisten noch erscheint der Eigenname (nicht Appellativ) *Sindo* sing., *Sinde* pl., auch mit *t* oder *dh* gesprochen, als aus Indien mitgebrachter Volksname. Die indischen *mediae aspiratae* klingen uns leicht als einfache *tenues*, wie z. B. sanskrit. *bhagini*, Schwester, prakrit. *bhaini*, sindh. *bhēnu*, das bei den deutschen Zigeunern bald *bhēn*, bald *pēn* lautet; so auch aus sanskr. *bhrātā*, Bruder, zigeun. bald *behrāl*, bald *prāl* u. s. W. Somit deutet jener Name auf *Sindhu*, den indischen Namen des Indusstromes und eines bekannten Gebietes seiner Anwohner, vgl. *Σινδοὶ Ἰθνοὶ Ἰνδοίων*, Hesych. Das *Sindhi* ist auch die Muttersprache eines im Pendschab verstoßen und heimatlos bis tief nach Persien hinein umherziehenden Volksstammes, dessen Name Tschangar nebst anderen asiatischen mit dem obigen europäischen *Cingar* u. s. w. zusammenhängen kann. Ueber diesen Stamm berichtete (1872) der berühmte Kenner des Induslandes und seiner Mundarten, Missionär *Trumpp*. Er und ich überraschten uns einst durch Mittheilungen über die Sprachverwandtschaft der *Sindh* seinerseits und unserer *Sindhe* meinerseits bei einem vertraulichen Sonterbunde der orientalischen Abtheilung der Philologenversammlung zu Frankfurt a. M. in dem Gambriustempel Lindenfels. Wir sagten deutsche Zigeunerinnen: *Sinti* bedeute „Leute, unsere Leute“, wozu auch die vorkommende Zusammenfügung *Rommisinde* stimmt.

Aus der Menge der Namen citiren wir noch einen, weil er durch eine irrige Herleitung des Volkes aus Aegypten entstand: griechisch aus älterem *Αἴγυπτος* vulgo *Γύπτως* (sprich *Istis*), albanisch *Jevjēti*, Jęsgku, span. portug. *Gitano*, engl. *Gipsy* u. s. m.; auch Herleitungen von *Pharao* kommen vor. Es scheint, daß man die Zigeuner bei ihrem ersten oft prunkenden Auftreten im Westen aus dem alten Wunderlande der Pharaonen herleitete, was sie sich auch gefallen ließen. Aus Mangel an Anhalt im bekannten Aegypten ersand man ein Klein-Aegypten als ihre Heimat. Im heutigen Aegypten zieht man zwar zu ihnen einen umherstreifenden Stamm, der aber seiner Sonder Sprache nach nicht zu ihnen gehört.

Die Sprache des Volkes, welche bei ihm noch mehr als bei anderen Völkern der sicherste Wegweiser nach Urheimat und Wanderstationen ist, führt zweifellos auf seine hinduische Abstammung aus Hindustan, und zwar aus den Oberländern am Indus, ob wir gleich dort noch keine Lücke oder Zubehörnung zu einem namhaften Stamme (vgl. unser Obiges) nachweisen können. Die ältesten Einwanderer in Europa kannten und nannten noch ihr wahres Vaterland, sofern nach *Muratori* (Serr. R. Ital. XIX. 890), „*Aliqui dicebant quod erant de India*“. Als ihre Hauptstation in Europa, von welcher aus sie sich auf verschiedenen Wegen über den ganzen Welttheil verbreiteten, hat *Fr. v. Miklosich* an der Hand der Sprache Griechenlands erwiesen, dessen mittlere und heutige Sprache in dem Wortvorrathe und selbst in einigen grammatischen Eigenheiten aller europäischen Zigeunermundarten starke Spuren gelassen hat. In allen übrigen Ländern Europas und Asiens (Persien, Armenien u. s. w.) entleihen die Zigeuner ihren täglichen Hausbedarf an Fremd-

wörtern den Landes Sprachen. Dabei geht ihnen viel antikes Sprachgut verloren, auch fast die ganze Sprache, wie in Bulgarien, oder die indischen Flexionen, indem sie in Spanien dagegen die spanischen annehmen. Gewöhnlich reden sie neben ihrer Sprache die des Landes, oder mischen beide, je nachdem es die Verständigung erheischt. Letztere wird bisweilen von einer ganzen Klasse mangelhafter gesprochen als von einer anderen, so namentlich die serbische Sprache. Es würde nicht schwer sein, aber hier zu vielen Raum einnehmen, den kunstreichen Bau der Romsprache darzustellen und eine Auswahl ihrer indischen Wörter vorzulegen, statt der wenigen hier mitgetheilten Beispiele. Ihr Wohlklang wird namentlich den verschliffenen und vocalarmen neudeutschen Mundarten gegenüber leicht hörbar, trotz der Zungenfertigkeit und Schnellrede, die — wie in jeder Sprache — den Klang stört.

Leicht bemerkbar sind auch viele physische Stammesmerkmale des Volkes, wiewohl bei tieferer und auf weite Gebiete erstreckter Forschung die ethnische Deutung derselben weit schwieriger erscheint, als die der Sprache. Zunächst in Deutschland bemerken wir in der Regel schlanken, bei den Frauen oft auf der ganzen Rückseite auffallend geradlinigen Wuchs; dunkle Complexion, im Gegensatz besonders zu den Nordländern, jedoch die Hautfarbe nie schwarz, vielmehr gelbbraun mit durchscheinender Röthe; Alter und Lebensweise machen sie trüber und dunkler, besserer Schutz vor Sonne und Wetter die der Frauen heller, was namentlich in der Türkei hervortritt.

Von den vielen Einzelheiten aus verschiedenen Landstrichen nach Weisbach und seinen Quellen (s. Zeitschrift für Anthropologie u. s. w. IX. Ergänz. 1879) erhellen durchschnittlich folgende Angaben, bei welchen leider positive und negative Vergleichen mit den Hindus fehlen: Wuchs nicht hoch; Kopf mittelgroß und lang, Brachycephalie selten; Gesicht breit und, besonders die Stirne, niedrig; die Nase mehr emporgerichtet als bei den Europäern; Mund ziemlich groß; Hals kurz und stark; Hände breit und, wie die Arme, sehr kurz; Beine lang; Füße mittellang, hoch und breit; Farbe der Augen schwarz, oft dunkelbraun, manchmal hellbraun, grau, blau; das dunkle Haar häufig schlicht und straff.

Im Allgemeinen mischt sich das Volk seltener mit fremden, als z. B. in neuerer Zeit das jüdische. Jedoch kommen Mischheirathen, namentlich in Rußland, auch in Deutschland, selbst mit vornehmen Fremden, schon seit längerer Zeit vor. Bei Sprößlingen derselben sahen wir lange Generationen hindurch römische Farbe und Züge erhalten, z. B. in einer in Südwestdeutschland verbreiteten, an schönen Frauen reichen Familie. Sehr beachtungswerthe, aber noch nicht hinreichend beglaubigte physische Unterschiede zwischen kastenartigen Abtheilungen werden wir nachher angeben.

Für Temperament und Sinnesweise des Volkes müssen wir, wie bei allen Stämmen ähnlicher Gattung, das Gemeinsame und Ererbte von den mannigfachen Einwirkungen der Dertlichkeiten und Schicksale und von den Wechselwirkungen des Charakters und Benehmens der Zigeuner und ihrer Landesgenossen zu unterscheiden suchen. Erst in neuer Zeit wird die politische, sociale und volkswirtschaftliche Stellung der Zigeuner Europa's eine andere und bessere; die Früchte können nur sehr allmählich heranreifen.

Wir zeichnen flüchtig einige stammliche Eigenheiten und Gegensätze: Verständigkeit und Gewandtheit, oft in gesetzloser Anwendung; Unabhängigkeits Sinn neben schmiegamer Passivität; zärtliche Liebe gegen Angehörige des Stammes und der Familie neben aufbrausendem Zähjorne; Unterordnung unter die Ältesten, namentlich die Greisinnen (in Romanen gewöhnlich karrikirt), neben Lieblosigkeit gegen Altersschwache (Beispiel s. o.); Leichtsinns und Lust an farbenreichem Schmucke und Fliederwerk, Genussucht oft bizarrer Art neben Abhärtung gegen Hunger und Bitterung; träumerische Trägheit und Buumelei neben großem, aber kleinartigem Fleiße in Handwerken, die sie mit den unvollkommensten Mitteln geschickt ausüben.

Der auffallendste und verbreitetste Charakterzug des Volkes ist sein eingeleiteter Wandetrieb, gleichsam die endlos fortgesetzte Wirkung eines einmaligen ungeheuren Stoßes. Steckt er im Blute, oder ist er ererbte Gewohnheit seit dem Auszuge aus Hindustan? Dort gibt es noch ähnliche Wanderstämme (s. o.), aber wir wissen nicht, ob die Zigeuner einem derselben angehörten oder ob sie ein ansässiges, sei es durch gewaltthätige Eroberer, sei es durch religiösen und stammlichen Haß der Nachbarn vertriebenes Volk waren. Jedenfalls bethätigt sich jener Trieb in Europa fortwährend auch ohne alle äußere Nöthigung und Verdrängung. Viel mehr werden in mehreren Ländern, wie Rußland, Deutschland, Oesterreich, Versuche zu ihrer festen Ansiedelung gemacht. Im bisherigen türkischen Reiche, wo keine Leibeigenschaft bestand, haben sie in Städten und Flecken längst besondere Viertel inne und erwerben mitunter durch Gewerbe, Handel, Nothauscherei u. dgl. bedeutendes Vermögen, durch welches sich ihre sonstige erniedrigende Stellung zum Gemeinwesen einigermassen ausgleicht. Am traurigsten war bis vor kurzem ihre Hausclaverei in Rumänien, wo ihre Entfittlichung mit der ihrer Herren solibarisch zusammenhing. In Deutschland fand ich unter den Ansässigen behäbige und anständige Leute, die Porzellanhandel betrieben, auch die Messen in Frankfurt am Main besuchten, wo sie am Mainufer in Zelten und Bretterhütten hausten, bis sie später die „Wasserrattenbahn“ vertrieb. Am wenigsten eignet sich der Zigeuner zum Landbau.

Seltener Weise regt sich der Wandetrieb in neuester Zeit wieder stärker. Ueber den Rhein herüber kommen Zigeunertrupps als ordentliche Reisende mit französischen u. a. Pässen versehen; die Polizei beickt sich, diese zu visitiren und die ihr unbequemen Gäste weiterhin zu instrabiren, nach ihnen selbst schwerlich deutlichen Wanderzielen. Vor mehreren Jahren sah ich in Frankfurt a. M. von meiner Wohnung aus etwa eine Woche lang allabendlich die Lagerfeuer einer großen Karavane in ihrem isolirten Quartier am Mainufer. Die Leute waren reichlich mit allem Bedarfe und mit Gelde versehen und kauften auf dem Wochenmarkte der Stadt sehr gute Lebensmittel ein. Die Polizei bewog sie bald zum Abzuge, obgleich keine Klagen gegen sie einliefen.

Die sonst gewöhnlichen Anschulbigungen der Gaukelei und Wahrsagerei kommen jetzt immer seltener vor, theils weil das Publikum ungläubiger wird, theils weil die Auguren sich selbst des Handwerks schämen. Harmlose Kunststücke wußte noch ein deutscher Student unserer Bekanntschaft als Erbstücke seiner römischen Ahnen väterlicherseits zum Ergötzen seiner Universitätsgenossen auszuführen. Rumänisch-römische ursari (Bärenführer) passirten noch kürzlich Darmstadt und die Bergstraße.

Jenes ohne Zweifel altherkömmliche Nachtlagern im Freien bei offenem Feuer habe ich nicht selten beobachtet. Es kommt nicht bloß bei Gesellschaften, sondern auch bei kleinen Familien vor. So z. B. sah ich bei einem zufälligen Abendgange eine hübsche junge Frau unter einem großen Apfelbaume vor Bingenheim in der Wetterau mit ihren Kindern bei einem Feuerchen stehen, im Nachtkleide ihr langes schwarzes Haar strahlend. Am Tage hatte ich sie in der Wohnung meiner Schwester gesprochen, wo sie einen Beitrag zu ihrer Küche erbat. Sie war gut und sauber gekleidet und trug einen ganz hellfarbigen Säugling an der Brust. Auf meine kritische Frage nach seiner Farbe sagte sie unbefangen: sein Vater sei ein Parno. Zwei andere Kinder, die ich bei ihrem Weggange am folgenden Morgen vor ihr hertrotten sah, hatten Zigeunerfarbe. Ich knüpfte hier eine grammatische Bemerkung an. Die Frau hatte mit meine junge Schwestertochter fragend bezeichnet: *tëri penjákeri tschái?* d. h. eigentlich, deine schwesterliche Tochter. Die sonst mit reichlichen Casusformen versehene Sprache ersetzt den Genetiv immer durch ein mit -o masc. -i fem. suffigirtes Adjectiv.

Was über den Feuern im Zigeunerlager in Kesseln schmort, verdient eine ethnologische Befichtigung. Wir begnügen uns hier, die Fleischkost als ein starkes Trennungsmerkmal gegenüber dem Vegetarianismus der brahmanischen Hindus zu betonen. Nicht gerade ethnische Bedeutung hat der Umstand, daß der Speisegettel die Grenzen des orthodoxen europäischen überschreitet, nicht bloß durch den zoologischen Inhalt an sich, sondern auch öfters durch dessen Herkunft von verdächtigen grünen Dorfangern, vulgo Wasen. Galt ja noch bis in unsere Tage der Hautgout unserem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum als *Delice!* Obgleich den gläubigen Hindus vor aller Fleischspeise und den sie genießenden Parias graut, so gehören doch der Sprache und (zum Theil) der Physis nach die Zigeuner zum Hindustamme, wie wir oben sahen. Waren sie nun bereits vor der Auswanderung ein *carnivores* Völkchen und wurden vielleicht als Outlaws von den eigenen Blutsverwandten vertrieben? Oder drängte sie erst auf der Wanderung die Nothwendigkeit zum unbeschränkten Fleischgenusse?

Wir sind bei diesen Bemerkungen bereits auf kirchlichen Boden getreten. Wie steht es nun sonst mit der Religion der Zigeuner? Wenn sie gar keine haben, wie man nicht selten behauptet, so geschieht dies sicher nicht „aus Religion“, sondern weil ihnen der dogmatische Sinn abhanden gekommen ist. In der Regel bekennen sie sich zu der christlichen oder mohammedanischen Confession ihrer Umgebung, und sind nach Umständen auch Wiedertäufer, nicht aus sacramentalem Eifer, sondern weil Täufer und Pathen jede vermeintlich einzige Taufe gut honoriren.

Indessen gibt uns wiederum die Sprache bestimmte ethnisch-religiöse Merkmale, die sich wohl bei tieferer Forschung noch vermehren werden: die monotheistische, dualistische Bezeichnung der höchsten Gewalten. *Dewel*, Gott, stammt vom sanskritischen *deva*, wie wir auch das Ableitungssuffix deuten mögen; *dikno* (der kleine) oder *tarno* (der junge) *dewel* ist Jesus, *doweskerö tschawo* (Gottes Sohn) jeder Engel, *deweléskeri dai* die (christliche) Gottesmutter; *dewel tschingerwela* Gott grollt, d. h. blüht und donnert (littauisch *Perkunas grauja*). Asiatische Zigeuner haben auch den ursprünglich persischen Gottesnamen *Khuda*, *Khua*. Beng (mit

wenigen örtlichen Variationen), der Teufel, erinnert etwa an die bonga, Wald-dämonen der drawidischen Kola in Nordindien.

Die originelle Tonkunst, zunächst das Geigenpiel, der Zigeuner ist berühmt und wurde jüngst in der „Gartenlaube“ schwungvoll geschildert. Entwickelt hat sich diese hohe Begabung nur in Ungarn, wo Fr. List darüber schrieb. Es fragt sich: ob die Eigenthümlichkeiten der Weisen und Tonarten Nachklänge aus Indien enthalten. Das Volkslied erklingt häufig genug, wohl nur Ausfluß augenblicklicher oft roher und sinnesarmer Lyrik ohne alte geschichtliche Erinnerung. Ob die Tänze nationale Figuren haben, steht dahin; die begleitenden Tonweisen sind leidenschaftlich aufregend.

Zum Schlusse kommen wir noch auf die wichtige Frage: ob in dem geselligen und vollklichen Verbande der Zigeuner ältere geschichtliche Spuren zu finden seien. Bei ihrem Einzuge in Mitteleuropa traten sie nach alten Nachrichten unter Häuptlingen oder „Herzögen“ auf, und bis in neuere Zeit hatten sie namentlich in England einen „König“ als Spitze des im Lande verbreiteten Stammes. Ihre icht indischen Benennungen für Herr und Dame sind rai masc., rani fem.; der Herrscher oder Häuptling heißt schèreskéro (Fem. -ri), von schéro, Haupt, sanskr. schiras. In Osteuropa bilden sie Gemeinden unter einem Richter oder Schulzen ihres Stammes, der vom Staate bestätigt und überwacht wird, aber namentlich in der Bulowina — verpflichtet sein soll, nach alten Rechtsgewohnheiten des Volkes zu forschen und rechtzusprechen. In Ungarn standen die Zigeuner im 15. Jahrhundert unter Richtern und Häuptlingen, deren Benennung Agil vielleicht auf hindustanisch aglä, Häuptling, zurückgeht.

Ob bei der Wahl der Häuptlinge eine alte Kastentheilung mitwirkte, wird nicht berichtet; dies wäre ein Rest staatlichen Volkslebens aus Indien. In der That werden bei europäischen Zigeunern Kasten durch sociale Stellung und sogar durch physische Unterschiede gekennzeichnet. Bei letzteren fragt es sich: ob sie nur durch Verschiedenheit der Lebensweise entstanden, oder durch ursprünglichen Zutritt eines fremden Stammes, wogegen einigermaßen die (jetzige) Spracheinheit zeugt. In Rumänien sollen vier hinduisch gestaltete Kasten (vielmehr Beschäftigungsclassen!) neben einer niederen fünften sehr kraushaarigen bestehen, deren Physis man mit der drawidischen verglichen hat. Dort bestand denn auch der Unterschied der (schon erwähnten) an Ort und Haus gefesselten Leibeigenen von den schweifenden Freien, welche Sommers in Zelten, Winters in unterirdischen Waldbütten wohnten. In Bosnien und den Grenzgebieten werden zwei „Rassen“ unterschieden: die eine von starkem knochigem Körperbau, die andere sehr schwächling mit ebenmäßigen Gesichtszügen, aber fast schwarz. Zugleich wird dorthier von einer Rasse oder Klasse berichtet, welche Gurbeti (oder Gurbe) heißt; der Name gleicht dem allgemeinen Zigeunernamen Korbat, Kurbad in Syrien (vielleicht aus arab. gharib, zigeun. in Spanien corbo, fremd); Schafarik gibt ferbisch Gurket, Zigeuner (verschrieben?). In der Türkei wird ein raubritterlicher Stamm Zapari genannt. Aus Osteuropa hoffen wir auch über dieses Völkerräthsel bald mehr zu vernehmen, wann der blutige Morgenstern zum hellen Tage wird.

## Die Deutschenhege in Ungarn.

Wer erinnert sich nicht an den Schrei der Entrüstung, der durch die Welt ging, als gerade vor 10 Jahren im deutsch-französischen Krieg die Deutschen aus Frankreich vertrieben wurden? Was damals mitten im Krieg, gegen das Völkerrecht, geschah, das wiederholt sich heute in einer ebenso brutalen Weise in einem Staat, der mit Deutschland nicht bloß im Frieden lebt, sondern geradezu Freundschaft mit dem Reich halten will. In Ungarn, wo die asiatische Wildheit der Magyaren wieder Orgien feiert, nimmt die Deutschenhege so überhand, daß man in Deutschland allen Ernstes sich fragen muß: wohin soll das führen?

In ganz Ungarn soll das deutsche Theater untersagt werden. Bekanntlich ist die Wiener Central-Bodencredit-Bank Eigenthümerin eines Theatergebäudes in Pest und hat in demselben eine deutsche Theatergesellschaft fortwährend mit Erfolg Theater gespielt, während das magyarische Theater nur durch riesige staatliche und anderweitige Subvention sich erhalten kann. Der Ofen-Pester Stadt-*Magistrat* beschloß auf das Gesuch der Bank, bei der städtischen *Municipalvertretung* die Ertheilung der Concession zu befürworten. Es verging nicht ein Tag, so raste ein Sturm durch die magyarischen Blätter. Etwas Unerhörtes, etwas Tollkühnes nennt der „*Pesti Naplo*“ den Versuch, ein deutsches Theater in Pest eröffnen zu wollen. „Ungarn hat ein Recht zu verlangen, daß seine Hauptstadt magyarisch ist“ — das Ungarn, in dem  $\frac{2}{3}$  der Bevölkerung nicht magyarisch sind; „die Bürger von Ofen-Pest haben ein Recht, zu verlangen, daß die öffentlichen Anstalten in der Hauptstadt magyarisch seien“ — in jener Hauptstadt, in der die Mehrzahl der Bürger deutsch sind, allerdings flau und lau. Der „*Eszteretes*“ bietet seinen Terrorismus auf und schreibt: „Die Deutschen in Budapest müssen um jeden Preis zu Magyaren gemacht werden; alles, was magyarischem Wesen widerstrebt, muß ausgerottet werden, auch mit Insektenpulver.“ Die Hege wirkte. Noch einmal tritt der *Magistrat* zusammen und beschließt, bei der *Municipalvertretung* auf Ablehnung anzutragen.

Die *Municipalvertretung* tritt zusammen. Lärmend drängt sich die Gallerie hinein, die Pester Universitätsjugend, von der der Minister neulich klagte, sie thue alles andere, nur nicht studiren und besuche alle anderen Locale, nur nicht die Hörsäle, hatte sich eingefunden, jeden, der für die Concession sprach, überlärmend und beschimpfend. Und unter dem Druck solchen — Gefindels beschloß die Vertretung mit einer Stimme Majorität: Abweisung der Concession. Allerdings waren Männer wie Hofmann, Dr. Falk u. s. w., um sich der Stimmenabgabe in der heißen Angelegenheit zu enthalten, vor der Abstimmung hinausgegangen. Eine Gesetzesstelle wird für die Abweisung nicht angeführt, im Gegentheil: es wird offen und trocken der Krieg allem Nichtmagyarischen erklärt, dessen Ausrottung oberster Grundsatz jedes Handelns sein soll. „Kann Ungarn ein unabhängiger Staat werden, wenn seine Hauptstadt in den Händen der Deutschen ist“, ruft Baron Kaas aus, und M. Ballagi (früher Bloch) sagt, in Sachen der Nationalisirung gebe es kein anderes Recht als das der energischen That, es sei eine Machtfrage, um die es sich handle u. s. w. und so verweigern sie dem deutschen Theater die Concession,

damit nicht „die nach schweren Kämpfen errungenen national-magyarischen Erfolge in Ofen-Pest durch Institutionen einer fremden Sprache und fremden Geistes paralytirt werden würden.“ Also das Deutsche ist in Ungarn eine fremde Sprache! Die ganze Sache aber ist um so skandalöser, weil die Stadt Pest durch eine rechtmäßige Stiftung verpflichtet ist, ein deutsches Theater aus Stadtmitteln zu erhalten. Aber was thut das? Der Stiftsbrief ist plötzlich „verloren“ gegangen, im Jahre 1868 wird das deutsche Theater, auf einem der besuchtesten Plätze stehend, niedergerissen, in einen entlegenen Stadttheil gedrängt und die Theaterfonds werden magyarischen Theatern zugewendet. Da trotz alledem das deutsche Theater sich als lebensfähig erweist, wird ihm nun die Concession entzogen. Gerade in Ofen-Pest ist ja systematisch das Deutschthum verfolgt, unterdrückt, ausgerottet worden. Aus dem Rathhausaal der Stadt wurde durch die Gesetzgebung der deutsche Laut verbannt, der Magistrat nimmt grundsätzlich keine deutschen Rechnungen und Offerten an, für die in und um Ofen-Pest lebenden 300 000 Deutschen giebt es keine deutsche Schule, trotz der klaren Bestimmung des Nationalitätengesetzes, die sie vorschreibt.

Die zurückgewiesene Bank recurriert an den Minister R. Tissa, die Aufhebung jenes abweisenden Beschlusses der Stadtvertretung verlangend, weil nach dem Gesetz nicht diese, sondern der Magistrat die Concession zu geben habe. Der Minister aber verhängt sich hinter die Gemeindeautonomie und hebt jene Abweisung nicht auf. Nicht davon wollen wir reden, wie hierdurch viele Menschen brotlos geworden sind, aber um das Gesetz handelt es sich, welches in Ungarn gebreht und gebeutelt wird nach den Launen der herrschenden Klasse. Gerade mit dieser Gemeindeautonomie treibt Tissa Spott, wenn es ihm nicht paßt, was sie beschließt. Die Veräußerung unbeweglichen Stammvermögens knüpft das Gesetz ausdrücklich an den Majoritätsbeschluß der Stadtvertretung, ebenso auch andre Ausgaben aus Stadtmitteln. In Hermannstadt kommt die kathol. Schule um Unterstützung aus Stadtmitteln ein; die Vertretung verweigert sie, weil sie schon genug bekommen; der Minister befiehlt dieselbe. In Kronstadt wünscht die griechische Kirche einen der Stadt gehörigen Platz, die Vertretung verweigert ihn, da befiehlt der Minister es zu beschließen, widrigenfalls er es im Verwaltungswege verfügen werde. Die Kronstädter Handels- und Gewerbekammer, nach dem Gesetz in ihren Angelegenheiten autonom, wird von den Sephi-St.-Györzyern angegangen um eine Unterstützung für die Gewerbeschule aus Mitteln der Kammer. Die Kammer verweigert sie, — sie unterstützt überhaupt keine Schulen — der Minister befiehlt die Unterstützung und als die Kammer bei ihrer Weigerung beharrt, löst er sie einfach auf. Sephi-St.-Györzy ist freilich ein magyarischer Ort und die Stadtvertretungen von Kronstadt und Hermannstadt, sowie die Kammer sind deutsch.

Es ist eben der Krieg dem Deutschthum in Ungarn bis aufs Messer erklärt worden; darum soll es ausgerottet werden! In Hermannstadt besteht ein Theater seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts; Löwe, Sonnenthal, die Gallmeyer haben ihre ruhmreiche Laufbahn dort begonnen. Nach dem Gesetz hat die Stadtbehörde die Erlaubniß zu geben für die Spielconcession. Sie giebt sie einem beliebigen Director, der Jahre lang schon dort gespielt hat; da entzieht der Minister demselben die Erlaubniß zum weitem Spiel. Warum? Der Minister führt weder einen Grund noch ein



Gesetz an. Es soll auf diese Weise eben jedes deutsche Theater in Ungarn unmöglich gemacht werden. Es giebt in Ungarn nur ein Recht der Magyaren und alle andern Völker — d. i. die Mehrheit der Bevölkerung — sind rechtlos preisgegeben der Willkür der herrschenden Klasse.

Gerade jetzt bereitet sie einen entsetzlichen Schlag vor gegen die andren Nationalitäten in einem Mittelschulgeseß. Darnach sollen alle künftigen Lehrer die Befähigungsprüfung magyarisch ablegen, neben ihrem Fach aus magyarischer Sprache und Stilistik geprüft werden, der Minister soll das Lehrziel vorschreiben, der Besuch der deutschen Universitäten wird verboten, indem ein vierjähriges Universitätsstudium gefordert wird, von denen mindestens 1 Jahr an einer magyarischen Hochschule zugebracht werden muß. Der Nicht-Magyarer aber kann in einem Jahr magyarische Sprache und Stilistik u. s. w. sich nicht aneignen, er wird alle 4 Jahre dort zubringen müssen, während der Magyarer, im Vortheil gegen ihn, auch im Ausland studiren kann. Mit einem Wort: es ist unwahr, wenn ungarische Blätter und officiöse Schreiber deutscher Zeitungen beruhigend verkündigen, es handle sich beim neuen Gesetze nur darum, dem Staat dasjenige Maß von Einfluß auf die Schulen zu sichern, das er u. a. auch in Deutschland mühsam sich errungen. Es handelt sich bei der vermehrten Staatsaufsicht in Ungarn einfach um die Vernichtung der nicht magyarischen Schulen. In Siebenbürgen insbesondere ist es ein Angriff auf die tiefsten Lebenswurzeln des Deutschtums. Es giebt in ganz Ungarn — wieder gegen das Gesetz, das der Staat nicht achtet, weil es ihm eine Pflicht Deutschen gegenüber auferlegt — keine andern deutschen Schulen, als die von der ev. Landeskirche N. B. in Siebenbürgen erhaltenen, in den sächsischen Gemeinden befindlichen Schulen. Verstaatlichung heißt in Ungarn Magyarisirung, d. h. Ruin.

Drum aber erheben auch wir unsre Stimme gegen eine solche rechtlose Vergewaltigung des Deutschtums in Ungarn. Die öffentliche Meinung in Deutschland kann nicht ruhig zusehn, wie der magyarische Chauvinismus, während er den deutschen Geldmarkt bettelnd um ein neues Anlehen angeht, alles deutsche Wesen in Ungarn vernichtet. Wir verlangen heute von der Türkei: Gleichstellung der verschiedenen Volkssprachen mit der türkischen, ist dieselbe Forderung für Ungarn denn nicht ebenso berechtigt? Wer hat Ungarn das Christenthum gebracht? Die Deutschen. Wer hat ihm Städte gebaut? Die Deutschen. Wer hat ihm die abendländische Cultur gebracht? Die Deutschen. Wer hat es vom türkischen Joch befreit? Die Deutschen und immer wieder die Deutschen. Darum müssen sie Gleichberechtigung, volle, wahre Gleichberechtigung mit den Magyaren haben. Die deutsche Sprache darf nicht in Komitaten, wo nicht 20 Menschen das Magyarische verstehen, zu Gunsten dieses unterdrückt, nicht aus dem Reichstag, vor dem Gericht verbannt werden. Deutschland will Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn; die kann nicht dauern auf die Länge, wenn in Ungarn alles was Deutsch ist, mit Füßen getreten wird.

## Literarisches.

**Franz Liszt.** Von L. Ramann. I. Band. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel. 1880.

Vor sechs Jahren erschienen in Paris „Souvenirs d'un pianiste“, die aber fast nichts weiter enthielten, als die Geschichte eines — Liebesromans Liszt's, und um so größeres Aufsehen erregten, weil man sich allgemein durch das ausgeprägtere Gerücht täuschen ließ, der „ungarische Ehrenmönch“ (wie Liszt, nachdem er Abbé geworden, von Mer. v. Humboldt genannt wurde) hätte selbst diese „Erinnerungen“ verfaßt und sich durch ihre Veröffentlichung gewissermaßen eine Ruhe erworben. Endlich stellte es sich heraus, daß das Publicum von einer Russin in schamloser Weise durch das scandalöse Nachwerk mißleitet worden war. Nun liegt uns ein Werk in seinem ersten Bande vor, worin sich eine Deutsche mit Liszt beschäftigt, und hier haben wir es mit einer durchaus ernst und gebiigen, verständnißvollen und überaus fleißigen, dem Künstler und dem Menschen gewidmeten Arbeit zu thun. Nicht geht etwa die Verfasserin mit Stillschweigen über das Liebesleben des merkwürdigen Mannes hinweg, der selbst noch bevor er sich berühmt gemacht, eine geradezu faszinirende Gewalt auf weibliche Herzen ausübte; im Gegentheil, sie lüftet sogar den Schleier des Geheimnisses, der bisher sein erstes aventure d'amour mit der geistverbrühenden aber coquetten Gräfin Papunarde bedeckte, und behandelt sehr eingehend sein allbekanntes Verhältniß zu der unter im Schriftstellernamen Daniel Stern bekannten Gräfin d'Agoult (S. 318 ff.). Aber sie verweilt nicht dabei, weil es pikant ist, sondern weil es tief in das Leben Liszt's eingegriffen und sein künstlerisches Schaffen beeinflusst hat; sie beschönigt nicht die Verirrung Weider, sie sucht sie psychologisch zu erklären; sie beleuchtet dabei den Charakter Liszt's und den der leidenschaftlich geliebten Frau, die einmal seinem Wunsche, sich mit ihm ehelich zu verbinden, mit den Worten entgegentrat: „Mad. la Comtesse d'Agoult ne sera jamais Mad. Liszt!“ Kurz, zum ersten Mal wird uns eine ausführliche und auf die besten Quellen sich gründende Lebensbeschreibung des großen Pianisten und genialen Meisters einer neuen Musikrichtung geboten, für die nicht nur alle seine Verehrer und Bewunderer, sondern auch die Gelehrten der Tonkunst der Verfasserin nur dankbar sein können. L. Ramann veröffentlichte bereits 1874 eine Studie zur zeit- und musikgeschichtlichen Stellung des Liszt'schen Oratoriums „Christus“ und gibt jetzt in dem nämlichen Verlage auch seine „Gesammelten Schriften“ heraus. Der erste, 572 Seiten umfassende, Band ihrer hochinteressanten Liszt-Biographie reicht bis zum Jahre 1840 und zerfällt in zwei Theile, deren erster in 10 Capiteln die Kinder- und Knabenjahre, deren zweiter in

28 Capiteln die Jahre der individuellen Entwicklung schildert. Letztere vollzog sich in Paris und auf Reisen in der Schweiz und in Italien, unter den mannigfachen Einwirkungen war, aber ohne daß Liszt die geistige Richtung verlor, welche ihm die Grundlage seiner Subjectivität, die classische Disciplin, anwies. Man hat ihn mit Unrecht zu den französischen Romantikern gerechnet, ihn wol auch insbesondere einen Nachahmer Berlioz's genannt. In Wirklichkeit machte er, wie L. Ramann nachweist, nur eine romantische Periode durch, ungefähr so, wie ideal angelegte Naturen eine Welterschmerzperiode durchmachen, und trotz seines unigen Anschlusses an Berlioz behielt er in der Hauptsache seine Eigenartigkeit. Näher auf den Inhalt seiner Biographie hier einzugehen, verbietet uns der Raum; ein überaus reiches Material hat die Verfasserin zusammengetragen und aufs Ansehendste verarbeitet. Bemerkte sei nur noch, daß der vorliegende Band am Schluß auch ein die Zeit bis 1840 betreffendes chronologisches Verzeichniß der Compositionen und Gesäße Liszt's enthält, sowie mit alphabetischem Verzeichnis, Sach-, Länder- und Städteregister versehen ist, welche den Werth des Buches wesentlich erhöhen. C. M.

**Secret und die oberländische Reformation.** Quellen-Studien von Lie. theol. G. Tollin, Prediger. Band I. Michael Secret und Martin Buser. Berlin, Verlag von H. R. Mehlenburg, 1880.

Der Verfasser setzt in diesem Werke eine höchst schwierige Arbeit fort. Die Feinde Secret's, und er hatte deren ringsum, obgleich es ihm nie in den Sinn gekommen war, eine Secte zu stiften, haben sich nicht damit begnügt, seinen Leib zu Asche zu brennen, sondern auch seine Werke vertilgt, so daß ihm der Ruhm der Entdeckung des Blutunlaufs zwei Jahrhunderte lang verenthalten werden konnte, und endlich die Spuren seines persönlichen Verkehrs, seiner Correspondenz systematisch verwißt. Trotz der Schwierigkeiten, die hieraus dem Forscher erwachsen, hat Herr Tollin bereits in zwei früheren Werken mit Erfolg die Beziehungen Michael Secret's einmal zu Luther und dann zu Melancthon aufzuhellen versucht. In der gegenwärtigen Schrift beleuchtet er nun das Verhältniß des Aragoniers zu den großen Reformatoren des Elsaß, zunächst zu Martin Buser. Daß nicht alles, was der Verfasser hierüber bringt, als unzweifelhaft gelten kann, sondern der Conjectur ein Spielraum gelassen werden mußte, ist aus den zwei angelegenen Gründen klar. Indessen kann man Herrn Tollin versichern, Gründlichkeit und Scharfsichtigkeit nicht absprechen und jedenfalls ist seine Studie um so dankenswerther, als es für die Kenntniß der Wechselwirkungen zwischen Secret und

den oberländischen Reformatoren bis jetzt an jeder Vorarbeit gefehlt hat. Herr Tollin verbindet mit der seinigen noch einen Nebenweg. Nach ihm ist das Problem, eine Basis zu finden für eine religiös-sittlich-tolerante protestantisch-katholische, für eine deutsche Nationalkirche, seit Gründung des neuen Kaiserthums eine Lebensfrage geworden, deren Verantwortung sich nicht umgehen oder gar zu lange verschieben lasse. Zur Beleuchtung dieses Problems, vielleicht zur Lösung desselben, dürfte das gegenwärtige Essai beitragen, da Wuger und Servet, wenn auch Jeder auf einem anderen Wege, die Union wollten. „In Wuger und Servet,“ sagt der Verfasser, „verkörpert sich der Gegensatz zwischen der trinitarisch-protestantisch-juristischen Formal-Union und der atrinitarisch-apostolisch-sittlichen Real-Union: ein Gegensatz, der heute seine neue Bedeutung, ja eine fast unendliche Tragweite gewinnt.“ R. S.

**Die Böhminger.** Roman von Heinrich Laube. Stuttgart. Verlag von Eduard Hallberger. 3 Bd. 1880.

Es mag billig bezweifelt werden, ob der greise Laube wohl gethan, nachdem er sich als dramatischer Schriftsteller und Bühnenleiter reiche Lorbeerkränze erworben hat, zur Romanschriftstellerei zurückzukehren. Die Böhminger, welche der Mühe eines Interregnums in Laube's Direction des wiener Stadttheaters das Leben danken, waren für das deutsche Publikum eine Ueberraschung, aber auch eine Enttäuschung. Bei aller Achtung vor dem Talente des Verfassers kann man vom kunstkritischen Standpunkte aus nicht umhin, gegen den Roman manches Bedenken zu erheben. Die Fabel ist interessant angelegt; jedoch entschüpft der Faden derselben hier und dort den Händen des Dichters. Episoden mischen sich ein, deren allzu ausführliche Behandlung den eigentlichen Kern des Romans ganz in den Hintergrund drängt. Neben lebhaften, geistreichen und glänzenden Schilderungen von Situationen und Charakteren befremden andere durch ihre Mattheit. Der Humor versagt dem Dichter zuweilen, und ist das Eine sorgfältig ausgearbeitet, so das Andere flüchtig hingeworfen. Den Hauptinhalt des Romans bilden die demokratischen und demagogischen Umtriebe im westlichen Deutschland, welche die römische Kirche anfangs begünstigt, dann aber, als sie einsieht, daß die Heißsporne durchaus nicht das Jeng dazu haben, eine politische Umwälzung in Deutschland zu Wege zu bringen, fallen läßt und sich auf die Seite der weltlichen Regierung stellt. Unter den Römlingen von der langen und kurzen Robe befinden sich beiläufig einige trefflich gezeichnete Charakterköpfe. Der Held des Romans ist ein Demokrat und ist es wieder nicht. Man kann sagen, daß er ein Demokrat mit konservativen Neigungen ist, welche letztere denn auch triumphiren und es seiner hohen Genießerin möglich machen, als die Demagogenversammlungen beginnen, ihn wirksamst in Schutz zu nehmen, so daß er mit einer kurzen

Freiheitsstrafe davon kommt und ihm überdies gestattet wird, seine Haft auf dem Gute seiner Protectrix in aller Freiheit zu verbüßen. Man fragt sich wohl mit Recht, was Laube veranlassen konnte, den Leser in jene Zeit der demagogischen Umtriebe zurückzuversetzen und vor allen Dingen zu seinem Helden einen Charakter so fragwürdiger Art zu wählen? Die Antwort wird lauten müssen, daß der Verfasser sich selbst im Wendepunkte seines Lebens geschildert habe und so wird der Roman vom autobiographischen Standpunkte aus ein Interesse beanspruchen dürfen, das man ihm als lediglich dichterischem Erzeugniß kaum zugeteilen möchte. Daß es sich hier in der That um ein Spiegelbild der Umkehr handelte, die sich seiner Zeit in dem revolutionären jungdeutschen Heinrich Laube vollzog, und der Verfasser in der Darstellung derselben mit großer historischer Treue zu Werke gegangen ist, dafür liegen die Belege in seinen 1875 veröffentlichten „Erinnerungen“ und in dem von Ludmilla Assing herausgegebenen Briefwechsel des Fürsten Pückler-Muskau mit Heinrich Laube vor. Der beschränkte Raum zwingt leider, es bei diesem bloßen Hinweise bewenden zu lassen. Nur so viel sei hier bemerkt, daß, als Laube in einem ziemlich unklaren Briefe dem Fürsten schreibt: „Ich habe bereits alle befängenen Schiboleths (nämlich Jungdeutschlands) abgeschüttelt und stehe wieder einmal nackt in der Culturarena, offen gestanden, nicht ohne conservative Sympathien und bin sehr neugierig, was aus uns werden wird“ — der Fürst ihm antwortet: „Sie thun gut sich einzubilden, Ihre Meinung geändert zu haben, weil Sie einsehen, nicht damit durchzukommen. Was liegt auch in unserer Zeit, welche die Kraft längst verlassen, daran, welche Meinung man hat, wenn man sie nur mit Verstand und Talent zu verfechten versteht. . . . Da Sie, wie Sie mir schreiben, alles Alte über Bord geworfen haben und als nackter Mensch wieder dastehen, so hoffe ich, begegnen wir uns noch einst als Mitarbeiter im Interesse meines Freundes, des preussischen Polizeiministers, des genialen Herrn v. Kochen.“ — Die Begegnung des „klassisch und polizeilich gewordenen Deutschlands“ in der Person Laube's mit v. Kochen fand dann auch überraschend bald Statt und Laube erhielt den Auftrag, seine Hochzeitsreise, die er anzutreten im Begriff stand, nach Straßburg zu lenken, wo eben der Putsch Napoleons stattgefunden hatte, um sich über die dortige Stimmung zu orientiren. Als dann die Demagogen's Unternehmungen angingen und Laube wegen seiner einstigen Freischütterslei 6 Jahre erhielt, wurde die Strafe durch die Vermittelung des Fürsten Pückler auf anderthalb Jahre herabgemindert und ihm gestattet, dieselbe in dem Amtsanse des Fürsten, das in dem Park von Muskau liegt, zu verbüßen und dorthin seine Familie mitzunehmen. Wie angenehm diese Haft war, kann man des Weiteren in den „Böhmingern“ nachlesen und vielleicht vergleicht man damit Fritz Reuter's „Ut mine Festungstid.“ Daß

Laube die Umkehr seines Helden im Romane psychologisch klarer gezeichnet habe, als die eigene in dem zuvor erwähnten Briefe an den klar blinkenden Fürsten Pückler, kann übrigens nicht behauptet werden. R. S.

**Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben von Reinhold Werner, Contre-amiral a. D. Berlin 1880. A. Hofmann & Comp.**

Es ist ein höchst interessantes und nach vielen Seiten anregendes Buch, welches wir hier vor uns haben — wer aber annehmen wollte, daß sein Inhalt irgend welche Aufschlüsse über gewisse Vorgänge geben würde, welche s. Z. großes und berechtigtes Aufsehen erregten, würde sich stark enttäuscht fühlen. — Wir haben in dem Buche drei Phasen zu unterscheiden, welche der Thätigkeit des Verfassers als Seemann entsprechen. Als schriftstellerische Leistung müssen wir dem ersten Theile — „Eine erste Seereise“ betitelt — den Preis zuerkennen, es ist ein ergreifendes, in seiner schlichten und doch von poetischem Hauch verklärten Darstellung, besonders überzeugendes Bild der gefährvollen und mit so vielen Enttäuschungen verbundenen seemannischen Laufbahn in ihrem Beginn, zugleich eine Reiseschilderung, die von hervorragender Beobachtungsgabe zeugt und eine Fülle interessanter Momente bietet. — Der zweite Theil gibt einen kurzen Abriss der Geschichte der vormaligen deutschen Marine von 1848—1852, ein klares übersichtliches Bild jenes mit so großen Hoffnungen und Erwartungen inscenirten und von so kläglichem Ausgange begleiteten Unternehmens. Eingeflochten sind launige Schilderungen der Thätigkeit des damaligen Seecapitäns an Bord der zur Unthätigkeit verdamnten Schiffe, eine brillante Darstellung des Kampfes in der Eidermündung, welcher die Eroberung der „Gefion“ zur Folge hatte, zahlreiche Excursse auf nautischen und politischen Gebiet. — Der dritte Theil umfaßt die Schilderung der unter Werner's Oberbefehl stehenden Expedition mit der Panzerregatte „Friedrich Karl“ nach Westindien und der nach erfolgter Rückkehr von dort in den spanischen Gewässern stattgehabten Demonstration gegen die Ausländischen zum Schutz der deutschen Staatsangehörigen in Spanien, reich an interessanten Einzelheiten und ein wohlthuender Gegensatz zu dem vorangegangenen trüben Capitel von der unter Hannibal Fischer's Hammer verendeten deutschen Flotte. Auch hier, wo naturgemäß die Persönlichkeit des Verfassers als Commandeur des Geschwaders mehr in den Vordergrund tritt, berührt die würdige Zurückhaltung des Erzählers besonders sympathisch und unwillkürlich drängt sich dem Leser das Gefühl des Bedauerns darüber auf, daß ein solcher Mann, ein gausser Mann, der Thätigkeit für das Wohl der deutschen Marine entrückt ist. Von speciellem Interesse sind die Aubeutungen des Verfassers über die Rückerwerbungen der Insel Helgoland und die Bedeutung des Besitzes von Colonien für

Deutschland, wir können nur hoffen und wünschen, daß diese Aubeutungen an geeigneter Stelle zum Wohle des Vaterlandes praktisch weiter ausgeführt werden mögen. G. J.

**„Durch die Sternennwelt“ von Ferdinand Sigmund. Wien. Hartleben 1880.**

Ein astronomisches Werk von dem berühmten Wädler führt den beiseitegelassenen „populären“ Astronomie.“ So hoch der Titel dieses Werkes zu veranschlagen, so wird doch jeder, der es studirt hat, zugeben müssen, daß darin sehr häufig die Grenzen des „populären“ durch mathematische Deductionen, welche tüchtige Kenntnisse in der Mathematik voraussetzen, überschritten worden sind. Wenn wir auch nicht wagen, das Buch „Durch die Sternennwelt“ dem Werke Wädler's an die Seite zu stellen, so glauben wir doch jenem eine leichtere Verständlichkeit nicht absprechen zu dürfen, insofern es sich der mathematischen Betrachtungen wenig enthält, daß auch der Laie das Gebotene sich einprägen vermag. Nachdem die astronomische Einteilung des Himmels in leicht faßlicher Weise beschrieben, beginnt der erste Theil mit der Sonnenwelt, worin, unterrichtet von trefflichen, theils auch colorirten Abbildungen, eine Beschreibung von Sonne, Planeten, Cometen und Meteoriten gegeben wird. Diese Beschreibung, welche den ersten Band des ganzen Werkes von 480 Seiten einnimmt, ist eine sehr ausführliche zu nennen, insofern sie neben den physischen (und zuweilen auch chemischen) Eigenschaften der Himmelskörper, ihre Bahn, Elemente und die historischen Beobachtungen darüber in Betracht zieht. Ist doch selbst der beim Aufleuchten einiger Meteorite berechneten Entfernung von der Erde Ermäßigung gebührend. Die Beschreibung der einzelnen Planeten mit ihren Monden, ist eine eingehende, auch dürfte es für den, einen guten Lubus besitzenden Laien hier, sowie auch bei Auffindung der Fixstern-Gruppen, eine angenehme Zugabe des Werkes sein, daß sowohl bei den Planeten die Mondstellungen (wenn sich diese auch verändern) wie auch die wichtigsten Sternbilder abgebildet sind. Das Auffinden am Himmel wird jedenfalls dadurch erleichtert. Der zweite Band beschäftigt sich mit der Fixsternwelt. Hierbei werden nicht nur die interessantesten Sterngruppen und Nebel beschrieben, sondern auch zahlreiche Details in tabellarischer Form geteilt. Ferner ist eine Tabelle zur Verwandlung mittlerer Zeit in Sternzeit gegeben, die namentlich denen sehr bequem sein dürfte, die einen Himmelsglobus besitzen, mit welchem sie dadurch für jede beliebige Stunde nachweisen können, welches Sternbild sich im Meridian oder doch in der Nähe des Meridians befinden müsse. Die Eigenschaften der Spectral-Analyse bei den Fixsternbeobachtungen sind in ausgiebiger Weise beschrieben. Ein Capitel, das in Wädler's Astronomie fehlt und doch recht eigentlich zu den astronomischen Beobachtungen gehört, ist das über die Fernrobre und Sternwarten. Es wird gewiß jedem

Vaien, zumal wenn er selbst ein solches Instrument besitzt, interessieren, Berichte über die Leistungen verschiedener Refraktoren von der Erfindung Galilei's an bis in die neuesten Fortschritte zu lesen und dabei zugleich Kriterien über den Werth eines Fernrohrs zu erlangen. Gehen doch die Fortschritte der Himmelskunde mit denen des Fernrohrs Hand in Hand. Ebenso wird die Beschreibung von Sternwarten jedem Liebhaber der Astronomie willkommen sein. So bietet denn das Werk so viel Mannigfaltigkeit, daß selbst der Fachmann und sei es nur wegen der historischen und biographischen Berichte und Abbildungen, es nicht bei Seite legen wird. Astronomen zu bilden vermag es freilich nicht und will es auch nicht; wohl aber wird es Jedem eine anziehende Lectüre sein.

### Die Wunder der Physik und Chemie von Ferd. Sigmund. Wien, Hartleben. 1880.

Die populären Bücher über Naturwissenschaft sind größtentheils Ansätze aus fachwissenschaftlichen Werken. Die Kunst des Compilators besteht deshalb lediglich darin, das für die allgemeine Bildung wissenschaftlichste zusammenzutragen, so daß der Leser auch ohne tiefere Studien im Stande ist, das Dargebotene, so lückenhaft es auch der Natur der Sache gemäß sein muß, zu verstehen. Weit entfernt, daß (wie oft Vaien glauben) das Lesen populärer Schriften dem Leser zu einem ganz passablen Naturforscher macht, so erfüllen solche Bücher doch den allerdings hoch zu veranschlagenden Zweck, die Naturwissenschaft in immer weitere Kreise zu verbreiten, und dadurch mittelalterlichem Aberglauben und Verurtheilen immer mehr den Boden zu entziehen. Die Naturwissenschaft geht aber auch mit der Humanität Hand in Hand; ja man sagt von ihr nicht zu viel, wenn man sie in Folge ihrer Eigenschaften auf humanem Gebiete die Trägerin der Humanität nennt. Verbreitung der Naturwissenschaft bedeutet deshalb Verbreitung der Humanität; und schon darum müssen uns populäre naturwissenschaftliche Werke stets willkommen sein. Man wende nicht ein, daß durch populäre Schriften dieser Art nur das Halbwissen vermehrt werde. In der Naturwissenschaft gibt es kein Halbwissen, je fern man unter Wissen Verstehen meint. Wenn Jemand sagt, er kenne die Fallgesetze so einigermaßen, so ist das ebensogut, als wenn er zugibt, sie gar nicht zu kennen. An Naturgesetzen läßt sich absolut nichts deuten, sie sind unwandelbar. Man kann also nur entweder das Gekwisse wirklich kennen oder nicht kennen. Halbwissen heißt hier immer: Nichtwissen. Es kommt also für den Vaien gar nicht die Quantität, sondern die Qualität des Wissens in Betracht. Das gründliche Wissen ist aber immer ein ganzes Wissen, welches, so gering auch seine Quantität sein mag, stets fruchtbar ist, weil es das exacte Denken anregt. Man sollte deshalb auch ein populäres Buch über Natur-

wissenschaft mit der Feder in der Hand lesen und die einprägenden Naturgesetze und Thatsachen daraus excerpiren. Die „Wunder der Physik und Chemie“ werden dazu vielfache Gelegenheit bieten und man wird schließlich ein Excerpt gewinnen, welches von der Mannigfaltigkeit des Stoffes Zeugniß gebend, eine bleibende, sehr schätzbare Gedächtnisküste liefert. Im physikalischen Theil dieses Werkes werden nicht bloß die wichtigsten Gesetze aus der Mechanik, Akustik, Optik, Wärme und Electricität erläutert, sondern auch zugleich deren praktische Verwendung an Maschinen, Apparaten und Instrumenten durch vorzügliche Abbildungen dem Leser vorgeführt. In gleicher Weise ist das überaus reich Material aus dem chemischen Gebiete bewältigt worden, in so fern von Allem nur etwas, aber dann in gründlicher Weise besprochen wird. Auch hier fehlt es nicht an Beschreibungen und Abbildungen zur Erläuterung industrieller Anwendungen chemischer Verfahren. Besonders zu loben sind aber die in dem Werke zerstreuten geschichtlichen und biographischen Notizen, welche letztere durch eine so große Fülle von Abbildungen berühmter Naturforscher geziert sind, daß man bekannter kann, in keinem andern Werke eine solche Zahl berühmter Porträts aus dem Gebiete der Physik und Chemie wieder zu finden. Das Buch ist in jeder Beziehung dem sich für Physik und Chemie interessirenden Vaien zu empfehlen.

### Das Zeitalter des Dampfes von Dr. Ernst Engel. (Berlin 1880. Verlag des königl. statistischen Bureaus.)

Ein Autor von so hervorragender Bedeutung im Gebiete der Statistik wie Dr. Engel birgt schon an sich dafür, daß auch die vorliegende Arbeit eben so sehr Zeugniß von Gediegenheit als Originalität ablegt. Vor allen Dingen ist zu betonen, daß eine Statistif der Dampfkraft, wie sie im „Zeitalter des Dampfes“ geboten wird, von allen Statistiken vielleicht die zeitgemäheste ist. Um so erstaunlicher dürfte es daher sein, daß gerade diesen Verhältnissen, welche sowohl in finanzieller als auch wirtschaftlicher Beziehung einen so hervorragenden Einfluß auf unsere ganze Zeit ausüben, bisher so wenig „Rechnung“, im eigentlichen Sinne des Wortes, getragen wurde. Wie überraschen daher die Riesencapitalen, welche die einzelnen Culturstaaten in ihren Dampfunternehmungen angelegt haben. Deutschland allein hat 11 100 Millionen Mark (also fast 3mal so viel als die französische Kriegsschuld) auf Dampfunternehmungen verwendet und zwar den größten Theil (80 pCt.) dieser Riesensumme in den letzten 20 Jahren. Und doch ist diese Summe nur  $\frac{1}{2}$  von dem Dampfanzlage-Capital der Erde. Aber — was noch mehr bedeutet — die Dampfanzlagen, und damit ihre Kosten, vermehren sich noch fortwährend, so daß in einer Statistif im Jahre 1900 auch diese Summen noch klein erscheinen dürften. Wenn wir aber die Kraftleistung

des Dampfes mit der Menschenkraft vergleichen, so können wir daran recht deutlich sehen, wie es mit unserem ganzen Dasein stehen würde, wenn wir diesen Kraftriesen, welcher für uns arbeitet, entbehren müßten. Deutschland verfügt über eine Dampfleistung von 4 510 637 Pferdestärken. Da nun eine Pferdestärke von 75 Kilogramm-Metern reichlich der Kraftleistung von 6 Männern entspricht, so besitzt Deutschland in seinen Dampfmaschinen ein eisernes Arbeitervolk von über 27 Millionen Personen, d. h. etwa  $\frac{2}{3}$  der gesammten Bevölkerung des Reiches!

Alle diese Ergebnisse sind bis in die kleinsten Details in dem Engel'schen Werke specificirt und nicht allein Deutschland, sondern auch alle anderen Länder, soweit diese (was freilich oft gar nicht oder nur lüdenhaft geschieht) statistisches Material geliefert haben, sind in eingehendster Weise in ihren Dampfkraft-Verhältnissen darin untersucht worden.

Das „Zeitalter des Dampfes“ ist daher eine jedem Gebildeten nicht genug zu empfehlende Lectüre; der Statistiker aber wird in diesem Werke eine ungemein schätzbare Bereicherung auf diesem Gebiete erblicken.

**Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Herausgegeben von Professor Dr. W. Koner. Bd. 15. Heft 4 und 5 nebst den Verhandlungen dieser Gesellschaft Band VII. Nr. 6, 7 und Extra-Nummer. Berlin bei Dietrich Reimer 1880.

Dies neueste Doppelheft der eben genannten Zeitschrift bietet wieder mannigfachen und anziehenden Stoff. Nach der Eingangsabhandlung über deutsche Aufnahmen in Angola in Westafrika vom Prof. Kiepert, der eine übersichtliche Karte beige-

fügt ist, folgt eine sehr interessante Mittheilung des Dr. D. F. von Möllendorff über die Schreibung chinesischer geographischer Namen. Daran reißt sich dann eine lebhaft schildernde eines Ausfluges zum Ambergebirge im nördlichen Theile der Insel Madagascar nebst einer Kartenstiftung von J. W. Hildebrandt. Der Aufsatz: „Einiges über das Si, Su, Shui, Tao, Ki“ von R. Himly, dürfte die Freunde Chinas lebhaft interessieren, während G. H. Wichmann's Vertreibung der Bevölkerung auf den britischen Inseln eine mühsame Arbeit des fleißigen Verfassers darstellt. Das Doppelheft schließt mit der Wiedergabe der Tagebuchfortsetzung des verstorbenen Afrika-Reisenden Dr. Erwin von Barr, welche großes Interesse erweckt. — Die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde bringen sodann im Heft 6 einen Vortrag des Freiherren von Schlieffen über die Polarforschung, die im October v. J. von der Meteorologen-Conferenz in Hamburg geplant worden, im Heft 7 die Vorträge Carl Humann's über die Ethnologie Klein-Asiens und Dr. von Möllendorff's über seine im Herbst 1877 gemachte Reise in die Nähe der großen chinesischen Mauer. Die Extraummer endlich bringt zwei Vorträge, nämlich den einen vom Prof. Nagel über die Völkerwanderung und sodann den Besuch des Herrn W. Reiche bei den Jivares-Indianern in Südamerika. Man entnimmt aus allen diesen, mit großer technischer Routine und nach den Regeln der neuesten Orthographie von dem unermüdllich rührigen Herausgeber redigirten Aufsätzen mit Befriedigung, eine wie rege geistige Theilnahme an dieser Gesellschaft verbannt ist und welche bemerkenswerthen Nutzen dieselbe für die Beförderung der wissenschaftlichen Erdkunde stiftet.

#### Eingegangene Bücher, deren Besprechung sich die Redaction vorbehält:

Herten, W. Hof und Herz. Roman. Breslau und Leipzig. S. Schwetlaender.  
 Lemme, J. D. H. Gleich und Ungleich. Roman. 3 Bde. ibd.  
 Salinger, G. Eine Wahlverwandtschaft. Novelle. ibd.  
 Polko, Elise. Ein Familienideal. Roman. ibd.  
 Carus Sterne. Werden und Vergehen. 2. Aufl. Berlin. Bismarck.

Stieler, Karl. Hochlandslieder. 2. Aufl. Stuttgart. Bohn.  
 Schmitz, Clemens. Oesterreichs Schavern-Wittelsbader. München. Gafar Frickh.  
 Reichardt-Stromberg, Mathilde. Die Staatsbürgerin. Otto Wigand. Leipzig.  
 Hellwald, Fr. von. Lichtstrahlen. Augsburg. Lampert u. Co.  
 Von Sirah Militäns. J. B. Metzler. Stuttgart.

Im Verlage von Friedrich Perthes in Gotha erscheint jetzt eine „**Encyclopädie der neueren Geschichte**“, herausgegeben von Dr. Wilhelm Herbst, auf welche wir noch ausführlich zurückkommen.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. O. Janke in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Im Verlage von **G. Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Rehmke, J.**, Die Welt als Wahrnehmung und Begriff. Eine Erkenntnisstheorie. Mk. 5.—

**Urkunden und Aktenstücke** zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. — Auf Veranlassung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preussen. — X. Band. Ständische Verhandlungen II. (Mark Brandenburg.) Herausgegeben von Siegfried Isaacsohn. Mk. 12.—

**Voigt, G.**, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. In zwei Bänden. Erster Band. Zweite umgearbeitete Auflage. Mk. 8.—

So eben erschien die erste Nummer der

## Zeitschrift für Orthographie.

Unparteiisches Centralorgan für die orthographische Bewegung im In- und Ausland.

Herausgegeben von

**Dr. Wilh. Victor** in Wiesbaden.

Monatl. eine Nummer von 32—48 Spalten. Preis 3 Mark halbjährlich.

Für die Freunde einheitlicher Rechtschreibung, insbesondere für Schulbibliotheken und Lesezirkel, Parteilose Förderung der orthogr. Sache unter Mitwirkung der bedeutendsten Fachmänner des In- und Auslandes. Fremdsprachl. Artikel begleitet eine deutsche Uebersetzung. Prospekt u. Nr. 1 gratis. Bezug durch alle Buchhandlungen, die Post und die Verlagshandlung.

**Rostock.**

**Wilh. Werther's Verlag.**

Im Verlage von **Eduard Heinrich Mayer** in Köln erschien:

## Californien. Land und Leute.

Von

**Robert von Schlagintweit.**

Mit Illustrationen.

1871. 8°. Preis elegant brochirt 5 Mark, eleg. geb. 6 Mark.

Von der Reichhaltigkeit des Inhalts gibt schon die nachstehende Uebersicht der Hauptabschnitte einen Begriff: I. Vergleichende statistische Arbeiten. II. Höhenverhältnisse. III. Das Klima. IV. Landwirtschaftliche Erzeugnisse. V. Der californische und der indische Wald, vergleichende Schilderung. VI. Das Kosemiten-Ethal. VII. Die Entdeckung des Goldes. VIII. Die Gewinnung des Goldes und anderer Metalle. IX. Das Leben der Miner, früher und jetzt. X. Die Chinesen. — Anhang.

Einband-Decken zur „Deutschen Revue“.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Unsere verehrlichen Abonnenten

theilen wir hierdurch mit, dass wir zum Einbinden der „Deutschen Revue“ auf das Eleganteste ausgeführt

 **Einband-Decken** 

in englischer brauner Leinwand mit reicher Goldpressung haben anfertigen lassen, welche zum Preise von

— 1 Mark —

pro Quartal-Band durch jede Buchhandlung bezogen werden können.

Die Verlagsbuchhandlung von **Otto Janke** in Berlin,

11. Anhalt-Strasse.



In Karl Dunker's Verlag in Berlin, Lützowstraße 2, erschien:

Dr. Eugen von Schmidt,

## Die Philosophie der Mythologie und Max Müller.

Preis 2 Mark 40 Pf.

Auf dieses hochbedeutende Werk erlaubt sich die Verlagsabhandlung ganz besonders aufmerksam zu machen und nachstehend auf den reichen Inhalt hinzuweisen.

Nach der Descendenz-Theorie stammt der Mensch vom Thier ab, woraus geschlossen wird, daß zwischen Mensch und Thier kein wesentlicher, sondern nur ein gradueller Unterschied stattfindet. Dieser Schluß ist sehr zweifelhaft. Denn der wahre Begriff der Evolution, wie er von der Natur bestätigt läßt eine allmähliche quantitative Veränderung nur zwischen gewissen Grenzpunkten zu, an welchen die quantitative in eine qualitative Veränderung des Grundbegriffs umschlägt. Daher muß ein wesentlicher Unterschied schon zwischen den ersten Menschen und den Thieren, von welchen sie abstammen, angenommen werden. Uebliche Unterschiede mußten zwischen den Arten und höheren Abtheilungen der organischen Natur sich festsetzen, so daß eben deshalb die eigentlichen Mittelformen fehlten.

Der objective Fortschritt von der unorganischen Natur zur organischen und von dieser zum Menschen wiederholt sich subjectiv im Gottesbewußtsein, das von dem Begriffe der unorganischen Naturgötter zu den besetzt gedachten Naturmächten und von diesen zu den geistigen Göttern sich aufgeschwungen hat. Am vollkommensten zeigt das geistige Gottes- und Weltbewußtsein die griechische Mythologie, und von ihr aus hat dabei die Weltweisheit in angemessenster Form ihren Anfang genommen. Im Christenthum ist der Gottesbegriff transscendent und selbständig geworden, da er auch unabhängig von der Welt noch aufgefaßt werden kann. Nach dem Auftreten des Protestantismus hat die Weltanschauung durch das copernicanische System insofern sich verändert, als unsere Welt, die Erde, nur als ein Stern im Himmel unter unendlich vielen anderen erscheint. Aus diesem Princip entwickelt sich durch die Philosophie das Verneinungs-Christenthum, in welchem die Gottheit als transscendent, weil über jede besondere Welt erhaben und zugleich als in dieser immanent, begriffen wird.

Der allgemeinste und insofern ursprüngliche Gottesbegriff ist nicht mit Max Müller als das Unendliche zu fassen, sondern als Weltmacht. Dies bestätigen die ältesten von den Völkern der kaukasischen Menschenrace uns bekannten Namen für Gott. Sie konnten sich erst bilden, nachdem mehrere Naturerscheinungen ohne allgemeinen Namen verehrt waren, und drücken nur wenig ver-

hüllt den Begriff der Macht oder Herrschaft aus. Entweder wurde der Name Gottes durch den Namen des obersten Nahrungswesens oder durch Vater und Mutter oder als der Starke ausgesprochen. Diesen letzten Namen „E“ finden wir bei den Semiten, die allmählich durch ihn, weil er den ursprünglichen Gottesbegriff am reinsten und erschöpfendsten ausdrückt, eine Neigung zum Monothetismus gewannen. Ähnlich ist unter den Semiten auf der geistigen Stufe das mosaische Gottesbewußtsein am ausdrücklichsten monothetisch, weil Jahweh, welcher ist, der er sein wird, am wahrsten den Geist bezeichnet, der als reines Selbstbewußtsein sich gleich bleibt. Aus diesem abstracten Monothetismus ist in Verbindung mit dem durch die Philosophie umgestalteten Polytheismus der concrete Monothetismus des Christenthums entsprungen.

Auf den ersten Theil mit dem angezeigten Inhalt folgt ein zweiter, welcher einzelne Gestalten aus der griechischen Mythologie behandelt, damit die entfalteten allgemeinen Grundsätze mit Beihülfe der vergleichenden Sprachforschung an speciellen Beispielen durchgeführt werden. Der weisgalänzende, befähigte, fehllose und gnädige Geber von Gütern, Hermes, der in letzter Zeit vielfach Gegenstand der Besprechung gewesen ist, erweist sich als Gott des Lichts, und die aus dem Haupte des Zeus, nachdem Hephäst es geformt, mit gewaltigem Geschrei hervorgesprossene Pallas Athene als Göttin des Donners, welche als Göttin der himmlischen Stimme zugleich die Weisheit darstellt.

Endlich wird in einem Nachtrag M. Müllers Werk „über den Ursprung und die Entwicklung der Religion“ kurz besprochen und wie schon im ersten Theil bei der Kritik seiner Einleitung in die Religionswissenschaft an seiner nominalistisch so bedeutenden Theorie eine hinlängliche Verächtlichung der realen Seite des Mythos und eine consequente Evolution des Gottesbewußtseins vermist. Zwar beruft er sich auf den in der Geschichte nicht selten sich zeigenden Verfall der Religionen; aber dieser findet sich nur auf der irdischen, nicht auf der ewigeren Seite ihrer Auffassung.

In einem Excurs ist auf die Ähnlichkeit einiger indoeuropäischen und altägyptischen Wurzeln und grammatischen Eigentümlichkeiten hingewiesen.



Monatlich 1 Hest. — Preis vierteljährlich 6 Mark.  
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester = 6 Hesten.

DEC 22 1880



# Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Fünfter Jahrgang.

Hest 3. December 1880.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.  
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Berlin.

Verlag von Otto Zanke.

In beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

# Inhaltsverzeichnis.

V. Jahrgang. Heft 3. December 1880.

Ansichten des Cardinal-Staatssecretairs Jacobini über Staat und Kirche . . . . .	28
Eine Episode der Griechischen Frage . . . . .	29
Die Stellung der Armee zur Politik Oesterreichs in den letzten Jahrzehnten	29
Aus dem Leben Mattazzi's und seiner Zeit . . . . .	31
<b>P. K. Hofegger:</b> Der Wildschütz. Eine Geschichte aus den Alpen . . . . .	32
Reise-Erinnerungen aus nachgelassenen Briefen des verstorbenen Generalfeld-	
marschalls Grafen Roon. V. . . . .	34
<b>Anton Szécsen:</b> Die Literatur der Gesellschaft in Frankreich. II. . . . .	35
<b>H. Delbrück:</b> Ein ungedruckter Aufsatz Niebuhr's . . . . .	36
<b>Dr. Finkelnburg:</b> Ueber Ziele und Wege der internationalen Gesund-	
heitspflege . . . . .	37
Skizze einer Welt- und Lebensanschauung aus dem Ende des XIX. Jahr-	
hunderts. II. . . . .	39
Briefe aus Italien. I. . . . .	41
Literarisches . . . . .	41

■ Diesem Hefte liegen 2 Extrabeilagen bei, welche wir der Beachtung unserer Leser empfehlen:

1. von **Ad. Titz's** Verlag in Leipzig;
2. von **Gesenius' Buchhandlung** in Halle a. S.

## Ansichten des Cardinal-Staatssecretairs Jacobini über Staat und Kirche.

Von einem unserer Mitarbeiter in Rom geht uns ein Bericht zu, der genau die Ansichten des neuen Staatssecretairs des Papstes über die Friedensverhandlungen mit Preußen und die Stellung der Curie zu anderen Staaten wiedergibt. Wir glauben, daß dieser Bericht einen besonderen Werth für die Verhandlungen im preussischen Landtage sowie auch für die Politik hat, die der neue päpstliche Staatssecretair befolgen wird.

Redaction der Deutschen Revue.

Rom, Mitte November.

Sogleich nach seiner Ankunft aus Deutschland hat der Cardinal Jacobini — am 13. November — eine Audienz beim Papst gehabt und seine Ernennung zum Staatssecretair der Curie gilt als gesichert.

Seine Eminenz wohnt zur Zeit im dritten Stock des Convento dell' anima in einer höchst einfachen Wohnung; man erhält leicht Zutritt zu ihm und er empfängt den Besucher auf die herzlichste und zuvorkommendste Weise: sein Auftreten, seine Rede zeugen von klarem Verstande, festem Willen eben so sehr wie von Liebenswürdigkeit.

Die folgenden Mittheilungen enthalten die Ansichten des Cardinals Jacobini.

Bekannt ist, daß der Papst Leo XIII. den Frieden zwischen Kirche und Staat in Deutschland wünschte und die ersten versöhnenden Schritte that, welche beim deutschen Kaiser gute Aufnahme fanden. Man war auf Seiten der Kirche zu Concessionen geneigt; natürlich konnte und wollte man nicht die Grundsätze aufgeben, welche das Fundament der katholischen Kirche bilden. Zu beiderseitigem Vortheil war das Verhältniß zwischen Kirche und Staat in Preußen nach dem Jahre 1848 und bis zum Jahre 1870 zufriedenstellend: man konnte dies Verhältniß anderen Staaten, selbst katholischen, als Muster aufstellen. Die Verfassung garantierte die Freiheit der katholischen Kirche wie der anderen Confectionen.

Es wird behauptet, daß die Centrum-Partei durch ihre feindselige Richtung gegen die neue Gestaltung der Dinge in Deutschland die Mai-Gesetze hervorgerufen habe — doch ist daran zu zweifeln.

Man nimmt an, daß in anderen Ländern der Staat ähnliche Gerechtigkeiten der Kirche gegenüber ausübe, wie die Mai-Gesetze sie in Anspruch nehmen. Es

ist wahr, daß in allen Ländern einzelne Gesetze vorhanden sind, welche die Rechte der Kirche verletzen, in dem einen Lande dieses, in dem anderen jenes Gesetz: aber in keinem Lande besteht eine solche Summe von Gesetzen, welche der Kirche nachtheilig sind, wie in Preußen seit dem Culturkampf.

Und dann — begründet es nicht einen wesentlichen Unterschied, ob es sich um ein Land handelt, wo Herrscher und Volk katholisch sind, oder um ein Land, wo nur der kleinere Theil des Volkes der Kirche angehört? In jenem Lande werden die Gesetze in einem der katholischen Kirche günstigen Sinn ausgeführt; die katholische Gesinnung beherrscht den Buchstaben des Gesetzes: da kann die Curie eher eine Concession machen, ein der Kirche nachtheiliges Gesetz dulden.

Genug, der Culturkampf ist da! Der Religions-Unterricht ist in den Schulen den Geistlichen entzogen; vielen Gemeinden fehlt der Pfarrer und das religiöse Bedürfnis des Volkes kann nicht mehr befriedigt werden; die Bischöfe sind verbannt, welche die Diözese leiten, die Seminaristen verdrängt, welche Priester für die Zukunft erziehen sollen: ein Zustand, welcher der Kirche nachtheilig, aber auch für den Staat ungünstig ist, der so zu sagen neun Millionen seiner Unterthanen in ihren heiligsten Interessen verletzt.

Es ist zu Verhandlungen zwischen Staat und Kirche gekommen; zuerst wurde mit dem Prinzen Reuß in Wien, dann später mit dem Fürsten Bismarck in Gastein unterhandelt. Der große Staatsmann war nicht zu verkennen, leider ist er zu wenig nachgiebig.

Endlich kam man überein, die Maigesetzgebung durch Sachverständige gemeinschaftlich studiren zu lassen und die Punkte zu ermitteln, welche zu ändern wären. Von deutscher Seite wurde Hübler, von Seiten der Kirche mehrere Delegirte damit beauftragt. Als nun die Arbeiten so weit gediehen waren, daß Deutschland erklären sollte, welche Theile der Mai-Gesetzgebung fallen, welche Theile abgeändert werden sollten, erklärte Fürst Bismarck, daß die Regierung von der Volksvertretung die Befugnis verlangen werde, die Maigesetzgebung zu ändern. Die Curie hat hierauf geantwortet, daß die Unterhandlungen den Zweck gehabt hätten, diejenigen Theile der Mai-Gesetzgebung festzustellen, welche auf gesetzlichem Wege in Preußen abzuschaffen wären. Welchen Gebrauch die Regierung von der erlangten Vollmacht machen würde, könne die Curie nicht wissen, und namentlich sei auf diesem Wege das Verhältniß zwischen Staat und Kirche nicht in dauernder Weise zu ordnen. Danach ist denn zwischen Rom und Berlin wol noch hin und her geschrieben worden, aber die Sache blieb in der Schwebe. Ueber seine (des Cardinals Jacobini) Worte: „Ja, ja, mit Deutschland muß Friede gemacht werden!“ würde man sich Täuschungen hingeben, wenn man vermeinte, er habe damit die Absicht an den Tag legen wollen, die Waffen zu strecken: der Ausruf entsprang nur dem ernstlichen und aufrichtigen Wunsch, mit Deutschland zu einem Abkommen zu gelangen, das die Interessen der Kirche nicht schädige.

In Bezug auf Frankreich liege der Ausspruch des Papstes vor, der an Klarheit nichts zu wünschen übrig lasse. — Der Papst hat an den Cardinal Guibert, den Erzbischof von Paris, geschrieben, daß die Congregationen keiner Regierung feindlich gesinnt sind, im Gegentheile zur Erhaltung der öffentlichen

Ruhe beitragen und daß es daher den Männern, die sich in der That mit der Wohlfahrt des Volkes beschäftigen, wenig gezieme, sich der Religion zu entäußern, welche diesem am Herzen liegt. Alle Bischöfe Frankreichs haben eine lobenswerthe Haltung angenommen; ebenso die geistlichen Körperschaften, welche die Kirche gegründet hat und denen der Staat wichtige Dienste verdankt. Diese Dienste hätten die geplanten Mißhandlungen verhindern sollen, um so mehr, als eine große Zahl französischer Bürger aus allen Klassen sich beeilte, Beweise ihrer Ergebenheit für die Congregationen abzulegen, um so mehr, als zahlreiche Beamten ihr Amt niederlegten, um niche Werkzeuge der Verfolgung zu werden.

Die Decrete sind inzwischen ausgeführt worden und der Papst hat seinen Legaten beauftragt, Beschwerden bei den Ministern zu erheben.

Aber da diese Klagen keine Wirkung gehabt haben, ist es die Pflicht des Papstes, seine Stimme gegen die Maßregeln zu erheben, welche zum Nachtheil der religiösen Orden ergriffen worden. Inzwischen theilte man dem Papste mit, daß die Decrete fernerhin nicht angewendet werden würden, wenn die religiösen Congregationen schriftlich erklärten, daß sie den politischen Bestrebungen fremd wären und daß sie sich nicht in den Kampf der Parteien mischen würden. Der Papst nahm diese Bedingung an, welche in keinem Punkte weder der katholischen Lehre, noch der Würde der religiösen Orden zuwider war.

Es ist unzweifelhaft, daß die katholische Kirche keinerlei Regierungs-Form tadelt, auch verfolgt der Heilige Stuhl keine anderen Zwecke, als die Erhaltung der Religion; weder kann er, noch will er die Rechte der Regierungen verletzen, welcher Art sie auch sein mögen. Um die Ordnung zu erhalten, muß man in gerechten Dingen denjenigen gehorchen, welche regieren; aber daraus folgt nicht, daß man dasjenige billigt, was in der Verfassung oder in der Verwaltung des Staats ungerecht ist.

Auch schien es, daß nach der oben erwähnten Erklärung für die religiösen Orden nicht mehr zu fürchten sei. Es ist daher außerordentlich bedeutend, daß im Gegentheil die Decrete ausgeführt wurden.

Der Papst verabscheut die Rechtsverletzung, welche der katholischen Kirche dadurch zugesügt wird, und da der Krieg grausam beginnt und da neue schreckliche Schlachten im Anzuge sind, ist es seine Pflicht, die Institutionen der Kirche zu erhalten und die Gerechtfame zu wahren, welche seinen Händen anvertraut sind. Er rechnet hierbei auf die Hilfe der Bischöfe und der anderen Brüder.

Auf diesem Standpunkt wird der Heilige Stuhl Frankreich gegenüber verharren.

Was die Stellung zu Italien betrifft, so liegt gleichfalls eine maßgebende Rundgebung des Papstes vor. Den 25. October hielt Seine Heiligkeit den früheren Beamten der päpstlichen Regierung eine Rede, in welcher er eine höchst energische Sprache führt und nach dem allgemeinen Urtheil in Europa einen bedeutungsvollen Schritt auf der Bahn einer Politik der Unversöhnlichkeit macht. Nicht mehr wird nur die Stadt Rom beansprucht, sondern das ganze frühere Gebiet des Kirchenstaats. Auch er (Cardinal Jacobini) meint, daß die Weltgeschichte uns vorläge und die ließe sich nicht ändern. Schon manches Mal hat die Kirche das Patrimonium Petri verloren und immer es wiedergewonnen. Es sei der Wille Gottes,

daß der Papst, um Allen in gleicher Weise anzugehören, Niemandem unterthänig sei. Der Papst bedürfe nicht einer scheinbaren Unabhängigkeit, sondern einer wirklichen, welche nur durch den Besitz des Kirchenstaats gewährleistet sei.

Ueber die Möglichkeit des Friedens mit dem modernen Staat hat Cardinal Jacobini folgende bemerkenswerthe Ansichten.

Der moderne Staat muß religiöser werden. Die Kirche war früher da als der Staat; die Kirche ist von Gott gegründet und daher kann der Staat nicht verlangen, daß die Kirche von ihren Ordnungen, Gerechtigkeiten und Freiheiten lasse. Der Staat habe für die weltlichen Interessen, die Kirche für die höheren Interessen zu sorgen: den letzteren gebühre der Vorrang. In dem einzelnen Menschen seien beide Interessen vereinigt, so müssen auch Staat und Kirche einig sein. Die Bibel sagt: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist;“ das sei der Standpunkt, den die Kirche immer festgehalten. Die Scheidelinie zwischen Weltlichem und Geistlichem zu ziehen, sei allerdings ein schweres Problem — er schien sagen zu wollen, ein unlösbares. Befragt, wer im Zweifelsfall die Grenzlinie zu ziehen habe, bekannte sich Seine Eminenz rund und nett zu der Ueberzeugung, daß es der Kirche zustehe diese Grenze zu ziehen.

---

So weit unser Bericht, in welchem wir mit voller Objectivität die Aeußerungen des geistvollen Mannes wiederzugeben suchten, — für die Genauigkeit des Sinnes stehen wir ein. Daß unser Standpunkt ein ganz anderer ist, daß wir unbedingt auf Seiten des Staates stehn, bedarf an dieser Stelle kaum einer Erwähnung.

Diesen Mittheilungen gegenüber ist unsre Ueberzeugung bestätigt worden, daß eine Einigung in den Principien zwischen Staat und Kirche nicht möglich ist. Der Staat kann die Ansprüche der Kirche nicht anerkennen, der katholische Staat nicht, und der protestantische natürlich noch weniger. Auch die Kirche würde durch Nachgiebigkeit in den Principien nach und nach vom Staate abhängig werden. Ein Modus vivendi ist möglich, doch werden Staat und Kirche, so vielfach ihre Interessen auch Hand in Hand gehen, in einzelnen Punkten immer zwei rivalisirende, zwei entgegengesetzte Gewalten bleiben, so lange die eine nicht der anderen unterthänig ist. Die Macht — und wir rechnen den rechten Sinn, die gute Absicht, den klaren, feinen, erfahrenen Verstand zu den wesentlichsten Macht-Elementen — die Macht sagen wir, wird zwischen Staat und Kirche entscheiden; so Sorge dem der Staat, daß er der Stärkere sei. In den Unterhandlungen mit der Kirche hat es der Staat mit den feinsten Diplomaten der Welt zu thun, weil er es mit einer tausendjährigen Tradition der diplomatischen Kunst zu thun hat, weil er gewöhnlich mit Italienern unterhandeln wird. Der Italiener besitzt mehr als andere Nationen die Kunst, zu unterhandeln. Er ist durchdringend in der Beobachtung, so schnell im Begreifen der fremden Absicht, daß es oft als Divination erscheint. Er hat einen feinen Verstand, ein Gefühl für die Schwächen des Gegners und ein unnahelhaftes Talent den bitteren Kern in eine reizende Schale zu hüllen.

---

Im Gegensatz zu diesen Ansichten des neuen Cardinal-Staatssecretairs veröffentlichen wir nachstehenden, an den Chef-Redacteur der „Deutschen Revue“, Richard Fleischer, gerichteten Brief des Bischofs Dumont. Die Clericalen haben diesen streng katholischen Bischof mit Schmähungen überhäuft und verfolgt, weil er die Religion von der weltlichen Politik trennt. Die nachstehenden Zeilen des Herrn Bischofs werden aber zeigen, daß er ein sehr richtiges und klares Urtheil über die Haltung der Curie und der Bischöfe hat.

Die Redaction.

Villers Perwin le 8 Novembre 1880.

Monsieur le Rédacteur en chef!

J'ai reçu ce matin la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser le 6 et, je vous remercie, je partage votre avis. Si le but que vous vous proposez est digne d'un bon citoyen, d'un homme de coeur, d'un publiciste aussi distingué que vous l'êtes, Monsieur le Rédacteur, ce but n'est pas moins digne d'un évêque catholique dont le seul désir sur la terre est de voir triompher la cause de l'éternelle justice et de la vérité. Oui, monsieur le Rédacteur, je crois comme vous que si mes vénérés collègues d'Allemagne connaissaient vraiment la situation, la paix avec l'Eglise Catholique Romaine serait non seulement possible mais facile à obtenir dans des conditions honorables qui ne blesseraient en rien ni la religion catholique ni la conscience des vénérés prélats. Oui, si les vénérables évêques d'Allemagne pouvaient croire ce qui est malheureusement vrai, ils demanderaient et ils exigeraient des explications de la part de Léon XIII relativement aux agissements perfides de la diplomatie du Vatican. Je suis Catholique dans l'âme, j'ai souffert et je souffre avec mes frères d'Allemagne, mais je vois évidemment que ce qu'ils souffrent aujourd'hui ils le souffrent principalement à cause des vues ambitieuses et mondaines de Léon XIII et de nombreux prélats de sa cour. Il faut du temps, beaucoup de temps pour que des Evêques Catholiques puissent se résigner à croire qu'un pape cherche autre chose que la gloire de Dieu et le salut des âmes.

Les évêques d'Allemagne ne peuvent manquer de s'informer auprès des évêques de Belgique, auprès des prêtres de mon diocèse. Or aujourd'hui je suis vilipendé par tous ceux qui me vénéraient il y a à peine un an. Je suis traité d'apostat, on me calomnie de toute manière.

J'aurai soin de faire une relation complète avec pièces à l'appui. — Je saisis les tribunaux de quelques actions en révindicacion dans le but de faire examiner les actes de Léon XIII, peu-à-peu le jour se fera.

Aujourd'hui le noble but que vous vous proposez en m'écrivant, ne pourrait être atteint.

Je conserverai soigneusement la lettre que vous avez bien voulu m'adresser et je me ferai un plaisir de vous adresser, à l'occasion, les documents qui auraient quelqu' intérêt.

Les publications que j'ai faites ont excité tant de colère contre moi que ma vie est en danger. Mais avec la grâce de Dieu, la crainte du

danger ne m'arrêtera pas et j'espère que dans un an ou deux la diplomatie vaticane actuelle sera tellement démasquée qu'elle cessera d'être un danger pour la paix intérieure des Etats et la paix des consciences vraiment catholiques. — — —

Je ne demande qu'une chose c'est que l'on n'insinue pas que j'abandonne en rien ma religion. Je suis et je reste évêque catholique. Je crois en la Saint Eglise Catholique Apostolique et Romaine; j'abhorre la diplomatie actuelle du Vatican.

Agréez, Monsieur le Rédacteur en chef, l'expression de ma considération très distinguée et, si vous le voulez bien, mes remerciements pour la confiance que vous avez bien voulu me donner sans que j'aie pensé à y faire appel.

† Edmond Joseph Dumont,  
évêque de Tournay.

## Eine Episode der Griechischen Frage.

Es sind über fünfzig Jahre, daß der Russische Kanzler Graf Nesselrode an den Gesandten Fürsten Lieven in London eine Instruction über Behandlung der Griechischen Frage erließ. Der Wortlaut solcher alten Archivalien geht in der Regel nur den Geschichtsforscher, zuweilen den Diplomaten an; indessen sprechen zwei Gründe dafür, dieses merkwürdige Aktenstück einem weiteren Leserkreise vollständig vorzuführen. Erstens ist dasselbe in den Werken über jene Zeit, die uns vorliegen, nicht verwerthet, auch nicht in der mit einem so reichen Quellenmaterial ausgestatteten „Geschichte des Abfalls der Griechen von Prokesch-Disten“; nur in dem Werke von Pairisch findet sich eine Anspielung darauf. Ein zweiter Grund — doch der gehört besser an den Schluß.

Die Sachlage, in welcher jene Instruction erlassen wurde, war in der Kürze folgende:

Canning, der sich rühmte durch die Begünstigung des Abfalls der Spanischen Colonien eine neue Welt als Gegengewicht gegen die alte in das Leben gerufen zu haben, der die konservativen Regierungen damit bedrohte, daß England die in den Schläuchen des Aeolus eingesperrten Stürme über Europa loslassen könne, er nahm auch im Orient eine andere Politik an, als sein Vorgänger Castlereagh, der die Erhaltung der Osmanischen Macht als ein Interesse Englands betrachtet hatte. Canning erkannte die Blokaden der Griechen an, nahm eine Petition entgegen, in welcher die militairischen Häupter und die Notabeln der im Aufstand befindlichen Griechen ihre Freiheit, Unabhängigkeit und politische Existenz unter den Schutz Großbritanniens stellten. Er rieth den Griechen ab, sich an eine andere Macht zu wenden und — wir folgen der liberalen, Canning wohlwollenden Geschichtsschreibung — behielt sich nun erst recht vor, allenfalls unter nomineller Mitwirkung Rußlands, in der Hauptsache durch Englands Autorität die Vermittelung zwischen dem Divan und den Griechen zu erzielen. Als aber der Herzog von



Wellington nach Petersburg gekommen war, um den Kaiser Nicolaus zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen, benutzte man seine Anwesenheit um ihn am 23. März a. St. 1826 zur Unterzeichnung eines Protokolls zu bestimmen, welches bejagt: § 1. England wird der Pforte seine Vermittelung anbieten und ihr, wenn sie die Vermittelung annimmt, gewisse Vorschläge über die künftige Stellung der Griechen machen. § 2. Rußland wird seinen Einfluß verwenden, den Zweck dieser Vermittelung zu erreichen. § 3. Wenn die Englische Vermittelung von der Pforte nicht angenommen wird, so werden doch beide Theile die Vorschläge in § 1 als Grundlage jeder durch ihre Intervention, soit de concert soit séparément zu bewirkenden Versöhnung betrachten.

Canning genehmigte dies Protokoll, dem beizutreten die übrigen Großmächte aufgefördert wurden, zögerte aber, die weiteren Unterhandlungen in dem Tempo und in dem Sinne zu fördern, wie Rußland es wünschte; auch die drei übrigen Mächte machten Weiterungen. Gegen Ende des Jahres 1826 waren die Stellungen, wie Profesch sie bezeichnet, so: England voran, die Abhängigkeit des zu gestaltenden Griechenlands und seinen eigenen regelnden Einfluß im Auge; Rußland scheinbar folgend, eigentlich leitend; Oesterreich dem Kriege womöglich wehrend und das Recht der Pforte oder die Unabhängigkeit Griechenlands sichernd; Frankreich und Preußen in dem Bestreben, den Frieden zu erhalten, mit Oesterreich einig.

Der russischen Diplomatie, wenig besorgt für die Griechen, in denen sie Concurrenten der Slaven bei der einstigen Theilung der Türkischen Erbschaft sah, war es im Grunde nur darum zu thun, die Zustimmung und Mitwirkung Englands zu kriegerischen Maßregeln gegen die Pforte zu erreichen. In dieser Situation schrieb Kesselrode am 9. Januar 1827 mehrere Depeschen an Liewen. Die eine, in dem Werke von Profesch abgedruckt, enthält die Zustimmung zu der von Frankreich vorgeschlagenen Verwandlung des Protokolls vom 23. März in einen förmlichen Vertrag und bezeichnet die Zwangsmittel, welche die Contrahenten nach und nach gegen die Pforte würden zur Anwendung zu bringen haben; nämlich

1. Drohung mit Annäherung an die Griechen und Beglaubigung von Agenten bei ihnen;
2. Abberufung der Gesandten aus Constantinopel;
3. Vereinigung der Geschwader, welche alle Zufuhren an die Türken in Griechenland und im Archipel zu hindern und die Griechen als Freunde zu behandeln hätten;
4. Vorbehalt, weitere Maßregeln zu beschließen, wenn die vorstehenden nicht wirksam sein sollten.

Eine zweite geheime Depesche von demselben Tage instruirte den Fürsten Liewen, wie er Canning selbst zu bearbeiten habe und welche Waffen er ihm zur Ueberwindung des Widerstandes seiner Collegen in die Hand geben soll. Liewen, unterstützt von einem Diplomaten im Unterrock, erfüllte die ihm gestellte Aufgabe. Am 6. Juli 1827 wurde in London ein Vertrag zwischen England, Rußland und Frankreich unterzeichnet, in welchem die Vereinigung und Verwendung der Geschwader stipulirt ist. Am 20. October 1827 überfielen die englischen, russischen und französischen Flotten im Frieden die ägyptisch-türkische Flotte in der Bay von Navarin und zerstörten drei Linienschiffe, fünf Fregatten, 24 Corvetten und 23 kleinere Schiffe.

Unter die Instruction des englischen Admirals Sir Edward Codrington, welche dahin ging, daß er den Angriff vermeiden solle, hatte der erste Lord der Admiralität Herzog von Clarence, der später als Wilhelm IV. den Thron bestieg, eigenhändig die Worte geschrieben: „Dies hindert nicht, mein lieber Edward, Pulver zu verschießen, wenn die Gelegenheit sich dazu darbieten sollte.“ Canning war am 8. August gestorben. Wilhelm IV. soll sein Postscript bitter bereut haben und hat vielleicht den damit angerichteten Schaden dadurch gut machen wollen, daß er mit anderen, 1831 in dem Archiv des Großfürsten Constantin gefundenen russischen Aktenstücken auch jene geheime Instruction Nesselrode's an Liewen vom 9. Januar 1827 veröffentlichen ließ. Dieselbe lautet in wörtlicher Uebersetzung:

St. Petersburg, den 9. Januar 1827.

Die Berichte Nr. 159 und 160, mit deren Ueberbringung Ew. den Courier Weymer beauftragt haben, sind von Sr. Majestät dem Kaiser mit der größten Aufmerksamkeit gelesen und reiflich erwogen worden. Sie haben, mein Prinz, den wahren Zweck der Instructionen erfaßt, die Ihnen von Moskau am 17. (29.) September 1826 zugegangen waren. Die Mittheilungen des englischen Ministeriums, welche wir damals durch Ihre Vermittelung erhalten hatten, gaben das Verlangen zu erkennen, die griechische Frage in Angriff zu nehmen, sowohl mit unseren Verbündeten, als mit der osmanischen Pforte; und da wir auf dem Punkt angelangt waren, eine schwierige Erörterung zu eröffnen, so mußten wir nothwendig bestimmtere Erklärungen hervorrufen über den Gang dieser neuen Unterhandlung und die für die Sicherung ihres Gelingens unerläßlichen Maßregeln. In dieser Beziehung haben uns die späteren Erklärungen, welche Sie theils schriftlich, theils mündlich von Herrn Canning erlangt haben, einerseits Aufschlüsse von hohem Interesse gewährt und andererseits das Cabinet von London weiter engagirt in einer Angelegenheit, die für die Ruhe Europas und die Interessen Rußlands von Wichtigkeit ist. Aber Sie haben sich und mit Recht nicht verheimlicht, daß sich in der Politik der englischen Regierung noch viel verzögerliches Bedenken findet. Denn Ew. richteten an dieselbe ein vertrauliches Schreiben des Inhalts, daß der Kaiser, indem er sich entschließt, die Wiederherstellung des Friedens in Griechenland zu verfolgen, es für unerläßlich hält, für den Fall einer hartnäckigen Weigerung des Divans sich über weitere Maßregeln zu verständigen, wenn die bereits von dem britischen Cabinet bezeichneten Zwangsmittel, nämlich die Abberufung der Gesandten und die Drohung, die Unabhängigkeit der Griechen anzuerkennen, sich als ungenügend erwiesen: und Herr Canning, ohne ein Wort von dem Divan zu sagen, ohne auch nur die leiseste Anspielung auf die doch so wahrscheinliche Eventualität, auf welche Sie ihn hingewiesen hatten, zu machen, antwortet Ihnen, mein Prinz, daß der große Zweck Rußlands und Englands sein müsse, die Mitwirkung ihrer Verbündeten zu erlangen, daß aber, wenn dieselbe nicht zu erreichen sei, England nichtsdestoweniger verpflichtet sein werde, mit Rußland an der Ausführung des Protocolls vom 23. März (4. April) zu arbeiten. Diese Verpflichtung ist ja aber England schon an dem Tage der Unterzeichnung des Protocolls eingegangen. Es ist das eine positive Verbindlichkeit, welche es niemals wird leugnen können. Mehr noch, in dem Bestreben, die Mitwirkung der Verbündeten zu gewinnen, treibt Herr Canning in seinem ostent-

siblen Schreiben an Cw. vom 20. November die égards, wie er es nennt, so weit, deutlich zu verstehen zu geben, daß die energischste Maßregel, welche er vorschlägt, nicht anders werde ergriffen werden, als wenn alle großen Höfe damit einverstanden seien, und daß sie hinwegfallen werde, wenn sie nicht deren Zustimmung habe. Und dabei beschränkt sich die Note, welche er durch die Vertreter Sr. britischen Majestät den Cabineten von Paris, Wien und Berlin übergeben läßt, darauf, diese eine Maßregel zu bezeichnen. Als wenn diese Vorsicht seine Besorgtheit noch nicht beruhigen könnte, hebt er auf der einen Seite hervor, daß es zweckmäßig sein würde, dem Protocoll vom 23. März (4. April) einen feierlicheren Beitritt von Seiten der Mächte zu geben, welche alle Klauseln desselben schon völlig gebilligt hatten, und schreibt auf der anderen Seite dem englischen Gesandten in Constantinopel vor, sich jedes Schrittes zu enthalten, so lange er nicht die Antworten der Höfe von Oesterreich, Frankreich und Preußen auf die ihnen gemachten Vorschläge kenne, und die Drohung der Abberufung der Gesandten, selbst wenn die letztere von allen intervenirenden Höfen beschlossen sei, nicht eher zu verwirklichen, als bis er den wiederholten und besonderen Befehl des Londoner Cabinets dazu erhalten hätte.

Weniger Ungewißheit und weniger Verwickelungen würden hingereicht haben, große Verlegenheiten zu erzeugen. So ist denn auch die Wirkung nicht ausgeblieben und die Verlegenheiten machen sich nur zu fühlbar. Frankreich hat sich die Eröffnungen des Londoner Cabinets zu Nutzen gemacht, um zunächst mündlich den Abschluß eines Vertrages über Garantirung des osmanischen Reiches in seinem gegenwärtigen status quo vorzuschlagen, sodann die Verwandlung des Protocolls vom 23. März (4. April) in einen Vertrag, um ferner eine Erörterung darüber hervorzurufen, welchen Antheil England an der Garantirung der Anordnungen, die Griechenland den Frieden wiedergeben sollten, würde zu nehmen haben, um endlich zu erklären, daß es in dem vorgesehenen Falle seinen Gesandten von Constantinopel abrufen würde, aber unter der Bedingung, daß die Vertreter aller anderen verbündeten Mächte sich gleichfalls zurückzuziehen hätten. Oesterreich, welches sah, daß England schwankte, anstatt zu handeln, und noch seine Verpflichtungen gegen uns erörterte, anstatt ihnen zu genügen, Oesterreich, dessen wenig günstige Dispositionen man sich nicht verhehlen kann, hat sofort eine Rechtsfrage aufgeworfen, indem es über das Recht der Unterzeichner des Protocolls vom 23. März (4. April), den Anschluß des Großherrn an die durch diese Acte getroffenen Anordnungen zu verlangen, Zweifel erhob; hat sich für die absolute Nothwendigkeit ausgesprochen, den Zugeständnissen, welche die Pforte zu Gunsten der Griechen machen würde, einen durchaus spontanen Charakter zu geben, ohne hinfür von einer auswärtigen Garantie zu sprechen; hat uns endlich wohl bei jeder Sachlage seine Wünsche und seine Stimme versprochen, aber uns nicht verhehlt, daß es uns einen wirksameren Beistand nur bewilligen würde, insofern wir seine Prinzipien und seinen neuen Plan der Unterhandlung annehmen würden. Die Ansicht Preußens ist uns noch nicht bekannt. Dieselbe wird übrigens, wie sie auch ausfallen möge, kein entscheidendes Gewicht in die Waagschale werfen; und inmitten dieser zweideutigen Erklärungen und dieser verschiedenen, mehr oder weniger schüchtern vorgebrachten Ansichten ist nur das gewiß, daß das kaiserliche

Cabinet sich in einer Lage befand, welche es ihm zur Pflicht machte, mit Nachdruck zu sprechen und dieser Angelegenheit, die so zu sagen auf den Wellen trieb, einen kräftigeren Anstoß zu geben. Wenn dasselbe sich allein auf die von Herrn Canning bezeichneten Unterhandlungsmittel beschränkt hätte, so hätte es seine Hoffnung nur auf die Drohung einer Annäherung an die Griechen bauen können, da der Abgang der Gesandten nach der Antwort Oesterreichs zum mindesten zweifelhaft geworden ist; und gewiß wäre niemals eine schwächere Bürgschaft des Erfolges auf eine schwierigere Frage angewandt worden. Wenn das kaiserliche Cabinet einfach die Eröffnungen Frankreichs befolgt hätte, so würde der ganze Erfolg gewesen sein, die Form des Protokolls vom 23. März (4. April) zu ändern. Wenn es endlich den österreichischen Plan angenommen hätte, so würde es sich England entfremdet und sich in eine andere Unterhandlung ohne Hoffnung des Gelingens eingelassen haben.

Seine Lage war indessen noch weniger verlegen, als diejenige sein muß, in welcher sich Herr Stratford Canning (später Lord Redcliffe) selbst heute in Constantinopel befindet. Dieser Gesandte hat den Befehl, bevor er handelt, die Antworten der verbündeten Höfe auf die ihnen gemachten Vorschläge abzuwarten; wie muß er diese Antworten beurtheilen, seitdem er sie kennt? Frankreich ist fast ganz unseren Ansichten beigetreten. Oesterreich hat seine besonderen zu erkennen gegeben. Beide Mächte haben uns neue Verlangen ausgedrückt. Was wird Herr Stratford Canning in dieser Sachlage thun? Wird er sich zu Schritten ermächtigt halten durch die Zustimmung des Pariser Cabinets, oder wird er sich zurückhalten lassen durch die Haltung des Wiener? Und welches wird bei alledem die Rolle des Herrn von Ribeaupierre sein, welcher dieselben Instructionen hat wie der Vertreter S. Brit. M. \*) In der That, je mehr man die Politik der englischen Regierung in den griechischen Angelegenheiten seit einem Jahre prüft, desto mehr Widersprüche entdeckt man darin. Im März 1826, beunruhigt über die drohende Ausrottung der Einwohner der Morea und über die Erfolge des Paschas von Egypten, läßt Herr Canning dem Divan in Constantinopel peremptorische Noten zustellen, veranlaßt und bewilligt das Gesuch um Vermittelung, welches die Griechen an ihn richten, und kommt mit dem Gedanken einer Operation zur See, um die Hülfsmittel abzuschneiden, welche Egypten dem osmanischen Reiche liefert. Gegenwärtig schweigt er über diese entscheidende Operation; er scheint nicht länger Besorgnisse über die Wirkungen der ägyptischen Expeditionen zu hegen und ordnet die Ausübung der von ihm übernommenen Vermittelung den Ansichten der übrigen Mächte unter. Im Juli macht er uns einen Vorwurf daraus, unseren Allürten

\*) Herr von Ribeaupierre, dem russischen Gesandten in Constantinopel, hatte Neivelrode, in der Voraussetzung, daß Canning fester und schneller vorgehen werde, die Anweisung gegeben, sich mit dem englischen Gesandten auf einer Linie zu halten. Unter dem 11. Januar 1827 schickte er ihm eine Abschrift der obigen, zwei Tage früher an Perven gerichteten Botschaft mit einer neuen Instruction, in der es unter Anderem heißt: England habe eine starke Neigung verathen, das Protokoll vom 23. März 1826 nur halb auszuführen und mit der Pierte nur unfruchtbare Verhandlungen zu eröffnen; eines der wirksamsten Mittel, den Londoner Hof zur Verfolgung der Angelegenheit zu bringen, bestehe darin, denselben in eine Lage zu bringen, in der ihm der Rückzug so gut wie unmöglich wäre. Ribeaupierre wird ausführlich instruiert, wie er für diesen Zweck zu wirken habe.

die Existenz des Protokolls, welches er mit uns unterzeichnet hatte, kundgethan zu haben. Gegenwärtig begnügt er sich nicht mehr, mit deren Beitritt zu ebendieser Acte, sondern ladet sie ein, die Rolle vertragschließender Theile zu übernehmen. Im September schickt er Herrn Stratford Canning die Anweisung, zu handeln. Gegenwärtig suspendirt er die Anweisung bis dahin, daß Oesterreich, Frankreich und Preußen diese Maßregel gebilligt haben. In Paris macht seine Sprache den Eindruck, daß er in die Pacificirung Griechenlands die höchste Wichtigkeit und seinen persönlichen Ruhm setze. In London behandelt er diesen Gegenstand in dem Briefe, welchen er ihnen am 8. (20.) November schreibt, mit einer Aengstlichkeit, mit Vorzügen, welche weder die ernsthafteste Absicht, die Sache zu unternehmen, noch den festen Entschluß, sie durchzuführen, erkennen lassen. Mehr dieses Contrastes — in Petersburg verfiel der Herzog von Wellington mit Wärme die Sache der Griechen und versteht sich zu dem Protocoll vom 23. März (4. April); in London ist er der Erste, der vor den nothwendigen Consequenzen seines eigenen Wertes zurückweicht.

Vergleichen Wechsel geben mehr als eine Betrachtung ein. Man könnte, und nicht ohne Grund, sagen, daß der Gedanke, den zur Eroberung Griechenlands bestimmten ägyptischen Expeditionen das Meer zu versperren, nur vorgebracht worden sei als ein Mittel, sich an uns zu hängen zu der Zeit, da man einen Bruch zwischen Rußland und der Pforte befürchtete; daß das Protocoll vom 23. März (4. April) mit demselben Zweck unterzeichnet worden ist; daß der Wunsch, dasselbe zur Ausführung zu bringen, nur so lange gedauert hat wie jene Befürchtung; und daß von dem Tage an, wo man es als sicher betrachtete, daß Rußland dem osmanischen Reiche nicht den Krieg erklären würde, von dem Tage, wo die Nachricht von der Unterzeichnung des Vertrages von Akjerman sich in Europa verbreitete, die einzige Combination, mit der man sich beschäftigte, darin bestand, die auf Griechenland bezüglichen Unterhandlungen auf Schritte herabzudrücken, die zu schwach wären, um ein befriedigendes Ergebnis herbeizuführen und um Rußland wieder zu seinem alten Uebergewicht in Constantinopel gelangen zu lassen.

Was immer an diesen Vermuthungen sein mag, Sie werden begreifen, mein Prinz, wieviel uns daran gelegen war, Licht in unsere Zweifel zu bringen, die Zögerungen abzukürzen und den Hesitationen ein Ende zu machen.

Ueberdies haben Eure Exc. in Ihren Depeschen vom 23. November (5. December) vor. Jz., während Sie die Schwäche der Entschließung des englischen Ministeriums beklagen, gesagt, daß der Beitritt Frankreichs dasselbe dahin bringen würde, sich mit mehr Nachdruck auszusprechen. Dieser Beitritt ist erfolgt. Der Zweck, dem das Londoner Cabinet ein so sorgfältiges Benehmen gewidmet hat, ist also erreicht und Sie werden, ohne die Eigenliebe des Herrn Canning zu verletzen, ihn können wissen lassen, daß wir es von jetzt ab für unerläßlich halten, mit Offenheit an den schwierigsten Theil des Problems zu gehen, welches uns zu lösen bleibt. Wenn dieser Minister aufrichtig die Pacificirung Griechenlands wünscht, so ist es wesentlich, ihm Waffen zur Bekämpfung des Widerstandes seiner Collegen zu liefern; nun hat uns aber die Erfahrung gezeigt, daß das einzige Argument, welches einigen Eindruck auf die anderen Cabinete macht, die Furcht ist, daß die Pacificirung Griechenlands am Ende durch den überwiegenden Einfluß

Rußlands allein geschehen werde. Die Cabinete vor die Alternative zu stellen, entweder uns absolute Herren des Terrains sein zu lassen oder sich uns anzuschließen, um im Einvernehmen (de concert) mit uns dieses Werk des Friedens zu leiten, das heißt uns das beste Mittel sichern, um ihre Mitwirkung an der Ausführung des Protokolls vom 23. März (4. April) 1826 zu gewinnen.

Dies, mein Prinz, sind die Erwägungen, welche uns bei der Redaction unserer Hauptbesche vom heutigen Tage geleitet haben.

Um den Vorwurf zu vermeiden, einen von dem englischen Ministerium veranlaßten Vorschlag abzulehnen, nimmt der Kaiser den Vorschlag Frankreichs an und willigt darein, daß das Protokoll vom 23. März (4. April) in einen förmlichen Vertrag verwandelt werde. Er willigt darein, daß dieser Vertrag zwischen allen Mächten geschlossen werde, die ihn unterzeichnen wollen. Er willigt endlich darein, daß dieser Vertrag in London verhandelt werde; aber die Bedingung, von welcher er den Vertrag abhängig macht, ist eine *conditio sine qua non*. Da man uns vorschlägt, feierlichere, uns verpflichtendere Verbindlichkeiten einzugehen, so sind wir vollkommen im Recht, unsererseits vorzuschlagen, daß man die Mittel zur Erfüllung der Verbindlichkeiten vertragsmäßig feststelle. Man ladet uns ein, ein Princip zu sanctioniren. Wir laden ein, die Consequenzen desselben anzuerkennen. Nichts gerechter, nichts natürlicher. Unter jeder anderen Voraussetzung würde die Verwandlung des Protokolls in einen Vertrag nur eine zwecklose Förmlichkeit sein, und wir würden keinen Grund sehen, uns zu einem offenbar unnützen Acte zu verstehen. Um zu beweisen, daß die Specificirung der weiteren Maßregeln zum Zweck der Ausführung des Protokolls oder des daraus entstehenden Vertrages unerlässlich ist, prüfen wir die Zwangsmittel, welche von England vorgeschlagen und von uns im September gebilligt sind; wir weisen nach, daß dieselben angewandt werden müssen, um die Wege der Ueberredung (*les voies de persuasion*) zu erschöpfen, aber da diese Wege nicht zu dem gewünschten Ende führen können, wirksamere Mittel schon jetzt vereinbart werden müssen. Diese beiden Wahrheiten sind so einfach, daß es leicht war, sie einleuchtend zu machen.

Endlich bezeichnen wir das Wesentliche der geheimen Clauseln oder Erklärungen, von denen wir den Abschluß des von dem Tuilerien-Hofe vorgeschlagenen Vertrages abhängig machen. Zu diesen Clauseln haben wir die Fristen bestimmt, weil Rußland mehr als jede andere Macht von der Verlängerung der Unruhen in der Levante leidet und durch Inaugriffnahme der Griechischen Frage einstweilen die Vortheile seiner Convention von Akjerman opfert, also das Recht hat darauf zu bestehen, daß die Krisis hierfür so kurz als möglich sei. Eine neuerliche Erfahrung beweist überdies, daß die Festsetzung dieser Fristen die einzige Art ist, mit der Pforte zu verhandeln. Die wahre Zwangsmaßregel, welche wir bezeichnen, ist die Vereinigung der Geschwader zu dem Zweck, um zu verhindern, daß türkische oder egyptische Zufuhren an Mannschaften, Waffen, Schiffen und Munition nach der Morea und dem Archipel gelangen. Diese Maßregel scheint uns mehrere wesentliche Vortheile zu vereinigen. Sie wäre leicht auszuführen; sie könnte von allen intervenirenden Höfen ergriffen werden, würde ein europäisches Einverständnis bezeugen, würde übrigens nur eine Art von negativer Feindseligkeit darstellen, das türkische Reich nicht bis in seine Grundvesten erschüttern und nicht

destoweniger der Pforte den unwandelbaren Entschluß zeigen, an das Ziel zu gelangen, welches man im allgemeinen Interesse gesteckt hätte; die Maßregel würde in den Augen des Divan diese gebieterische Nothwendigkeit darstellen, vor welcher derselbe grundsätzlich nachgiebt. Man dürfte sich also Erfolg davon versprechen. Und wenn man bedenkt, daß im gegenwärtigen Augenblick die Pforte kein Widerstandsmittel besitzt, wenn man erwägt, daß, für den Fall die in Rede stehende Maßregel unwirksam sein sollte, wir vorschlagen, uns über unsere Entschlüsse mit unseren Verbündeten zu verständigen, d. h. unsere Ansichten mit den ihrigen in Einklang zu setzen, daß endlich unsere Beziehungen zu dem osmanischen Reiche nicht durch dunkle Clauseln\*), sondern durch in's Einzelne gehende scharf bestimmte Stipulationen, welche wir eben zur Kenntniß ganz Europa's gebracht haben, geregelt sind, und daß wir von jetzt ab nicht ein ausschließliches Protectionsrecht über die Griechen ausüben würden, ein Recht, um so furchtbarer, als es unbestimmt war, sondern daß wir in Betreff ihrer ausdrückliche Anordnungen, den anderen Großmächten gemein, und denselben eine gleiche Theilung von Vortheilen und von Einfluß bietend, abgeschlossen haben würden — wenn man alles dies erwägt, so müßte man, wie uns dünkt, zugeben, daß wir weit entfernt, ehrgeizige Gedanken zu verrathen, ein Pfand der unsere Politik beherrschenden Mäßigung geben, daß wir, weit entfernt, Erschütterungen im osmanischen Reiche erregen zu wollen, bemüht sind, dem Frieden, welchen es genießen wird\*\*), die festesten Bürgschaften zu geben.

Wir wiederholen, wenn Herr Canning aufrichtig ist, so muß er uns Dank wissen, ihm solche Argumente\*\*\*) für das System, welches er zur Geltung zu bringen sucht, geliefert zu haben.

Aber es erübrigt uns noch die Einwendungen zu erörtern, welche er Ihnen vielleicht wird entgegensetzen können.

Wenn er auffährt über den Gedanken eines Vertrages mit den Clauseln, die wir als unerläßlich betrachten, wenn er sich darauf beruft, daß es für die englische Regierung schwierig sein würde, sich auf eventuelle Abmachungen einzulassen, so wollen wir hier bemerken, daß diese Schwierigkeit nach unserer Ansicht eine von denjenigen ist, welche das britische Cabinet in seinen Unterhandlungen vorbringt, von denen es sich aber in Wirklichkeit niemals aufhalten läßt. Seine Verträge mit Portugal liefern Proben davon, welche es eben selbst veröffentlicht hat und wir können mehrere Andere neueren Datums anführen.

Fast alle Bündniß-Verträge, welche es gegen Bonaparte während der letzten Kriege geschlossen hat, hatten ihrer Natur nach etwas eventuelles. Eventuelle Abmachungen hatten den Pariser Vertrag vom 20. November 1815 begleitet. Eventuelle andere Abmachungen, die bis heute für England verbindlich sind, finden sich niedergelegt in dem geheimen Protokoll und in dem militairischen Protokoll vom 15. November 1818 für den Fall einer Revolution in Frankreich. Endlich hatte

\*) Daß die dunkeln Clauseln z. B. im Art. VII. des Friedens von Kutschouc Kardanagi vom Jahre 1878 durch den Vertrag von Akerman nicht aus der Welt geschafft waren, zeigte sich im Jahre 1853, wo aus ihnen ein Protectionsrecht nicht über die griechische Nationalität, wohl aber über alle Befenner des griechischen Glaubens abgeleitet wurde.

\*\*) und bis zum Mai 1828, wo Rußland den Krieg erklärte, genossen hat.

\*\*\*) gegen seine Collegen.

England in Aachen sich eventuell einverstanden erklärt mit Maßregeln gegen den König von Schweden, wenn derselbe sich weigern sollte, an Dänemark die norwegische Schuld zu zahlen; und zu diesen Maßregeln gehört die Abberufung der von den verbündeten Höfen in Stockholm beglaubigten Vertreter. Der erwähnte Einwand wäre daher unseres Erachtens ohne Gewicht und wir glauben auch nicht, daß Herr Canning gewichtige Einwände erheben kann gegen die Maßregeln selbst, die wir bestimmt zu bezeichnen vorschlagen. Die beiden ersten sind dieselben, welche er seit dem September bezeichnet hat. Wenn er übrigens die zweite, die Abberufung der Gesandten, als unpraktisch betrachten sollte, weil es zweifelhaft ist, ob Oesterreich sich dazu versteht, so würden wir ohne Widerstreben darein willigen, dieselbe ganz fallen zu lassen. Was die Vereinigung der Geschwader betrifft, so wird Herr Canning vielleicht bemerken, wenn ein solches Mittel angewandt werden sollte, so würde England allein es in Vollzug setzen können und würde sodann der Mitwirkung seiner Verbündeten nicht bedürfen. Unsere Antwort ergibt sich von selbst. Rußland würde ebenso wenig der Mitwirkung seiner Verbündeten bedürfen, wenn es entweder mittelst derselben Maßregel oder durch noch nachdrücklichere Entschlüsse allein die Pacificirung Griechenlands vollbringen wollte. Die Stellung der beiden Mächte ist daher in dieser Beziehung nicht verschieden. In Betrach der oben Gesagten ist diese Concession, von unserer Seite gemacht, die bedeutendere und wenn sie gegenseitig durch Vereinigung der Streitkräfte gemacht wird, so sichern die vertragschließenden Theile sich auch eine vollständige Gegenseitigkeit der Vortheile.

Es wäre noch möglich, daß Herr Canning Sie, mein Prinz, fragte, welche Rolle Oesterreich in dem Vertrage spielen würde, um dessen Abschluß es sich handelt. Wir überlassen die Wahl dem Wiener Hofe. Wenn derselbe einwilligt sich zu betheiligen, so wird der Kaiser sich anfrichtig dazu Glück wünschen; aber eine Weigerung würde in den Augen S. Kais. M. weder ein Grund sein, den Vertrag nicht zu unterzeichnen, noch ein Grund ihn nicht auszuführen.

Wir müssen endlich den Fall in's Auge fassen, daß Herr Canning Angesichts der Bedingungen, welche der Kaiser an den Abschluß des von Frankreich vorgeschlagenen Vertrages knüpft, Ihnen erklärt, daß das britische Cabinet diesen Vorschlag nicht annimmt und es vorzieht, sich an das Protokoll vom 23. März (4. April) zu halten. Ew. wollen ihm dann gefälligst erklären: da der Gedanke eines förmlichen Vertrages nicht von Rußland ausgegangen sei und Einwendungen von Seiten Englands hervorrufe, so werde auch das Kais. Ministerium demselben keine Folge geben; indessen werde das Wesen der Frage dadurch nicht geändert; da Rußland und England sich verpflichtet hätten, im Einvernehmen an der Pacificirung Griechenlands zu arbeiten, so müßten sie sich nothwendig über die Maßregeln verständigen, welche sie zu diesem Zweck gemeinsamer Nützlichkeit ergreifen wollten, nach dem alten Sprüchwort: Wer den Zweck will, will die Mittel. Wir können keine andere Auslegung der Acte vom 23. März (4. April) zulassen, um so weniger, als dieselbe schon den Türken bekannt ist und uns demnächst in Constantinopel in eine falsche Position bringen wird, sei es indem sie den Divan erbittert, sei es indem sie ihm die Vorstellung beibringt, daß wir zu schwach wären, um dergleichen Zusagen durchzuführen.



Der Kaiser gefällt Sich in der Hoffnung, mein Prinz, daß unsere Vorschläge und die Gründe mit welchen Sie dieselben unterstützen werden, die Würdigung des britischen Ministeriums finden werden; und das Vertrauen S. M. zu Ihren Talenten läßt Ihn annehmen, daß Sie Herrn Canning dahin bringen werden, entweder einen förmlichen Vertrag mit den Claukeln, deren Nothwendigkeit wir nachgewiesen haben, abzuschließen oder bei dem Protokoll vom 23. März (4. April) zu bleiben, aber zugleich, Behufs der Ausführung des letzteren, sich über die Maßregeln zu verständigen, welche unsere ostensible Depesche für den Fall eines Vertrages bezeichnet. Die Formen dieser Auseinandersetzung können so vertraulich, so geheim sein, wie Herr Canning es wünschen mag; aber die Auseinandersetzung selbst ist unerläßlich, denn, um es noch einmal zu sagen, in einer Angelegenheit von dieser Wichtigkeit kann es nicht unnütz sein, die Zukunft zu berechnen und einen sicheren und bestimmten Gang festzustellen. Wenn Sie wider alles Erwarten auf einen unbefieglichen Widerstand stoßen, wenn Herr Canning weder einen Vertrag in unserem Sinne schließen, noch Behufs Ausführung des Protokolls vom 23. März (4. April) andere Maßregeln sollte feststellen wollen, als die Abreise der in Constantinopel beglaubigten Gesandten unter Einverständnis aller verbündeten Höfe oder als die Drohung einer Annäherung an die Griechen, so vertraut der Kaiser Ihrer Klugheit ein Unterhandlungsmittel an, welches Sie in Reserve halten und nur im äußersten Nothfall benutzen wollen.

Dieses Mittel bestände darin, die Aufmerksamkeit Herrn Canning's auf den § 3 des Protokolls vom 23. März (4. April) zu lenken und ihn sehen zu lassen, daß nach diesem Paragraphen die contrahirenden Theile sich vorbehalten, wie auch der Zustand der Beziehungen Rußlands zu der Pforte sein möge, gemeinschaftlich oder getrennt, sich alle günstigen Gelegenheiten zu Nuße zu machen, um den Divan dahin zu bringen, die Anordnungen anzunehmen, über welche sie zur Wiederherstellung des Friedens in Griechenland übereinkommen. Kraft dieser Stipulation würden Sie Herrn Canning wissen lassen, daß der Kaiser, wenn Er Sich mit der englischen Regierung nicht verständigen kann, sich nichtsdestoweniger vorbehält, für Sich gemäß dem Wortlaut des Protokolls vom 23. März (4. April) die Verpflichtungen zu erfüllen, welche Er durch diese Acte eingegangen ist und daß der gegenwärtige Zustand Seiner Beziehungen mit dem Osmanischen Reiche für diese Entschließung S. K. M. kein Hinderniß abgeben würde. Es würde Ihnen leicht sein, dem Minister S. Brit. M. die zahlreichen und mächtigen Mittel zu versichern zu geben, welche Rußland besitzt, um den Beitritt der Türken zu erlangen; und Sie würden hinzufügen, daß eintretenden Falls kein Protest Großbritanniens rechtlich begründet sein würde, weil Rußland nur von einer Befugniß, welche seine Abmachungen mit dieser Macht ihm ausdrücklich garantiren, Gebrauch machen und nur das Ziel verfolgen würde, welches zu verfolgen die beiden Höfe sich feierlich verpflichtet haben. S. M. ersucht Sie wiederholt, mein Prinz, von dieser Erklärung nicht anders Gebrauch zu machen, als in dem augenscheinlichen Falle einer absoluten Nothwendigkeit. Die gegenwärtige Stellung Europas verlangt das Einvernehmen Rußlands mit England. Wir dürfen daher nichts versäumen, um dasselbe zu erhalten und um in Verständigung (de concert) mit Großbritannien an der Pacificirung Griechenlands zu

arbeiten; aber es wäre uns entschieden unmöglich, uns selbst mit England in ein so schwieriges Unternehmen zu stürzen, ohne uns Bürgschaften des Erfolges bereitet zu haben.

Nichtsdestoweniger und ungeachtet der Empfehlung, nur im äußersten Nothfalle\*) zu dem oben erwähnten Unterhandlungsmittel zu greifen, wünscht der Kaiser, daß Ihre Sprache, mein Prinz, in Ihren neuen Auseinandersetzungen fest und dazu angethan sei, die Ueberzeugung einzuschleßen, daß Rußland die in dem Protokoll vom 23. März (4. April) niedergelegten Verpflichtungen als sehr ernste betrachte und eine Angelegenheit, welche Seine directesten Interessen berührt, weder den diplomatischen Weitläufigkeiten, noch den Gefahren der halben Maßregeln aussetzen wird. Unzweifelhaft besteht keine unmittelbare Beziehung zwischen der griechischen Frage und den in Portugal eingetretenen Verwickelungen; aber heutzutage scheint ein unsichtbares Band die schwerwiegenden Angelegenheiten zu verbinden, und je imposanter die Haltung Rußlands in Sachen der Levante sein wird, desto mehr wird das englische Ministerium genöthigt sein, in allen seinen Entschlüssen mit Vorsicht und in der Entwicklung der Motive, mit denen es Seine Entschließung zu begründen sucht, mit Maß zu verfahren.

Zu einer dritten Depesche werde ich die Ehre haben, Ev. 2c. die Antworten mitzutheilen, welche wir dem Wiener Hofe in Betreff Griechenlands ertheilen werden, ferner einige Ideen über die Redaction des Vertrages, dessen Abschluß Frankreich verlangt, und endlich die Instructionen für Herrn von Ribeaupierre.

Ich habe die Ehre 2c.

(gez.) Nesselrode.

Die nächste Zeit dürfte das Interesse an diesem Actenstücke steigern und das Verständniß desselben erleichtern, wird auch vielleicht darüber entscheiden, ob es richtig gewesen wäre, anstatt „Eine Episode der griechischen Frage“ die Ueberschrift zu wählen: „Canning und Gladstone“.

\*) Ein Wort über die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher dem Gesandten dreimal eingeschärft wird, nur im äußersten Nothfall von dem bezeichneten Unterhandlungsmittel Gebrauch zu machen. Nesselrode rechnete auf die Furcht Canning's, aber nicht auf die Furcht davor, daß Rußland allein gegen die Pforte vorgehen werde — was es wirklich im Frühjahr 1828 that, ohne daß England sich rührte, sondern auf die Furcht davor, daß, wenn Rußland allein vorginge, die in die Verhandlungen eingeweihten Regierungen erkennen würden, daß er, der schieben wollte, der Geschebene gewesen war. Und deshalb war Nesselrode durch die Besorgniß beunruhigt, ob nicht in Canning die Eitelkeit, von der zweimal in der Depesche die Rede ist, doch schwächer sein könnte als Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe, ob er nicht am Ende vor der Welt das Bekenntniß ablegen werde, daß er sich bei der Genehmigung des Protokolls vom 23. März geirrt und wie ihn Rußland übervorteilt habe. Damit wäre dann das ganze Spiel verdorben gewesen. Ob Lieven von dem äußersten Mittel Gebrauch gemacht oder ob er und Canning bis zuletzt gegen einander gethan haben, als wüßten sie nicht, was das Petersburger Protokoll in Wirklichkeit bedeutete, darüber ist nichts bekannt geworden.

## Die Stellung der Armee zur Politik Oesterreichs in den letzten Jahrzehnten.

Die Militairpartei in Oesterreich gehört zu jenen gespenstischen Schreckbildern, die vermeintlich auf jeden Sonnenstrahl der Freiheit und des Fortschrittes den traditionellen Schatten der Reaction und des Standesvorurtheils werfen, damit die Saat der Cultur nicht zu üppig in Halmen schieße.

Es lohnt sich der Mühe, in dem alten Kaiserstaate diesem Unhold an den Leib zu gehen und die Vorstellungen und Schädlichkeiten, die er hervorrief, zu analysiren.

Man könnte sagen, daß in Oesterreich eine Militairpartei gar nicht existirt und es hätte dies seine Berechtigung, denn in dem Bewußtsein ihrer Mitglieder existirt sie sicher nicht.

Von dem Erzherzog Marschall angefangen, der mit sorglicher Mühe und vielem Wissen seine Zeit, seine Gedanken, seine Macht und sein Vermögen im Dienste und für den Dienst verwendet, bis zum jüngsten General giebt es nicht einen höheren Offizier, der politische Parteizwecke verfolgt, sich in Regierungsangelegenheiten anders als „auf Befehl“ einmengt, ja es giebt selbst sehr wenige unter den Offizieren der Armee, die politische Ueberzeugungen überhaupt haben.

Ein Umstand ist dabei nicht zu übersehen und im jetzigen Augenblick, wo die schwankende Politik der Regierung den Chauvinismus der Nationalitäten so mal-a-propos unterstüßt, ja weckt, von besonderer Wichtigkeit: die Stimmung der Armee und der Habitus der Offiziere ist durchaus deutsch-österreichisch. Selbst der Kernmagyare, der seinem engeren Vaterlande stets die äußerliche Huldigung und den Special-Enthusiasmus zukommen läßt, verliert als Offizier und im Umgang mit Soldaten die übertriebene kindische oder aggressive Aeußerung dieses gewiß sehr achtungswerthen Gefühls. Der Soldat gewinnt die Erkenntniß der Wohlthat deutscher Cultur im intimen Zusammenleben mit Kameraden, Untergebenen und Vorgesetzten anderer Nationalität, sowie im beständigen Wechsel der Garnisonen schneller, als der ansässige, unabhängigere Bürger. Je gebildeter, je werthvoller die Individualität des höheren Militairs ist, je umfassender sein Blick, desto accentuirter wird diese Ueberzeugung und das Verständniß für die Ueberlegenheit der deutschen civilisatorischen Einflüsse der Monarchie. Dabei läßt das bunte Zusammenwirken der vielen Stämme jenen Behaglichkeitszauber auf ihn um so stärker aus, der nicht nur Oesterreichs Völker in patriotischem Gefühl verbindet, sondern auch die Gravitation der deutschen Elemente nach Deutschland völlig lahmlegt.

Es ist daher bedauerlich, daß eine falsche Auffassung des militairischen Gehorsams diese Thatsache in den Hintergrund drängt und den Leitern der Armee, die in wechselseitiger Arbeit mit der Regierung zum Wohle des Staates wirken sollen, eine politische Passivität aufzwingt, die aus ihnen gar oft willige Werkzeuge macht und gemacht hat, um das Reich durch schlechte Politik in schiefe Lagen zu bringen, zu erhalten und mitzuhelfen, daß die günstigen Constellationen schlecht ausgebeutet werden.

Den Einfluß dieser Farblosigkeit erkennen wir schon in der auswärtigen Politik der Jahre 1854—56. — Graf Coronini, Feldzeugmeister, der die Besetzung der Moldau und Wallachei an der Spitze österreichischer Truppen vollführte, war ein Mann von durchaus deutschem Wesen, von hieherem Charakter, wohlwollendem Herzen und concilianten Formen. Er hatte als Erzieher des Erzherzog F. Joseph unbedingte Achtung von Allen, volles Vertrauen von seinem jugendlichen Herrn gewonnen; er war ein gebildeter Mann, der in allen auch nichtmilitärischen Verhältnissen mit leutseliger Form sich zurecht fand, und kein Mißton hat während der Dauer der moldau-wallachischen Occupation durch seine Truppen die gute Harmonie zwischen ihnen und allen Schichten der Bevölkerung gestört.

Er zog ins fremde Land, wie es ihm befohlen, hielt Ordnung, wie es ihm befohlen und kehrte heim mit den Truppen, wie es ihm befohlen — ohne einen Rath zu geben, ohne eine Meinung zu haben, ohne einen Blick auf die künftige politische Entwicklung des Reiches zu werfen. Die soldatische Gewissenhaftigkeit, eine Art passiver Dankbarkeit für Rußlands Waffenbruderschaft im Jahre 1848/49, die ungeklärte Angst vor Abenteuern, die Oesterreichs Politik so tardive im rechten Moment und so wagehalsig im verspäteten macht, beherrschten den Geist des Militair-Commandanten so sehr, daß er nicht nur selbst jede Initiative zu einer politischen Aeußerung ängstlich wies, sondern die jüngeren, frischeren und politisch regsamern Kräfte seiner Untergebenen abwies, ihre Anschauungen und Memoranden für Himmelspinnste erklärte, die nicht in das Ressort des Dienstreglements gehören und keinerlei Beachtung verdienen.

Graf Coronini war ein Mann der Treue und des Gehorsams, aber mit dem vorschriftsmäßigen, in höheren schwierigeren Stellungen positiv schädigenden, weil eng begrenzten Untertananverstand. Jedes selbständige, eigenmächtige Urtheilen in politischen Dingen erschien ihm, wie vielen seiner Collegen, die Lunte zu den Pulverkammern des Hochverraths zu sein. Diese passive politische Haltung hat 10 Jahre später Graf Mensdorf, der lebenswürdigste und edelste Charakter, gleichfalls angenommen, mit ängstlichster Scheu darin ausgeharrt bis nach Sadowa — bis zum Verlust Venedigiens, und dies in der Stellung eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, dem ein politisches Programm oder wenigstens schaffende und treibende Initiative Amtspflicht sind. Der Subordinationsgeist, die Disciplin im engsten Sinne des Wortes vereitelten alle Hoffnungen, die seine lebenswürdige und begabte Persönlichkeit eingefloßt hatte. Eine eigenthümliche Ironie des Schicksals ließ ihn, den ehemaligen Bundescommissair für Oesterreich, der am 2. Februar 1852 die Verwaltung Holsteins an die Dänen abgegeben hatte, im Jahre 1864 den Krieg gegen Dänemark beginnen, um diese Länder ihm zu entreißen. Dieser vielgeschmähte Feldzug war übrigens nicht der politische Fehler Oesterreichs in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit.

Nach der verunglückten Demonstration in Frankfurt war Oesterreich damals gerade so angewiesen wie jetzt, in Preußen einen mächtigen Allirten zu suchen, mit dem es über den Bund hinweg sich zu verständigen hat. Auch konnte es in einem Feldzug mit Preußens trefflich geschultem Heer viel lernen, hatte militärische Ehre, Land und Geld für geringe Opfer zu hoffen, last not least wurden zwei reiche und starke Provinzen Deutschland, zu dem sich Oesterreich zählte, wieder einverleibt.

Das waren Vortheile, um derentwillen der Feldzug wohl zu unternehmen war und welche die Frankfurter Schlappe wettmachen konnten. Preußen behielt aber die militärische Führerschaft in der Hand und Oesterreich besiegelte sein Geschick mit dem Abschluß der ominösen Gasteiner Konvention. Abermals sollte der Unschlüssigkeit und Unfähigkeit des Wiener Cabinets die politische Gefinnungslosigkeit der Generale aus der Klemme helfen.

Nicht nur, daß der gewandte und kluge General v. Gablenz es übernahm, der Provinz Holstein statt dem rechtmäßig erhofften Rechte ein absolutes Regierungsregime zu bringen, welchem alle persönliche Liberalität und Gewandtheit des Statthalters das Rainszeichen der Rechtslosigkeit nicht verwischen konnte, der General verstand es auch, sich in die schwierige Stellung gegenüber dem Freiherrn v. Mantuffel mit liebenswürdiger Collegialität zu finden und das Gaukelspiel des Wiener Cabinets bezüglich der Annexion und der herzoglichen Ansprüche aufrecht zu halten.

Ein Mann von bürgerlich politischem Charakter hätte diese Stellung nicht annehmen können; ein minder begabter wäre ihr zum Opfer gefallen, und über seine Ungeschicklichkeit hinweg hätte die Regierung pactiren müssen. General v. Gablenz' politisches Talent in der Ausführung dieser echt österreichischen Januspolitik hat wesentlich dazu beigetragen, den Hochmuth der Wiener Regierung bis zum Uebermuth zu treiben, der in der unbedeutenden und reactionären Wandlung der inneren Angelegenheiten des Staates gipfelte. Schmerling, der liberale, deutsch gesinnte Führer, war längst abgetreten, Graf Moriz Esterhazy, der Dämon des Schmerling'schen Cabinets, hatte seinem Schülking Belcredi die Zügel in die Hände gegeben. Die Vorstellung, daß, nachdem der Rechtsstandpunkt beim deutschen Bunde, sowie in Holstein fallen gelassen war, man mit Preußen die Beute wenigstens theilen solle, rief das höchst unpolitische Gewissen des Zögernden wach und die Ständebereinberufung endete mit dem kläglichen Abzug der österreichischen Truppen und dem Einzug der preussischen.

So stolperte die Politik der Wiener Regierung ohne Prinzip, ohne Klarheit des Willens oder der Erkenntniß aller Folgen ihrer Lostrennung vom deutschen Bunde nach einigen neuen Versuchen der Anknüpfung mit demselben in die Desastres des Feldzuges 1866 hinein. Ja selbst nach dem Tage von Sabowa, als Feldzeugmeister Benedek in richtiger Benutzung des erschütternden Anblicks eines blutigen Schlachtfeldes den General Gablenz als Parlamentär zum König von Preußen sandte und dieser die düstere Stimmung des greisen Feldherrn und Monarchen zur Erringung günstiger Präliminarien zum Waffenstillstands- und Friedensschluß geschickt ausnutzen wollte, da desavouirte das Wiener Cabinet alle eingeleiteten Friedensverhandlungen und überließ sich der kostspieligen Mediation Napoleons III., jede Antheilnahme an diplomatische Verhandlungen von Seiten der Heerführer perhorrescirend. Der militärische Gehorsam und die Neutralität der Generale war gerettet, der Same zum deutsch-französischen Krieg jedoch gesäet.

Demselben desavouirten Parlamentär blieb es vorbehalten, als Reust die Leitung der auswärtigen Politik Oesterreichs übernahm, in Croatien zu Gunsten Ungarns die Verdeutschung der Barth- und Schmerling'schen Aera vergessen zu machen und in Budapest der Helfer Andrassy'scher Intrigue zu werden, sowohl

gegen die conservative Partei in Ungarn, als gegen den Minister Beust selbst. Die Verhandlungen bezüglich orientalischer Fragen, namentlich die Annexion Bosniens, welche, mit Umgehung des Grafen Beust, Andrassy direct in Verbindung mit dem Kaiser pflegte, nahmen damals den Weg durch das Militärcommando in Pest und die Adjutantur. Sie endeten mit dem Sturze Beust's und der Ernennung Andrassy's, der die 8 Jahre seiner Amtsthätigkeit zur Verwirklichung seiner Pläne benutzte. Die Vortheile dieser Verwirklichung sind für Oesterreich bis zum heutigen Tage eine offene Frage. Besser als die Schleswig-Holstein'sche und die Dualismus-Politik lohnte sich für Oesterreich die Anbahnung der Annäherung an Deutschland. Im August 1871 sendete der Kaiser den General Gablenz nach Berlin, um den Kaiser von Deutschland und die siegreiche Armee bei ihrer Heimkehr zu begrüßen.

Wie schwer auch dieser Schritt für den Monarchen, wie für den Minister gewesen sein mag, er bewies die richtige politische Erkenntniß der Nothwendigkeit des guten Einvernehmens und des Zusammengehens der beiden deutschen Staaten. Diesen Weg entschieden eingeschlagen zu haben zu einer Zeit, wo fast alle hervorragenden Persönlichkeiten in Oesterreich die Faust im Sack machen wollten, das ist das Verdienst des Grafen Beust. Graf Andrassy ist seinen Spuren gefolgt mit dem richtigen Instincte und der unklaren Unterscheidung, die seine Politik von jeher kennzeichneten. Die Militärkreise, die dem einstigen Revolutionär gram geblieben waren, wußte er sich zu gewinnen durch die Inszenirung der Kaiserreise nach Rußland und des Drei-Kaiserbundes. Dies festigte seine Stellung am Hofe und versöhnte die Aristokratie. Seine ersten Stützen, die Generale Gablenz und Bellegarde, G. Adj. des Kaisers, verschwanden vom politischen Schauplatz und ihr Schicksal stärkte das Vorurtheil der Abgeschlossenheit in der militärischen Pflicht und Anschauung. Die bosnische Angelegenheit wurde bei voller politischer Neutralität der Militärkreise durchgeführt. Die Stimmung war gegen die Eroberung. Feldzeugmeister Philippovits, der das Land kannte, sprach sich entschieden über die unzureichenden Maßnahmen aus und diese seltene Freimüthigkeit, die leider als Ausnahme gelten muß, hatte auch zur Folge, daß die Armee die Fehler der Politik zum Theile wenigstens wieder gut machen konnte. Von da an jedoch fiel das politische Ansehen des Grafen Andrassy in den militärischen Kreisen.

Bei Erwähnung der orientalischen Frage müssen wir einer früheren interessanten militärischen Persönlichkeit gedenken, des geachteten Gelehrten und liebenswürdigen geistreichen Internuntius Baron Prokesch-Osten. Obwohl er zu keiner militärischen Bedeutung gelangte, hatte er doch einen hohen militärischen Rang und leistete dem Staate im Frieden große Dienste. Fürst Felix Schwarzenberg, der die brillanten Eigenschaften dieses Mannes erkannte, hat dieselben auch in Berlin und Frankfurt zu einer bedeutenden Epoche für Oesterreich ausgenützt.

Leider war im Oriente auf Prokesch's eigentlichem Terrain Oesterreich's Politik so schwankend und blaß — daß der Diplomat stets hinter dem großen Gelehrten zurücktreten mußte.

Die Vortheile, welche Oesterreich aus seiner großen Kenntniß und seinem Verständnisse des Orients hätte ziehen können, blieben auf dem wissenschaftlichen Feld isolirt: Sein persönlicher Einfluß und sein großes Ansehen am goldenen Horn haben größtentheils allein die Sympathien der türkischen Regierung für Oesterreich

wachgehalten. Weder seine Vorgesetzten noch seine Nachfolger verstanden es, die von ihm so klar erkannte und zur Beachtung so warm empfohlene günstige Situation Oesterreichs in Constantinopel auszunützen. Die Vormundschaft Englands, die Gleisnerei Rußlands haben den rechtmäßig erworbenen natürlichen Einfluß Oesterreichs so völlig lahngellegt, daß es nachträglich seine orientalischen Interessen mit jenen Deutschlands identificiren mußte, um seiner Stimme überhaupt Gewicht zu geben. Die Provinz Bosnien, die als reife Frucht Oesterreich in den Schooß fallen mußte, hat Kämpfe und Geld gekostet und die Mißgunst der Mächte erregt, weil sie im ungeschicktesten Momente acquirirt wurde, wo Europa die Mediation übernommen hatte und für Oesterreich alle günstigen Constellationen versäumt waren. Die Berliner Conferenz schenkte diese Provinz der Importunität Andrassy's, der à la dernière heure für einen diplomatischen Erfolg à tout prix plaibirt hatte und die Stimme des Fürst Bismarck entschied für ihn. Wie aber jeder, auch ein zweideutiger Erfolg, wenn er sich nicht natürlich aus dem Gang der Ereignisse entwickelt, Aigreur und Mißtrauen erzeugt, so hat Oesterreich's bosnische Politik, abgesehen von der Preisgebung wichtigster Handelsinteressen, den Widerwillen Europas wachgerufen. Seine Freunde warfen ihm vor, im Oriente nichts gethan zu haben, was den Krieg verhütet oder eine natürliche Entwicklung der Hegemonie der Stämme unterstützt hätte, und daß es wichtige Interessen sowie seine Machtstellung gegenüber den kleinen Fürsten verloren hätte, seine Feinde mißgönnten ihm die Provinzen, die es sich anreichte und wuchsen im Uebermuth. Mit Mühe und unendlicher Geduld mußte man mit den kleinen Fürsten unterhandeln, denen Oesterreich zu gebieten so oft in der Lage war. Das völlige politische Effacement, welches das Resultat der Andrassy'schen Politik für Oesterreich war, behagte dem Ehrgeiz und der Thakraft des eitlen Staatsmannes nicht. Freiherr von Haymerle hat dieser Zeit der politischen Erniedrigung die Dignität der stillen und stetigen Arbeit und des besonnenen Tactes zu geben gewußt, was nicht genug anzuerkennen ist.

Wenn auch die großen geographischen Interessen Oesterreich und Deutschland auf der Balkan-Insel vereinen, da die Einflüsse Rußlands wie Englands den ersteren die Hauptarterie nach dem Osten unterbinden möchten, so hat Oesterreich vor Deutschland noch eine Menge wirthschaftliche und politische Interessen zu wahren, die Keime enthalten, welche auf seine innere Consolidirung vom größten Einflusse sind. Dies ist die slavische Nationalitätsfrage — die freie Donau, das politische Ansehen bei den kleinen Fürsten, die ruhige Entwicklung dieser kleinen Länder, deren Aufblühen der beste Schutz gegen die politische Agitation Rußlands wäre. Deutschland hat die Sorge, daß der Weg im Oriente frei bleibe, Oesterreich jene, daß der Orient seinem Staatswesen Quellen der Stärkung zuführe. Der Dualismus ist ihm darin sehr hinderlich, Ungarn, welches weder die Mittel noch das Geschick besitzt, eine civilisatorische Mission zu erfüllen, hindert das rasche Aufblühen der kleinen Staaten, ihren engen Verkehr mit den deutschen Provinzen aus selbstsüchtigen Gründen. Hemmt nun die slavophile Bewegung der Aera Laaffe den Fortschritt der deutschen Cultur-Expansion im Reiche selbst, wie wenig Spielraum und wie wenig Kraft bleibt für ihre Mission in den orientalischen Ländern.

Statt daß Oesterreich in dieser Beziehung der deutschen Bewegung nach

Osten mit allen Mitteln Vorschub leiste, spielt es mit Regierungs-Experimenten die an sich nicht ernst zu nehmen sind, die aber die Cultur-Interessen in den Hintergrund drängen und die commerciellen Beziehungen schwierig machen. Oesterreich kann Ungarn noch so viel politische Rechte einräumen, es kann in 19 Sprachen Universitätsprofessoren ernennen und es kann alle Tage einer Bauernhochzeit in einem andern Nationalcostüm aufspielen — keine einzige dieser Nationchen, Ungarn à la tête, wird eine culturelle Bedeutung für Europa haben oder erlangen. Die Unterstützung des slavischen Elementes hat die naturgemäße Gravitation der slavischen Provinzen nach Rußland zur unausbleiblichen Folge. Die Zufriedenheit Galiziens ist keine stichhaltige Entgegnung dieser Behauptung. Polen war ein Parasit der Cultur und mußte daher zu Grunde gehen. Ohne Mittelstand, ohne den festen, inneren Kern des Bürgerthums war es eine feudale Blüthe, die verwelkt ist und verdorren muß. Böhmen aber, das reiche, fleißige Land, muß entweder deutsch oder russisch werden und ist für Deutschland wie für Rußland von gleichem hohem Werth. Es ist daher weit gefährlicher in Böhmen das slavische Element zur Herrschaft oder überhaupt zur Bedeutung gelangen zu lassen als in irgend einer andern Provinz. In Croatien ist bereits gewaltsam das Deutschthum zurückgedrängt und Ungarn die civilisatorische Mission übertragen worden. Ungarn hat viel weniger Mittel zur Disposition und viel weniger culturelle Vortheile Croatien zu bieten als Deutsch-Oesterreich; es muß eher hemmend als fördernd auf seine Handelsentwicklung wirken. Darum hätte das Deutschthum die feineren Elemente der croatischen Nationalpartei leichter an sich gezogen; unter der ungarischen Herrschaft bleiben sie zu mindest rein croatisch wenn sie nicht großslavisch gesinnt werden und nach Rußland gravitiren. Es ist nicht denkbar, daß eine Nation, welche für ihre Cultur-Entwicklung Hülfe braucht, nicht an den nachbarlichen stammverwandten freundlichen Großstaat sich anlehnt. Die Schweiz ist darum als Gegenbeweis nicht maßgebend, weil ihre Cultur-Entwickelung ganz auf der Höhe derjenigen der angrenzenden Großstaaten steht und ihre communalen und wirtschaftlichen Einrichtungen noch besser sind als die jener Länder. Dies läßt sich von den Südslaven und Rußland nicht sagen. In Böhmen aber ist die slavische Bewegung darum gefährlich, weil nicht die Deutschen Anlehnung an Deutschland brauchen, da sie mit vollem Recht gute Oesterreicher bleiben wollen; die Czechen hingegen werden sehr bald einsehen, daß es vortheilhaft und verständiger ist statt einer böhmischen Autonomie, in welcher die Deutsch-Böhmen noch immer zu viel ihnen zu sagen haben können, dem Panславismus mit Rußlands Führung zu huldigen, der sie als Großmacht im europäischen Staatencomplex einführen kann. Es ist von größter Wichtigkeit, daß Oesterreich seine politischen Mißgriffe zeitig erkenne und von den kurzsichtigen und kleinlichen Anschauungen eines Opportunitäts-Parlamentes zu den großen Traditionen der Geschichte zurückkehre, die ihm trotz allen Fehlern und Verkehrtheiten bisher noch immer zu Ansehen und Einfluß verholfen. Daher ist es auch von Nothwendigkeit, daß alle Culturfactoren sich unter die Fahne stellen zu der sie gehören. Die Armee in Oesterreich ist ein Culturfactor ersten Ranges, gerade in den ungarischen und slavischen Provinzen, wo das niedere Volk durch die Dienstzeit allein Begriffe von Ordnung, Sauberkeit und Wissen erhält.



Oesterreich kann nur dann das richtige Gleichgewicht herstellen, wenn es in Böhmen das Deutschthum unterstützt; es stärkt damit sich selbst, denn bis jetzt hat die deutsche Bevölkerung in Oesterreich keine Anlehnungsgelüste an das Deutsche Reich gezeigt und ist dieses auch zu sehr im unbehaglichen Zustand der Verdauungsbeschwerden, um Theile aufzunehmen, die seiner einheitlichen Organisirung mehr Schwierigkeiten entgegenbringen. Völker sind nicht wie Regimenter zu behandeln, bei denen man Probeversuche halten kann, ob dieses oder jenes Mittel sich bewährt. Ein Schritt in einer Richtung eröffnet eine Vista von politischen Perspectives, die in der Erinnerung und in der Intelligenz des Volkes arbeiten trotz späterer Repressionsmaßregeln. Die deutsche Reichspartei kann nicht genug Getreuen um sich rufen, um ihre Stimme vernehmbar, ihre Gründe anschaulich zu machen. Wenn sich bis jetzt die Armee neutral in politischen Dingen verhielt, so war eben Oesterreich nicht angegriffen. Ihre Sympathie für dieses ist gerecht und patriotisch und es ist eigenthümlich zu sehen, wie der gebildetste und aufgeklärteste Theil der Armee eben aus österreichischem Patriotismus und keineswegs aus Mangel an Interesse für politische Angelegenheiten zu dieser Zurückhaltung in politischen Dingen gelangt ist.

Wir haben im Vorhergegangenen vieler dunkler Schatten erwähnt, welche der militairische Charakter auf die politische Thätigkeit der Generale geworfen hat, zum Nachtheile der Wohlfahrt des Reiches; wir wollen an die Lichtseiten dieses militairischen österreichischen Geistes appelliren, wie sie die Gestalt des obersten Feldherrn in hellster Reinheit uns zeigt.

Wenn man die Makellosigkeit des Charakters, die selbstlose Hingebung, das unermüdbliche Pflichtgefühl, die bescheidene Zurückhaltung und die standhafte Treue derjenigen Gruppe von Menschen betrachtet, die, als Repräsentanten der Armee, den Kaiser umgeben, oder bei der Armee selbst die alten österreichischen Traditionen aufrecht halten, so fällt einem unwillkürlich der Prinz Eugen, der edle Ritter, immer wieder ein, man erinnert sich an sein warmes Herz für den Soldaten, an sein unermüdbliches Streben in der Erfüllung seiner Pflicht, an seine unwandelbare Treue an das Haus Oesterreich und an seine Geringschätzung aller Auszeichnung für seine eigene Person.

Es lebt die Erinnerung an diesen ausgezeichneten Mann noch warm im Herzen des Volkes und im Geiste der Armee von Oesterreich. Nur hat sie zweierlei Gestalten eingenommen, die von einander verschieden sind.

Die Armee hat die Gewissenhaftigkeit, das Herz, das Heldenthum des Prinzen Eugen zum Vorbilde genommen, liebt es, alle diese Vorzüge im obersten Kriegsherrn zu erkennen und jenes feste Band des Vertrauens an diese Erkenntniß zu knüpfen, das den Monarchen und sein Heer unlöslich verbindet. Die Tüchtigkeit eines starken moralischen Gefühls giebt die Basis ab zu ihrem Verhältnisse und wo diese vorhanden, da erschüttert selbst das Mißlingen oder Niederlage das gegenseitige Vertrauen nicht.

Dies bekundet sich auch in der Liebe und Bewunderung des Volkes für Kaiser und Heer. Bei aller Erkenntniß mangelhafter Auffassung und bei allem Unbehagen, welches durch Schwerefälligkeit und Einseitigkeit bereitet wird, erhält sich dieses gegenseitige Vertrauen in die Lauterkeit des Willens und in die Aufrichtigkeit des

Strebens. Dadurch läßt sich die unbefiegbare Macht der Armee, wie der Dynastie erklären. Es ist das Herz des Prinzen Eugen, welches das Volk unter dem Soldatenrock schlagen hört.

Im Volke erhielt sich auch der Geist des Prinzen Eugen, die Erinnerung an den Staatsmann, den Philanthropen, den Kunstfreund Eugen von Savoyen, an den freien Denker und Vertreter seiner Meinung, der dem Hofkriegsrath, und über denselben, so offen die Wahrheit sagte, so rücksichtslos sie schrieb, wenn es galt, die Interessen des Volkes, der Armee oder des Staates zu vertheidigen gegen äußere und innere Feinde, und der es für patriotische Pflicht hielt, daß unter dem Soldatenrock das Herz auch für die bürgerlichen Interessen erwarme und der Geist ein Verständniß dafür sich erhalte.

Dieser Eugen ging der Armee verloren. Nicht weil sie durch den Dienst einen knechtischen oder kleinlichen Sinn bekommen hätte, der im Widerspruch stände mit der vorerwähnten moralischen Tüchtigkeit; nein, durch eine Verkettung politischer Umstände, die zum größten Theile außer ihr lagen und die sie von jedem politischen Parteiloben, ja selbst von der bürgerlichen Interessensphäre isolirte. Dieses Isolament brach zwar die Schranken der aristokratischen, nationalen und clericalen Vorurtheile und förderte die Kameradschaftlichkeit in ihren Reihen, aber es löste jeden Einzelnen von der Volksgemeinschaft dergestalt ab — daß der Soldat in hohen und niederen Chargen es für völlig überflüssig, ja gefährlich hielt, sich um Volksinteressen zu kümmern, oder sein eigenes Fühlen darüber zu ergründen. — Die politische Thätigkeit einzelner Ausnahmen, wie wir sie früher schilderten, trug nur dazu bei, diese Abneigung und Zursüchtigung zu stärken und das Vorurtheil wachzurufen, daß jede Theilnahme an dem öffentlichen Staatsleben für den Officier selbst wie für den Staat mit einem Mißerfolg enden müsse oder mit Gefahr für seinen Charakter verbunden sei.

Die im Königreich Lomb.-Venetien garnisonirende fogenannte „italienische Armee“ Oesterreichs war die Pepiniere der besten Officiere für das Gesamttheer, und dies hatte seine Erklärung in dem Geiste und in der Uebung, welche Feldmarschall Radetzky in den Truppen pflegte, sowie in den civilisatorischen Einflüssen des Landes Italiens, insbesondere dieser zwei Provinzen. Nicht nur wurden Officiere und Mannschaft militairisch tüchtig gebildet, es standen auch ihre bürgerlichen, geselligen und Privatbeziehungen in den Garnisonen des lomb.-venetianischen Königreiches auf einer viel höheren Stufe der Cultur, als in den übrigen Ländern des Reiches. Es verfeinerte sich ihre Sitte, es erweiterte sich ihr Ideenkreis, es bereicherte sich ihre Erfahrung in humaner Richtung und im civilisatorischen Sinne zur selben Zeit, als ihre technische Ausbildung auf historischen Schlachtfeldern und der poetische Nimbus, der die schlaue Bonhomie des greisen Feldherrn umwob, dem militairischen Geiste jene Höhe und Weite der Auffassung verlieh, die sich im alltäglichen Samaschendienste leicht verlieren.

Vor dem Jahre 1848 waren in der Armee viel fremde Elemente, die Erinnerungen der niederländischen und französischen Feldzüge, der Geiste historischer Zeiten erfüllte die Köpfe der alten Generale. Sie erzählten den jüngeren Officieren Aventuren aus ihrer bewegten Jugend und die Jungen erzählten unter sich Anekdote und Repartieen der alten Sonderlinge. Zur Charakteristik sei hier die eine erwäh-

welche ein alter, schlecht deutsch sprechender italienischer General als Antwort gab auf eine Bemerkung eines jugendlichen hohen Herrn über sein schwerfälliges Reiten: „Es giebt zwei Art Seiner Majestät dem Kaiser zu dien, eine dien mit dem Körper . . andre mit der Geist — if dien mit der Geist“ — und Aehnliches mehr.

Die Feldzüge 1848—49 brachten in das gefellige Leben der Garnison einen starken Umschwung, die Angehörigen der höheren Stände und die Städter hielten sich von den Officieren fern. Der Bürgerkrieg in Ungarn verbüßerte die Stimmung; die Verhältnisse in den anderen Provinzen wurden für das Heer immer drückender. In Böhmen sollten keine böhmischen, in Ungarn keine ungarischen, in Croatien keine croatischen Regimenter liegen. Ebenso verhielt es sich in Italien und in Galizien.

Das Tragen des Bürgerkleides außerhalb des Dienstes, was vor 1848 gestattet war, wurde verboten, die Theuerung wuchs, aber die Gage nicht im Verhältniß. Nadežky war kindisch geworden, die fremden Elemente starben ab und die Söhne der Emigrirten, in düsteren Zeiten geboren und aufgewachsen, hatten nicht das leichte, warme Blut der Väter, sondern widmeten sich dem fremden Hofe, der ihnen Heimat war, und schlossen sich in strenger Etiquette und in clericaler Parteilstellung von den freisinnigen Elementen im Staate ab. Durch den Vorzimmerdienst verwöhnt, vermochten sie nicht mehr sich in das collegiale Garnisonsleben zu finden. Der Ton in der Armee ward immer rauher und roher. Graf Grünne, der General-Adjutant des Kaisers, herrschte noch weit häufiger an, als er wirklich herrschte. Er hatte das Commando der Armee in Italien nach dem Scheiden Nadežky's seinem Freunde, dem Feldzeugmeister Grafen Gyulai, übertragen, dessen beißende Satire und glatte Kälte von der warmen Gemüthlichkeit und heiteren Jovialität des greisen Marschalls grell abstach.

Diesen vielen Contrasten mag es zuzuschreiben sein, daß Graf Grünne's Regime so verhaßt, ja so ungerecht angefeindet und verleumdet wurde. Niemand war in Wahrheit weiter davon entfernt als er, ungebührliche Rechte in Anspruch zu nehmen, und es gab sicher keinen Officier in der Armee, der ihm in Treue und Hingebung für Land und Kaiser, an Interesselosigkeit für seinen eigenen Vortheil überlegen hätte sein können. Seine Sitte und sein Ton waren nicht fein, sondern schroff und rauh, aus mangelnder Erziehung und aus Temperament. Sein ganz tüchtiger Verstand war ohne Bildung und ohne Schliß; er besaß einen hohen Grad von natürlicher Auffassung und Selbstständigkeit, was über viele Vorurtheile den Sieg errang, aber es verblieb stets beim einfachen Urtheil des Naturmenschen, ein weiterer geistiger Horizont, der in der „Forderung des Tages“ nicht blos das „Erforderniß der Stunde“ betrachtet, ging ihm vollständig ab. Von ihm stammt die starre Absonderung der Geschäftskreise, die ein Zusammenwirken aller Kräfte in Oesterreich so schwierig macht. Es ist abermals eine Ironie des Schicksals, daß das Volk gerade Graf Grünne anfeindete im irrigen Glauben, daß er seine Hand überall im Spiele habe — im Sinne der Reaction. In der Armee hatte er allerdings fast unumschränkte Gewalt, die Einrichtung, welche den Adjutanten als höchster activer Militairbehörde executive Kraft und Macht gab, bestand eben zu seiner Zeit, aber diese Macht zu üben war Graf Grünne's Amtspflicht. Sein energisches Temperament hat ihn zu mancher Willkür und Rücksichtslosigkeit hingerissen, doch haben ihm nie

Muth und Willen gefehlt, Fehler zu bekennen und gut zu machen — wenn er anders überzeugt war. Was die Politik betrifft, so hatte er, wie fast ein jeder willensstarke und einseitig gebildete Aristokrat, eine besondere Vorliebe für die absolute Herrschaft, aber wenn der Monarch ihm geboten hätte, neben Cassale oder Louis Blanc seines Amtes zu walten, so hätte er sich eben so wenig um deren Politik gekümmert, als um die von Bach oder Schwerling.

Graf Grüne war ein Nachkomme Emigirter, sein Vater hatte als Adjutant Erzherzogs Carl und am Hofe des Kaisers Franz eine militairische Carriere gemacht. Er selbst hatte, dem Palatin von Ungarn, Erzherzog Stephan zugetheilt, die Revolution von seiner Stellung am Hofe aus sich entwickeln sehen und dadurch wol die Ueberzeugung gewonnen, daß der Liberalismus den Regenten Verlegenheiten schafft. Wie häufig kommt dem freisinnigsten und aufgeklärtesten Menschen derselbe Gedanke, wenn er gegen den Wankelmuth des Volkes, gegen den Unverstand politischer Kannegießer, gegen die beengte Auffassung der Krämerthums zu kämpfen hat. Die Stellungen der Aristokraten hält sie von den Bedrängnissen bürgerlichen Elends ferne. Auch der Aernste von ihnen genießt der Privilegien der Klasse und es gehört ein ungenein selbstloser Geist und ein sehr weiter Blick dazu, um über diese hinweg die Wahrheit zu suchen und zu erkennen. Je ungebildeter und kleinlich national die Cultur ihres Landes ist, desto entfernter bleiben sie dem socialen Uebel, das in Culturstaaten sowol dem Abel wie dem Capital über den Kopf zu wachsen droht. Daß Männer, wie Graf Grüne, Feldmarschall Windischgrätz, Erzherzog Albrecht, die sich in strenger Standesabgeschlossenheit isoliren, dem parlamentarischen Usus abhold sind, ist natürlich. Es ist aber ungerecht zu glauben, daß sie zu Gunsten oder mit Rücksicht auf ihre Gesinnung gewirkt haben. Nicht einmal zur Zeit des absoluten Regimes, als der junge Kaiser dem Einflusse seiner frommen Mutter zugänglich war und der Clerus ihn zum Abschluß des Concordates drängte, hat die Militairpartei eine Pression auf die Politik zu üben versucht. Sie war immer gegen dieselbe und da hatte sie recht, nicht weil sie es besser hätte machen können, sondern weil die Leiter der Politik den Staat in schlechte und zweideutige Lagen brachten, aus welchen sie zu spät die Rettung versuchen mußte.

Als 1859 der verlorene Feldzug etwas Einsicht in die politischen Kreise gebracht hatte, bereitete sich nach und nach der Umschwung in liberaler Richtung vor. Aber trotzdem Graf Grüne der populären Ungerechtigkeit nachgebend seine Stelle verließ, war sein Nachfolger im Amte, Minister Graf Follot de Crenneville, nicht nur sein aristokratischer Gesinnungsgenosse, sondern viel schwärzer in der Woll gefärbt, als Graf Grüne. Allerdings wurde die militairische Allmacht der Adjutantur zu Gunsten des Armeecommando's und der Kriegsbehörden beschränkt, auch war Graf Crenneville von geschliffenerer Form als sein Vorgänger, doch arbeitete Crenneville weit mehr an der Entwicklung einer clerical-reactionairen Partei in der Armee, wenigstens unter ihren Repräsentanten am Hoflager, als jeder andere. Die Adjutantur und die Militairkanzlei trugen mehr den Charakter der Hofcharge. Das reactionaire Element des Cabinets Schmerling, Graf Moriz Esterházy, hatte enge Fühlung mit ihnen gewonnen, der liberale Erzherzog Rainer verschwand nach und nach vom politischen Leben. Graf Rechberg, der als Minister des Außerwärtigen an die Stelle von Buol's Unfähigkeit nur die eigene Dürre des Gedankens setzte,

war ein treuer Anhänger der Hofpartei, und stellte sich willig an die Spitze des lächerlichen Fiasco's, welches - ihretwillen Schmerling's großdeutsche Politik in Frankfurt erfuhr. Der Geist der Politik wurde immer kleinlicher und enger nach Schmerling's Rücktritt, die Ressorts wurden immer schärfer getrennt, das unbewußte Gegeneinander-Arbeiten der verschiedenen Regierungsapparate immer reger. Die Armee hatte keinen Antheil an dieser aus den Hof- und Adelskreisen entspringenden Action. Gleich zu Anbeginn des parlamentarischen Lebens hatte Schmerling, der stets eine gesunde Auffassung für den österreichischen Geist der Armee besaß, aus Italien von ihrer Spitze weg den Grafen Degenfeld sich geholt und ihn zu seinem Kriegsminister gemacht. Nach der Enthebung des Feldzeugmeisters Grafen Gyulai hatte General Graf Degenfeld seine Stelle durch kurze Zeit inne gehabt. Als Kriegsminister war er eine der populairsten Figuren im Parlamente. Verständig, klar, offen, unabhängig, wortkarg und brusque, gewann er das Vertrauen fast aller Parteien. Es lag eine Urwüchsigkeit und Freiheit in seinem Temperament und Wesen, denen man die schweizerische Abstammung anmerkte. Der rauhe Ton und die rücksichtslose Manier unter den Führern der Armee ward durch ihn nicht gemildert, aber die politische Unabhängigkeit und Ehrlichkeit derselben kam durch seine parlamentarische Thätigkeit in das rechte Licht. Mit dem Rücktritt des Cabinet's Schmerling zog sich Graf Degenfeld vom Felde politischer Thätigkeit ganz zurück. Im Commando der Armee in Italien war ihm Feldzeugmeister Benedek gefolgt, ein tapferer General, ein schnellsehender Befehlshaber, aber von engem Geist, schlechtem Ton und der Bildung, wie sie nur die verkommensten Militärschulen der 20er Jahre in Oesterreich vorbringen konnten, behaftet. Wenn man sein lebhaftes, blitzartiges Wesen, seine behende Aufmerksamkeit für den äußeren Effect und die unzusammenhängende gehaltlose Innerlichkeit dieses brillanten Offiziers beurtheilte, so mußte man nur bedauern, daß ihm Stellungen anvertraut werden konnten, die von politischer Bedeutung und von Wichtigkeit nach vielen Richtungen hin waren. Der General fühlte selbst seine Unzulänglichkeit in allen nicht militairischen Angelegenheiten, ja selbst in diesen letzteren ebenfalls, sobald sie ihm fremde Verhältnisse boten oder größere Dimensionen annahmen.

Dennoch wußte er mit oft sehr vulgären Mitteln, abwechselnd mit geistvollen Einfällen, den militairischen Geist der Truppe zu heben, jenen der Officiere zu beleben und manchen blendenden Erfolg zu erzielen, wodurch seine militairische Thätigkeit und geistige Befähigung unwillkürlich an das diplomatische Wesen und Talent des Grafen Andrássy erinnert, dem die schlimmen Consequenzen seiner Halb- und halben Genialität zum Glück für ihn wie für die Monarchie nicht so drastisch illustriert wurden, wie es für Benedek der Feldzug von 1866 gethan.

Der einheitliche Gedanke soldatischer Kameradschaftlichkeit, den Benedek in die italienische Armee zu bringen wußte, wirkte um so wohlthätiger, als die politischen Umstände die Soldaten immer mehr vom bürgerlichen Treiben isolirten. Italien als Garnison war zwar noch immer von cultivirendem Einflusse, aber das politische Urtheil des Offiziers mußte es ganz annihiliren. Jeder Vergleich fiel zu Ungunsten des Vaterlandes aus. Die kleinste italienische Commune bot dem feindlich angesehenen Soldaten ein Bild von Sitte, Zuverlässigkeit, Sorglichkeit für seine und seiner Familie Bedürfnisse, das allzu günstig abstach von seinen Erinnerungen an das

Vaterland in Ungarn, Galizien, ja selbst an die Heimstätte in österreichischen Kasernen. Wie häufig mußte er die gerechtesten Klagen und Verstimmungen wahrnehmen über die ungeschickte langsame Verwaltung, die Petitionirung in Wien für die kleinsten Communalinteressen, wie häufig kam ein wohlwollender General in die Lage, bei Gelegenheit einer Urlaubstreife Jahre lang liegen geliebene Erlebnigung der kleinen, fleißigen, ängstlich harrenden Commune sub rosa bei den Centralbehörden in Erinnerung zu bringen — und Zeuge von der Dankbarkeit und dem wohlfeilen Glücke der kleinen Bevölkerung zu sein, die mit unerschöpflicher Bereitwilligkeit die Lasten für des verhaßten Oesterreichers Armee trug. Hier gebot die Pflicht zu schweigen und die Politik nicht zu beurtheilen, aber die unwillkürliche Dankbarkeit und die sympathische Erinnerung blieb in jedem in Italien garnisirenden Soldaten und Offizier. Das Kriegshandwerk bringt so viel Klauses, so viel Materielles und Kleinliches in das Amt des gebildeten Soldaten, daß ihm die Compensation der äußeren Schönheit und der feinen Sitte nöthiger ist als dem Angehörigen anderer Berufe, der das triviale Detail den Frauen und der dienenden Classe völlig überläßt. Auch steht der Soldat im Frieden dem Bürgerthume als ein parasitäres Element gegenüber. Es gehört entweder der Familiensammenhang oder eine sehr feine Lebenswürdigkeit dazu, um ihm die Garnison heimisch zu machen. In Oesterreich fehlt beides; das rasche Wechseln der Garnison läßt das erstere, die brennende Racenfrage uncultivirter Völker das zweite dieser Hinderelemente nicht zum Vorschein kommen. Die bürgerlichen Verhältnisse bleiben dem Offizier fremd. Die zurückgebliebene Cultur der meisten Provinzen flößt ihm wenig Interesse oder Sympathie für diese ein; er schließt sich im Dienste und im kameradschaftlichen Umgang ab, höchstens daß der Herr Pfarrer oder die Aristokraten den geselligen Verkehr noch aufrecht halten. Auch diese nur, indem sie sich dem militärischen Wesen anpassen. Die Disciplin wird zum Fetisch, die Vaterlandsliebe wird Dynastentreue, die Armee hat gute Soldaten sich erhalten — der Staat aber hat seine Bürger verloren. Und doch giebt es viele Momente, wo der Staat auf die politische Gesinnung des Soldaten angewiesen ist. Wir haben bereits im Vorhergehenden erwähnt, wie oft das Talent der höheren Militärs berufen ist, in die Geschicke des Staates einzugreifen; im Parlamente haben sie mitzureden und mitzustimmen über das politische Ereigniß des Tages und in der Geschichte läßt sich kaum eine militärische Größe aufweisen, die nicht die Privilegien der militärischen Macht für die Segnungen des Friedens ausgenützt hätte. Man muß nicht vergessen, daß die Armee für den Staat da ist und nicht das Umgekehrte der Fall sein darf.

In Oesterreich ist die Trennung dieser Verbindung doppelt unsinnig, denn die Armee bildet ein einheitliches Element im Schooße der Völker, ist das beste Gegengewicht für den läppiischen Chauvinismus derselben und ein verlässlicher Träger und Verbreiter deutscher Cultur. Sie hat mit Liberalität und Verständniß für die lokalen Bedürfnisse weitgehende Concessionen der Sprach- und Eigenart der Stämme gemacht, ohne ihren einheitlichen deutsch-österreichischen Charakter zu verlieren. Sie hat mit Fleiß, Mühe und Intelligenz getrachtet die militärischen Vorzüge des großen Nachbarstaates sich anzueignen und trotz der natürlichen Empfindlichkeit mit neibloser Bewunderung die Ueberlegenheit des Gegners anerkannt und

sich loyal und aufrichtig ihm zur Seite gestellt. Die Politik, welche zum Bündnisse mit Deutschland hielt, hat warmen Anklang in ihr gefunden. Auch ist die Armee verfassungstreu. So gerne und freudig ihre Söhne die Kriegspflicht erfüllen, sie wissen, wie drückend die Steuer auf den Völkern lastet, wie gefahrswanger ein Krieg für die wirtschaftlichen Zustände ist. Die Armee ist gewöhnt der Politik zu misstrauen, die so leichtfertig wie in den letzten Jahrzehnten mit Oesterreich's Gut und Blut gespielt und der Armee stets schlechte Positionen aufgezwungen hat. Der Volks- und Terraintundige General Philippovic wurde vom Grafen Andraffy verhöhnt, als der General ernstere Maßregeln befürwortete für den Einmarsch in Bosnien, und er behielt blutig Recht. Die Armee hat keine Sympathie für Expansionspolitik oder slavisches Gaukelspiel. Sie wird um ihretwillen sicher nicht ein Tauschgeschäft mit Italien oder den Erwerb problematischer Güter am Lim gut heißen. Aber sie wird auch die Geduld Oesterreichs gegen den wachsenden Uebermuth der kleinen Fürsten an der Donau nicht verstehen und daß diese Zwerge im Stande sind, hemmend in die wirtschaftliche Entwicklung Oesterreichs einzugreifen. Das deutsche Interesse, das ist das materielle Wohl in Oesterreich. Leider, daß im Parteikampf die Verfassungspartei es aus dem Auge ließ. Leider, daß es einem halb slavisch-feodalen Cabinet überlassen ist, Anträge zur Aufbesserung der Mannschaftskosten, zur Verittenmachung der Hauptleute, zur Affinirung der Unterkunft der Soldaten zu stellen und durchzusetzen, lauter Anträge, welche ein verfassungstreuer und politisch gebildeter General vor Jahrzehnten bereits der Verfassungspartei dringend empfahl. Leider, daß es diesem selben Cabinet auch überlassen ist, die wirtschaftliche Interessensphäre durch Herbeiziehung von fremdem Capital und frischen Kräften zu stärken und zu vergrößern, während das Wirken der Verfassungspartei in den Zeiten bedenklichster Krisen und faulender Stagnation ein unfruchtbares Princip genannt werden muß.

Der Uebermuth und die Coalition, die sich in Oesterreich gegen das deutsche Element erheben, sind so gefährlich für den Staat, daß jeder Patriot trotz allen Unmuths und trotz aller Verurtheilung, welche die Unfähigkeit der Verfassungspartei hervorruft, die Trümmer derselben zusammensuchen und neue Aaürte ihr werden muß, um eine numerische siegreiche Gegnerschaft zu erzielen. Eben so muß, Ungarn gegenüber, die kleinliche Entrüstung über den läppischen anti-deutschen Demonstrationshang und jeder Versuch, Repressalien zu üben, der politischen Rücksicht wegen, völlig aufgegeben werden.

Ungarn ist das einzige nicht deutsche Land des österreichischen Kaiserstaats, welches sich an kein anderes mächtiges Nachbar-Reich anlehnen kann als an Deutschland, welches keinen nationalverwandten Staat kennt, der Ansprüche auf seinen Besitz machen könnte, oder es mit Lockungen verführen wollte. Trotz der ungeschickten und unbeholfenen Form des dualistischen Modus vivendi und trotz dem momentanen politisch-sittlichen Verfall des ungarischen parlamentarischen Lebens, sind die Magyaren ein Volk von talentirter politischer Auffassung und von schnellem meist richtigem politischem Urtheile geblieben. Sie haben in früheren Zeiten der Monarchie die mächtigsten Vorredner liberaler Institutionen geliefert. An der Spitze ihrer Freiheitskämpfer steht Ludwig Kossuth, ein Mann von großem politischem Talente, als Träger ihres industriellen und culturellen Aufschwunges

Graf Stephan Szecsheny, ein Patriot von seltener Begabung, Schaffungskraft und sittlicher Größe; endlich ist dead, was die Wärme des Gefühls für Volk und Vaterland, und die Reinheit und Unabhängigkeit des Charakters betrifft, eine unter Oesterreichs politischen Männern einzig dastehende Ausnahme. Ungarn hat auf Oesterreichs Entwicklung im freiheitlichen und politischen Sinne einen so mächtigen und günstigen Einfluß gehabt, daß um dieser großen Action willen ihm die Halbheiten und Winkelzüge der Politik Andrassy-Lonyay und Andrassy-Tisza leicht verziehen werden können und die Verfassungs-Partei noch viel leichter über die Albernheiten chauvinistischer städtischer Gesinnung hinwegsehen kann, welche überdies in einer oder der anderen Form eine Specialität der Väter aller Städte, genannt Gemeinberath, zu sein scheinen. In Ungarn hat die bureaukratische, kleinlich ängstliche Trennung der Ressorts in der Regierungsmaschine niemals und nirgends zur Wahrheit werden können, auch haben sich die ungarischen Finanz- und Beamtenkreise niemals vom politischen Treiben so ferngehalten, wie z. B. unter der Majoritätsperiode der Verfassungspartei es ihre eigenen Anhänger militairischer, bureaukratischer oder commercieller Bedeutung in großer Anzahl zu thun pflegten. Diese allen Fortschritt und alle Reorganisation hemmende Abstinenz und Inaction sowie die unfruchtbare polemisirende Kritik brachten in alle Verhältnisse der Partei eine Zerfahrenheit und eine Verwirrung, die ihre Macht zerstört und ihre Wirksamkeit sehr stark reducirt haben. Das politische Programm der österreichischen Regierung muß absolut den, sowol der Verfassungspartei als dem Ministerium Laaffe anklebenden Charakter: einer Wechselwirkung künstlich zusammengesetzter Schwächen, ablegen, aus denen sich ein kleines ebenso künstlich entwickeltes Embryo absolutistischer Farbe entpuppte, das auf das parlamentarische Leben Oesterreichs einen Stempel von Hohlheit, Unsicherheit und Heuchelei drückte, der schwer zu verwischen sein wird.

Das politische Princip kann sich nicht ungestraft in dogmatische Theorien kleiden; es darf nicht das Parlament zum Hörsaal akademischer Vorträge oder die Ministerbank zum Werbetisch für den Krondienst machen, es muß ganz allein den Staatsgedanken in sich tragen und aus diesem die Hebel für die Antheilnahme aller lebendigen Factoren des Staatskörpers und die Schranken gegen Sonderausbreitungen und die ruhige Wohlfahrt erschütternde Experimente zimmern. Der Staat ist kein Bank- oder Creditinstitut, das in der Verschiebung und Umwechslung der Interessen eine Operationsbasis für geschäftliche Vortheile zu suchen hat. Er ist das lebendige Princip eines Volkes, das aus sich selbst heraus schöpft und schafft und dessen Interessen in seiner Einheit gipfeln. Wenn die deutsch-österreichische Partei den guten Willen und das richtige Verständniß für materielle und politische Entwicklung des Staates so glänzend zu Tage legt, wie sie Wissenschaft und Bildung vor allen übrigen Völkern und Parteien der Monarchie zur Geltung bringt, dann erst wird sie Staatspartei sein und dann kann ihr gar kein Sonderelement die Führung des Staatschiffes entreißen, und wenn es noch so viel historische Traditionen oder nationale Rechte aufzuweisen hat. Die Ueberlegenheit der Cultur, die geographische Lage, der Ursprung der Industrie und der Wissenschaft sind, ganz abgesehen vom materiellen Vermögen, lauter Vortheile, die ihr zu Gute kommen müssen. Die Aufzählung dieser Ueberlegenheiten ist es, die am lautesten für die



bisherige politische Lässigkeit dieser Partei spricht. Das Experiment des Cabinets Laaffe wird hoffentlich einen Umschwung in der Verfassungspartei hervorbringen, der sie bis zur Höhe des Staatsgedankens erhebt. Dann wird sie auch die maßgebenden Stimmen der Armee, Aller, ihr das Wort reden hören und die Zeit wird vorüber sein, wo die Bemühungen der Krone und die Kraftquellen des Reiches, statt im gesunden Staatskörper vereint zu wirken, im Danaidenfasse nationaler Versöhnungscentreprien sich verlieren.

## Aus dem Leben Rattazzi's und seiner Zeit.\*)

Wir sind in den Stand gesetzt, die folgenden Auszüge aus den Memoiren Rattazzi's zu veröffentlichen. Die Herausgeberin, Frau Rattazzi, ist bekanntlich eine Enkelin Lucian Bonaparte's, und somit eine Cousine Napoleons III. Als Gemahlin Rattazzi's stand sie viele Jahre hindurch mitten im Treiben der italienischen Politik.

In der hier behandelten Zeit (1868—1871) war Rattazzi nicht mehr Minister; er hatte jedoch als einer der hervorragendsten Führer der Linken im Parlament noch eine bedeutende politische Stellung.

Das Ministerium Menabrea, welches 1867 an die Stelle des Ministeriums Rattazzi getreten war, gab Ende 1869 in Folge der Wahl Lanza's zum Kammerpräsidenten seine Entlassung. Nachdem verschiedene Combinationen gescheitert waren, brachte endlich Sella ein neues Ministerium zu Stande, in welchem Lanza das Präsidium übernahm. Obgleich es sich auf eine ziemlich zahlreiche Majorität der gemäßigten Rechten stützte, konnte es sich doch nur mit Mühe gegen die Angriffe der äußersten Rechten und Linken halten. Eine unerwartete bedeutende Kräftigung gewann es durch die große Majorität, mit welcher bei der erstmaligen Eröffnung des Parlaments in Rom (1871) der Regierungscandidat Biancheri zum Kammerpräsidenten gewählt wurde.

Ueber die Vorgeschichte dieser Präsidentenwahl giebt die Verfasserin in der folgenden Unterredung zwischen Lanza und Rattazzi interessante Aufschlüsse.

### I.

— Vor allen Dingen danke ich Ihnen, sagte Lanza, daß Sie sich die Mühe gemacht haben zu mir zu kommen. Ich würde Sie aufgesucht haben, ohne Sie vorher zu benachrichtigen. Aber Sie sind verheirathet, und ich weiß, daß man, wenn man verheirathet ist, nicht mehr der freie Herr seines Hauses, seiner Stunden, seines Zimmers, seiner Leute und seiner Zeit ist. Man hört auf, sich selbst anzugehören. Man wird ein Slave der Convenienz und vielleicht sogar der Etikette.

— Sie haben vielleicht Recht, erwiderte Rattazzi lächelnd. Sie haben wohl gethan, mich bei Ihnen zu empfangen; denn Sie hätten bei mir Personen treffen können, mit denen umzugehen Sie sich vielleicht nicht gern den Verdacht ausgesetzt hätten. Doch lassen wir die Complimente und Entschuldigungen bei Seite. Ich bin da, und damit gut. Was haben Sie mir von Seiten Seiner Majestät mitzutheilen?

\*) Dieselben werden im Januar 1881 bei Dentu in Paris in der Buchausgabe erscheinen.

— Ich hätte Sie schon vor einigen Wochen nach Ihrer Unterredung mit dem Könige aussuchen sollen. Er gab mir in der That den Auftrag dazu, nachdem er mir seine Unterhaltung mit Ihnen mitgetheilt hatte, und zwar mit einem Reichthum an Details, welchen man an Victor Emanuel sonst nicht gewohnt ist, und mit einer Offenheit, wie er sie seinen Ministern gegenüber beinahe nie zeigt. Wegen der zahlreichen Schwierigkeiten, welche mir der Abzug von Florenz, die Einrichtung hier, die Wahlen, die Intriguen der Parteien verurriachten, mußte ich diese Unterredung so lange aufschieben. Ich bitte deshalb um Verzeihung.

— Wenn Seine Majestät Sie mit dem Geiste unserer Unterhaltung schon bekannt gemacht hat, weiß ich aber in der That nicht, was ich Ihnen durch weitere Auseinandersetzungen in demselben Sinne noch Neues sagen könnte.

— Gerade diesen Sinn möchte ich im Auftrag Seiner Majestät ändern und Sie durch andere Erwägungen, die heute ein ganz anderes Gewicht, als vor sechs Wochen haben, davon abbringen.

— Aber, wenn sich nichts geändert hat, wie könnte ich zu Rom anders denken als zu Turin? Was ist denn Neues geschehen, das mir das Vergnügen dieser Zusammenkunft verschafft?

— Etwas sehr wichtiges. Eine wahrscheinliche Verschiebung in der Kammer-Majorität.

— Aber die Wahlen haben Ihnen ja Recht gegeben! Sie haben ja die Majorität der Deputirten, die Sie wünschten. Oder waren die angestellten Berechnungen ungenau?

— Durchaus nicht! Ich habe die Majorität. Ja! Aber sie ist unzuverlässig. Sie hat nicht mehr dieselbe Disciplin, denselben Geist, sie neigt nach links.

— Das ist eine falsche Beobachtung. Ihre Leute werden niemals den Ambicon überschreiten. Prüfen Sie sie genauer!

— Ich weiß was ich sage und woran ich mich bei meinen Leuten, wie Sie sagen, zu halten habe. Und deswegen habe ich Sie aufgesucht um Sie von Neuem zu fragen, ob Sie das Präsidium in der Kammer übernehmen wollen?

— Ist das Ihr Ernst?

— Mein voller Ernst. Und ich spreche erst mit Ihnen, nachdem ich zuerst dem Könige und dann den angesehensten Mitgliedern des Ministeriums wie Sella, Nicotti, Visconti Venosta, und Correnti Mittheilung von meinem Vorschlag gemacht habe.

— Da die Sache so ernst ist, werde ich Ihnen mit derselben Entschiedenheit und demselben Freimuth antworten. Ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen. Ich weiß sehr wohl, daß der Geist der Auflehnung in Ihre Partei eingebracht ist; aber die meinige hat noch nicht die Festigkeit und die Disciplin gewonnen, die sie haben muß, um an der Regierung Theil zu nehmen. Ich habe wol ein Duzend Freunde auf meiner Seite, wie Mellona, Mancini und Andere, die mich bei dem schwierigen Werk, das Sie hier in Rom unternehmen wollen, unterstützen würden. Aber in den Reihen meiner Parteigänger sind Männer, wie Cairoli, Crispi, Nicolini und Andere. Bei Gelegenheit der Wahl des Kammerpräsidenten wollen wir unsere Kräfte messen. Sie haben Ihren alten Candidaten Biancheri. Meine Partei wird ihm vielleicht Cairoli oder Crispi entgegensetzen.

Sie wird unterliegen; denn ihre Intervention bei der Präsidentenwahl wird eine gute Gelegenheit für die Rechte sein, sich fester an einander zu schließen. Sie werden zweifellos ohne Schwierigkeit die Linke schlagen. Soll ich mich einer sicheren Niederlage aussetzen? Darum stelle ich mich garnicht zur Wahl, liefere Ihnen aber einen von den Meinigen, der sich der Gefahr aussetzt. Ein Mann, wie Cairoli, Crispi, kann ohne Einbuße für die Partei durchfallen; bei mir ist das etwas anderes. Mancini oder Mellona und Andere würden entschieden dagegen sein.

— Ihre Erwägungen sind richtig, wie immer. Ja, Sie haben Recht. Die Concurrenz irgend eines angesehenen Mitgliedes Ihrer Partei wird genügen, um die Meinigen zum festen Zusammenhalten zu zwingen. Aber das Wesentliche ist nicht die Wiederwahl des Präsidenten — obgleich das immerhin ein gewichtiges Zeugniß dafür wäre, von welchem Geiste die neue Kammer besetzt ist — sondern, wie wird es mit den ernstesten Angelegenheiten werden, die wir nach dem Wahlkampfe zur Sprache bringen müssen? Hier liegt die Schwierigkeit. Die unzufriedenen und die unruhigen Köpfe der Rechten werden im Verein mit den Ehrgeizigen und Waghalsigen der Linken die Verwaltung unmöglich machen. Werden Sie mich dann in Fragen, bei denen das Wohl des Landes auf dem Spiel steht, wohlverstanden nicht in Parteifragen, unterstützen? Ich frage Sie im Namen des Königs und der Mitglieder des Cabinets.

— In meinem Namen und im Namen aller verständigen Mitglieder der Linken antworte ich Ihnen: Wir wünschen unter den jetzigen Umständen nicht die Gewalt an uns zu reißen: bei dem jetzigen Gebahren der Nation, die nicht weiß, was sie will, besonders weil sie Kühne, schwierige und radicale Wünsche hat; die verlangt, daß man sie groß macht — mit einem Worte: jetzt, wo kein Geld da ist, keine Alliancen, keine Armee, kein Credit, keine Marine, keine fähigen, anständigen, arbeitsamen Beamten; mit einem feindlich gesinnten Papsi, mit einem König, der einen Verbündeten außerhalb Italiens sucht, da er Napoleon verloren hat, und der niemals mit dem Geld zufrieden ist, das man ihm verschaffen kann. Die Schwierigkeiten sind riesengroß, unüberwindlich; sie verlangen eine plötzliche, radicale Lösung. Es ist besser, wenn Sie sich mit ihnen messen, als ich und meine Partei.

— Ihre Schilderung ist entmuthigend, um so mehr, als sie wahr ist. Aber wenn Sie sich wirklich nicht in den Weg stellen, und wenn sonst nichts Außerordentliches die Lage verwirrt, hoffe ich, daß wir uns noch einige Monate fortzuschleppen werden. Ich verlange nur eine Günst von Ihnen: Stopfen Sie den Südländern den Mund! Die Gefahr für Italien liegt im Süden. Die südlichen Provinzen sind am meisten zurückgeblieben, haben am wenigsten Disciplin und nehmen keine Vernunft an. Sie können nicht Maß halten; verstehen nicht den günstigen Moment zu erfassen und erkennen nicht, was unter gewissen zwingenden Umständen erreichbar ist. Schließen Sie diesen den Mund. Sie sind nicht Republikaner — das könnte ich verstehen; nicht Monarchisten — das verstehe ich sehr wohl. Aber ich zweifle sehr, ob sie Unitarier sind — und das erschreckt mich. Wir haben uns dem Vulcan zu sehr genähert. Heute raucht der Krater nur; morgen wird er Feuer speien. Und dafür sind wir in Rom, wo der Papsi uns von vorn beschießt,

Neapel uns von hinten bedroht, die mazzinistischen Romagner uns in die Flanken fallen. . . .

— Und Frankreich und Oesterreich uns zu allen Teufeln wünschen. Ich weiß, wie unsere augenblickliche Lage in Europa ist. Aber ich denke: in dem Moment der allgemeinen Verwirrung und der Neubildung, der jetzt beginnen muß, müssen wir uns durch Abschließung von Alliancen irgendwo einen Schlupfwinkel verschaffen. Nun ist aber England zu vorsichtig und will sich nicht bestimmt ausbrücken noch sich binden; Deutschland fühlt sich zu stark, es genügt sich selbst und bietet allein ganz Europa die Spitze: es ist von seinen Siegen berauscht und hält uns für viel zu klein, um sich mit uns zu verbinden. Rußland richtet seine Blicke anderswo hin — wo wir es unterstützen können, wenn wir uns einiger Gefahr aussetzen wollen. — Was gedenken Sie jetzt zu thun, da Sie Ihre Operationsbasis: Napoleon, verloren haben?

— Wir? Wir lassen die Dinge kommen!

— Und wenn Nichts kommt, weil Niemand unser bedarf?

— Wenn sich eine neue Verwickelung — ähnlich derjenigen, die sich soeben zwischen Frankreich und Deutschland abgepielt hat — wiederholte — und sie muß bald eintreten — dann schließen wir uns dem an, der uns die besten Bedingungen stellt.

— Aber wenn Sie nichts dagegen zu bieten haben, warum sollte man Sie auffordern, warum Ihnen überhaupt Anerbietungen machen? Sie sind kein so starker Magnet, um irgend Jemand mit unwiderstehlicher Gewalt anzuziehen.

— Darum werden wir uns anziehen lassen, indem wir genug Widerstand entgegensetzen, um später unsere Bedingungen stellen zu können: die bescheidene Bedingung der Gegenseitigkeit. Wir haben eine gewichtige Kraft bei uns verborgen, vorläufig noch unser heftiger Feind; aber, wenn die Stunde kommt, können wir sie gegen die Andern auf die eine oder andere Weise benutzen.

— Der Papst? nicht wahr?

— Ja, der Papst. Er wird sich besänftigen, wenn er sich von allen Seiten verlassen sieht. Hiers wird nicht immer das französische Rothwild bändigen können. Die Republikaner werden früher oder später das Uebergewicht gewinnen und er wird mehr an das Heil Frankreichs, als an die Erhaltung der weltlichen Macht des Papstes zu denken haben. Uebrigens ist der Papst moralisch isolirt. Der Triumph Deutschlands über Frankreich ist durchaus nicht ein Triumph der Kirche. Er fühlt es schon; und er wird es jeden Tag mehr fühlen. Die Versammlung in Versailles ist nicht ein Regierungssystem: es ist ein Experiment, das ohne Ueberzeugung auf irgend einer Seite gemacht wird. Wenn erst einmal der ultramontane und monarchistische Kausch vorbei ist, wird die Frage ernst werden. Frankreich befindet sich in einer Krisis. Wohin wird es schließlich gelangen? Zur Republik oder zum demokratischen Cäsarismus? Das ist die Frage. Alles Uebrige ist ein nur vorübergehendes Fieber.

— Aber vergessen Sie nicht, daß das Fieber zum Typhus, zur Raserei werden kann. Und dann? Frankreich wird eine Ablenkung von den innern Fragen suchen müssen und dann wird es sich, wie schon früher, auf seine schwachen Nachbarn stürzen, selbst wenn es weiß, daß es sich dabei den Hals bricht. Auf men

kann es sich werfen? Ueber Belgien hält England treue Wacht; die Schweiz hat die Neutralität und das Wohlwollen ganz Europas für sich; Deutschland seine Stärke; Oesterreich steht hinter Deutschland für den Fall einer Bedrohung der deutschen Race durch die lateinische. Rußland ist zu entfernt und hat einen asiatischen Typus. Es bleibt also für Frankreich nichts als das stark erschütterte Spanien und Italien, unmittelbar im Bereich seiner Macht, schwach, schwankend, ihm stets den Vorwand, vom Papst herbeigerufen zu sein, darbietend. Können wir ihm Stand halten? Europa, besonders Deutschland wird sich einer Annexion zu widersetzen suchen; einen Angriff wird es nicht verhindern; dazu ist es auch seinerseits zu erschöpft. Spielen Sie also nicht mit dem Feuer. Lassen Sie sich nicht einschläfern! Versuchen Sie eine feste Basis im Innern zu gewinnen. Unsere wahre Stärke, unser zuverlässigster Verbündeter, das ist die Nation.

— Weiter wollen wir auch nichts. Indessen wie sollen wir es anfangen? Man ruft uns zu: Reformen, Reformen! Freiheit, Sparsamkeit, Ordnung, Gerechtigkeit, Gleichheit, — und wer weiß was noch mehr. Ist das möglich unter den jetzigen Umständen? Wohlan, versuchen Sie einmal eine Reform zu Ende zu führen mit einem Parlament, wie das unfrige, das immer Schwierigkeiten macht, keine Disciplin hat, keine Principien, kein Programm! Gewähren Sie einem Volke Freiheiten, das gar keine von Ihnen verlangt — denn das Volk fragt nichts darnach, — das will billiges Brod, keine Grundsteuern, kein Papiergeld, keine Eingangszölle. Machen Sie einmal Ersparnisse, wenn Sie ein Budget mit zwei hundert Millionen Deficit haben. Ordnung läßt sich erst in einem Volke herstellen, das sich selbst überwacht, und das sich nicht mit Schmugglern verbündet. Schaffen Sie Gleichheit und Gerechtigkeit einer Nation, die in dieser Concession nur ein Zugeständniß der Schwäche seitens der Regierung sehen würde, die sich von allen politischen Charlatans, Ihren guten Freunden, leiten ließe, und tolle Streiche machen würde, wie die von Palermo im Jahre 1866. Genug! Ich bin so entmuthigt, daß ich in allem Ernst einen Vorwand suche, meine Entlassung zu nehmen. Ich habe es satt; ich werde alle Tage skeptischer.

— Aber Sie haben ja eine ganz neue Majorität, die ganz bereit ist, Ihnen bis ans Ende der Welt zu folgen.

— Wir werden sehen, wie sie die Probe besteht. Wir haben heut Präsidentenwahl. Ich will sehen, wie viel Stimmen den Kandidaten der Regierung unterstützen werden — Biancheri natürlich, da wir keinen besseren haben.

— Das ist auch der beste für Sie. Gehen Sie langsam vorwärts in der politischen Regierung. Begnügen Sie sich mit kleinen Thaten! Verwalten Sie gut und Sie sind gerettet. Lassen Sie Anderen soviel Verantwortlichkeit wie sie irgend auf sich nehmen wollen. Das ist das Geheimniß der jetzigen Zeit. Ich theile es Ihnen als Freund mit, weil Sie mich als Freund und im Auftrage des Königs um Rath gefragt haben.

— Meinen besten Dank! — Schießen Sie nicht mit glühenden Kugeln auf uns. Weiter verlange ich nichts!

— Das versteht sich von selbst.

— Ich danke Ihnen.

Rattazzi erhob sich. Lanza begleitete ihn bis zur Treppe, indem er ihn wiederholt seiner großen Dankbarkeit versicherte.

Einige Stunden später war Biancheri zum Kammerpräsidenten gewählt mit einer Majorität von ca. 80 Stimmen. Cairoli von den Linken war unterlegen.

## II.

Die Thronrede, welche der König bei der Eröffnung des Parlaments am 27. November 1871 hielt, war von Visconti-Venosta verfaßt. Es fanden sich darin die unklaren und mystischen Phrasen Mazzini's und die Tacitus nachgebildeten Einfälle Carlo Cattaneo's\*) wieder — der beiden republicanischen Lehrmeister des damals sehr conservativen Ministers Victor Emanuels.

Der Kaiser von Brasilien, damals auf der Durchreise in Rom, saß mit der Prinzessin Margarethe\*\*) in der Diplomatenloge. Zu ihrer Linken saß Sir Augustus Paget, der englische Gesandte. Ein französischer Gesandter war nicht vorhanden.

Am 3. Juni hatte das italienische Cabinet in Paris angekündigt, daß am 1. Juli die Regierung nach Rom verlegt werden würde, um in Wahrheit von der Hauptstadt Besitz zu nehmen. Thiers hatte noch einigen Aufschub von Italien zu erlangen versucht. Der Papst gab von neuem seine Absicht zu erkennen, Rom zu verlassen. Das beunruhigte die katholischen Mächte, die ihn hätten aufnehmen müssen, im höchsten Grade. In der That sprachen einige europäische Cabinet, welche unter der Hand um eine runde Antwort gebeten waren, ihre Hoffnung aus, daß, wenn der erste Rausch der Begeisterung verraucht wäre, eine so feinfühligke, so eigennützigke und so veröchlagnere Bevölkerung wie die Roms, nur ihre Achtung vor einem tapfer ertragenen Unglück bezeugen würde; und daß Seine Heiligkeit seinen Widerwillen überwinden könnten, sich dort als Untertban wiederzufinden, wo er Herrscher gewesen war.

Als der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Visconti-Venosta, sich in Rom festsetzte, sandte Frankreich zuerst nur einen Geschäftsträger. Der deutsche Kaiser hingegen ließ sich sogleich durch einen Gesandten vertreten. Am folgenden Tage, den 2. Juli hielt Victor Emanuel seinen feierlichen Einzug an der Spitze von 8000 Mann und nahm seinen Aufenthalt im Quirinal.

Der Stadtrath sandte ihm zu seiner Begrüßung eine Deputation entgegen und überreichte ihm die symbolischen Schlüssel der Stadt. Bei dieser Gelegenheit sprach Seine Majestät in Bezug auf Rom zuerst das bekannte, später so oft wiederholte Wort: „Wir sind jetzt hier und werden hier bleiben.“

Der deutsche Gesandte saß neben der Prinzessin Margarethe. Sie richtete von Zeit zu Zeit einige deutsche Worte an ihn.

Nachdem so die Hauptstadt feierlich in Besitz genommen war, kehrten Visconti-Venosta und der König nach Florenz zurück, wo Victor Emanuel Ovationen mit dem Rufe: „Es lebe Rom, es lebe Rom!“ dargebracht wurden. Ein Zug von großer Delicateffe seitens der Stadt, welche erst vor wenigen Wochen des Beutheils und der Ehre, die Hauptstadt Italiens zu sein, beraubt war.

\*) Cattaneo vertrat im Gegensatz zu Mazzini und Garibaldi den Föderalismus auf.

\*\*) jetzige Königin von Italien.

Die Zurückhaltung Thiers' — zu diesem großartigen Fest der Nation und Dynastie einen einfachen Geschäftsträger zu schicken — hätte man für ein Zeichen politischen Tact's halten können, wenn es nicht die Bosheit eines schlaunen Creises gewesen wäre.

Er hatte in der provisorischen Hauptstadt Italiens seine diplomatische Rundreise bei den Höfen und Cabineten Europas beendet. Im October 1870 kam er nach Florenz. Seine Ankunft war ein Ereigniß. Er kam, um die Intervention gegen Deutschland in Anregung zu bringen und war sehr hoffnungsvoll in der Erinnerung an die französische Intervention gegen Oesterreich im Jahre 1859. Die Minister, der König, die ganze politische Welt empfingen ihn mit der Achtung, welche die Sache, die er fördern wollte, verdiente und mit der Rücksicht, welche man einer so hoch gestellten Persönlichkeit schulbig war.

Der König begrüßte ihn mit bezaubernder Herzlichkeit. Thiers entwickelte den Zweck seiner Reise. Victor Emanuel war sehr gerührt und gab seiner Bewunderung für die französische Tapferkeit, seinem Schmerz über die Unglücksfälle, welche die so ausnehmend tüchtige französische Armee betroffen hätten, Ausdruck. Aber er berief sich auf Thiers selbst — der so viele Jahre lang Minister eines constitutionellen Königs gewesen war — und fragte ihn, was wol zwar nicht Louis Philippe, aber die Königin Victoria oder Leopold von Belgien unter ähnlichen Umständen gethan haben würden.

Thiers schwieg.

Victor Emanuel drückte darauf sein lebhaftestes Bedauern aus, sich in einer so schwierigen Situation zu befinden. Er könne nicht dem Ruf seines Herzens folgen. Seine Stellung als constitutioneller König verhinderte ihn daran; er könne leider dem französischen Volke, das sein Blut und sein Gold für die Befreiung Italiens hingegeben und es zu einer Nation gemacht hätte, seine Dankbarkeit nicht beweisen.

Er schickte ihn darauf an den Minister des Auswärtigen. „An Visconti-Venosta müssen Sie sich wenden; und wenn mein Minister, wie ich es hoffe, mir erlaubt, Ihnen zu Hilfe zu eilen, werde ich der glücklichste Mensch sein und mich gleich morgen an die Spitze meiner tapferen Armee stellen. Ich werde sogar Oesterreich um die Erlaubniß bitten lassen, durch Tyrol marschiren zu dürfen und so der deutschen Armee in die Flanke zu fallen.“

Visconti-Venosta wurde natürlich von dem bevorstehenden Besuch und von dem Zweck desselben benachrichtigt. Er hatte noch Zeit, sich mit seinen Collegen in Einvernehmen darüber zu setzen und die Antwort nach ihrem Rathe vorzubereiten. Er empfing ihn mit großer Zuorkommenheit, und war noch bewegter, als der König. Er versicherte ihn der wohlwollenden Stimmung des Cabinets. Doch verbarg er ihm nicht den unüberwindlichen Widerstand, dem man im Parlament begegnen würde und den Jörn, den eine solche Intervention im Lande erregen würde. Was? Interveniren zu Gunsten Frankreich's, das noch bespitzt ist mit dem Blute von Mentana und verblendet durch die Wunder des Chassépot's? Und das noch dazu gegen Preußen, das uns Venetien gab und eine katholische Intervention in Rom hinderte! Wohin denken Sie?

— Aber das Kaiserreich hat ja alle diese Missethaten begangen und das Kaiserreich existirt nicht mehr.

— Ja, aber Frankreich existirt noch. Und dann ist Frankreich republikanisch und clerical, mithin sogar der Existenz Italiens feindlich gesonnen. — Doch will ich sie nicht endgültig abweisen. Ich mache Ihnen nur die Einwände, die uns die Abgeordneten, der Senat, die Presse, die öffentliche Meinung machen werden. — Und dann können Sie sich denken, daß wir Italien nicht in einen so ersten Kampf verwickeln können, ohne das Militär über seinen vermuthlichen Ausgang zu befragen. Ich werde den Kriegsminister bitten, eine Versammlung der commandirenden Generale und der Divisions-Chefs, die sich in Florenz und der nächsten Umgegend befinden, zu berufen, und Sie können sie selbst befragen, wenn Sie dem Kriegsrath beiwohnen wollen.

— Ob ich es will! Ich bitte Sie sogar dringend um diese Gunst, antwortete der heldenhafte Greis. Ich will selbst die Lage der Sache auseinander setzen, obgleich ich nur ein Civilist bin.

Am Abend des 18. Oktober versammelten sich eine große Anzahl Generale in den Salons des Kriegsministers. Lamarmora war in Rom; aber Cialbini war zugegen. Dort eröffnete Thiers in einer Sitzung, die von 8 Uhr Abends bis Mitternacht dauerte, seinen Feldzugsplan. Er verlangte von Italien 60 000 Mann; 20 000 um Lyon zu schützen, 40 000 um gemeinschaftlich mit der Armee, die Gambetta an der Loire zusammenzog, zu manövriren.

Thiers entwickelte eine großartige Beredsamkeit. Er fesselte vier Stunden lang die Aufmerksamkeit der Generale durch den Zauber seiner mächtigen und magnetischen Sprache. Cialbini umarmte ihn stürmisch und nannte ihn den größten Feldherrn der Gegenwart. Andere, nüchternere in ihren Empfindungen, begnügten sich damit, ihm die Hand zu schütteln und ihm zu sagen: Der Plan ist herrlich; aber können wir ihn ausführen? Man machte ihm solche Versprechungen, daß er am folgenden Tage seinem Freunde Rattazzi — der ihn am Morgen aufsuchte, — die bewaffnete Intervention Italiens als eine abgemachte Sache mittheilte.

— Ich bin erstaunt über Ihre Mittheilungen, mein Freund. Aber noch mehr staune ich darüber, daß man Ihnen diese Versprechungen gemacht hat.

— Warum?

— Weil man Sie in Italien als den größten Feind der nationalen Einheit kennt.

— Das ist wahr. Ich bin immer ein Feind von starken Staaten an unseren Grenzen gewesen; sie würden uns eingeengt haben. Aber jetzt da die Einheit oder vielmehr die Einigung Deutschlands vollendet ist, sehe ich im Gegentheil in der Einheit Italiens eine Garantie für die Sicherheit Frankreichs, die Unabhängigkeit und das Gleichgewicht Europas. Ich bitte Sie, meine Sinnesänderung und meine Befehrung möglichst zu verbreiten.

— Ich werde nicht ermangeln. Wird man mir aber Glauben schenken?

— Ich werde Ihnen Beweise dafür geben, wenn ich nach Paris zurückgekehrt bin.



Der Bericht der Generale ließ drei Tage auf sich warten. Man wollte sichere Angaben über den Zustand der Armee, der Waffen, der Magazine, des Kriegsmaterials haben, die fremden Cabinetes sondiren, vor allen Dingen Sella über den Zustand der Staatskasse befragen, ob das nöthige Geld vorhanden sei, um 60 000 Mann, die nach Frankreich gehen sollten, mobil zu machen und beinahe ebensoviel zum Schutz des eigenen Landes auf dem Kriegsfuß zu haben; denn man konnte nicht wissen, was für Eventualitäten ein solches Unternehmen von Seiten der einheimischen Republikaner herbeiführen würde. Ferner billigte keine einzige europäische Macht das Unternehmen, das man vorhatte. Brassier de St. Simon\*) suchte eine Audienz bei dem König nach, um dagegen zu protestiren und drückte zugleich officiell seine Entrüstung aus, indem er sogar Drohungen gegen Visconti Venosta austieß.

Endlich suchte der letztere am Morgen des 22. Thiers auf und kündigte ihm mit thränenersütterter Stimme an, daß die Generale einstimmig ihre Ansicht dahin geäußert hätten, daß Thiers' Plan keine Aussicht auf Erfolg habe, und daß die italienische Armee sich in diesen Kampf der Titanen nicht mischen dürfte und könnte. — Das war alles.

Thiers reiste an demselben Abend nach Tours. Er wurde auf den Bahnhof begleitet von Rattazzi, der mit ihm dinirt hatte, zwei Ministern, dem Bürgermeister, verschiedenen Abgeordneten, Journalisten . . . . und einem Attaché der preussischen Gesandtschaft.

— Im Interesse Ihres Landes haben Sie vielleicht Recht, sagte er zu Rattazzi. Doch niemals werde ich die Aufnahme vergessen, die mir hier zu Theil geworden, und ich nehme die Ueberzeugung mit mir: In Staatsangelegenheiten gilt das Herz nichts.

Ermuthigt durch die Abreise Thiers verhandelte Graf Brassier de St. Simon mit den Ministern und mit der Opposition über eine Intervention Italiens gegen Frankreich — indem er dem jungen Königreiche als Preis seiner Hülfe für den Fall des Sieges die Rückerverbung von Nizza versprach. Preußen verlangte nichts als das sofortige Einrücken von mindestens zwei italienischen Divisionen in diese Departements.

Thiers ließ seinen Freund Senard von der Gesandtschaft in Florenz abrufen. Dieser ausgezeichnete Staatsmann hatte schon durch den Brief, welchen er beim Antritt seines Amtes an Victor Emanuel schrieb, den allgemeinen Unwillen der Katholiken Frankreichs hervorgerufen.

Dieser Brief war damals ein Ereigniß; er lautet:

„Sire!

Im Namen der französischen Regierung bringe ich Euer Majestät meine Glückwünsche zu der Befreiung Roms und der endgültigen Weihe der Einheit Italiens dar.

Die September-Convention hatte bei der neuen Lage von Europa kein Recht mehr zu existiren. Wir schulden Euer Majestät Dank, daß Sie den Gedanken zu würdigen gewußt haben, der uns gehindert hat, auch officiell einen Vertrag zu kün-

\*) Der Gesandte des Norddeutschen Bundes in Florenz.

digen, der schon von beiden Parteien außer Wirksamkeit gesetzt war. Hierdurch in Ihrer Action ungehindert, haben Euer Majestät mit einer wunderbaren Klugheit diese Freiheit benützt, indem Euer Majestät in einer so delicatesen Frage in vollendeter Weise die schuldige Rücksicht auf das religiöse Gefühl mit der politischen Nothwendigkeit zu vereinigen gewußt haben.

Gezeichnet: Senard.“

### III.

Senard spielte auf folgendes an:

Die Nachricht von dem Ereignisse des 4. Septembers in Frankreich rief in Rom einen Aufstand gegen die päpstlichen Truppen hervor: Antonelli schickte schleunigst einen Sublegaten nach Wien, aber ohne Erfolg. Deust wollte nichts von den Jeremiaden der Curie hören. Schon am 6. verlangte Riga von der neuen Regierung die Aufkündigung der September-Convention. Jules Favre entsprach nicht diesem Verlangen.

Pius der IX. faßte wieder Muth bei diesem Act des Mitleids und der Religiosität des französischen Ministers des Auswärtigen, ohne jedoch seine Erwartung allzu hoch zu spannen. Denn er sagte zum Marquis von Harcourt, dem französischen Gesandten in Rom: „Ich wünsche nur, daß Ihre Regierung dem italienischen Cabinet zur Vorsicht rath. Sie wollen sich mit Gewalt definitiv in Rom festsetzen. Aber tausend Gründe sprechen dafür, daß Rom nicht ihre Hauptstadt werden kann. Gott wird das übrige thun. Alles was ich wünsche, ist ein kleines Fleckchen Erde, wo ich Herr bin. Die Souveränität ist in Zeiten wie die jetzige wenig begehrenswerth.“

Thiers überlegte sich später die Sache besser und begriff, daß die Intervention in Italien, von der er geträumt hatte, einfach eine Absurbität sei. Als am 22. Juli die Petition der Bischöfe um Wiederherstellung der weltlichen Macht vor die National-Versammlung in Versailles kam, sagte er, wie wir später sehen werden, ungefähr folgendes: „Italien hat die Unterstützung von ganz Europa. — Sie wissen, daß ich diese Großmacht nicht geschaffen habe. Sie ist einmal da; das ist eine Thatsache, die man respectiren muß, wenn man den Frieden will.“

Er beantragte darauf, die Petition an den Minister des Auswärtigen zu überweisen.

Auch Jules Favre besänftigte sich; als Senard am 12. September sein Beglaubigungsschreiben überreichte, sagte Visconti-Venosta zu ihm: „Ich bin glücklich, in diesem Schreiben die Bestätigung der Erklärung zu finden, die Herr Jules Favre schon so gütig war, dem Gesandten des Königs in Paris zu machen!“ Wir werden weiter unten sehen, — bei Gelegenheit der Discussion über die auswärtige Politik des Cabinets Lanza im Parlament — was für Erklärungen das waren.

Kehren wir zu der Kammereröffnung in Rom zurück.

Am 27. November begann das erste italienische Parlament in Rom seine Sitzungen.

Victor Emanuel hatte gesagt: „Das Werk, dem ich mein Leben geweiht habe, ist vollendet.“

Er hatte Ursache froh zu sein; denn der Zufall hatte ihm auch diesmal, wie schon sonst so manches Mal, trefflich gebient.

„Italien ist Rom wiedergegeben, fuhr er unter lautem Beifall der Senatoren und Deputirten fort und Rom ist Italien wiedergegeben. Beider Geschichte sind von jetzt ab unzertrennlich.

Hier, wo ich unser Volk nach einer vielhundertjährigen Zersplitterung zum ersten Male in der Majestät seiner Vertreter vereinigt finde; hier, wo wir das Vaterland unserer Träume wieder erkennen, spricht alles zu uns von Größe; aber zugleich erinnert uns alles an unsere Pflicht. Eine neue Aera beginnt für die Geschichte Italiens. Wir werden unseren Principien nicht untreu werden. Emporgehoben im Namen der Freiheit, müssen wir in der Freiheit und in der Ordnung das Geheimniß der Stärke und der Versöhnung finden . . .“

Darauf kündigte er eine Reihe von Gesetzen an, die die Minister vorlegen würden; — eine besondere Sorgfalt hat er dem Gesetz über die Organisation der Armee und dem über die öffentliche Sicherheit zu widmen.

Am folgenden Tag wählte die Kammer Biancheri zu ihrem Präsidenten. Biancheri war ein sehr angesehenes Mitglied der Rechten, sehr geistreich, sehr geschickt, mehrmals Minister. Cairoli, der von der Linken auf den Schild gehoben war, fiel durch. Beim Verlassen des Saales rebete Laporta Rattazzi an und beklagte sich im Namen der äußersten Linken, daß er diese Candidatur schwach unterstützt habe, nachdem er für sich die angebotene Candidatur ausgeschlagen hätte.

„Ich habe noch meinen gesunden Menschenverstand und weiß, was ich thue, antwortete Rattazzi. Der Gedanke, daß die Rechte für Jemand, der sich, wie Cairoli, offen zur Republik bekannt hat, stimmen könnte, war eine Absurdität. Wenn Sie Mancini aufgestellt hätten, so hätte er vielleicht die Stimmen der gouvernementalen Rechten auf sich vereinigen können. Aber Cairoli, oder ich, oder Sie, oder irgend ein anderer von unserer Partei, das war ein verzweifelter und thörichter Versuch — und ich konnte Ihnen hierzu meine Unterstützung nicht leihen.“

#### IV.

Das Cabinet Lanza kämpfte schon mit finanziellen Schwierigkeiten, als im Anfang des Jahres 1870 dunkle Wolken am Horizont emporstiegen. — Die Regierung befand sich noch in Florenz. Am 2. Januar 1870 kam in Paris Emil Ollivier ans Ruder. Die Italiener hofften von einem liberalen Ministerium mehr Gerechtigkeit oder wenigstens mehr gesunden politischen Verstand.

Die Vorurtheile hörten jedoch durchaus nicht auf; und nicht ohne Grund, wegen der Haltung Napoleons, die zweideutiger denn je war.

Die „Revue Contemporaine“ sagte nach den Vorfällen von Mentana:

„Der heftigste Widerstreit zwischen dem patriotischen Gemüth der Italiener und der Regierung Victor Emanuels hat sich gezeigt. Eingeschlossen in sein Schloß Pitti hört der König von Italien den Lärm, der den Aufstand ankündigt; und zum ersten Mal ist er nicht hinreichend geschützt durch die Liebe seines Volkes . . . Napoleon ist der Mitarbeiter Mazzini's geworden, das Haus Savoyen unmöglich zu

machen. Die republicanischen Ideen nehmen ihren Weg auch durch Italien.“

Es ist wahr, Napoleon nahm, ebenso wie Bismarck, Victor Emanuel und Mazzini, jede Hilfe an, ohne Rücksicht, welchen Ursprungs sie war, und was für Principien sie hatte, wenn sie ihnen nur diente. Aber in Italien glückte dies nicht. Der gesunde politische Sinn der Italiener ist nicht zu leugnen; andererseits hatte die republikanische Presse zwar die Zahl ihrer Journale, nicht aber die ihrer Anhänger vermehrt. Man las sie aus Neugierde und zuckte die Achseln; Italien ist nicht republikanisch. Diese Presse wäre beinahe gänzlich verborgen geblieben, wenn die Regierung nicht die unglückliche Idee gehabt hätte, sie durch Prozesse ans Licht zu ziehen.

Die republicanische Presse sympathisirte natürlich mit der spanischen Revolution von 1869. Aber sie protestirte gegen die Einführung einer neuen Dynastie in Spanien; selbst gegen eine italienische. „Es giebt nur eine Dynastie“, schrieb ihr Hauptorgan in Mailand, „das Volk; nur einen Souverain: das Gesetz; nur eine Ueberlieferung: die französischen Principien des Jahres 89.“

In mehreren Provinzen rief man die Landleute zum Aufstand gegen die Mahlsteuer auf. Doch ließen die Repressivmaßregeln nicht lange auf sich warten, und das Gesetz behielt die Oberhand. Zu derselben Zeit starb Cattaneo. Die Mailändischen Republikaner veranstalteten ein Leichenbegängniß wie für einen König. Der Bäcker (Dolci\*) genoss bei seinem Tode in Florenz dieselben Ehren. Man feierte das Verfassungsfest selbst in Turin mit sehr wenig Begeisterung. Die Republikaner erkannten Garibaldi, ganz ebenso wie Mazzini, als ihr Haupt an. Doch hatten sie vor dem letzteren mehr Hochachtung, vor seinem Charakter, seiner unbedingten Uneigennützigkeit, seiner Festigkeit und der Tiefe seines Geistes.

Die Artikel der demokratischen Zeitungen der rothesten Färbung: Der „Giovane Friuli“ von 1869 und die „Italia Nuova“ in Genua aus derselben Zeit bringen viel Interessantes über diesen Punkt.

Die erstere schrieb am 28. März:

„Der Garibaldismus ist zu Mentana gestorben; und die Geschichte wird von ihm sagen, daß er, obwohl er aus dem Volke emporgewachsen war, dasselbe nie verstand und nie für dasselbe kämpfte; er hat ein ebenso erfolgloses als ruhmreiches Leben geführt und starb, ausgezehrt durch den Zwiespalt der Parteien: d. h. durch Unfähigkeit, utopische Schwärmerien und Eigennuß.“

Mazzini behandelte man mit mehr Ehrfurcht. Man warf ihm nur vor, daß er seine Devise *Dio e popolo*, die er proclamirt hatte, als sie noch eine gewisse Bedeutung hatte, nicht geändert habe, als die Zeiten sich änderten; und daß er nicht Atheist und Revolutionär geworden war, anstatt gläubig und ein Apostel zu bleiben. — Man zog den Schluß: Auch Mazzini und sein Programm haben sich überlebt.

Diese Ausbrüche störten die Regierung durchaus nicht; sie machten sie nur vorsichtig. So benahm sie sich auch bei Gelegenheit der Verschwörung gegen die

\*) Ein „Volksmann“ ohne weitere politische Bedeutung.

Sicherheit des Staates, die in Mailand entdeckt wurde, und bei der die Theilnahme Mazzini's constatirt wurde, während er selbst in Sicherheit in der italienischen Schweiz lebte. In Folge von diplomatischen Vorstellungen entfernte diese ihn jedoch aus dem Canton Tessin.

Der Minister Lanza wurde wegen der Verschwörung interpellirt. Er gestand zu, daß von der Polizei ein Complot entdeckt sei, er sprach sehr unbestimmt von Verirrten und Entarteten, die von der Fremde aus die Revolution anfahten und in Italien die Ruhe des Staates störten. —

Doch wenden wir uns zu einem wichtigeren, wenn auch weniger interessanten Thema. Wie behandelte Menabrea die Römische Frage?

#### V.

Zu meinem Bericht über die Discussion vom 20. Mai 1868, die eine so lebhafteste Bewegung in der Kammer verursachte, habe ich nichts hinzuzufügen, und ich erinnere nur daran, um die Ereignisse chronologisch zu verfolgen.

Das von Menabrea veröffentlichte Grünbuch ist ein sicherer Führer für diejenigen, welche sich speciell mit italienischer Geschichte beschäftigen — soweit man solche officiellen Veröffentlichungen ernst nehmen kann.

Ich habe nur einige Betrachtungen hinzuzufügen, um den wahren Sachverhalt klar zu stellen.

Menabrea verlor niemals die Geduld bei den verschiedenen Verhandlungen. Er beschränkte sich einfach darauf, die genaue Beachtung der Verträge zu fordern, so wie es ihm Rattazzi gerathen hatte. Napoleon wies hochmüthig alle Forderungen des italienischen Cabinets ab, indem er sagte, daß die Ehre Frankreichs engagirt sei, den Papst nicht in die Hände der Revolutionäre fallen zu lassen.

Die größten Feinde Italiens waren: Napoleon und Pius IX., zwei Fremde, zwei non possumus, — der eine verletzte seine Unabhängigkeit, der andere bedrohte seine Einheit — und doch conspirirten die sogenannten Republikaner gegen die bestehende Regierung, gegen die Dynastie, die der Grundstein der Einheit und Unabhängigkeit des Vaterlands war? Sie sprachen fortwährend von Republik. Gut! Aber wohin würde ihre Republik geführt haben unter den obwaltenden Umständen in dem von Bismarck beherrschten Europa, — von Bismarck, der Argwohn gegen die Republiken hegte, der sie haßte, wegen der Verwicklung, die er in Frankreich voraus sah? Zur Föderation zuerst; dann zum Cäsarismus, zur Zerstörung des italienischen Staats-Organismus, endlich zur Rückkehr der alten Herrscher.

Und überdies, wo war ein Cäsar? wo war ein Staatsmann mit großartigen Gedanken, wo war ein Washington, der für die Zukunft hätte einstehen können?

Rattazzi war durchaus nicht Republikaner. Er war, wenn auch noch so wenig, piemontesisch geblieben, denn er sah, vielleicht ohne es selbst zuzugeben, in Piemont, diesem Kern, an den sich alles ansetzte, die Arriere-Garde Italiens für den Fall eines Unglücks, wie es die Avant-Garde in der Aufrichtung des Vaterlandes gewesen war.

Wahrlich man staunt, wenn man heute einen Blick in die republikanischen Blätter von 1868 und 1869 wirft: man glaubt zu träumen, wenn man von den

Verschwörungen, den Anschlägen, den Attentaten, den hochtrabenden Expectorationen Mazzini's, den Briefen Garibaldi's liest. Und ich habe diesen Kelch trinken müssen! Ja, Napoleon hatte Recht mit seinen Worten: Italien wird immer in Aufregung erhalten durch eine Hand voll unruhiger Köpfe, die von ihren Führern aufgehetzt werden, um ganz andere Unternehmungen in's Werk zu setzen. Die unzähligen geheimen Agenten Napoleon's, die italienischen Bischöfe, die Spione des Papstes, die Häschler in der Maske von Verschwörern, die charakterlosen Creaturen der gestürzten Regierungen — alles wirkte zusammen, um an den Tag zu bringen, wie die Italiener über ihre unerbittlichen Feinde: den Papst und Napoleon dachten.

Menabrea that Recht darin, die wirkliche Stimmung der öffentlichen Meinung oder richtiger der Actionspartei zu verheimlichen, denn er schämte sich ihrer — er, ein Italiener, er, dem man vorwarf, daß er clerical sei, er konnte die Unbändigen nicht als wahre Italiener ansehen, die von der Republik träumten zu einer Zeit, wo Pius IX. umgeben von einem Concil im Vatican thronte, wo Napoleon Truppen auf italienischem Boden hatte, wo seine Schiffe mit geheizten Maschinen in Toulon lagen, jeber Zeit bereit hinauszufahren, um sich Genua's, Neapel's, Palermo's oder vielleicht Sardinien's zu bemächtigen, wenn England ein Auge zu drückte, oder sonst irgend eines Punktes der ganz ungeschützten Halbinsel.

Menabrea beklagte sich bei Rattazzi über die Ausschreitungen der Actionspartei; denn er hielt ihn für einen Mitschuldigen derselben oder glaubte wenigstens, daß er sie duldet. Rattazzi benahm ihm diesen Irrthum vollständig.

Ich will hier nicht untersuchen, ob die Anwendung der Theorien Mazzini's und Cattaneo's möglich und praktisch war, ob die Garibaldianer und ihr Führer irgend welche Aussicht auf Erfolg hatten, — Mazzini und Cattaneo starben als überzeugte Anhänger ihrer Hirngespinnste, die ja auch auf ganz discutabeln Theorien beruhten — endlich nicht untersuchen, ob der Föderalismus, der von Proudhon, Ferrari und Anderen als Staatstheorie aufgestellt, wirklich die Lieblingsidee Napoleons war.

Napoleon unterwarf sich seiner Stellung und gehorchte seiner Pflicht als Haupt einer Nation, die Italien verabscheute, die clericaler war, als Spanien, jesuitisch unter der phrygischen Mütze, überzeugt von der Richtigkeit ihrer alten ethnographischen und politischen Theorien, daß Frankreich niemals dulden dürfe, daß sich mächtige Nationen an seinen Grenzen bildeten. Thiers ist in dieser Doctrin gestorben, und es giebt selbst heute noch viele französische Staatsmänner, welche auf diese Staatskunst schwören.

Und wie steht es mit dem Garibaldismus?

Ich habe oben die Worte der sehr demokratischen Zeitung: Il Giovane Friuli berichtet; sie nannte ihn das Räthsel der Parteien: Bewaffnete Schauspieler mit militärischem Bart, wie der Dichter Gianni sagt. Doch schweigen wir davon. Garibaldi that Rattazzi zu viel Unrecht; ich habe also die Pflicht, großmüthig zu sein.

Waren denn aber Garibaldi, Mazzini, Rattazzi die einzigen, die sich zur vollständigen Befreiung Italiens verbunden hatten? Ich will gerecht sein: Ich habe oben von der Gleichgültigkeit in der Wahl der Mittel gesprochen, die an den Tag gelegt wurde von Napoleon, Bismarck, den Republikanern, ja überhaupt

allen Verschwörern — Pius IX. und der Hof des Vatikans mit einbegriffen — und Victor Emanuel nicht zu vergessen.

Die Verfasserin leitet hiermit auf die Verhandlungen Victor Emanuels mit Mazzini in den Jahren 1863—1867 über. Wir übergehen jedoch diesen Abschnitt hier, da er im wesentlichen dieselben Documente enthält, welche im ersten Kapitel des vor kurzem in Turin erschienenen Buches *Politica segreta Italiana* (1863—1870) veröffentlicht sind.

## VI.

Lanza stand in dem Rufe eines unbescholtenen Mannes, und man kann ihm auch in seinem Privatleben nichts vorwerfen, wohl aber in seinem politischen. Er war eigensinnig, besaß nur eine beschränkte Einsicht, eine Hartnäckigkeit, die ihm fast eine gewisse Stärke verlieh, dafür aber ein bemerkenswerthes Verwaltungstalent, besonders in den Details, aber ohne allgemeine, weit ausschende, neue und großartige Gesichtspunkte. Als Redner war er nur mittelmäßig, zu wortreich und schwerfällig; aber rechtschaffen und anständig.

In dem Cabinet, dem er präsidirte, saß mit ihm Visconti Venosta; auch dieser ein rechtschaffener Mensch, aber noch beschränkter als Lanza, mit eleganten Formen, großer geselliger Gewandtheit, die über seine Bedeutung täuschte; er besaß auf Grund seines phlegmatischen Temperaments eine gewisse natürliche diplomatische Ungezwungenheit, ja selbst Geschicklichkeit, da er sich aus Aengstlichkeit nie compromittirte: *inertiae sapientia*, überlegt, ängstlich, aus Eigenliebe beinahe immer an der Spitze der Geschäfte, lächerlich kleinmüthig, nachdem er in seiner Jugend als Schüler Mazzini's und Cattaneo's zu kühn gewesen war — ebenso wie die ganze literarische Jugend dieser Epoche (1840—1859).

Die maßgebende Persönlichkeit des Cabinets war der Mineraloge Sella und ihm lag auch die schwierigste Aufgabe der neuen Verwaltung ob: die Finanzen.

Er war hierzu specieell gar nicht vorbereitet, aber er war ein bedeutender Mathematiker; er hatte die Vorbereitung der wissenschaftlichen Methode; er hatte auch ein wenig Geschäftserfahrung, da er zusammen mit seinen Brüdern eine Tuchfabrik hatte; er kannte die Bedeutung der Zeit und des Augenblicks; weitblickend in politischen Dingen durch schnelle Intuition und durch die Initiative seines Instinkts, aber zurückgehalten durch Parteirücksichten. Er war an die conservative Partei gefesselt durch die Gunst, die ihm Graf Cavour bezeugt hatte. Dieser hatte ihn schon als jungen Menschen bemerkt und hatte seinen Character geahnt, ebenso wie er seine Geschicklichkeit und seine Intelligenz zu schätzen gewußt hatte.

Diesem jungen Mineralogen, der in den Finanzwissenschaften nur durch seine eigenen Fehler, die er auf Kosten der italienischen Steuerzahler beging, gebildet war, hatte Lanza den lästigen und schwierigen Auftrag gegeben, die erschöpfteste italienische Staatskasse zu füllen, ohne die Steuerzahler zu sehr zu bedrücken: eine schwere, riesenhafte, beinahe unmögliche Aufgabe. Sein Rath war der Compaß des Cabinets, in dem er tonangebend war, ja der er die ganze moralische Richtung vorschrieb, ohne sich doch die Superiorität anzumaßen.

Als dies Cabinet die Steuer in die Hand nahm, war die innere Lage des Staats schon sehr schwierig: Die äußere Lage zeigte in noch höherem Grade einen dunklen und gewitterschwülen Horizont.

Einem solchen Cabinet mußte die Lösung der verwickeltesten und schwierigsten Probleme des nationalen Lebens Italiens anheimfallen, Probleme, ebenso ernst und bedeutsam, wie die, welche Balbo mit Karl Albert, welche Cavour und Rattazzi mit Victor Emanuel zu Theil geworden waren: Stand zu halten gegen die Napoleonische Tyrannei, um die Unabhängigkeit seines Landes zu retten, wie sein Vorgänger Oesterreich bekämpft hatte, und die Einheit zu erobern; die Hauptstadt nach Rom zu verlegen; dies mit Waffengewalt zu nehmen — dem Papst, Frankreich, der katholischen oder vielmehr der clericalen Welt zum Troß; die Beziehung der Römischen Kirche zum Staat Italien neu zu regeln; die unergründliche Noth des Budget zu mildern; die Feinde der Einheit Italiens: die theoretischen und phantastischen Republikaner Mazzini's und die eigennützigen Republikaner Garibaldi's niederzuhalten.

Die Aufgabe war äußerst schwierig. In dieser Phase seiner Entwicklung brauchte Italien ein Genie, einen Staatsmann von der erfinderischen Kraft Cavour's, von dem Scharfblick, dem Tact, der Erfahrung, der kühnen Zähigkeit Rattazzi's. Und um dies alles zu ersetzen, hatte man nur den Doctor Lanza. Dazu kam jetzt noch die Katastrophe der Napoleonischen Herrschaft.

Napoleon war ein Feind Italiens aus staatsmännischer Berechnung; wenn auch seine alte persönliche Sympathie abgenommen hatte, so war sie doch nicht ganz erloschen. Man brauchte nur in die Ache zu blasen, um die Flamme emporzutreiben.

Wir treten in die Irrgänge der Verhandlungen ein, die theils noch Geheimniß sind, weil sie — wie wir oben schon berichtet haben — auf der einen Seite vom König selbst, der Vergnügen daran hatte und dem es weder an Geist noch an Scharfblick, noch an Festigkeit dazu fehlte, theils von den Ministern und Gesandten in ihrer geheimnißvollen Weise geführt wurden. Der Prinz Napoleon, Gramont, der Garibaldische General Lürz, jeder, der viel oder wenig von den Sachen wußte, hat dies veröffentlicht und wir haben überall zusammengelesen, was uns für unsere Geschichte interessant schien und im Zusammenhang mit der Person steht, deren Geschichte wir vereint mit der Geschichte Italiens erzählen.

Der Eintritt des liberalen Ministeriums in Paris am 2. Januar 1870 hatte keine Aenderung in der kaiserlichen Politik in Rom und Florenz herbeigeführt.

Das italienische Cabinet konnte seine Ansicht nicht ändern, daß der Kaiser unter dem Einfluß der clericalen Partei das Bündniß Oesterreich's, Frankreich's und Italiens verworfen habe, weil sein Wunsch den Papst in Rom zu halten sein Verlangen nach diesem Bündniß, das ihn hieran behindert hätte, überwog. Napoleon schloß sich damals eng an Oesterreich an, weil er mit diesem die Anschläge gegen Deutschland gemein hatte.

Die Ankunft des Erzherzog Albrecht in Paris im März 1870 besiegelte das Nachebündniß. Man sprach viel von Krieg.

Die Candidatur Hohenzollern fuhr wie ein Blitz zwischen die Verschwörer in den Tuilerien. Man fand nicht viel Gefallen an dem Prinzen Amadeus, der



von Prim vorge schlagen war. Er schien nicht den Charakter zu haben das auszuführen, was er wollte, wenn er überhaupt etwas wollte oder wollen konnte. Warum sollte er nach Spanien gehen? Warum drängten ihn der König, sein Vater, die Minister, die Nation dazu? Es mußte ein politisches Project dahinter stecken und dies konnte nur gegen Frankreich gerichtet sein oder gegen den Paps; man zettelte ein Complot an ohne Zweifel auf Anstiften Bismarck's.

Man wurde in dieser Annahme bestärkt, als man sah, daß Spanien die Maske abwarf und ohne noch ein Geheimniß daraus zu machen mit dem großen preußischen Kanzler über einen Hohenzollern verhandelte. Die Idee der Alliance leuchtete von Neuem vor den Augen des Kaisers auf. Er nahm sie wieder auf. Lanza suchte sich damals mit Mattazzi in Einvernehmen zu setzen, um die Unterstützung der Opposition zu haben und erklärte, daß Italien an einem Kriege zu Gunsten Frankreichs nicht ohne ein wichtiges italienisches Interesse theilnehmen könne. Der neue Versuch Napoleons fiel ins Wasser wie die übrigen. Lanza konnte diese feste und verständige Sprache führen, denn Oesterreich war gegen den alten Feind des Landes sehr edel und großmüthig verfahren. Das Wiener Cabinet erklärte: daß es nichts ohne Italien unterzeichnen würde, und dieses selbst würde nichts unterzeichnen ohne Befriedigung in Betreffs Roms.

Und es wurde befriedigt: aber zu spät und als es kein Bedürfniß mehr darnach hatte.

Die Veust'sche Depesche spricht alles aus; sie verdient ganz citirt zu werden, da sie ziemlich unbekannt ist.

Sie lautet: „Die September-Convention paßt nicht mehr in die jetzige Situation . . . An dem Tage, an welchem die Franzosen den Kirchenstaat verlassen, müssen die Italiener rechtmäßig dort einziehen, und zwar mit Zustimmung Oesterreichs und Frankreichs. Niemals werden wir die Italiener mit Leib und Seele auf unserer Seite haben, wenn wir ihnen nicht den römischen Dorn ausziehen.“

Man bemerke wol: Oesterreich verhandelte immer viel loyaler und weniger eigenmächtig mit Italien als das kaiserliche Frankreich, obgleich seine innerste Empfindung ihm nicht günstig waren. Aber das Wiener Cabinet dachte, das französische speculirte auf die augenblicklichen Umstände.

Italien bereitete sich unterdessen auf alle Eventualitäten vor. Sella forderte 40 Millionen, um die Armee um 100 000 Mann zu vergrößern und sie bei erster Gelegenheit bereit zu haben. Für den Augenblick würde Italien eine aufmerksame Neutralität bewahren, um in seinen Entschlüssen frei zu sein und würde sich der Actionsfreiheit, die es sich durch die September-Convention bewahrt hätte, bedienen.

Napoleon war schon in Neß — wie wir es schon nach der Erzählung des Prinzen Napoleon in der Revue des deux Mondes berichtet haben. Es ist bekannt, wie sich alles entwickelte.

Prinz Napoleon wurde schon in Florenz erwartet. Die Prinzessin Clotilde hatte ihrem Vater ihre Ankunft gemeldet. Sie kam am 20. August und brachte das Kaiserliche Placet mit, d. h. daß Italien, wenn es zusammen mit Oesterreich, Frankreich bewaffneten Beistand leiste, „volle Freiheit hätte, mit Rom zu machen, was es wollte“.

Rebuladnezar war vernichtet. Der mystische und phantastische Karl der Große, noch vor wenigen Wochen so stolz und hochmüthig, war von seinem Geschick ereilt; und wie Barbarossa nach Legnano, bat er um mehr als den Frieden: um die Unterstützung Italiens.

Das Schicksal raste dahin wie das Pferd Mazzeppa's.

Seban brach herein, wie der Blitz des Jupiter tonans. Welche Stellung sollte das italienische Cabinet annehmen? — Es berieth.

Man hat das Gerücht verbreitet, daß es sich Zeit nehme, weil es mit Bismarck verhandelte. Das ist falsch.

Vielmehr hatte der Papst an den König von Preußen geschrieben und ihn um seine Intervention gegen die Piemontesen gebeten. Der Brief kam zu spät. Fürst Bismarck und König Wilhelm waren schon in Ferrières auf dem Marsche nach Paris.

## Der Wildschütz.

Eine Geschichte aus den Alpen.

Von

F. A. Hofegger.

In lichtem Glück und dunkler Ahnung.

Auf dem Berg drei hohe Kreuze, im Thale drei arme Menschen — das sind die Dinge, um welche diese seltsame Geschichte sich abspielt.

Die Kreuze auf der Lahmerhöhe sind aus Lärchenholz neu gezimmert, sie leuchten in der abendlichen Junisonne wie rothes Gold hinaus auf die grünen Almen und in das Walbland. Sie sind vor wenigen Tagen erst aufgerichtet worden, ohne daß man ein Heilandsbild oder einen der armen, unschuldigen Waldbewohner an das Kreuz geschlagen hätte.

Was bedeuten die drei kahlen Pfähle? Auf den Heiland und auf die beiden Schächer rätthst Du und vergißt, daß man den Linken, den Verzweifelten und Verlorenen als Schirmherr gegen Blitz und Ungewitter nicht brauchen kann.

„Die drei Kreuze, so sprach am leztvergangenen Sonntag der Pfarrer zu Traboden, die drei Kreuze, welche wir auf der Lahmerhöhe aufgerichtet haben, bedeuten Glaube, Hoffnung und Liebe, in deren Zeichen wir siegen. So schreiben wir diese Zeichen nicht allein auf Stirne, Mund und Brust zum Schutze gegen die Ränke des Bösen, wir stellen sie auch auf gegen die verderblichen Mächte der Natur, welche uns unsere Wohnungen und unsere Erdfrüchte bedrohen, gegen Blitz und Ungewitter. So werden denn die neun Wetterkreuze feierlich eingeweiht und zwar am nächsten Samstage, als am Feste des Täufers Johannes, um drei Uhr Nachmittags. Mögen meine Pfarrkinder, so wie die Andächtigen der Nachbarspfarren zu dieser heiligen Handlung zahlreich erscheinen!“

Diese Einladung drang auch in das waldbumfschattete Schirmthal und bis zum lezten Hause. In diesem Hause lebte die Familie des Meisters Gied. Als vor wenigen Jahren ein Theil des Schirmwalbes geschlagen wurde, war der Gied (Megibi) Holzmeister gewesen. Und weil ihm nun dieselbe Zeit zu Ruthe war,

als ob er ein Weiblein brauchen und ernähren könne, so nahm er sich eben eins, ein braves und kreuzsauberes. Warum auch nicht? 's ist Jedem zu rathen.

s' ist Keinem zu rathen! Der große Krach von Dreiundsiebzig, der uns heute noch in den Ohren gellt, hat auch in den heitersten Wäldern widerhallt. Im Schirmwalde hörte das Holzschlagen auf, der Meister Gied war ohne Erwerb und konnte seine Meisterschaft nur in der Genügsamkeit bewähren. Er hatte stets gute Ausichten, stets genug Geld und war immer bei Humor.

Lustig singend und pfeifend oblag er den kleinen Geschäften, die nichts bedeuteten und nichts trugen, ging dann hinaus in den Wald und auf die Matten, um sich der Natur zu freuen, wohl auch um Arbeit zu suchen; fand er eine solche, so war sie zwar meist in wenigen Tagen wieder erschöpft, kam — mit irgend einem beim Jäger billig erstandenen Stück Wildpret wieder heim und führte das stille fröhliche Leben, wie jene Wesen, die nicht säen und nicht ernten und doch den Tisch gedeckt haben.

Es war ein glückliches Leben; die Leuten hatten sich gar lieb und eines freute sich in der Freude des Andern. Hernach kam das Kleine und nun war der Himmel auf Erden so viel, als fertig, und es war eine Waldbiöble, wie sie der Dichter so gerne, die Wirklichkeit fast nie dichtet. Aber die Wirklichkeit hat Recht.

Daß der Gied immer satt war, ohne irgend einmal ein erkleckliches Mahl zu sich zu nehmen, das fiel seinem Weibe zuerst auf.

„Gied,“ sagte sie eines Tages zu ihm, „es kommt mir nicht recht vor mit Dir. Dir muß was anliegen, und Du sagst mir's nicht. Bist schon so lange ohne Arbeit, wie kann's denn sein, daß es uns alleweil noch so gut geht?“

Auf diese Anrede hub der Gied recht herzlich zu lachen an:

„Geh, geh, Martha, grimm Dich nich. Laß Dir's schmecken und dent' auf's Kindel; ich leid keine Noth.“

Daß es Stunden gab in der Nacht, wo er vor Sorgen nicht schlief, und Stunden am Tag, wo er Hunger litt, nur damit die Seinigen sich sättigen konnten — das wußte die Martha nicht. Aber einem echten Weibe entgeht nichts; was es nicht weiß, das ahnt es. Wo sie ging und stand, da war ihr immer zu Muthe, als müsse sie den Spaten nehmen und graben, den Korb und sammeln die wilden unbegehrten Früchte, die im Schirnthale reifen. Und wenn sie plötzlich aufwachte mitten in der Nacht, ohne daß sie vom Kinde geweckt worden, war ihr als müsse sie die Arme heben und die Hände falten und beten.

Das Kind hüteten sie wie ihr Auge, durch das sie in den Himmel schauten. Es war erst wenige Wochen alt; wie gerne blickten sie in das kleine Angesicht, auf welchem noch der Frieden einer unerweckten Seele lag. — Da sproßte ein Leben auf, wie eine Rankenpflanze, die einen Halt bedarf und keinen haben wird.

Genug Ursache der Kimmerniß für das Mutterherz. Aber auch — trotz alledem — genug Ursache, glücklich zu sein. — Ein holbes, gesundes, bluteigenes Kind! — Ein Mädchen wars. Und Mädchen gehen vielem Leiden entgegen, aber auch vieler Seligkeit, von der ein Mann nichts weiß und nichts erfahren wird. — Welch eine Mutter wird nicht Leib und Seele einsetzen, ein solch junges Leben zu schirmen.

Martha dachte daran, als sie eines heißen Junitages mit ihrem Kinde im Schatten der hohen Fichte saß, die hinter dem Hause aufragte. Zwischen den säuselnden Aesten stieg ihr Blick zu dem grellschimmernden Gewölke auf, als sollte sie dort lesen können die Zukunft des Säuglings, der an ihrem Busen schlummerte.

Ein Pochen, das sie vom Hause vernahm, weckte sie aus ihrem Sinnen. Und sie sah dort an der Thür ihrer Wohnung ein Bettelweib stehen, das auf seinen Rücken gebunden ebenfalls ein Kind trug. — Sie will ein Almosen. Helf Gott, man hat für sich und seine eigenen Leute genug zu sorgen bei solcher Zeit. Wie lang' wird's währen, so gehen wir selber betteln. — So dachte die Martha und duckte sich hinter den Stamm, daß sie die Bettlerin nicht sollte bemerken können.

Diese stand gar gemüthig vor der versperrten Thür und klopfte. Und dann blickte sie traurig um sich, ob denn wirklich kein Mensch daheim wäre, wandte zum Brunnen und setzte sich auf den Kopf des Troges und sah hinaus in die gewitterdüstere Gegend.

Ich will doch wohl gehen und ihr eine kleine Gabe reichen, sie ist auch eine Mutter, sagte die Martha bei sich, aber eine andere Stimme in ihr rief: Darfst Du? Was Du verschenkst, das raubst Du Deinem eigenen, armen Kinde. Das einzige Gesetz, das mir Gott hat vorgeschrieben, heißt: Erhalte Dein Kind! Wer so muß streiten mit der Kümmerniß, wie ich, zu dem darf Gott den Bettler nicht schicken, so lange es noch Großbauern giebt draußen im Thal, denen das Korn im Raften verdirbt.

Das Bettelweib kauerte am Brunnen und wiegte nun auf den Armen ihr wimmerndes Kind. Dann hielt sie die hohle Hand unter den Wasserquell und führte in diesem Gesäße Labfal zum Rinde des Würmchens. — Als Martha vom Baume aus dieses sah, sprang sie auf und eilte mit ihrem Kinde zum Bettelweib hinab: „Wartet doch, ich geb' Euch Milch für's Kleine!“

In demselben Augenblicke loberte ein Feuerstrom, schmetterte ein Schlag, und auf dem Baume, unter welchem die Martha mit ihrem Kinde eine Minute früher noch gegessen war, zuckten die Flammen.

Ein Regenguß brach nieder und die beiden Mütter taumelten in das Haus.

Daß die Ketterin, das Bettelweib mit dem Kleinen, nun gesättigt worden war, versteht sich. Als hernach der Gied nach Hause kam, fiel ihm die Martha um den Hals.

„Gottlob, daß es so gut ist vorbeigegangen!“ rief der Gied. „Der Baum ist gespalten, aber das Feuer hat der Regen gelöscht.“

„Du weißt es ja nicht, daß wir unter dem Baum sind gegessen,“ sprach sie, „O Gied, schau uns an, wir leben noch beide. Aber das gelob' ich: so lang ich noch den letzten Bissen hab', soll kein Armes vergebens klopfen vor meiner Thür.“

Um dieselbe Zeit wars also, daß der Pfarrer zu Traboden die Einladung ergehen ließ zum Weibefeste der drei Wetterkreuze auf der Lahmerhöhe.

„Da bleib' ich wohl nicht daheim“, sagte die Martha, „da mußt schon so gut sein, Gied!“

Er sah sie an, sie ihn, und fuhr fort: „Und mußt mir auf das Emmerl schauen. Lang' will ich nicht aus sein. Aber mein Dankopfer muß ich beten bei den Wetterkreuzen, daß mich mein lieber Herrgott so gnädig hat in Schutz genommen.“

„Kunnt'st das nicht daheim abmachen? Martha?“ fragte er, „wenn der lieb' Herrgott dagewesen ist, daß er Dich beschützt hat, so wird er auch wohl da sein, wenn Du ihm Dank sagen willst.“

„Das ist rechtschaffen geseheidt geredet von Dir“, antwortete das Weib und es war etwas Spitziges in der Rede, „es ist schön, wenn man den lieben Gott alleweil so vor Augen hat, wie Du. Aber, wegen was, möcht' ich wissen, haben sie denn die Kirchn gebaut und die Kreuze aufgestellt?“

„It schon recht“ unterbrach er sie, „— so geseheidt bin ich schon, daß ich mit Dir über so was nicht streit'. Geh' Du hin beten, wo Du willst, ich verricht' meine Andacht im grünen Wald.“

Sie sah ihm lange und scharf in's Gesicht. Sie dachte es nicht, aber sie fühlte es vielleicht, daß eine solche Anschauungsweise bei einem armen, ungefügten Bauersmanne nicht in der Ordnung ist.

„Jetzt, Dein Beten im grünen Wald, das möcht' ich schon hören,“ sagte sie, es lag aber keine Bitterkeit mehr in dem Wort, sie lächelte ein wenig dabei. Sie mußte wohl, er müsse gestimmt, und genommen werden als mildgesinnte, fürsorgliche Kindeswärterin.

„Das wird sauber werden,“ murmelte er, „ich g'freu' mich schon drauf. Wüßt' ich nur, was ich für eine Ausflucht haben soll, wenn sie an meiner Brust daselbig umsonst sucht, was ihr an Deiner in den Mund hinein wachst.“

„Oh, daß Du halt alleweil so ein Spaszmacher bist!“ sagte sie und schon hatte er einen kleinen Klapps auf der Wange. „Wenn ich zu Mittag fortgeh', so bin ich bis zum Dunkelwerden, dent' ich, doch leicht wieder da. Ein Töpfel warmer Milch hast auf dem Herd, die Bindeln hängen auf der Stangen. Jetzt stell' Dich einmal her und schau, wie Eins das macht. Meine Mutter hat gesagt: Ein ganzer Mann muß Bären scheeren und Kinder warten können.“

„Oh!“ rief der Gieb, „Bären scheeren will ich schon, wenn Dich's gelust', Bärenwollstrümpf' zu tragen, aber zum Kinderwarten muß Einem eine b'fundere Kuratsch angeboren sein.“

Es half ihm nichts, er mußte sich schon etliche Tage vorher zur Übung bequemen. Bisher waren ihm von allen Verrichtungen, die sich auf das Kind bezogen, nur die angenehmsten zugefallen; nun kam das minder Angenehme und er hat zur Probe auch hierin seine Sache recht brav gemacht.

### Das Fest der Kreuze.

So nahte der Tag des Täufers Johannes.

Schon am frühen Morgen, als die Leute der umliegenden Thäler aus ihren Fenstern blickten, aus ihren Häusern gingen, strahlten die drei Kreuze auf der Höhe in hellem Sonnenscheine. Ein Morgen zur Sommer-Sonnenwende! Es ist das letzte Bläß des vergangenen Tages im Nordwesten kaum vergangen, so wird der Horizont im Nordosten schon wieder schärfer. Es leimt der neue Morgen, doch dauert es noch stundenlang, bis er sich vollzieht und die wunderbare Rosenblüthe aufbricht, für die wir jauchzend, weinend tagtäglich auf's Neue dem Himmel danken sollen.

Im Thale lag noch die Dämmerung, über einzelne Striche dehnten sich Nebelsreifen, schwerer Thau zitterte auf den Gräsern der ungemähten Wiesen. Und dort oben auf der kahlen Lahmerhöhe ragten, schlank wie Strohhalme, die besonnten Kreuze in die tiefe Himmelsbläue auf. Schon am frühen Morgen sah man Leute hinaufsteigen und hinanfahen mit allerlei Geräthten und mit Nahrungsmitteln, wie man sich zu einem Volksfeste rüstet. Und je mehr der Tag vorschritt, desto lebendiger wurde es auf der Höhe; und in Traboden läuteten sie mit allen Glocken zum Auszuge der Kreuzschaar.

Und um die Mittagszeit war's, als im letzten Hause des Schienthales die Martha auf der Wiege saß und ihrem Säugling das letzte Mal zu trinken gab. Das Kind schlief dabei ein; sie legte es in die Wiege und zog mit dem Daumen ein Kreuz über sein rundes, weißes Gesichtchen. — Dann wiederholte sie dem Gatten noch einmal alle Obliegenheiten, denen er sich verpflichtet hatte, und schärfte ihm Dieses und Jenes noch besonders ein, dessen Sinn und Nothwendigkeit ein Mann, und wäre es gleich der Holzmeister Gieb, nicht immer begreifen mag.

Dann prüfte sie noch, ob sie wohl auch die Betschnur bei sich habe und ging davon. Ging durch die Wälder, ging über die Matten der Lahmerhöhe zu. Ein Forstjunge mit dem blanken Gewehr begegnete ihr im Walde. Er fragte das junge frische Weib neckisch, ob auch sie auf dem Wege sei zu den drei göttlichen Tugenden.

„Wie meinst denn das?“ fragte sie scharf.

„Na, ich meine nur, weil der Herr Pfarrer gepredigt hat, die drei Kreuze da oben wären Glaube, Hoffnung und Liebe.“

„Nachher wird's auch so sein. Leicht thät's immer einem Andern auch nicht schaden, wollt' er hinaufsteigen, anstatt in der Wildnuß herumzustricken, wie ein Fuchs.“

Da trat ihr der Forstjunge einen Schritt näher und sagte: „Weißt, ich bin schon so ein Mensch und meine Religion ist die, wenn ich im Wald einem sauberen Weibsbild begegne. Hat sie mich lieb, so glaub' ich, daß die Hoffnung auch nicht ausbleibt, und so hab' ich die drei Tugenden recht kamod beisamm' und brauch' nicht erst hinaufzuklettern auf die Lahmerhöf'.“

Ueber und über gottlos sind sie, diese Waldstreicher, dachte die Martha, und ließ den Burschen allein stehen.

Auf der Lahmerhöhe gings wunderbarlich zu. Es war, als ob das Himmlische und das Weltliche miteinander Hochzeit hielten. Die Kreuzrämme waren umrankt mit Reifigkränzen und Blumengewinden. Bunte Fähnlein waren aufgesteckt; am Fuß der Kreuze war ein Betspult, ein Wasserbeden und eine Kanzel aufgeschlagen.

Um die Kanzel drängte sich nun alles Volk zusammen, als sie der Pfarrer von Traboden bestieg. Ein rother Schirm war darüber gespannt, denn die Sonne brannte heiß. Die Kreuze warfen nur kurze Schatten über die aneinander gedrängten Häupter hin. Saust wehten die Fahnen im Lüftchen, das über die Höhen strich.

Der Priester begann so zu sprechen:

„Andächtige Versammlung!

Unsere Gemeinde liegt in einer Gegend, die leider Gottes so häufig von verheerenden Elementen, als Sturm und Blitz, Wildwasser und Hagel heimgesucht

wird. Die Aeltesten der Gemeinde haben sich daher entschlossen, einem alten Brauch und Glauben gemäß, Wetterkreuze aufzurichten; sie hoffen, daß sich die Gewalt der Stürme brechen werde in diesem Zeichen unserer Erlösung, sie hoffen, daß uns Gott gnaden werde, wenn wir ihn anrufen im Kreuze. — Möge diese fromme Hoffnung nicht zu Schanden werden! — Da uns jedoch, meine Lieben, das Jammerthal dieser Erde als Prüfung einmal bestimmt ist, so mag es wohl geschehen, daß auch in Zukunft die Geißel des Herrn nicht spurlos an uns vorübergeht. Wir wollen unsere Zuversicht nicht verlieren, wollen beten zum Kreuze, denn jedes Gebet findet Erhörung, es wäre denn, daß eine große Sünde im Hinterhalte liege; diesen Fluch freilich kann weder das Kreuzbild, noch das innigste Gebet in Segen wandeln. Möge Keiner von uns in der Drangsal die Zuversicht verlieren zum heiligen Kreuze. Mögen wir durch die Erinnerung dessen, was der Unschuldigste, der Göttliche selbst auf diesem Stamme gelitten hat, in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens Trost und Stärke finden! Das Kreuz ist ohne Heilandsbild, um uns zu mahnen, daß der, welcher einst verblutend seine Arme ausgestreckt hat, nun in der ewigen Herrlichkeit thront und das Kreuz jetzt seine leeren Balken ausbreitet, um uns zu umfassen. Denn, wollen wir einst seiner Glorie theilhaftig werden, so müssen wir unentwegt dem Pfade seiner Leiden und seiner Tugenden folgen. Doch müssen die drei göttlichen Tugenden, welche in dieser Dreizahl des Kreuzes versinnlicht werden, nicht bloß auf Gott, sondern auch auf die Mitmenschen angewendet werden. Glauben wir an unsere Fähigkeit, immer vollkommener und gottähnlicher zu werden, glauben wir, daß unsere Mitmenschen besser sind, als sie uns dargestellt werden von Neid, Selbstsucht und Verleumdung. Hoffen wir, daß das Menschengeschlecht sich immer mehr entwinden werde dem Rothen und Thierischen dieser Welt und Allem, was wir Teufel nennen; hoffen wir, daß der Mensch, seines Gottes Ebenbild, einst noch weit mächtiger als heute, die Elemente beherrschen und zu seinem Dienste machen werde — ein Theil jenes Geistes, der den Stürmen gebietet, dem das Meer gehorcht. Und lieben wir demnach diese Welt, die wie ein heiliges Feuer das Menschengeschlecht läutert, und die dem Seläuterten so reich ist an Glück und Seligkeit. Lieben wir die Mitmenschen, die gleich uns ringen und leiden; richten wir uns gegenseitig auf. Ist erst die Menschenliebe allgemein, dann ist die Welt erlöst, und das Kreuz bricht zusammen auf ewig. Das, Ihr Geliebten, sei unser Glauben, Hoffen und Lieben. Diese Kreuze, die wir heute segnen, werden uns wieder segnen. Es möge sie auf einsamer Höhe das liebe Sonnenlicht umstrahlen, es mögen Blitz und Donner sie umbrausen, es mögen die finsternen Winterstürme sie umhüllen — allerwege seien sie uns eine dreifache Stimme des Glaubens, der Hoffnung und Liebe! Sie mögen niederblicken auf lachende, gesegnete Thäler voll fröhlicher Menschen, oder sie mögen niederschauen auf Drangsal und Noth — wie Gott es will! Immerdar seien sie uns ein mahrender Ruf des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Amen.“

„— Vergelt's Gott!“ murmelte es durch die Versammlung, ein Beweis, daß die Worte des Priesters den Leuten zu Herzen gegangen waren.

Dann folgte der eigentliche Act der Kreuzeinweihung, den das Krachen von Böllern weit in die Thäler hinaus verkündete. Hierauf sangen die Stimmen der Menge vereint das Lied:

„Heiliges Kreuz, sei un'ſre Fahne,  
In des Lebens jeder Noth,  
Die uns wecke, die uns mahne,  
Treu zu ſein, bis in den Tod.  
Sei mit Mund und Herz verehret  
Ruheſtätte meines Herrn!“

Das Volk lag auf den Knieen vor den drei Stämmen, und der Zimmermann, der noch wenige Tage zuvor mit der Piſſe im Munde und irbiſchen Sinnes voll die Pfähle ausgehakt hat, küßt nun dieſelben mit frommer Inbrunſt. Denn von heute an iſt dieſes Holz geheiligt durch den Segen des Prieſters und durch den Glauben des Volkes.

Unter der Menge kniete auch das Weib des Meiſters Gieb. Sie war vielleicht die einzige, wahrhaft Andächtige unter Allen. Sie verrichtete ihr Danksgebet für die Rettung vom jähen Tode. Nicht für ihr eigenes, für ihres Kindes Leben dankte ſie ſo heiß. Dabei war ihr angst und bang. Es war ihr, als dürfe ſie ſich nicht erheben von ihren Knieen, bevor ſie ein Großes erbeten habe. Und ſie wußte nicht, was. Sie blickte in die Richtung des Schirnthales hin, ob doch nicht etwa eine ſchwere Wetterwolke lag über ihrem Hauſe. Der Himmel war heut klar und rein, aber die Beklemmung ihres Herzens wurde immer ſchwerer. Sie hob ihr Auge zum Kreuzbilde auf und erſchrak. Vom Mittelpunkt des Kreuzes, dort, wo des Heilands Haupt geruht hatte, ging ein blendender Glanz aus.

Es war nicht bloß die innere Erſcheinung eines gläubigen Gemüthes, es war Wirklichkeit. Gerade hinter dem Kreuzbilde ſtand die Sonne, deren Stern in dieſem Augenblicke durch das Holz verdeckt war, deren Strahlen alſo vom Stamm auszugehen ſchienen. Des Kreuzes Schatten lag über der Bruſt und über dem Angeſichte unſerer armen Veterin . . .

Schon ruhte dieſer Schatten gedehnt über die Höhe hin, und die Leute hatten die Kreuze verlaſſen und ſich den Freuden des Volksfeſtes zugewendet, welche weiter unten in Geſang und Muſik erſchallten, als die Martha noch immer auf der Anhöhe kniete. Wie, daß ſie heute trotz des innigſten Gebetes nicht beruhigt werden konnte? — Lag denn eine ſchwere Sünde im Hinterhalte? —

Die Welt lieben! hieß es in der heutigen Bergpredigt. Das ließen ſich die Leute nicht zweimal ſagen. Gott zu Ehr' luſtig ſein! das iſt ja doch auch ein Verdienſt. Der Berg, deſſen oberſte Kuppe die Lahmerhöhe iſt, zählt viele geeignete Plätze. Da die Niederung mit dem glatten Grasboden zum Tanzen, nebenhin der weite Raum für Krämerbuden, Lebzeltenſtände und allerlei Volkſpiele, in der Felswand elliſche Höhlen, die als Keller und Trinkſtuben eingerichtet waren. Darunter die Bläſer, Trommler und Zithernſpieler. Das Volk bunt durcheinander, und dieſelben Kehlen, welche eben die ergreifende Weiſe des „Kreuzliedes“ geſungen hatten, verfügten auch über andere Stimmungen:

„Und wolfahrtu bin i gongan  
Heumbigs Togs, zeitli frua,  
Ra Kirchn hon i gfunnd,  
Obo Wirtshäuſa gnua!“

„I ken' ſcha dein Brauch,  
Und woah, wo ma di findt:  
In Wirtshaus gonz vorn  
Und in da Kirchn gonz hint!“



„Mei Boda hot gfozt:  
 I vatrinkad schon Olls!  
 So, gehn dann meini Schuach und Strümpf  
 Dwi ban Gols?“

„Gon an Brontwein hiaz truntn,  
 Bin a weni bezech,  
 Und i lohad bazua,  
 Van mi 's Mensch neama möcht!“

„Bin a frische Wildschütz,  
 Und i woach ma zwee Ständ:  
 Van Dirndl ihre Fenster  
 Und ban Gamsl in Gwänd!“

Der Pfarrer trank auch ein par Gläschen und freute sich mit den Fröhlichen. Als aber das Gelage immer toller wurde und die Lieder immer aufgelaßener, da machte er sich auf den Heimweg. Er weiß ihnen einmal in der Woche des Herrn Wege, ob sie dieselben wandeln wollen oder nicht, das ist ihre Sache.

### Beim „Waldherrn“ auf der Bank.

Endlich denkt die Martha an den Heimgang.

Still schleicht sie zwischen den Leuten thalwärts, setzt sich dann unter der Felswand in eine abseitige Nische, um eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen. Sie ist erschöpft, es zittern ihr die Glieder. Sie fühlt, als wären seit der Geburt des Kindes alle Kräfte ihres Körpers zurückgekehrt ins Herz, um dort in der heißen Liebe zu verbrennen.

Jetzt trat ein kleiner, behändiger Mann in Jägertracht zu ihr. Er schien sie schon früher beobachtet zu haben. „Warum denn so einschüchtern?“ fragte er. Sie grüßte ihn höflich, denn es war der Waldaufseher und oberste Forstbeamte aus Breitenham, von den Holzleuten auch der „Waldherr“ genannt. Er hatte vom Gutsherrn Macht, die Waldarbeiten zu vergeben und von ihm konnte der Gied Vortheil ziehen. Der „Waldherr“ hatte öfter im Hause des Gied zugesprochen und sich als ein recht freundlicher Mann erwiesen.

Nun schielte er die Martha schmunzelnd an und setzte sich in reitender Stellung auf die Bank, auf welcher sie saß und mit einer Semmel ihr Gläschen Wein austunkte.

„Na“, meinte er dann, „es ist ja gar nicht zu verwundern, wenn Dir die Lustigkeit nicht recht viel von Herzen gehn.“

„Warum?“ fragte sie, „möcht' wissen, weßweg ich nicht lustig sein soll?“

„Und zuweg bist es denn nicht?“

„Wer kann's wissen, daß ich's nicht bin? Bei mir liegt's zu tief, als daß ich's so kunnt ausschreien, wie Andere.“

„Geh, mach' mir nichts weiß, Martha, ich bin kein heuriger Has. Du solltest nicht geheirathet haben.“

Sie sah ihn groß an. „Was nimmt sich nur der Waldherr heute heraus?“

„Glaub's ja“, fuhr er fort, „daß Du so weit recht zufrieden bist mit Deinem Mann. Wenn ich's nur auch wär!“

„Hat der Gied schlecht gearbeitet?“ fragte sie beklommen.

„Darüber gar keine Klage, und leicht kann ich ihm schon nächst Wochen wieder eine Holzarbeit zuschanzen, daß er wieder einen Erwerb hat. Aber ein gutes Wort muß für ihn einlegen.“

„Ich? bei wem denn?“

Der Waldherr ritt ihr näher, streckte den langen, hageren Hals aus und schmunzelte: „Nun eben beim Waldherrn, der laßt sich von so einem fauberen Weibsbild leicht überreden.“

„So ist der Herr halt so gut,“ sagte sie, „und daß mein Mann wieder eine Arbeit“ —

„Na, na, so nicht, so. Ihr Weiber redet am besten, wenn ihr still seid und so versiegelt man euch bei Zeiten den Mund.“

Sein Arm lag auf ihrer Achsel, er wollte sie küssen.

„So?“ rief sie und stand auf. „Jetzt, das ist mir genug!“

„Mir nicht,“ flüsterte er, „und ich rathe Dir in Freundschaft, Martha, daß Du Dich heute von mir durch die Wälder begleiten laßt. Ich denk', daß Du's ungern siehst, wenn der Gied eingesperrt wird.“

Sie schrad zusammen, sie wollte ein Wort der Entrüstung schleudern gegen diesen Mann, auf dessen zuckendem Gesichte Hohn und Begierde zugleich lag; aber bevor sie noch der Stimme mächtig wurde, raunte er ihr zu: „Der Gied ist ein Wildschuß!“

Nun hat die Martha keinen Schrei mehr versucht. Unbeweglich saß sie auf der Bank und starrte auf das Flechtengewebe zu ihren Füßen. Jetzt sah sie auf einmal Alles klar — ihr Mann ein Wilddieb.

In Mitleid langte der Waldherr nach ihrer Hand: „Ich und mein Forstjunge, sonst weiß es Niemand und soll's auch Niemand wissen. Der Gied bekommt Arbeit; ich übergebe ihm den Oberschlagwald, da seid Ihr auf Jahr' hinaus versorgt. Und jetzt komm', Martha, der Wein ist bezahlt.“

Sie sprang auf, eilte hinweg und verlor sich im Gedränge. Der „Waldherr“ sah ihr ruhig nach, ritt eine Weile noch auf seiner Bank und murmelte: „Jetzt lauft sie zu ihrem Manne; da muß ich sorgen, daß er nicht entwischt. Und dann — ist sie nur erst allein in ihrer Hütte —“

Die arme Martha lief, was sie laufen konnte, ihrem Hause zu. Sie mußte ihn fragen, ob es wahr sei, was sie von ihm gehört und gleichzeitig ihn beschwören, daß er nein sage. Und sie wußte es doch, es konnte nicht anders sein, und sie sagte sich anderseits wieder, es könne nicht so sein; ein so guter, heiterer, herzenniger Mensch, wie der Gied könne kein Verbrecher sein. — Selbst wie ein gebesttes Wild, das aber nicht den Jäger, sondern nur den Wildschützen fürchtete, so floh sie durch die Wälder, und der lange Sommertag begann schon zu dämmern, als sie ins Schirmthal kam. Sie sah das Haus und war auf Vieles gefaßt. Und doch nicht auf das Eine, was sie erwartete.

#### Der Schuß auf der Pürsch.

Dem Erzähler ist Alles möglich und Vieles erlaubt. So faßt er am Abende dieses Sonnenwendtages die Sonne, wie sie eben hinter den fernen Zaden der Alpen niedertauchen will, und schleudert sie zurück gegen den Zenith, daß es wieder

Mittag ist — die Zeit, in welcher die Martha das Haus verließ, um zum Kreuzfeste auf die Lahmerhöhe zu gehen.

Als sie fort war, und auch dem Blicke vom Fenster aus verschwunden, da athmete der Gied auf. Hatte er es denn nicht lieb, sein junges, herziges Weib? — Eben, weil er es lieb hat, so gar über Alles lieb hat auf dieser Welt, eben deshalb athmet er jetzt auf. Denn was er sinnt und plant und an diesem Nachmittage wieder ausführen wird, das geschieht ihr zu Lieb'; und wenn er's heimlich thut und es verhält mit allem Truge der Welt — so geschieht es ihr zu Lieb'. Sie will das Leben und sie will einen braven Mann — beides soll sie haben. Aber beides kann der arme Holzarbeiter zu dieser Zeit nicht geben.

So geht er oftmals heimlich mit der Büchse in den Wald und kommt dann mit einem todten Rehe heim, das er beim Jäger wohlfeil erstanden hat.

Auch heute ist wieder ein günstiger Tag. Die Jagdgehilfen und Jägerjungen sind allfort gerne dort dabei, wo es lustig zugeht. So sind sie heute beim Volksfeste auf der Lahmerhöf'. Der Wald ist menschenleer — oben bei den fünf Lärchen grasen die Thiere.

Aber — der Gied blickte auf das schlummernde Kind. Wer wird einstweilen da sein und es wiegen, wenn es schreit, und es tränken, wenn ihm dürstet? — Was thuts, wenn es schreit, das kräftigt die Brust. Warum soll es nicht einmal ein Wischen dürsten? wird ihm dann die Ziegenmilch um so besser schmecken. — Das Haus wird gut verschlossen, daß Du mir nicht davon laufen kannst, kleine Emma. Also, was meinst? —

Er saß an der Wiege und lehnte sich an die Wand und betrachtete das herzige Köpfcgen und schmiedete Ränke. — Wenn ihr Weiber den Gied gesehen hätten in diesem Augenblicke, da der Engel und der Teufel stritten um sein Herz: er war schön. Ein dunkler Schatten ging über sein männliches Gesicht; in den Augen brannte nicht allein die Flamme der Opferfreudigkeit und Sorgfalt für die Familie, sondern auch die Leidenschaft des Schützen. Aber Eins war in ihm, das ganz still und bescheiden fragte, ob er's denn über's Herz bringen könne, sein Kind im öden Waldhause allein zu lassen?

Er hörte die Stimme und antwortete ihr endlich: Nein, ich kann es nicht. Aber ich bleib' auch nicht daheim. Ich geh' in den Wald, und das Kind — nehme ich mit. — Es ist ja doch nur ein kleiner Spaziergang bis hinauf zu den fünf Lärchen. Fort setzt er sich auf das sonnige Moos; die Kleine ist ruhig und thut oft halbe Tage keinen Laut. Er braucht den Thieren gar nicht nachzulaufen — sie kommen selber auf den Anstand.

Er holte das Schußgewehr von der Oberkammer und stieß den Schaft in den Fußboden. Darüber erwacht das Kind und blickte gar befremdet umher, als wollte es fragen: wozu habt ihr mich geweckt?

Wie oft hat der Gied später diesen fragenden Blick gesehen? —

Nun das Kind wach war, beugte er sich über es hin und sagte: „Gehen wir Haserl schießen, allzwei?“

Es ist kein Zeichen geschehen an dem jungen Wesen, das für eine Bejahung oder Verneinung hätte gehalten werden können. Wer innerlich mit sich selbst nicht

im Reinen ist, der möge niemals ein Drakel fragen — er folgt ihm nicht, oder es betrügt ihn, oder es schweigt.

Der Gied hob sein Kind aus dem Bettchen und wickelte es schlecht und recht in die Windeln. Dann zerlegte er sein Gewehr in Theile, verbarg diese in seinem weiten Lobenrock, steckte ein Ledertäschchen mit Pulver und Blei zu sich, nahm hierauf das Kleine in den Arm und verließ das Haus.

Der wunderlichste Wildschütz, der je durch die Wälder geschlichen ist.

Schon als er an dem vom Blitze gespaltenen Baum vorüberging, hörte er von der Lahmerhöhe das Knallen der Böller, und als er zwischen den dünnzerstreuten, graubärtigen Fichtenzweigen hinaufschritt, klang auch mancher Ton der Musik herüber vom Volksfeste, dessen sich die Leute der ganzen Gegend dort drüben freuten.

— Sie mögen trinken und tanzen, sie mögen die kräftigste Predigt hören — 's ist Alles miteinander kein Vergleich zu der Lust, die der Mann mit der Büchse empfindet. Das Kind lugt zwischen der Kopfhülle hervor mit hellen Augen in den lichten Tag hinaus. Es versteht sich schon auf das Angenehme einer Waldwanderung, ist heute nicht das erste Mal, daß es so herumgetragen wird.

Sie kommen über eine glatte, grüne Blöße, auf welcher manche Hummel summt, mancher Schmetterling gaukelt. Der Gied läßt seine Augen nach links und rechts schießen, ob er etwa dort auf dem Haidegeländ', oder dort zwischen den Dickichtgruppen des jungen Anwuchses irgend „Etwas“ wahrnehme.

Wo die Blöße aufhört und der junge dichte Wald beginnt, stehen die fünf Lärchen, die in der weiten Umgebung zu sehen sind und welche wie ein Dom mit hellgrünen Kuppeln hoch aufragen über dem dunkeln Grunde des Dickichts.

In ihrem Schatten und geborgen zwischen den Stämmen läßt sich der Gied mit dem Kinde auf den Rasen nieder, aber nicht um zu ruhen, sondern um zu lauern. Und bald hört er dort ein Knistern, sieht hier und da was zuden im Gebäume. Jäger und Wilderer hören und sehen nichts, als — was andere Leute nicht hören und sehen. — Dem Gied wird ganz heiß und fieberhaft. Weise, aber rasch steckt er sein Gewehr zusammen, macht es bereit und huscht in das dicke Getanne. Er wendet sich hin und her und lugt nach einem günstigen Stand. Nun hat er einen, von dem aus er den Waldbrand einerseits und das Haidegeländ' andererseits beherrscht. — Das Gewehr ist in guter Lage. Nun wartet er.

Bald wagt sich ein Rehbock aus dem Dickicht hervor, schaut sich ein Bißchen um auf der Blöße, springt aber rasch wieder ins Gestrüpp. — Der Gied zittert vor Begier. So sehr hatte ihn die Lust noch nie überkommen, als heute, er mußte sich zu beherrschen suchen, sonst konnte nicht gutgestanden werden für einen Treffschuß.

Jetzt kommt das Rehböcklein noch einmal hervor und hebt sein kluges Haupt und horcht und schnuppert. — Es ist nicht ganz geheuer in den Lüften heute. Doch war es nur das halbverlorene Schallen der Festmusik, die von der Lahmerhöhe herüberwehte. So weit nichts Gefährliches. Er trabte gelassen über das Grüne hin, und nun kam auch eine Rehgais mit zwei stinken Ritzen hervor und die Alten huben an zu grasen.

Mehrere Ziele auf der Weid und nur ein Schuß im Rohre! Das ist der größte Conflict im Schützenleben.

Die Rehe ziehen sich allmählig gegen die fünf Lärchen hin, das Bleirohr im Dickicht folgt ebenso allmählig ihrer Richtung. Sie werden endlich ganz sorglos und heben miteinander an zu scherzen. Sie lecken sich und Eins legt das Haupt auf den Rücken des Andern — sie haben sich lieb. Da kracht der Schuß. Der Bock macht einen hohen Sprung — läuft ein par Schritte, dann knicken seine Vorderfüße ein und er stürzt zusammen.

Die Andern sind ins Dickicht gefahren.

Der blaue Rauch weht in das Gewissel auf; der Gied eilt hervor. „So, Bürschel!“ sagt er zum todtten Rehbock, „jetzt geh'n wir miteinander! und schleppt ihn über den Rasen hin ins Dickicht.“

Das Thier zuckt noch mit den Füßen, mit den Ohren und starrt den Mann mit brechendem Auge an.

„Es thut mir leid,“ sagte der Gied, „aber jetzt kann ich dir nichts mehr zu Gute thun, als das!“ und versetzte ihm den Gnadenstoß.

Nun war die Sorge, wie das Thier am besten und sichersten nach Hause zu befördern wäre — da fiel ihm das Kind ein. — Wo war's denn? — Das mußte noch unter den fünf Lärchen liegen.

„Verdammt!“ murmelte er, „wenn das die Martha wüßt!“ und eilte nicht ohne Aufregung der Stelle zu, wo er sich früher mit dem Kinde niedergelassen hatte. — Und als er es auf dem Rasen liegend fand, und wie es eben mit seinen kleinen Augenspien einen weißen Falter verfolgte, der über ihm tanzte, da sagte der Gied: „Nu schau, das hab' ich ja gewußt, daß du brav bist. — Haben jetztund einen saggrißchen Kerl kriegt!“

Er nahm das Kind und trug es zur Deute in das Dickicht, um dort bequem aufzuladen — Eins hinten und Eins vorn.

Noch war er bei dieser Arbeit, als Männerstimmen laut wurden. Der Gied hielt erschrocken inne und sah durch das Gestrüpp, wie über die Wöße zwei Jägerburschen heraufschritten.

„Ich sagte es ja,“ sprach der Eine, „heut, wo der Leutzusammenlauf ist, gehts im Wald nicht sicher.“ Er blickte prüfend um sich: „Da herum muß der Schuß gefallen sein.“

„Nach meinem Dafürhalten,“ versetzte der Andere, „ist es weiter oben gewesen.“

Der Erste blieb stehen: „Riechst Du nichts?“

„Nein, ich habe den Schnupfen.“

„Aber ich rieche Pulver.“

„Nachher muß schon da herum geschossen worden sein.“

„Anton“, sagte der Erste, „ich glaube, wir nehmen die Stutzen in die Hand; man kann nicht wissen.“

Als der Gied im Dickicht das hörte, langte er sofort nach seinem Gewehr, um es zu laden. Doch mußte er einhalten, durfte nicht das mindeste Geräusch hören lassen, die Männer kamen ganz in seine Nähe. Das Kind lag im Moose, es zog das Köpfschen etwas unruhig hin und her. Dem Gied stockte der Athem. Krampfhaft die Hände faltete er und hauchte der Kleinen zu: „Emma! um Leben und Sterben willen, jetzt halte Dich still! —

Aber das Kind mochte die Lage so ungewöhnlich und unheimlich finden — es wahr ihm nicht wohl zu Muth, es regte und wendete sich und verzog sein Gesichtchen. Der Gied nahm es auf seinen Arm und wiegte es leicht und starrte angstvoll in das kleine, schuldlose Antlitz, dessen mindester Laut nun an ihm zum Verräther, an Vater und Mutter zum Unglück werden mußte.

Raum zehn Schritte vom Bersteck, auf dem Anger standen die beiden Weidmänner wieder still.

„Schau her, Anton, da ist der Nasen blutig.“

„Dann haben wir's.“

„Leicht steckt er im Dickicht drin.“

„Meinst?“ sagte der Andere, „ich glaube nicht, daß er auf uns wird gewartet haben. Der ist sicher in den Wildgraben hinabgefahren.“

„Es kommt darauf an. Gehen wir den Blutspuren nach.“

Der Gied preßte das immer unruhiger werdende Kind an seine Brust. Die todtten Augen des Rehbocks starrten den Vater an, der so sehr sein Kind herzte. Dieses wollte schon zu schluchzen anheben, aber fest, so fest drückte der Mann das Köpfschen ans wildpochende Herz, daß es still war.

„Das Blut ist noch ganz frisch und warm,“ sagte einer der Jäger und beschaute den Boden.

„Jetzt zu Sonnenwenden Wildpret schießen!“ rief der Andere, „Du, freue Dich, wenn wir Dich kriegen! Lump verfluchter!“

„Die Spur weist gegen die fünf Lärchen hin.“

Ich sag' immer, er ist über den Heidenkegel in den Wildgraben hinab, wenn er gescheidt ist gewesen.“

„Werden ja sehen.“

Sie schritten, den Blutspuren folgend, gegen die Lärchen hin.

„Da hört's auf. Da hat der Schurk' die Wunde verstopft.“

„Hier im Moos ist ein Fuß eingedrückt.“

„Weist aufwärts gegen den Heiderkogel. Momarich voran!“

Sie gingen davon — der Gied war gerettet.

Mit einem tiefen Athemzug ließ er die krampfhaft gekrümmten Arme sinken. Das Kind glitt von seiner Brust; einen dankbaren Kuß drückte er auf die kleinen Lippen. Diese waren kühl. Regungslos lag das Kind da, sein Gesichtchen war dunkelblau angelauten.

„Was? Emma! was?“ Der Mann rief das Kleine empor, „hast Dich verfangen? — Keinen Athem? — Alle Heiligen! Was ist das? — tobt! —“

Tobt. Erstickt.

Die Mutter fragt nach dem Kinde.

Der Rehbock blieb liegen beim Schußgewehr im Moos des Dickichts. Der Wildschütz taumelte mit einer anderen Beute thalabwärts dem Hause zu.

Gegen Abend schon war's. Unweit von der zerrissenen Fichte begegnete dem Gied einer der beiden Jäger, welche oben bei den fünf Lärchen nach ihm gefahndet hatten.

„Was tragsi denn da eingewickelt?“ fragte dieser den Gied scharf.

„Das geht Dich nichts an,“ versetzte der Holzer.

„Das wollen wir sehen, obs mich nichts angeht! Da oben ist geschossen worden. Auf der Stell' will ich wissen, was Du im Padj hast.

„So!“ lachte der Gied bitter, „Meinst etwan, daß ich der Wilddieb bin? Wie schlau!“

„Ich bin jetzt zu keinem Spaß aufgelegt!“

„Ich auch nicht.“

„Ich rath' Dir gut, Holzer, zeig was Du tragtst!“

„Ich rath' Dir noch besser: laß mich in Ruh!“

„Du bist mir lang' schon ein verdächtiger Kerl geweest! Jetzt hab' ich Dich.“

Der Jäger stürzte sich auf den Gied, es entstand ein Handgemenge zwischen den beiden Männern, welches jedoch plötzlich wieder ein Ende nahm. Der Jäger hatte das Tuch von der kleinen Leiche gerissen. — Er fuhr zurück.

„Weißt Du's jetzt?“ fragte der Gied mit todtentblassem Gesicht.

„Wenn es so aussjhaut“, stotterte der Andere, „nachher ist's was anders.“ Und verlor sich.

Als der Gied zum Hause kam, sah er, daß sein Weib noch nicht zurückgekehrt war. Er öffnete die Thür mit dem Holzschlüssel und trug das todt, erstarrende Kind in die Stube, wo er es auf die Wiege legte. Dann ging er wieder vor das Haus und setzte sich auf die Bank und — weinte. —

Lange saß er so da und preßte die Hände in das Gesicht. Als er endlich Schritte hörte, schrak er zusammen.

Es kam sein Weib. Sie schritt ganz nahe zu ihm heran und blieb vor ihm stehen. Sie hatte sich vorgenommen, seine Unredlichkeit mit bitteren Vorwürfen zu rügen. Nun er so armselig und betrübt dafah — der geliebte Mann, dessen Freud und Leid sie tragen helfen wollte zu aller Zeit, dem zu Lieb sie heute die Existenz des ganzen Hauses auf das Spiel gesetzt hatte, so wie vielleicht auch er nur ihr und ihrem Kinde zu Lieb' den bösen Weg des Wilderers eingeschlagen hatte — da brach ihr das Herz. Sie sank auf's Knie vor ihrem Manne und legte die Hand auf seine Achsel und sagte mit milder Stimme: „Vor meinen Augen bist nicht schlecht, mein Aegydi, ich verzeih' Dir!“

„Weißt es schon!“ rief er und sprang auf.

„Von fremden Leuten hab ich's erfahren müssen, was Du mir hast angethan und verschwiegen, von fremden Leuten, Gied! Ich weiß nicht, was jetzt werden wird. Ich will Alles mit Dir tragen, will gern Hunger leiden und betteln von Thür zu Thür. Nur laß es sein, mein liebster Mann, geh' nicht mehr in den Wald, laß das Wildern sein! Denk' an unser Kind, an das Einzige, was wir haben, dem wir nichts geben und hinterlassen können, als den ehrlichen Namen.“

„Sie weiß es noch nicht,“ murmelte er und sank wieder auf die Bank zurück.

„Und wenn sie jetzt kommen und Dich wollen fortführen, Gied, sei nicht verzagt, schau, Du bist ein rechter Mann, und ich will die Folgen von dem, was Du ja doch nur Deiner Familie wegen gethan hast, tragen ohne Klag'. Die harte Zeit geht vorbei und Du wirst wieder gerechtfertigt sein. Wir werden Arbeit haben, und noch Freuden erleben. — Geh, sei munter, mein lieber Bursch, komm', und sag' mir, was die kleine Emma macht.“

„Bleib', bleib' noch!“ sagte er tonlos und erfaßte ihren Arm, „setz' Dich erst ein wenig zu mir da auf die Bank, weis't, weil, weil der Abend so viel angenehm ist.“

„Schläft sie?“

„Den' wohl, Martha. — Thu mirs zu Lieb', daß Du noch dableibst.“ Hastig mit stoßendem Athem sind diese Worte gesprochen. Sie setzt sich auf die Bank, an seine Seite. — Ihm zu Lieb'! — Wie könnte sie da was abschlagen.

Sie begann wieder zu fragen, wie die Kindswartung ausgefallen sei, er hörte es nicht.

„Das ist gählings kommen, Martha, gelt?“ sagte er, „wie Bliz vom Himmel fährt. — Ich wollt' ich wär' auch bei euch gefessen vor etlichen Tagen dort unter den Fichtenbaum, und hätten gewartet alle drei auf den Donneröschlag — es wäre besser gewesen.“

„So mußt nicht reden, Gied.“

„Es wäre besser gewesen, sag ich Dir!“

„Jetzt auf einmal bist, wie verzweifelt,“ sagte sie, „hast es denn nie bedacht, daß es aufkommen kann und aufkommen muß? Jetzt ist's nicht mehr zu ändern, jetzt mußt es ertragen.“

„Ich wollt's tragen!“ rief er aus und rang die Hände, „ich hab' mein Lebtag keine gute Stund' mehr und will auch keine mehr suchen. Nur Deinetweg, Deinetweg, Martha!“

„— Meinetweg allein?“

„Sonst — ist Niemand mehr. . . .“

Jetzt kam plötzlich eine ganz besondere Unruhe über das Weib. Sie erhob sich, sah ihm scharf ins Gesicht und eilte dann in das Haus.

Er blieb sitzen und schloß die Augen. Da hörte er aus der Stube schon ihren gellenden Schrei.

#### Das Gericht.

In der Stube des Waldhauses war es dunkel. Zu den kleinen Fenstern strahlte noch Abendroth herein und fiel auf das junge, leblose Wesen in der Wiege, als wollte es die so früh verblähten Wangen wieder färben.

Martha kniete vor der Wiege und stöhnte laut. Der Gied stand im finstesten Winkel. Er hatte dem Weibe eben Alles mitgetheilt, wie es gekommen war.

Sie hatte es gehört, und jetzt schrie sie auf: „Sein eigenes Kind erwürgt!“

Da trat er zwei Schritte zu ihr heran, faltete die Hände und sagte mit bebender Stimme: „Jesus Maria, Weib, wenn Du so redest! Ich geh' zu Grund.“

„Ein Elender kauft sich von der verdienten Strafe los mit dem Leben seines einzigen Kindes!“ schrie sie, „aber nicht ein Vater.“

„Ja, wenn's mit Willen wär' geschehen, dann könntest so reden. Du weis't, wie ichs hab' lieb gehabt.“

„Du weis't nicht, was es heißt, ein Kind gebären und ein Kind verlieren. Hättest Du nur den Schatten von einer Mutterlieb' in Dir, keine Begier und keine Angst wär' Dir so groß gewesen, daß Du auch nur einen Augenblick auf das Kind hättest können vergessen. — Wie habe ich mein Leben und meine Seligkeit auf



Dich gebaut! und Du schlenderst voll Leichtfertigkeit in den Weiten herum und verscherzest den guten Ruf Deiner Familie, und verspielst das Kind. — Jetzt ist's aus mit uns. Gieb! Jetzt thu' mir noch Eins zu lieb: Dort liegt das Messer, stoß' mir's ins Herz!"

Er sprang zum Tisch, erraffte das spize Brodmesser.

„Mir selber thu' ich's!" Und stemmte es an die Wand, um sich barein zu stürzen.

Sie riß ihn zurück. In demselben Augenblick traten drei bewaffnete Männer herein zur Stube und fragten barsch, ob der Holzer-Gieb zu Hause wäre.

Dieser trat vor sie hin und sagte: „Da bin ich."

Du bist verhaftet und gehst mit uns."

Er hielt ihnen die Arme kreuzweise hin, welche sie mit einem Eisenband aneinanderzuschlossen.

Noch ein Blick auf die Wiege, noch ein leiser halberstickter Ruf: „Martha!"

Sie sah ihn nicht mehr an. Die Männer drängten. Mit einem schweren Seufzer verließ der Gieb das Haus. Ein Verbrecher, vom eigenen Gewissen gefoltert, vom eigenen Weibe verflucht — so wandte er zwischen den Schergen dahin.

Das Kind verloren, den Gatten verloren in einer einzigen Stunde. Im öden, finstern Waldhause mütterseelen allein.

Wie diesem Weibe um's Herz sein mußte! Was aber war von Allem, Allem ihre größte Pein? — Die schwere unverföhnliche Verbannung, die sie ihm zugeschleudert hatte zur Stunde seines größten Elendes. Sie weiß es gut genug, wie sehr er sein Kind geliebt hatte, wie unmöglich ihm die Absicht, dieses Kind zu tödten, zugeschrieben werden konnte, wie unsagbar qualvoll ihn Vaterherz und Gewissen nun foltern mußten. Und da er die Hände erhoben hatte zu seinem Weibe, stehend unter heißen Thränen, daß sie ihm verzeihe, daß sie ihn nicht verlasse in diesem größten Unglücke, das je auf einen Menschen niederbrechen kann — da hat sie ihn verstoßen.

Zum Fenster hinaus fiel ihr suchender Blick. Da sah sie dort oben am Bergstrand, in der letzten Abendhelle des Himmels, die drei Kreuze stehen.

— Mögen wir durch die Erinnerung dessen, der unschuldig am Kreuze litt, in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens Trost und Stärke finden! — Das Kreuz breitet jetzt seine Arme aus, um uns zu empfangen. Lieben wir die Menschen, die gleich uns ringen und leiden; richten wir uns gegenseitig auf.

Diese Worte des Predigers wurden lebendig in dem Gemüthe des Weibes — wie ein scheinbar todt's Saamenkorn lebendig wird im durchsürchten Erdreiche.

Und herzerschütternd erscholl in ihr der Ruf: „Martha!" den der Gieb ausgestoßen hatte, als sie ihn davonsührten. — Es war ihr Mann, ihr einziger geliebter Mann gewesen!

Sie lief aus dem Hause und eilte den Männern nach, dem Gieb verzeihend und um Verzeihung bittend an die Brust zu sinfen.

Aber die Schergen mit ihrem Opfer waren nicht mehr einzuholen. Martha irrte wie verloren in der nächtigen Gegend umher.

Und nach zwei Tagen, als das Kind begraben war, fand sie sich beim Gerichte ein und verlangte, daß man sie zu ihrem Gatten ins Gefängniß schließe. Sie sei die Ursache, daß er Wilderer geworden, die Vorsorge für Weib und Kind habe ihn verleitet. Sie sei auch die Ursache an dem Unglück mit dem Kinde. Sie habe die Mutterpflicht vernachlässigt, da sie das Haus verließ; das Kind gehöre der Mutter zu und nicht dem Manne, dem jene Sorgfalt, deren ein junges Wesen bedürfe, nicht angeboren sei, dessen Obliegenheit es sei, das tägliche Brot zu schaffen. So stehe die Sache und sie wolle nun ihre Strafe haben.

Darauf war einiges Hin- und Widerschreiben bei Gerichte; endlich kam ein Bescheid vom Gutsherrn sowohl an das Gericht als auch an das Forstamt: Von seiner Seite aus sei der Holzer-Gieb auf freien Fuß zu setzen, über diesen Wildfrevler habe der Himmel gerichtet. Nach dem, wie ihm der Mann geschildert worden und was vorgefallen, sei er überzeugt, daß derselbe von nun ab das Wildern lassen werde. Damit auch der äußere Anlaß dazu entfalle, so seien ihm die Arbeiten im Oberschlagwalde zu übergeben.

So ist es denn auch geschehen.

Der Gieb und die Martha leben im Schirmthale fort und arbeiten, und sind Eins für's Andere. Von jenem Sonnenwendtage spricht Keines mehr ein Wort; doch gewiß ist auch, daß sie ihn nicht vergessen haben. — Auf dem Berge stehen die drei hohen Kreuze — bei unseren armen Menschen im Thale aber will sich die Dreizahl nicht mehr finden.

Sie tragen es mit Ergebung.

## Reise-Erinnerungen

aus nachgelassenen Briefen des verstorbenen Generalfeldmarschalls  
Grafen Roos.

### V.

Der in Innsbruck abgebrochene Bericht wird in St. Johann wieder aufgenommen, und erwähnt zunächst eines Aufenthaltes in Fügen, einem der unteren Dörfer des Zillerthales, wo die Reisenden bei einem Mitgliede der berühmten Sängersfamilie Rainer abstiegen.

„Wir rechneten darauf, daß uns auch noch eins gesungen werden würde und in der That erbot sich Rainer nach dem Abendessen und nach allerlei Geplauder mit dem viel gereiften Manne, der alle Potentaten und Notabilitäten unseres Welttheils kannte, uns mit seinen Kindern, einem Buben von 15 und zwei Mädchen von 17 und 10 Jahren, etwas vorzusingen, was mit Freuden angenommen wurde. Ich kann Dir nicht sagen, wie schön sie es machten; es läßt sich auch nicht beschreiben; man muß dergleichen Alpenfänger gehört haben. Für uns war außerdem noch die Jugend der Sängerinnen zu bewundern, deren jüngste nebenbei noch die Guitarre mit feltener Virtuosität spielte. Sehr befriedigt gingen wir in die sehr reinlichen Betten, obgleich der Himmel für den folgenden Tag nicht viel versprach. — Ein anhaltender Regen vereitelte den beabsichtigten Besuch des oberen Zillerthals, der Heimat unserer

schlesischen Einwanderer und wir waren froh in St. Johann unter Dach und Fach gekommen zu sein. Ueber Waidring und Ober-Weisbach ging es dann nach Frohwies, von wo die Seifenberger Klamm besucht wurde, und dann weiter über Zell am See nach Lend, um von dort auf dem interessanten Wege durch die Klamm einen Abstecher nach Gastein zu machen. Es gelang uns, heißt es über den Besuch dieses lieblichsten aller Badeorte, dort alle schönen Punkte noch vor dem Eintritt der Dunkelheit zu besichtigen, den großen Wasserfall am Kurhause, die Gloriette mit der schönen Sicht auf das Thal von Hockstein und die Schneegebirge, die Schreckenbrücke, deren Regenbogen aber aus Mangel an Sonne nicht mehr leuchtete, die Bellevue über dem Wasserfall auf das Thal und — den schönsten von allen — den Parisol, wo man Thal, Ort, Wasserfall und Schneegebirge mit Einem Blick überschaut. Singend wie wir heraufgefahren, fuhren wir mit dem Einbruch der Dämmerung wieder hinab, und der gute Mond that uns noch den Gefallen, aufs herrlichste über den Felsgebirgen zur Rechten aufzugehen — ein Anblick ohne Gleichen! — Mit Hülfe unseres dankbaren Publikums, d. h. des Postillons, der einmal über das andere in „Bravos“ ausgebrochen, langten wir um  $\frac{3}{4}$  7 Uhr wieder in Hofgastein an. Obgleich Schmalhans Rückenmeister, schmeckte es doch trefflich, da wir den ganzen Tag noch nichts Warmes genossen. —

Am andern Morgen fuhren wir schon um 5 Uhr in das im Morgennebel dicht verhüllte Thal hinaus, nach allen Vorzeichen einen schönen Tag erwartend. Und in der That war die Luft, nachdem sich gegen 9 Uhr die Nebel gesehnt, von einer Reinheit und Durchsichtigkeit, wie ich sie in den Alpen noch nicht gefunden. Der Weg über Lend, St. Johann, Werfen und Hallein war mir, wie Du weißt, von früher her bekannt, allein so schön als gestern hatte ich ihn nicht gefunden. Das herrlichste Licht spielte in den reinsten Tönen auf den grünen Alpen, auf dem herblich verschiednen Grün der Bäume und im klaren Blau des Himmels setzten sich die zackigen Umrisse der Fels- und Schneeberge in wunderbarer Schärfe ab. Namentlich war der Weg von St. Johann nach Werfen, der uns das steile nackte Tännengebirge zur Rechten, den Ewigen Schneeberg und die Wetterwand zur Linken zeigte, in dieser Beziehung wahrhaft entzückend. Auch nach dem in Werfen eingenommenen Frühstück blieb uns dieser Anblick, noch verschönt durch die im malerischen Vordergrund rechts der Straße erscheinenden Zinnen des Schloßes Hohen-Werfen, noch eine geraume Zeit. Dann begrub uns die schauerliche Kluft des Lugg-Passes und wir eilten auf feuchten Stufen hinab zu den sogenannten „Defen der Salzach“, wo der bisher in behaglicher Breite strömende Fluß plötzlich auf eine enge, wenige Fuß breite Felskluft beschränkt wird, die oben theilweis sogar zugebedt ist, daß man bequem auf beiden Ufern zugleich stehen kann. Es war sehr heiß geworden; von Norden her drohte ein schwarzes Gewölk. Als wir Golling passirt hatten, entlud es sich in wiederholten Schauern und vor uns bei Salzburg stand noch mehr, so daß sich der Spitzname dieses gefeierten Ortes von Neuem zu rechtfertigen schien. Wir hatten inbeß das Glück, ziemlich trocken zu bleiben und die außerordentlich malerische Lage der Stadt und ihrer Umgebungen im schönsten Abendlicht überschauen zu können. In Salzburg, wo das Zusammentreffen mit einigen jungen Freunden des Prinzen, die ihm für einige Tage Gesellschaft leisten sollten, abgewartet wurde, bot ein mehrtägiger Aufenthalt reichliche Gelegenheit zur

Besichtigung der Stadt selbst wie zum Besuche ihrer an malerischen Aussichtspunkten so reichen Umgebung. Auch ein Ausflug nach Berchtesgaden wurde von hier aus unternommen, über den N. ausführlich berichtet:

Die gestrige Partie nach Berchtesgaden war belohnend, wenngleich sie nicht zu den ganz gelungenen gehörte. Ein schwarzer Wolkenhimmel schreckte uns in der Frühe fast davon zurück, indeß wir magtens dennoch. Der Weg nach Berchtesgaden geht wie durch den schönsten Park und muß bei schönem Wetter wahrlich entzückend sein. Uns fehlte freilich der großartige Hintergrund, den die Natur aufgebaut, denn die Umrisse der Berggipfel waren durch schwarze Wolfenschleier verhüllt, allein dies hatte auch seine Reize. Noch anmuthiger ist der Weg von B. nach dem Königssee; der hohe Waßmann that uns den Gefallen, seinen zweiköpfigen Schneegipfel auf Momente zu entblößen. Nachdem wir uns in dem Jagdhaufe am See mit einem Frühstück gestärkt, bestiegen wir den Nachen und glitten über die stille Fläche dieses einsamsten und schauerlichsten aller Alpenseen, der rings umschlossen ist von hohen Felsenwänden, die so steil sind, daß der dunkle Tannenwald, der sie dürrig bedeckt und sich in der schwarzgrünen Wasserfläche widerspiegelt, nicht überall fortkömmt. Denke Dir auf ihren Gipfeln schwarze, dicke, schwere Wolken, so hast Du gewiß ein so düsteres Bild, als es die Phantasie nur immer zu schaffen vermag. Dabei diese lautlose Stille, diese vollkommene Einsamkeit, und ein Schifflein auf der glatten, schwarzen Fläche schwebend über unergründlichen Tiefen, und ein Hüttchen hier und da am Ufer, daneben und höher hinauf wenige Kinder und Ziegen, eine einsame Sennerin, scheinbar klebend an den Felsen zwischen den Bäumen — dies alles ist so originell schaurig, daß es nicht zu beschreiben. Plötzlich ruhen die Ruder, ein Schuß fällt und ein Donner kracht zwanzigfältig in Deine Ohren, als wenn die Felsen bersten und verhallt langsam, großend in fernem Felsenwüsten. Die Jugend mochte nicht lange diesen Eindrücken sich hingeben. Wieder wurden angestimmt, aber sie klangen nicht, denn die feuchte Luft verhinderte jede Resonanz. Endlich landeten wir am Jagdschloß St. Bartholomä, das, ein niederes, breites, altfränkisches Gebäude, am Ufer des Sees, am Rande eines frischgrünen Wiesenplans aufgebaut ist, gleichsam um die einzige Stelle zu nützen, auf welcher der Mensch am Gestade dieses See's seine Wohnung aufschlagen kann. Ein einsamer Hirsch stand auf dem umzäunten Plan und schaute wie sehnsüchtig hinauf zu der Freiheit der Berge; eine einsame Schaffnerin trat aus der Thür, um die Brode zu empfangen, die unser Schiff ihr zuführte. Das wäre ein Plätzchen, um sich ganz in beschauliche Stille zu versenken, die Schwere der eigenen Existenz und die Leiden dieser Zeitlichkeit zu empfinden und seine Rechnung zu machen. Der Schloßherr benutzte es alljährlich einige Mal zu lärmenden Jagdpartien. Dann sind Schloß und See von seinem Gefolge und Dienern erfüllt. Das Scheinleben der Residenz mit all' ihrer Gleisnerei, Hoffart und Lüge beledet die große Natur, von den Fels Höhen schallt wildes Getöse, und Gems und Hirsch, an die Ufer, selbst in das Wasser geschleudert, werden von Allerhöchsten Händen tugendweis aus der bequemen, sicheren Gondel erlegt. Aber die Langeweile setzt auch hier ein Ziel. Plötzlich, wie er gekommen, verschwindet der Troß wieder und die einsame, lautlose Stille folgt wieder dem Krachen der Büchsen, dem Heulen der Hunde, dem Geschrei und Geschnatter des vornehmen Schwarms. — Mit dieser etwas sentiment-

talent Betrachtung mußte ich mich herumschlagen, als ich vor dem Schloßchen auf der Wiese schlenderte, während meine jungen Begleiter sich mit Kastanien warfen und es an Lärm nicht fehlen ließen. Wir ruderten zurück, da der Tag nicht schön genug schien, um die Runde um den ganzen See zu machen. Wie lachend erschien uns nun erst die schöne Landschaft, durch welche der anmuthige Weg von dem finstern See nach dem heiteren Berchtesgaden zurückführt. Wir ließen den Wagen vorausgehen und spazierten mit unsäglichem Genuß, ich in heiterem Geplauder mit Bism. durch Wald und Aue. Der Himmel gönnte uns einige kurze Sonnenblicke, gleichsam wie um die Augenweide zu erhöhen. Wie würdest Du Dich an diesen Lichtspielen ergötzt haben! Wie sehr mit mir den lieblichen Wechsel der Farben vom dunklen Schwarzgrün der Edelkanne bis zum Smaragd der Wiesen und dem herblichen Gold und Roth des Ahorns bewundert haben. Diese Freude war mir nicht beschieden, ich konnte nur mit Bism. davon sprechen und ihn ermahnen, seine künftige junge Frau in den Flitterwochen, oder doch bevor liebe Kinderhändchen seinem Ehebunde die patriarchalische Weihe gegeben, in diese Natur hinauszuführen. —

Der nächste aus Linz datirte Bericht weiß nur von kaltem und unbehaglichem Regenwetter zu berichten, bei welchem die vielen Schönheiten des Weges von Salzburg nach Ischl nur geahnt, der Schafberg nicht bestiegen, von Ischl nichts gesehen wurde als das Innere des Wirthshauses, die unvergleichliche Partie nach dem Hallstätter See unterbleiben mußte und die andere nach dem Traunsee nur gemacht wurde, weil der Weg nach Linz drüber hinführte und bei welchem auch der Traunfall unbefichtigt blieb. Für mich, fährt R. fort, war dies Alles übrigens noch am leichtesten zu verschmerzen, weil ich alle diese Schönheiten schon früher unter günstigen Umständen gesehen hatte, aber es that mir, abgesehen von dem durch das üble Wetter verursachten Unbehagen, doch recht weh, meine liebe Gesellschaft so ohne eigentlichen Genuß in der Welt herumzuführen, da ich mir doch für sie gerade das Liebste und Beste ausgesucht hatte. Aber — es wird auch so sein Gutes haben, Punktum! Wir kamen hier „im goldnen Stud“ gestern Abend nach einer fast siebenstündigen Fahrt auf der Gmunden-Linger Pferde-Eisenbahn, erst nach 9 Uhr, ziemlich müde an. Heute Morgen, um 8 Uhr schon, rückten wir pflichtmäßig, ungeachtet des schlechten Wetters zur Besichtigung der Festungswerke aus. Zuerst gings nach dem Normal-Thurm Nr. 1, dessen Besichtigung alle Theile, auch mich von Neuem interessirte. Darauf stiegen wir, mehr der Motion, als der Belehrung oder gar der sonst so schönen Aussicht halber, hinauf zu der Citadelle auf den Pöfslingberg, was uns ungeachtet der Kälte, sämmtlich tüchtig in Schweiß brachte. Es war fast 1 Uhr, als wir ins Hotel zurück kamen. Nach dem Essen — wir haben uns vorgenommen, das schlechte Wetter zu ignoriren — gings eben so munter hinauf zum Freinberge, wo wir zuerst das dortige Jesuiten-Etablissement beaugenscheinigten und uns dann in Jägerainers Caffeehaus gemüthlich niederließen, um uns die wunderschöne Aussicht zu denken, die man von dort aus zu haben pflegt. Zu den Füßen die Stadt und den vielarmigen Strom mit seinen grünen Auen, die amphitheatralischen, schönen und reich bebauten Thalhänge zu beiden Seiten mit zahlreichen Ortschaften, Landhäusern, Thürmen, nach der anderen Seite die fast unabherrschbare Welfer-Haide und im Hintergrunde gegen Süden, das liebliche Bild großartig schließend, der im Abendhschein erglänzende Schneefamm der Alpenkette, vom

Wagmann bis zum Kalenberge bei Wien. Dies Alles, meine Geliebte, hätten wir sehen können, — aber doch der Himmel schien unsere Ausdauer belohnen zu wollen, denn nachdem wir unseren Kaffee geschlürft und noch ein Stündchen geplaudert hatten, hellte sich der Himmel für einen Augenblick auf, der Wolkenvorhang, der die Alpen verhüllte, wurde durchsichtig und jubelnd grüßten wir für einen Augenblick das schöne Panorama, welches durch die eigenthümliche Beleuchtung und die drohende Schwärze des nordwestlichen Himmelsviertels noch etwas ganz besonders Pitantes erhielt, was ein schöner Tag niemals geboten haben würde. — Aber die Freude war nicht lang, die Wetterwolke aus dem Westen zog immer höher herauf; wir eilten ins Trockene zu kommen. Jetzt ist für die morgende Weiterreise nach Passau, die des Wetters wegen auch nicht zu Schiff, sondern zu Wagen gemacht werden soll, Alles arrangirt, mein Bericht bis zur gegenwärtigen Stunde nieder geschrieben und die Theestunde da, ich sage Dir also für heute Lebewohl.

Der ohnehin schon einförmige Weg von Linz nach Passau war bei der anhaltenden Ungunst des Wetters erst recht unerfreulich und etwas kleinlaut langte man in Passau an. Dennoch reichte die Laune des andern Tages noch zu einer langen Promenade aus, die wir, des Regens ungeachtet, zuerst nach Mariabils, sodann durch die Stadt nach der Feste Oberhaus und hinauf zum sogenannten „Frauengut“ machten, wo unsere Ausdauer noch durch einen herrlichen Blick auf die reizende Landschaft belohnt wurde, da der Regen aufhörte und die Sonne zwar nicht klar durch die Wolken brach, aber doch, wie zum Abendgruß, einen Theil des Horizonts in höchst wunderbarer und eigenthümlicher Weise erhellte und dadurch auch über die Stadt und ihre beiden Ströme eine höchst malerische Beleuchtung ausgoß. Ich bin auch dafür herzlich dankbar; meine Begleiter, die diesen schönen Punkt nicht wie ich, in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen, waren dennoch von diesem Bilde sehr überrascht. Uebrigens machte ich hier wiederum die Bemerkung, daß nicht alle Punkte bei wiederholtem Sehen gewinnen. Als ich vor 7 Jahren hier war, hatte ich noch sehr viel Schönes nicht gesehen, selbst den Rhein noch nicht; es ist daher sehr begreiflich, daß ich mich jetzt fast wundere über mein damaliges Entzücken. So geht es aber oft in der Welt, auch in anderen Beziehungen. — Ein weiterer Brief vom 6. October berichtet dann aus Augsburg: Unsere Fahrt von Passau nach Regensburg war, die empfindliche Morgentühle abgerechnet, sehr angenehm, wenngleich nicht besonders interessant. Bis jenseit Vilshofen folgt die bequeme Straße dem Donau-Ufer. Dann verläßt sie den vielfach sich windenden Strom, durchschneidet über Osterhofen ein fruchtbares Flachland, sodann vor Plattling das breite, flache Fzar-Thal, dem man die gelegentlichen Ueberflchwemmungen ansieht. Jenseit desselben beginnt eine unabsehbare Ebene, die Kornkammer Bayerns, deren Eintönigkeit nur durch die Dörfer, nicht einmal durch einen Busch unterbrochen wird. In Mitten derselben liegt Straubing a. d. Donau, eine freundliche altväterische Stadt von etwa 10 000 Einwohnern, die sich in ihrer Sonntagsruhe sehr gemüthlich ausnahm. Jenseit Straubing ergöhten wir uns an den anmuthigen Bergformen, die sich jenseit des Stroms erhoben. Mehrere waren mit Orten, Burgen, Kirchen gekrönt. So der Bogenberg, Frauenzell, Wörth. Wir schauten auch schon nach der Walhalla aus und in der That schon beim Ausfahren von der letzten Station vor Regensburg entdeckten wir den wundervollen

Bau, der sich indeß, vermöge seines kolossalen weißen und weitleuchtenden Unterbaus, von ferne nicht besonders günstig ausnimmt, namentlich von der Seite, wo man den gefaltlosen Massen des Unterbaues eine grüne Baumbekleidung wünscht. Ganz spitß von vorn gesehen, ist dagegen der Umriß in dieser Entfernung scheinbar äußerst zierlich.

Um  $\frac{1}{2}$ 7 Uhr, nach fast 12stündiger Fahrt, langten wir endlich in Regensburg in den „drei Helmen“ an. Nach dem Essen wurden die Zeitungen noch ein wenig durchforscht, dem Gespräch der Spießbürger ein Ohr geliehen, geschertzt und geplaudert. Andern Morgens wanderten wir zuerst nach dem herrlichen Dom, dessen rein gothische Architektur und schöne Glasmalereien uns lange ergöhten. Nachdem wir dann noch einen Blick geworfen auf den daneben liegenden sogenannten alten Dom, eine Basilika vielleicht noch aus römischer Zeit, und das Baptisterium aus dem 10. Jahrhundert, wanderten wir zum Rathhaus, diesem vielgenannten Schauplatz vaterländischer Philisterei, dem Siechbett und Sterbehause des weiland heiligen römischen Reichs. Der Sitzungssaal des Reichstages, der bekanntlich von 1663—1803 thätig? o nein! versammelt blieb, ist natürlich ein großer Raum, aber in der That von ebenso schwerfälligen, unharmonischen Verhältnissen, als das vielköpfige Monstrum, das in demselben haufete, und dessen Glieder sich oft Monden lang darum stritten, ob sie auf rothen oder auf grünen Bänken schlummern sollten. Der Thronstuhl, auf dem übrigens nie ein Kaiser in Person gesessen, ein altväterischer Lederstuhl, der Baldachin, die verschliffenen Gobelins an den Wänden und was sich sonst noch von der alten Reichs-Comödie erhalten, dies Alles macht natürlich auf jeden Vaterlandsfreund einen höchst widerwärtigen Eindruck. Und wenn man bei diesem Anblick sich erinnert all der Erbärmlichkeit, Engherzigkeit, schwerfälligen, hochmüthigen Eigensucht, die hier ihr Spiel getrieben, in der That, man schämt sich fast so, ja wohl mehr, als wenn man dabei thätig gewesen wäre. Wäre eine solche Erinnerung nicht so höchst belehrend für unseres Deutschlands Zukunft, daß man wünschen möchte, jeder deutsche Mann möge gehalten sein, eine Wallfahrt nach dieser schmachvollen Stätte zu machen, so möchte man versucht sein, Feuer daran zu legen. — Unsere Tour führte uns nun nach St. Emeran, der ehemaligen Benediktiner-Abtei, der jetzigen Residenz des deutschen Post-Fürsten. Die kleine Gallerie von modernen Bildern, die den Fremden dort gezeigt wird, will wenig bedeuten. Sehenswerther sind die schönen Kreuzgänge, die einen niedlichen Blumengarten umgeben, in dessen Mitte der Fürst eine Gruft für seine Familie und über derselben eine zierliche Grab-Capelle erbauen ließ. Sie macht ungeachtet der kleinen Verhältnisse den wohlthuenden Eindruck vollkommener Harmonie. Ein zierlicheres Stückchen gothischer Architektur kannst Du Dir nicht vorstellen. Die lebensgroße Bildsäule des Heilandes über oder vielmehr hinter dem Altar, von Dannerer in weißem Marmor höchst sauber ausgeführt, gefiel mir indeß weniger; es schien mir als sei die Ausführung der Figur zu weich, der Charakter derselben überhaupt nicht männlich ernst, sondern fast weichlich zu nennen. — Eine Wanderung nach der sogenannten „Schottenkirche“, einem Bauwerk, dessen höchst merkwürdiges, mit allegorischen Figuren überladenes Portal auf das achte, vielleicht auf das siebente Jahrhundert zurückweist, beschloß die Aufgabe jenes Vormittags. Die Kirche, deren Inneres gleichfalls dem byzantinischen Baustyl angehört, ist Eigenthum eines

nicht aufgehobenen Klosters, in welchem junge Leute aus Schottland für die Kirche erzogen werden. Nachmittags setzten wir uns alle sechs in einen „Zieselwagen“ und fuhren nach der Walfalla. Verzeih, wenn ich es nicht unternehme, Dir hier diesen wunderbaren Bau zu beschreiben. Ich hoffe eine gute Ansicht davon zu kaufen. Meine Mittheilungen sollen und können überhaupt auch nur die Eindrücke schildern, die das Gesehene auf mich gemacht. In diesem Falle handelt es sich überdies von einem Gegenstande, der schon vielfältig und ausführlich beschrieben ist. Aber es wird mir fast noch schwerer, Dir den Eindruck, den dieser griechische Tempel deutschen Ruhms, an dem sich die hervorragendsten Künstler des Vaterlandes verewigt haben, auf mich gemacht, in wenig Worten zu beschreiben. Das Kolossale der Verhältnisse wird von dem harmonischen Ebenmaße derselben noch fast übertroffen und die Pracht des Materials, die Sauberkeit der Arbeit ist bis ins Kleinste zu loben. Man ist entzückt, überwältigt von diesem harmonischen Ganzen und weiß sich kaum Rechenschaft zu geben warum und wodurch. Indeß auch der Kritik ist ihr Spielraum gegeben, sobald Du namentlich die Büsten und Namen, die an den Wänden in der regellosesten Willkür nebeneinander gereiht sind, zu mustern beginnst, und manchem von unbekanntem oder zweideutigem Rufe begegnest, während andere, die der Stolz des Vaterlandes, vermist werden. Darüber will ich indeß nicht rechten, wohl aber bleibt der Mangel einer gewissen Ordnung, sei diese nun chronologisch, geographisch oder wie sonst, sehr wesentlich, weil sich der Beschauer unwillkürlich den Kopf damit zerbricht, das Gesetz zu entdecken, nach welchem bei der Aufstellung der Büsten und Votivtafeln verfahren worden sei. Von gewissen anderen Kleinigkeiten, über die man wohl mit Zug lächelt, schweige ich hier. — Sehr beiriedigt kehrten wir heim. Meine jungen Freunde waren noch sehr unternehmend gestimmt und Du hättest mich diesen Abend daher noch in einer Menagerie, ja noch bei einem ganz gemeinen Taschenspieler, die der Jahrmarkt herbeigezogen, erblicken können, hättest Du nur den erforderlichen magischen Spiegel. Die jungen Leute wollten sich über die Ungeschicklichkeiten und Dummheiten des Marktschreiers todt lachen; ich vermochte es nicht, ich fror und langweilte mich. — Gestern Morgen 7 Uhr verließen wir Regensburg. Die Straße nach Ingolstadt berührt mehrere interessante Punkte. Zuerst Abach, wo sie an das Donau-Ufer hinabsteigt und sich zwischen den Fluß und den steilen, wengleich nicht hohen Thalrand einflammt, auf dessen Ramm man über dem Dorfe einen alten kolossalen Römerthurm, den sogenannten Hungerturm, die Trümmer der Heinrichsburg, erblickt; sodann Abensburg mit seinem waldigen, hügeligen Gelände, in dessen Boden seit 1809 (20. April) viele Tausend tapfere Burtschen den ewigen Schlaf schlafen, endlich Bohburg, wo die Donau auf einer schwanken Holzbrücke passirt wurde. Um 2 Uhr trafen wir in dem öden, jetzt nur noch durch seinen merkwürdigen Festungsbau belebten Ingolstadt ein. Während man uns das Mahl bereitete, schlenderten wir in die Kathedrale, ein kolossales Bauwerk aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, nach dem Baustyl zu urtheilen, der schon bedeutende Abweichungen von der reinen Gothik darbietet. Von sonstigen Merkwürdigkeiten weiß Ingolstadt nichts, wenn man sich nicht für den Festungsbau interessiert. Das war zum Glück unser Fall. Ich suchte um die Erlaubniß nach, und der Festungsbaudirector war so artig, uns einem Ingenieur-Offiziere zuzuweisen, dem sich aus waffenbrüderlicher Gesinnung noch wohl 1/2 Duzend andere Offiziere



von der Infanterie angeschlossen. So wanderten wir denn bis zum Dunkelwerden auf Wällen und Thürmen umher zu meiner größten Freude, denn die zuvorkommende Artigkeit der Begleiter ließ keine Frage unbeantwortet, die ich zu meiner Belehrung aufwarf, so daß ich wirklich eine fattsame Vorstellung von diesem großartigen und prachtvollen Bau bekam, den König Ludwig mit all dem Luxus ausführen läßt, der seine sämtlichen Bauten auszeichnet. Noch jetzt sind an 3000 Menschen an der Festung beschäftigt, deren Beendigung noch wohl 3 Jahre erfordern dürfte, obwohl sie bereits 19 Millionen Gulden gekostet haben soll. Nach beendeter Inspection hielten sich unsere neuen Freunde verpflichtet, uns den Abend zu verkürzen. Viel lieber hätte ich geschrieben, allein ich durfte kein „hochmüthiger Preuße“ sein. Als ein Opfer der Höflichkeit saß ich daher von  $\frac{1}{2}$  7 bis nach 10 Uhr in der heißen überfüllten Wirthsstube, in einem erstickenden Tabakdampfe, aus Langeweile Bier trinkend nach der Schwierigkeit und betäubt von den schreienden Stimmen der angerauschten bayerischen Waffenbrüder. Mit Mühe machte ich mich und meinen Genossen von ihnen gegen  $\frac{1}{2}$  11 Uhr los. Vortrefflich geschlafen. Heut Morgen um 7 Uhr saßen wir im Wagen. Bei Neuburg, im Angesichte des stattlichen Schlosses der Pfalzgrafen v. R., gingen wir auf's linke Donau-Ufer zurück. Dann führte der Weg durch das öde Donau-Moos bis Pöltmes, wo wir frühstücten, dann über Affing durch eine hügelige fruchtbare Gegend, deren Einsörmigkeit durch kleine Gebüsche oftmals unterbrochen wird.  $2\frac{1}{2}$  Stunden vor Augsburg stieg die Straße zu dem Horizontalboden des Lechfeldes hinab und um  $\frac{1}{2}$  3 Uhr rollten wir über die Lechbrücke und in diese alte interessante Stadt ein. —

Mein Bericht über Augsburg kann nur sehr kurz sein. Wir richteten unsere Schritte gestern Morgen zuerst an dem schönen Brunnen (Herkules, Merkur, Augustus) der Maximiliansstraße vorüber nach dem Ludwigsplatze und dem interessanten alten Rathhause (Anf. des 17. Jahrhunderts) das durch seine kolossalen Dimensionen schon von Außen die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Seine großartigen Hallen, vorzüglich die goldene Halle, sind besonders sehenswerth, weniger die Kuriositäten an Bildern, Defen u. s. w. Danach ging's zum Dom, einem Gebäude, das sehr verschiedenen Zeiten angehört, der hohe Chor aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, das Langschiff von ungeheurer Länge nebst zwei schmalen Seitenschiffen waren neuer, am ältesten ein zweiter hoher Chor, dem ersten gegenüber, an dem westlichen Ende des Hauptschiffs. An dem Platz, an dem der Dom liegt, auch das ehemalige erzbischöfliche Schloß, jetzt Regierungsgebäude. Wir traten hinein, um den Saal zu beschauen, in welchem die Augsburgische Konfession dem Reichstage durch die Stentorstimme des sächsischen Kanzlers Bayer verlesen wurde. Es ist nur derselbe Raum, aber sehr wesentlich und erkennbar verändert, was den Eindruck natürlich sehr schwächt. Endlich gingen wir nach der Geschützgießerei, einem interessanten und trefflich verwalteten Etablissement, dessen Einzelheiten uns durch Capitain Weber, den Direktor desselben, in sehr instructiver Weise gezeigt und erklärt wurden, so daß wir fast 2 Stunden dort beschäftigt wurden. Um  $\frac{1}{4}$  1 Uhr fuhren wir aus Augsburg, und gelangten durch eine anmuthige hügelige Gegend über Burg und Günzburg jedoch erst um 9 Uhr nach Ulm, und zwar bei schönem warmem Wetter.

Abends. Vorhin unterbrochen durch Oberstlieutenant von Wittwis, den hiesigen Festungs-Baubdirektor, den ich am Morgen aufgesucht und der mit uns essen sollte, eile ich Dir noch zu sagen, daß wir heute wiederum durch ein abscheuliches Regenwetter behindert wurden. Indeß gingen wir nach 10 Uhr in den hiesigen herrlichen Dom, ein gothisches Gebäude zwar schon aus der späteren Zeit dieses Baustyls, dennoch aber ausgezeichnet durch die großartigsten und reinsten Verhältnisse. Es erinnerte eben deshalb an die besseren Meisterwerke Belgiens. Treffliche Holzschnitarbeiten von Syrlin im hohen Chor und schöne alte Glasgemälde verdienten noch besondere Beachtung. Leider ist das großartige Gebäude, das seine Entstehung der reichsstädtischen Glanzperiode Ulm's verdankt und dem Plane nach den Straßburger Münster noch übertreffen sollte, unvollendet, so daß der hiesige historische Verein, der sich die Vollenbung als Aufgabe gestellt hat, wohl schwerlich zur Lösung gelangen dürfte. Zu bemerken ist, daß das herrliche Gebäude schon seit 1533 ein lutherisches Gotteshaus ist. — Unsere Befichtigung der hiesigen Festungsbauten wurde auch Nachmittags nicht durch das Wetter begünstigt. Dennoch machten wir sie möglich und zwar in Begleitung des Direktors zu unserer allseitigen Zufriedenheit.

Baden, den 12. Nur in großer Eile vermag ich Dir heute noch einen Gruß und meinen Dank zuzurufen für die guten und üblen Nachrichten, die ich heute früh endlich hier erhalten. Wie freute mich das liebe rothe Couvert; wie rührte mich gestern Nachmittag schon der erste Blick auf mein liebes Rheinthal, obgleich ich es vom Schloß Eberstein nur erst in dämmernder Ferne erblickte. Aber ich muß Dir, sei es auch nur in wenigen Worten, sagen, wie ich dahin gekommen. — Wir verließen Ulm gleich nach der Sonnenfinsterniß bei schönem Wetter. Unser Weg führte uns zuerst durch das anmuthige Blauthal nach Blaubauern, wo wir den Blautopf, d. i. den Quellsitz des Flusses besuchten, sodann über den kahlen Scheitel der Rauhen Alp ins Thal von Urach, wo wir dinirten, um Nachmittags durch eine lachende Landschaft noch über Reutlingen, wo fast schon im Dunkel Rathhaus und Kirche besichtigt wurden, nach Tübingen zu fahren. Andern Morgens ging's zeitig nach Hechingen und von da hinauf nach dem Hohenzollern, der Stammburg unseres Königshauses. Ueber diesen Besuch künftig mehr. Als wir nach Hechingen zurück spaziert und gegessen hatten, war es fast 3 Uhr. Wir gelangten daher Abends nur bis Horb, einer kleinen Stadt am Neckar, die ebenso anmuthig und malerisch liegt, als die kleinere, Saigerloch genannt, durch welche uns der Weg dahin führte. Gestern fuhren wir in den Morgenstunden durch ein hochliegendes, ziemlich kahles Land nach Freudenstadt, das seinem Namen wenig Ehre macht. Von dort gings unaufhaltsam das liebliche Murgthal hinab bis Gernsbach, wo wir uns eine Mahlzeit bestellten, während wir zu der nahen Burg Eberstein, einem fast modern hergestellten Lustschloß des Großherzogs von Baden, hinauffliegen, um uns von dort aus an der schönen Aussicht auf das Murg- und Rheinthal zu erlaben. Das schönste Herbstwetter begünstigte dies Unternehmen, zu dessen Lobe ich nur wiederholen kann, „wie schade, daß Du, meine Geliebte, nicht an meiner Seite warst.“ —

In einem weiteren Brief aus Baden-Baden geschieht eines nach Straßburg unternommenen Abstiegers, sowie verschiedener an dem Hof des Prinzen Carl, der

sich damals in Rücksicht auf die in der Reconvalensenz begriffene Prinzessin Luise dort aufhielt, zugebrachter Theeabende, bei denen Jeder das seine zur Unterhaltung beizutragen hatte, Erwähnung. An einem dieser Abende wurde K., der nicht gerade in hervorragender Weise mit der Gabe des Gesanges ausgestattet war, auch zum Singen veranlaßt. Mit Bezug darauf schreibt er folgenden Tages: „Heut Abend werden wir Pröbchen von unserem Talent ablegen, aber wenn ich wieder mitsinge, will ich eine Schneidermamsell sein.“ Nachdem noch Königs Geburtstag in Baden-Baden gefeiert war, wurde am 17. über Heidelberg, Worms und Speier die Heimkehr nach Bonn angetreten.

Wir schließen hiermit die „Reiseerinnerungen“, die bei aller schlichten Einfachheit und Natürlichkeit, mit der sie geschrieben sind, den Leser in das tiefe Gemüthsleben des Verstorbenen manchen Blick haben thun lassen, und die von der ihm eigenen Gabe einer scharfen Beobachtung Zeugniß geben, hoffend, daß es uns vergönnt sein wird, in nicht allzu langer Frist aus dem Nachlasse desselben auch solche Briefe mittheilen zu dürfen, welche auf die reichen Erfahrungen Bezug haben, die er in seinen mannigfachen dienstlichen Stellungen zu machen Gelegenheit gehabt hat.

## Die Literatur der Gesellschaft in Frankreich.

Von

Graf Anton Ezécien.

Vom Verfasser aus dem Ungarischen übersetzt.

### II.

Der Einfluß, den Gesellschaft und Literatur im siebenzehnten Jahrhundert auf einander ausgeübt hatten, behielt auch im achtzehnten seine volle Geltung. Aber die Führerrolle ging in dieser letzten Epoche auf die Literatur über. Während früher die Literatur die Ideenanschauungen und Redewendungen der Gesellschaft verbreitet hatte, war es jetzt die Gesellschaft, die sich zu einem der Organe der literarischen Bewegung machte und ihre Eingebungen aus den literarischen Kreisen schöpfe. — Der Hof, welcher in der Glanzepoche Ludwig des Vierzehnten ebenso der Mittelpunkt des regsten geselligen Lebens und Vergnügens, wie jener der wichtigsten Regierungsaufgaben, der eingreifendsten, diplomatischen und administrativen Thätigkeit gewesen war, wurde in den letzten Jahren des Krieges immer düsterer; die schmerzlichen Schläge, welche die königliche Familie in rascher erschreckender Weise getroffen hatten, die unglücklichen Wendungen des spanischen Erbfolgekrieges, und die Opfer die er auferlegte, die finanziellen Schwierigkeiten und Verwicklungen, der zunehmende Ernst des Hoflebens, an dem die Stimmung des Königs und die eigenthümliche Stellung der Frau von Maintenon gleichen Antheil hatten, warfen einen Schleier von Ernst und Starrheit auf den geselligen Verkehr eben jener Kreise, welche lange Zeit hindurch die Vertreter geselligen Glanzes und anregender Heiterkeit gewesen waren. Die äußere Gestalt der alten Gesellschaft war noch unverändert und bei festlichen Gelegenheiten trat ihre herkömmliche Bedeutung und ihr Ansehen noch immer unverändert zu Tage; aber der belebende Geist war

erlöschten und wer es sich nicht an den verglimmenden Funken genügen ließ, die hier und da in engen und vertrauten Kreisen noch sorgsam genährt wurden, der suchte Anregung und Zerstreuung außer jenen der alten Gesellschaft und oft im Gegensatz zu denselben. Das achtzehnte Jahrhundert fand in seinem Beginne den Rahmen der alten Gesellschaft noch unverfehrt, aber nach der Regentschaft und der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten war eben nur der Rahmen übrig geblieben und dieser dem Zerbröckeln nahe. Eben deshalb tritt in den literarischen Erzeugnissen dieser Epoche, welche der Literatur der Gesellschaft angehören, die Persönlichkeit der Schreibenden weit mehr in den Vordergrund, als dies im siebzehnten Jahrhundert der Fall gewesen war. — Nicht als ob die Menschen dieser früheren Epoche weniger ausgeprägte Individualitäten gewesen wären; im Gegentheile, in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Thätigkeit sind es zum größten Theile weit schärfer, umrissener und energischer hervortretende Gestalten, als ihre unmittelbaren Nachkommen. Was ihnen ferne lag, das war jene grübelnde und philosophirende Selbstbefiegelung, welche die eigene Persönlichkeit mit Vorliebe zergliedert und im Endergebnisse entweder zu egoistischer Trockenheit des Gemüthes, oder zu krankhafter Empfindlichkeit führt, hier und da mit merkwürdiger Selbsttäuschung Beides zu verbinden weiß. Das erstere Gepräge tragen auch die kurzen Memoiren der Madame Staal-Delaunay, welche durch ihre Lebendigkeit, Feinheit und den Zauber des Styls bleibende literarische Bedeutung gewonnen haben, obwol ihr Inhalt wenig Fesselndes bietet, und sich größtentheils um die Selbstaufopferung gegenüber einer Herrin dreht, die eben so wenig fähig war, eine solche Hingebung aufzufassen, als sie sich derselben würdig erwieß. \*) Der naive Egoismus der kleinen Herzogin von Maine — „sie konnte die Leute nicht entbehren an denen ihr nichts gelegen war“ — die anspruchsvolle Frivolität und unausgesehnte Unruhe des Hoflebens in Meaux, das ermüdende Jagen nach Vergnügen ohne wahre Heiterkeit, die untergeordnete Stellung der Madame Delaunay gegenüber von Leuten, denen sie sich überlegen fühlen mußte, die kleinlichen und doch bedenklichen politischen Intriguen, in welchen sie sich verwickelt sah, die Opfer die sie brachte — die Enttäuschungen, die sie in mehr als einer Richtung erfuhr, erklären zur Genüge den Geist beharrlicher Bestimmung und freudelofer Nüchternheit, welcher bei allem Witz und aller Feinheit des Verstandes ihre Memoiren kennzeichnet und nur hier und da durch Töne wahren und tieferen Gefühles unterbrochen wird, wie z. B. in der meisterhaften, eben so feinen als edelen Charakterschilderung ihrer sterbenden Freundin, der Frau von Buffon. Aber auch bei solchen ihrer Zeitgenossen, wo ganz andere persönliche Verhältnisse obwalteten, ist das Vorherrschende solcher Stimmungen unverkennbar.

Madame du Deffand stand, während sie lebte, ebenso wie Madame de Sévigné, jeder eigentlich literarischen Thätigkeit fern, aber auch ihr war es vorbehalten, nach ihrem Tode den hervorragendsten Erscheinungen der französischen Literatur beizugehören zu werden. Trotz ihrer verhältnißmäßig bescheidenen gesellschaftlichen und Vermögensstellung und einer stürmischen Jugend war es ihr gelungen, einen zahlreichen und mannigfaltigen Kreis zu bilden, der eine bedeutsame und charakteristische Seite des französischen geselligen Lebens im achtzehnten Jahrhundert glänzend

\*) Mémoires de Madame Staal-Delaunay.

vertrat. Jahre hindurch versammelte sich um die erblindete Hausfrau in ihrem anspruchslosen Salon ein großer Theil derer, die zu jener Zeit in Paris durch Geburt, Vermögen, persönliche Stellung und Vorzüge des Geistes auf hervorragende Stellung Ansprüche machen konnten. Die Diplomaten, die Fremden, zählten die Abende und Soupers der Frau von du Deffand zu jenen Merkwürdigkeiten von Paris, die Jeder kennen lernen mußte, der das dortige gesellige Leben wirklich verstehen und genießen wollte. — Nicht für Jedermann und nicht immer ohne Schwierigkeit war Zutritt zu gewinnen. Man begegnete da der Maréchale de Luxembourg, die in ihrer Jugend als Herzogin von Boufflers durch bezaubernde Schönheit und vielfache Abenteuer viel bekannt und viel besprochen war, es aber verstanden hatte, sich in späteren Jahren durch Geist, Wiß und vollendeten gesellschaftlichen Tact eine unbestrittene gesellige Herrschaft zu sichern. Da waren die Beauveaus, die zu jener Zeit in diesen Gesellschaftskreisen seltenen Vertreter ehelicher Färllichkeit, die geistreiche, selbstaufopfernde, anspruchslose Herzogin von Choiseul, neben ihrer energischen, selbstbewußten Schwägerin, der Herzogin von Grammont, Lume und Gibbon, der wohlwollende und ehrenhafte d'Hénauld, dessen langjährige Beziehungen zur Madame du Deffand mehr und mehr den Charakter einer anstandsvollen ehelichen Gleichgiltigkeit angenommen hatten, wie sie den herrschenden Sitten und Gewohnheiten entsprach. Voltaire's vertraute Freunde Formont und Cideville, endlich Horace Walpole, dem es vorbehalten war, in dem Herzen der greisen Salon-Herrscherin ein tiefes und dauerndes Interesse hervorzurufen.\*) Ste. Beauve hat das psychologische Räthsel dieser verspäteten, aber deshalb nicht weniger leidenschaftlichen Neigung mit gewohnter Meisterhaftigkeit zu lösen und zu erklären versucht. Wie es immer damit beschaffen gewesen sein möge, diese Neigung gab einem vertrockneten Gemüthe und tief verstimmt, ausgezeichneten Geiste neue belebende Nahrung und bereicherte die Literatur mit eben so charakteristischen als fesselnden Briefen. Aber eben weil diese Briefe für die Epoche und denjenigen, der sie schrieb, so bezeichnend sind, ist ihr Gesamteindruck trotz allen Wißes und Geistes, und trotz aller glänzenden Silber des geselligen Verkehrs kein wohlthuender und sympathischer, ja in vielen Beziehungen ein trüber und verstimrender. Das Leben der Madame du Deffand entbehrte jeder ernsten Pflicht und Aufgabe, jeder natürlichen Empfindung und Beziehung; nicht das Schicksal allein hatte ihr diese ver sagt. Die selbstlose Wärme und der aufrichtige Ernst tiefer und edler Gemüther verstehen es ja, dauernde Pflichten und Bande zu schaffen, auch dann, wenn ihnen scheinbar keine solchen geboten werden. Der Zug der Zeit, die Richtung ihrer Umgebung, hatten der geistreichen Frau Genuß und Unterhaltung zur einzigen Lebensaufgabe gemacht. Mit rastloser Unruhe jagte sie noch am Ende ihrer Tage, blind und alt wie sie war, in ihrem Hause und außer demselben, der Zerstreuung nach. In egoistischer Verblendung hatte sie die Knospen und Blüten, die sich ihr bieten mochten, zu flüchtigem Genuße oder vergänglichem Schmuck gepflückt, ohne jemals ihnen sorgsame Pflege und liebevolle Aufmerksamkeit zuzuwenden, und so umgab sie fast immer der Eindruck stets wiederkehrenden raschen Dahinwelfens. Ihre Briefe sind voll treffender Bemerkungen; scharfe Beobachtungs-

\*) V. Correspondance complete de Madame du Deffand avec une Introduction de Mr. Lescure V. v.

gabe, Geist und schlagfertiger Wit paaren sich mit gesundem, nüchternem Sinn; die durchsichtige Klarheit des Stils entspricht der Raschheit ihrer Auffassung, der Sicherheit und Bestimmtheit ihres Urtheils, das gegenüber jedem hohlen Scheine, jeder schiefen Richtung, jedem hochtrabenden, aber ungerechtfertigten Anspruch, voll unerbittlicher Schärfe war. Wir sehen sie umgeben von den glänzendsten Vertretern der Gesellschaft, von allen Vortheilen und Genüssen, die sie bietet; aber das Gefühl der Verlassenheit, das Alleinsehen in Allem und Jedem, wo es sich um ernstere Lebensinteressen und tiefere Empfindungen handelt, vergiftet für sie alle diese Beziehungen, und das Gespenst unüberwindlicher Langweile und geistiger Abspannung tritt immer drohender und erschreckender an sie heran. Sie hatte ausschließlich der äußeren Welt gelebt, und eben diese hatte für sie alles Interesse verloren. Ihr Freund Walpole erwartet und forbert von ihren Briefen noch immer „Thatsachen“, trotz aller Gleichgiltigkeit, die er den politischen Ereignissen, den Parteien und Regierungen, den Höfen und Parlamenten gegenüber zur Schau zu tragen liebte. Nur ihm zur Liebe und halb widerwillig sammelt sie die Gerüchte und politischen Nachrichten des Tages, während die ganze Energie und Thätigkeit ihres Geistes sich mehr und mehr nach Innen wendet und sich um das Räthsel ihres Lebens, um die Zergliederung ihrer Gedanken und Empfindungen dreht. Vergebens will sie dem Gefühle innerer Leere entriuen. Ihre Gedanken kehren immer wieder an den Rand dieses geistigen Abgrundes zurück, an dem sie eine unbefannte Macht mit schmerzlichem Zauber festhält und ihr Gemüth mit tiefer Entmuthigung erfüllt. Dieser Stimmung geben die Worte ergreifenden Ausdruck, welche sie auf ihrem Sterbebette mit zweifelnder Ueberraschung an ihren alten Diener Wiart richtete, der seinen Thränen nicht zu gebieten vermochte: „Du hast mich also geliebt?“ Der anspruchslose Ausdruck treuer Anhänglichkeit möchte ihr die ganze Bedeutungslosigkeit und Unfruchtbarkeit ihres inneren Lebens vor die Seele rufen, deren schmerzliche Empfindung so oft und so befremdend in ihren glänzenden und geistprühenden Briefen durchklingt. Alter und Gebrechlichkeit hatten unstreitig ihren Antheil an dieser Stimmung und dieser Erkenntniß. Aber wie gering ist der wahre Werth eines regen geistigen Lebens anzuschlagen, das dem Alter keinen Trost und keine edle Freude zu bieten vermag.

Dieselbe Verstimmung des Gefühls bezeichnet, wenn auch in anderer Weise, und aus anderen Gründen die Briefe der Mademoiselle de Lespinasse, trotz aller Gluth der Leidenschaft, von der sie erfüllt sind. \*) Der ganze Verlauf ihres Lebens, ihre Geburt, die untergeordnete Stellung ihrer Jugend einer selbstsüchtigen Familie gegenüber, ihre Beziehungen zu Madame du Deffand, die Gegensätze und Rivalitäten, die sich da entwickeln; endlich der Zusammenstoß, die Trennung, die Bildung eines Salons jüngerer Elemente namentlich des philosophischen Kreises, diese ganze Tragikomödie, wie sie Grimm so treffend bezeichnet, die halb Paris in Spannung hielt, giebt ein Bild verschrobener und ungesunder geistiger und geselliger Zustände. Die Atmosphäre, in der sich Mademoiselle de Lespinasse bewegte, die Richtung der Zeit, die weibliche Neigung, die Dinge auf die Leiden und Freuden des eigenen Herzens zurückzuführen, diese Elemente und Einwirkungen bieten den Schlüssel zum richtigen

\*) Lettres de Mademoiselle de Lespinasse u. A.

Verständniß ihrer Briefe. Die Kraft der Leidenschaft, der meisterhafte und vielfgestaltige Ausdruck, den sie, an sich ziemlich monotonen, Empfindungen und Gedanken zu geben weiß, hat diesen Briefen einen bleibenden Platz in der französischen Literatur gesichert. Und doch kann man sich dem Eindrucke nicht entziehen, daß es sich hier um Gefühle handelt, an denen das Herz weniger Antheil hat als die Phantasie, daß nicht die Liebe die Leidenschaft hervorruft, wohl aber die Sehnsucht nach leidenschaftlicher Erregung des Gemüthes zur Liebe führt.

Mademoiselle de Lespinasse, welche seit lange in einem eigenthümlichen Verhältnisse — halb Freundschaft, halb Liebe — zu d'Alembert stand, bei welchem die selbstlose Hingebung auf Seite des Mannes der Wissenschaft war, hatte sich mit warmer Neigung dem Grafen Guibert zugewendet, und glaubte, alle edlen und anziehenden Eigenschaften, die dem Ideal ihrer Seele entsprachen, in der anscheinend ziemlich trockenen Persönlichkeit aufgefunden zu haben, welcher ein Essai über Taktik (Charakteristisch genug für die Zeit) insbesondere bei den Damen der philosophischen Kreise vorübergehende Bedeutung gesichert hatte. Aber dieselben Eigenschaften hatte sie mit gleicher Begeisterung in der viel anziehenderen Gestalt eines jungen portugiesischen Edelmannes, des Grafen Mora, gefunden, der das große Interesse ihres Lebens gewesen war, dessen früher Tod und das Bewußtsein, seine Liebe nicht bis an das Ende mit gleich treuer Neigung erwidert zu haben, ihr selbst den Todesstoß versetzte. Wer, der ihre Briefe liest, möchte die Aufrichtigkeit ihrer Empfindungen und ihrer Seelenleiden in Frage stellen, wer würde ihren unbewußten Selbsttäuschungen Antheil und Nachsicht versagen. Es liegt in ihrer Leidenschaft ein tiefer Ernst und ein unverkennbarer Zug tragischer Kraft. Aber es mangelte ihr jene Innigkeit und Wahrheit anspruchsloser und selbstvergeßender Liebe, welche am sichersten auf alle Sympathieen des Herzens zählen kann. Diesen Sympathieen wird Mademoiselle Aissée immer begegnen.\*) Die kleine circassische Sclavin des Botchafters Ferriol, die er in Constantinopel erhandelt hatte, ist eine der sympathischsten und poetischsten Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts, welches freilich der letzteren nicht allzuvielen aufzuweisen hat. Wenn ihr Leben auch nicht immer den strengen Anforderungen der Moral entsprach, so befinden sich ihre Ansichten, Empfindungen und die Triebfedern ihrer Handlungen immer auf der Höhe edelster Gefinnungen. Ihre Bescheidenheit, Selbstlosigkeit, das Zartgefühl mit welchem sie den Chevalier d'Hydie, der ihr Herz gewonnen hatte, beharrlich ihre Hand versagte, weil sie sich seiner nicht würdig fand, dieses ganze einfache Drama ist eden so voll fesselnder Innigkeit als anspruchsloser Wahrheit. Ihre Neigung erfüllt sie aber nicht ausschließlich, sie vergißt andere nicht, sie weiß um sich zu blicken, und so sind denn ihre Briefe frisch und lebendig und werden späterhin immer ernster und inniger, ihre Bemerkungen und Betrachtungen, bei denen man freilich den Ton der Zeit nicht außer Augen lassen darf, sind meist treffend und anziehend; die Klarheit des Styls entspricht der seelenvollen Einfachheit und der gewinnenden Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens. Die neuere literarische Forschung hat den alternden d'Hydie in seiner ländlichen Einsamkeit, im Kreise seiner Anverwandten und ihrer Kinder, zwischen seinen Büchern und in seinen wohl versehenen Speisesaal auf-

\*) Lettres de Mademoiselle Aissée à Madame Catlandrini. B. A. namentlich: L. d. Mlle. A avec une notice par Sainte Beuve.

gesucht. Er hat nichts Romantisches mehr an sich, hatte es vielleicht nie im vollem Sinne und nur eine wahre und tiefe Neigung umgab ihn zeitweise mit einem romantischen Schimmer, aber auch in der prosaischen Epoche seines Lebens ist eine gewisse edle Offenheit und zarte Empfänglichkeit des Gemüthes unverkennbar, welche ihn der Liebe jener nicht unwürdig erscheinen läßt, die inmitten einer in allen ihren sittlichen und geistigen Grundlagen tief erschütterten Epoche und Gesellschaft, die anziehendste Vertreterin selbstlosen Sinnes, hingebender Jungheit und echten Seelenadels war.

Voltaire's Briefe \*) gehören zu den glänzendsten und charakteristischsten Erscheinungen der geistigen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts. Sein langes Leben hindurch hatte er auf die gesellschaftlichen Verbindungen, aus Neigung, ebenso wie aus Berechnung stets großes Gewicht gelegt, sie sorgsam gepflegt; war er bemüht gewesen auf die Gesellschaft und durch die Gesellschaft im Sinne seiner Ideen und Tendenzen zu wirken, was ihm nur zu gut gelang. Die Vielseitigkeit seines Geistes, die Schlagfertigkeit seines treffenden Witzes, die charakteristische Leichtigkeit, Klarheit, und Feinheit seines Styls, dieses bewundernswürdigen Werkzeuges, das ihm bei Verbreitung seiner Ansichten so treffliche Dienste leistete und in so vollem Einklang mit der Lebendigkeit seines ganzen Wesens stand, endlich der Reichthum des Inhaltes, die Menge interessanter Persönlichkeiten, Beziehungen, und Auftritte verleiht dieser an Dauer und Ausdehnung fast einzigen Correspondenz ein bleibendes Interesse und einen unvergänglichen literarischen Werth; von allen den zahllosen Hervorbringungen seiner unermüdblichen schriftstellerischen Thätigkeit, von denen viele, welche er besonders hochstellte, für einen unbefangenen Leser durch und durch veraltet und ungenießbar erscheinen, bilden eben seine Briefe — Eingebungen des Tages — mitunter der Stunde, in dieser Beziehung den werthvollsten Theil, obwol er auch in diesen, und gerade in diesen, dem Gelüste nicht widerstehen konnte, viele ernste Fragen und Aufgaben der religiösen Ueberzeugungen, wie der philosophischen Forschung, mit frivolem Hohn würdevoll und pietätlos zu behandeln. Seine Persönlichkeit und die Natur seiner gesellschaftlichen Beziehungen tritt in diesen Briefen in höchst charakteristischer Weise hervor. Das journalistische Element, und die journalistische Befähigung waren in ihm in hohem Grade entwickelt, und man kann ihn unbedingt als einen der glänzendsten Vorläufer der modernen Tagesliteratur betrachten. Alle ihre Vorzüge und Schattenseiten finden sich in seiner Person vereinigt, während aber die letzteren auf dem Felde der Journalistik, in der Natur und den Schwierigkeiten der Aufgaben, in dem was die Engländer den „Sporn des Augenblicks“ nennen, großentheils ihre Erklärung, wenn nicht ihre Rechtfertigung finden, waren sie bei Voltaire auf das engste mit seiner Individualität und seinem Character verknüpft. Niemand hat die Anonymität, die Verechtigung, seine Werke zu verleugnen und nicht für dieselben einzustehen, in weiterem Maße in Anspruch genommen als er (und nicht etwa bloß aus literarischen Gründen wie Walter Scott), Niemand hat sich mit leidenschaftlicherem Ungestüm den Eindrücken des Momentes überlassen, oder mit verbissenerer Fähigkeit an denselben festgehalten, wenn es ihm eben genehm war; niemand war

\*) s. insb. „Correspondance“ générale (12).



je unbilliger gegen jene die er haßte, oder die er aus irgend einem Grund verfolgen zu sollen wähnte.

Er war ein unerreichter Meister zweideutiger Wendungen, die der Wahrheit der Thatsachen nicht entsprachen, ohne doch deshalb entschieden das Gepräge der Lüge zu tragen. In den Briefen an einige seiner Freunde und Genossen seiner Jugend, an Thiriot, d'Argental, Formont, Cideville, ist der Ton aufrichtigen Wohlwollens und vertrauensvoller Zuneigung vorherrschend, aber in allen seinen sonstigen Beziehungen, wie viel würdelose Schmeichelei, gepaart mit der Selbstüberhebung der Eitelkeit, wie viel Ironie im Gewande zuvorkommenden Wohlwollens! Wenn von irgend Jemand, so kann man unbedingt von ihm sagen, daß in seinen Augen der Zweck jedes Mittel heiligte. Er hatte warmes Mitgefühl für fremdes Leiden; thatkräftige Sympathie für Unterdrückte, wie er das der Familie Calas, und den unglücklichen jugendlichen Opfern von Abville gegenüber mit seltener Raslosigkeit und Hingebung bewies; er hatte sie aber vorzugsweise in solchen Fällen, wo es die Bethätigung regen Interesses für seine Schützlinge mit der Eingebung des Hasses gegen seine Gegner verbinden konnte. Er entbehrte immer und überall jenes höheren Rechtsgefühls, von dem sich die Billigkeit und Unbefangenheit des Urtheils nicht trennen läßt. Die wahre Freiheit, deren erste Bedingung die Achtung fremden Rechtes und fremder Ueberzeugung ist, hat er weder jemals verstanden, noch geschätzt, und der Mann der die Grundfesten der alten gesellschaftlichen Ordnung am tiefsten erschütterte, war inmitten seiner zersetzenden Thätigkeit ein Tyrann oder wollte es wenigstens sein, sobald jemand es wagte seine Kreise zu stören. Die mitunter fast kindische Nervosität, mit der er seinen Vertrauten selbst seine unbedeutendsten Geisteserzeugnisse an's Herz legt und sie unausgesetzt mit Veränderungen, Verbesserungen, Bitten und Klagen überschüttete, mag wol ebenso auf Rechnung der Feinheit und Schärfe seines literarischen Sinnes zu setzen sein (Das „Sieb im Ohre“ wie Rachel sagt) als auf jene seiner Eitelkeit. Ebenso war in seinen Zweideutigkeiten und Persifteen das persönliche und Parteiinteresse nicht die einzige wirksame Triebfeder, und hatte die Gewandtheit und Schalkhaftigkeit seines Geistes einen guten Theil daran, die ihn besonderes Vergnügen finden ließ, Andere irre zu führen. Aber diese milbernden Umstände verwischen ebensowenig den Eindruck, welchen seine Correspondenz von seinem Charakter und seiner Persönlichkeit giebt, wie dies die Gründe vermögen, die seine Anhänger und Bewunderer zu seinen Gunsten anzuführen belieben, und die sie großentheils aus den gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen schöpfen, welche für einen Mann von Voltaire's Tendenzen ein zu offenes Auftreten bedenklich gemacht hätten. Solche Gründe mögen eine historische Erklärung sein, eine moralische Rechtfertigung sind sie nicht. Wir stehen einem geistigen Proteus von wunderbarer Elasticität des Wesens gegenüber, wir bewundern die Lebendigkeit und Klarheit seines Geistes, wir freuen uns der seltenen Meisterschaft seines Styles und zwar doppelt dort, wo diese wie in seinen Briefen, anspruchslos und unvorbereitet zur Geltung kommt. In seiner literarischen Thätigkeit ist trotz ihrer reichen Mannigfaltigkeit eine gewisse geistige Einheit des Strebens unverkennbar, die er mit großer Folgerichtigkeit und Fähigkeit festzuhalten weiß, und welche auch diejenigen nicht zu übersehen vermögen, die sich gegen seine Tendenzen und Ideen abweisend und verurtheilend

verhalten. In seiner Persönlichkeit und seinem Charakter würde man über vergebens eine ähnliche innere Harmonie und geistige Einheit suchen. Ebe deshalb erklärt seine Correspondenz so vollkommen die scharfe Scheidelinie, welche v le seiner Zeitgenossen, mit Friedrich dem Großen an der Spitze, zwischen der au erordentlichen Begabung des Schriftstellers, und zwischen dem „Menschen“ ziehen u müssen glaubten. Die Briefe des Président de Brosses an Voltaire, welche in unser n Tagen an das Licht traten, geben dieser Auffassung einen wahrhaft vernichtenden Ausdruck, an dessen männlicher Entrüstung Voltaires ganzer Witz und ganze Ge wandtheit wirkungslos abprallten.\*) Goethe, der ihn stets mit ausgesprochener Vo liebe erwähnt, hat einmal in eigenthümlicher Form ein ganzes Schema rühm iber Zeichnungen an seinen Namen geknüpft.\*\*) Es mögen da Jugenderim erungen, vielleicht auch eine mehr scheinbare als wirkliche Uebereinstimmung mit manchen Tendenzen Voltaires eingewirkt haben; die wahre Erklärung dieses übe schwenglichen Lobes dürfte aber, wie geistreich bemerkt wurde, wol darin zu suchen sein, daß Goethe sich dem Zauber der Elasticität, der Feinheit und Leichtigkeit des Ausdrucks und der gesellschaftlichen Wendungen nicht entziehen konnte, die Voltaire eigen sind. Eigenschaften, und wohl die einzigen die dem universellen Geist des großen Deutschen Dichters in dieser Form nicht im gleichem Maße zu Gebote standen, und denen in Frankreich ein ununterbrochenes und in einem gemeinsamen Mittelpunkt zusammengefaßtes geselliges Leben stets so reiche Nahrung zuführte. Im Kreise der Macht, möge sie welch einer Natur sein, fehlt es nie an dem Gedränge der Schmeichler; am wenigsten konnte es daran in einer Zeitepoche fehlen, welche vorzugsweise jene erkünsteltesten Begeisterung war und einem Mann gegenüber, der die literarische Machtstellung, welche ihm sein Geist geschaffen, auf das energischste zur Geltung zu bringen und zu verwerten wußte. Und dennoch, wer sich mit der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts und ihrer Geschichte eingehender befaßt hat, wird kaum verkennen können, daß Voltaire noch zu jener Zeit, und insbesondere unter denen, die ihm nahe standen, zwar viele Verehrer zählte, aber wenig Verehrung genoß. Wie aber der Eindruck, den seine Correspondenz hinterläßt, trotz allen blendenden geistigen Eigenschaften, kein Gefühl der Achtung oder Sympathie wach ruft, so gilt dies ebenso von vielen jener gesellschaftlichen Elemente und Persönlichkeiten, mit denen er vorzugsweise verkehrte, und die zum großen Theile als mächtige, obwohl meist unbewusste Factoren, der Auflösung und Zersetzung althergebrachter, gesellschaftlicher Organismen gelten können. Hochgestellte Männer, und unter ihnen Männer der Kirche, die alle moralischen und historischen Grundlagen ihrer Stellung verleugnen, dieselben oft mit spöttischer Trivolität angreifen, oder mit beifälliger Zustimmung von anderen angreifen und verspotten lassen, aber die materiellen Vortheile dieser Stellung leichtfertig fortgenießen und selbstsüchtig auszubreiten fortfahren; angebliche Philosophen, die jede überkommene Autorität in Zweifel ziehen, aber ohne Bedenken bereit sind, der Frau von Pompadour, oder dem alten genüßsüchtigen Mäcelieu zu huldbigen, die ihre kühnen Theorien zum Modeartikel machen und als Mittel gesellschaftlicher Stellung ausnutzen, eine in ihren Grundlagen tief

\*) V. Voltaire et le président de Brosses. Sainte Beuve „causeries de lundi“.

\*\*) Goethes Werke (Stuttgart, Gotta 1830) B. 36, p. 212. Anmerkungen zu Racine's Nefse.

erschütterte Staats- und Regierungsgewalt, in deren Handlungen sich die Willkür mit der Schwäche paart, solche Elemente und Zustände sind untrügliche Vorbotten gesellschaftlicher Auflösung. Voltaire war durch seinen überwiegend verneinenden Geist so recht zum Todtengräber der dahin siehenden alten Gesellschaft ausersehen, aber zu einem Todtengräber, der sein trauriges Amt vor der Welt und mitunter vor sich selbst eben durch den Reiz dieses Geistes zu verbergen wußte. Höchst bezeichnend sind Rousseau's „Confessions“ für die damalige Zeit und ihre Zustände. Es vereinigen sich da die schiefsten Auffassungen und Gefühle mit einer stellenweise hinreißenden poetischen Wärme und seltener Meisterschaft der Darstellung. Gewisse in ihrer Unanständigkeit widerliche und dabei ganz überflüssige Einzelheiten geben Zeugniß von der krankhaften Sucht der Zeit, die Selbstanalyse bis an die äußersten Grenzen auszubehnen, und zwar nicht nur sich, sondern auch seinen Lesern gegenüber. Freilich kam hier ein ausgesprochener Geistes- und Charakterzug Rousseaus der Richtung der Zeit entgegen. Kaum läßt sich ein schiefere innerlich unwahreres Verhältniß denken, als das seine zu Madame de Warrens, und an das Schiefe dieser Beziehungen reicht nur die Begriffsverwirrung heran, ein solches Verhältniß der Welt erzählen zu wollen. Wenn es aber schon einmal erzählt werden sollte, dann konnte es nicht mit größerer Meisterschaft erzählt werden. In der berühmten Episode der „Charmettes“ und den Jugenderinnerungen der „Confessions“ überhaupt tritt das Verständniß der Natur, das Anknüpfen der Gefühle des Herzens an die Schönheiten der Außenwelt, dem Rousseaus „dichterische Prosa“ so berebten Ausdruck zu geben wußte, in eigenthümlicher anziehender Weise hervor. Es ist wahr, bei vielen seiner Schüler und Nachahmer ist dieses Durchempfinden der Natur zur verkünstelnden Empfindelei geworden, deren Reime ja auch bei ihm schon wahrnehmbar sind, während seine „poetische Prosa“ nur zu bald in ein hohles Pathos verkehrt wurde, das nicht mehr Prosa, noch weniger aber Poesie ist und die Veredelsamkeit der Revolutions-Epoche so unvortheilhaft kennzeichnet. Die erste Hälfte der „Confessions“ liefert nur mittelbare Belege zur Charakterisirung der damaligen höheren Gesellschaftskreise, während später ihr Inhalt sich gerade um Beziehungen und Verwickelungen dreht, die mit diesen in engster Verbindung stehen. Sein etwas anspruchsvoll verkündetes Zurückziehen aus dem Kreise geselliger Berührungen hatte dem Philosophen, der zum Einsiedler werden wollte, nicht die volle Einsamkeit gesichert, die er anstrebte, oder anzustreben glaubte. In den Kreisen, wo Voltaires und der Seinen Geist herrschte, hatte er sich nie heimisch gefühlt; mit bitterer Entrüstung spricht er von Madame du Deffand, und die kleinliche Weise, mit der sie und andere zu einer gewissen Zeit ihr Interesse für Literatur, nach dem Gebote der Mode, gegenüber jeder noch so schalen Hervorbringung bestätigen zu müssen glaubten, hat er mit den schärfsten, nicht wieder zu gebenden Ausdrücken gekennzeichnet. Aber die Anzeichen der Zerstückung und Umgestaltung der Gesellschaft waren eben nicht bloß in jenen Kreisen erkennbar, die von Voltaires und der Seinen Geist erfüllt waren. Der Herzog von Luxembour war trotz seiner geistigen Mittelmäßigkeit und der Schwäche seines Charakters unstreitig eine achtenswerthere Persönlichkeit als der Marechal de Richelieu. Die Frauen, welche sich von Rousseaus „nouvelle Héloïse“ rühren ließen und ihre wieder entdedten Mutterpflichten im „Emil“ subdixten, waren edlere Naturen, als diejenigen,

die sich an Voltaires „Pucelle“ und seinem *Candide* ergöhten (obwol bei manchen das Vergnügen an der einen Lectüre jenes an der anderen nicht ausschloß), aber die königlichen Prinzen, Damen und großen Herren, die Rousseaus gefährliche Sophismen und glühende Declamationen mit lebhaftem Beifall aufnahmen, der Siegelbewahrer, der die Druckbogen des Werkes durchsah, welches seinen Verfasser ins Exil treiben sollte, der Garde Capitaine Ludwigs des Fünfzehnten, der dem von den bestehenden Regierungsgewalten Verwiesenen ein Asyl in seinem Hause öffnete, während die Gerichtspersonen, die sich seiner versichern sollten, mit freundlichem Lächeln und höflichen Grüßen an ihm vorbeifuhren, alle diese schiefen Stellungen, und so oft erzählten halb ernsten, halb komischen Scenen, waren in ihrer widerspruchsvollen Entwicklung denn doch auch bedeutame Zeichen der Zeit. Nichts ist es im höheren Grade, als daß man von der Gesellschaft dieser Epoche und ihrer Literatur nicht reden kann, ohne die beiden Männer voranzustellen, die, jeder in seiner Art, am meisten beigetragen haben, die Grundlagen ihres Bestandes zu untergraben und zu erschüttern. Die Ursachen des Zusammenbruches der alten staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung lagen tiefer als in der Einwirkung einzelner Persönlichkeiten, oder in der Vereinigung gleichgestimmter Gesinnungsgenossen, wie groß auch immer ihre Bedeutung und ihr Einfluß gewesen sein möge; aber auf geistigem Gebiete haben doch Voltaire und Rousseau trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere, Talente, Ueberzeugungen und Ansichten, und trotz des mitunter leidenschaftlichen Gegensatzes, der zwischen ihnen obwaltete, den letzten Anstoß zu der großen Erschütterung gegeben, die dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ihren, auch für die Folgezeit maßgebenden Charakter aufprägte. Rousseaus schiefe Ausgangspunkte, seine glühende, hinreißende Beredsamkeit, die bestechende sophistische Folgerichtigkeit seiner einseitigen Dialektik waren eben wie geschaffen, die Brandfackel in den Zündstoff zu schleudern, den Voltaire mit der ganzen Kraft und Vielseitigkeit seiner reichen Begabung, mit der vollen Energie des Hasses gegen alles was er zu bekämpfen sich vorgesetzt hatte, mit bewunderungswürdiger rastloser Thätigkeit, seltener Gewandtheit und vollster Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel herbeigeschafft und vorbereitet hatte.

Die Fehler und Mißgriffe der Meister arten bei der Epigonen leicht zur Caricatur aus. Die Manie von Niemand erwarteter und erbetener Selbstbekenntnisse wird in den ebenso unterhaltenden, als charakteristischen Memoiren der Madame d'Epinau auf die Spitze getrieben. Obwol diese Memoiren erst nach dem Tode der Verfasserin veröffentlicht wurden, und ursprünglich in dem ziemlich durchsichtigen Gemand eines Romanes verfaßt waren, so wirft doch schon ihr Inhalt ein eigenthümliches Licht auf die Zeit und die Kreise, in denen sich Madame d'Epinau\*) bewegte. Geistiger Hochmuth und die Neigung oberflächlichen Philosophirens mit Vergnügungssucht gepaart, kennzeichneten großentheils diese Kreise. Die unruhige Bewegung, welche die Geister ergriffen hatte, fand einen besonders günstigen Boden in jener reichen Finanzwelt, deren rasch erworbener, freilich oft auch rasch wieder verlорener Reichtum — alle materiellen Mittel leichten Lebensgenusses, die volle Freiheit in der Wahl gesellschaftlicher Elemente, jene geistiger Anregung und belebender Mannigfaltigkeit bot, während ihre wol schon seit länger her glänzende

\*) Mémoires de Madame d'Epinau.

aber doch vielfach schwankende und unbestimmte gesellschaftliche Stellung der beschränkenden Grenzen der Tradition entbehrte. Und wie ungenügend hatten sich solche Grenzen auch in anderen Gesellschaftsklassen erwiesen. Auf diesem Boden der Finanzwelt war Madame d'Épinay vorzugsweise heimisch, und die Atmosphäre dieser Kreise entsprach in vieler Beziehung der nervösen Empfindsamkeit, ohne tiefe und wahre Empfindung, und dem selbstbewußten Geistreichtum, ohne gesunden Sinn, von welchen sie auch so viele Belege liefert. Die Schüler Rousseaus lieben es immer von „Tugend“ zu sprechen, ohne daß sie klar feststellen würden, was denn mit dieser „Tugend“ gemeint sein will. Die anstößigsten Einzelheiten werden in den Memoiren und Bekenntnissen ihrer Vertreter im angeblichen Interesse der Wahrheit vorgebracht und durch die Eingebungen rücksichtsloser Offenheit erklärt und gerechtfertigt. Aber die Verächtigung vollkommen rücksichtsloser Selbstbekenntnisse können und dürfen dort, wo die Tendenz unverkennbar ist, belehrend oder rechtfertigend aufzutreten, nur edle Seelen und reine Gemüther in Anspruch nehmen; nur ein unbefcholtenes Leben oder der Drang aufrichtiger Reue kann hierzu ein Anrecht geben und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, in diesem Sinne stehe es nicht jedem frei, offen über sich und sein Leben zu sprechen, den eben die Lust dazu anwandelt. Auch in den anziehenden Memoiren Marmontels\*) finden sich manche Einzelheiten, die in fast komischem Widerspruch mit dem Tone stehen, den er seinen Kindern gegenüber anspricht. Aber abgesehen von den vielfach beachtenswerthen Zügen, die sich da zur Kenntniß des damaligen geselligen und literarischen Lebens darbieten, liegt etwas eigenthümlich Fesselndes in der Art, in welcher der Mann, den der Parteigeist so übermäßig geehrt und der diese Triumphe so selbstbewußt hingenommen hatte, inmitten der Stürme der Revolution, unter dem verebelnden Einfluß der Freuden und Sorgen des Familienlebens, in stiller obwol nicht ungefährdeter ländlicher Zurückgezogenheit die Ereignisse, Erfahrungen und Eindrücke der Vergangenheit den Seinen mittheilt. Die literarische Correspondenz von Grimm und Diderot\*\*) trägt auch vielfach das Gepräge des engsten Partei- und Coteriegeistes, mit seinen Sympathieen und Antipathieen, der gegenseitigen Lobhudelei der Parteigenossen und der ungerechtfertigten Herabsetzung oder hochmüthigen Abfertigung der Gegner. Es mangelt nicht an sophistischen Theorien und schiefen Auffassungen, aber sie wirken weniger verlegend oder herausfordernd im Rahmen literarischer Tagesnachrichten und Besprechungen, denen Grimm's Tact und scheinbare Unbefangenheit, die Feinheit seiner Auffassungen, die Klarheit seiner Darstellung und seines Styls eine Bedeutung zu geben wußten, welche weit über jene der besprochenen Gegenstände hinausreicht. Die längst der Vergessenheit überantworteten Brochüren und Theaterstücke ebenso wie die ernstern Werke, von denen da die Rede ist, die Anekdoten, Wiße, Lieder des Tages, die Intriguen und Händeleien der literarischen Kreise, bieten ein charakteristisches Bild des Pariser Lebens; sie ergänzen jenes der Literatur und der Gesellschaft im 18. Jahrhundert, und zwar über die Grenzen Frankreichs hinaus, da die Beziehungen eines Theils der europäischen Souveraine zu ihren Lieblingsberichterstatlern, einen nicht zu übersehenden Zug der Epoche bilden.

\*) Mémoire de Marmontel.

\*\*) Correspondence lit. de Grimm et de Diderot 5 v.

Die Revolution und die Napoleonische Epoche haben die Literatur der Gesellschaft nicht besonders bereichert. Der selbstbewußte Geist der Madame Roland war nicht frei von dem Ansprüche literarischer Begabung. Ihr tragisches Geschick und ihr edler Muth sicherten ihren Denkwürdigkeiten bleibendes Interesse und unverkennbare Bedeutung, obwol in denselben die Schwächen der Rousseau'schen Schule in unsympathischer, hier und da verletzender Weise zu Tage treten. \*) Mit pietätvollem Stolz blickt das katholische und monarchische Frankreich auf die Memoiren der Madame La Rochejaquelin, wer sich aber Kenntniß verschaffen will, wie die Leute zu jener Zeit lebten und gesellig verkehrten, als es nach Sieges' Ausspruch „eine Kunst war, fortzuleben“, sieht sich immer wieder auf einzelne kurze Aufzeichnungen angewiesen. \*\*) Da war keine Rede mehr von dem gewöhnlichen Interesse des geselligen Verkehrs; das Gefängniß, die Fluchtversuche, der Tod bildeten den Gesprächsstoff. Und wenn, wie dies wiederholt geschah, die unverwundliche Spannkraft des geselligen Sinnes auch im Kerker wieder einmal zur Geltung kam, so bildete die Guillotine den Hintergrund und die ängstlichen Versuche schlichteren Gedankenaustausches wurden durch die Vorlesung der Listen der Verurtheilten unterbrochen. Und doch hätte diese große vielbewegte Zeit Anstoß zu den mannigfachen persönlichen Aufzeichnungen geben sollen. Aber gerade die Größe und betäubende Raschheit der Ereignisse, die persönliche Gefahr, welche zu einer gewissen Epoche während der Revolution fast Jedermann und abwechselnd fast jeder Partei drohte und welche irgend eine unvorsichtige Aufzeichnung hervorrufen oder verdoppeln konnte, der rasche Umschwung der Dinge, der das „Gestern“ mit seinen Hoffnungen und Befürchtungen oft plötzlich aller Bedeutung entkleidete, um das „Heute“ einem mitunter ganz anders gearteten, aber stets vollkommen ungewissen „Morgen“ zu überantworten: Alles das lähmte das Interesse der Individuen für eine Vergangenheit und eine Gegenwart, welche kaum eine Zukunft hoffen ließen. Der Gedankengang und die Thätigkeit der energischeren Individualitäten drehte sich während der Revolution und der Kaiserzeit nicht um ihre persönlichen Eindrücke oder Erinnerungen; die Rednerbühne, die stürmischen Sitzungen der politischen Versammlungen, die Presse, die blutigen Bewegungen der Strafe, späterhin das Schlachtfeld, der militairische Ruhm und der Machtgenuß nahmen alle ihre Kräfte, Leidenschaften, Interessen in Anspruch und ließen ihnen kaum Zeit zu ruhigen Rückblicken.

Die Memoiren der Kaiserzeit, vom Mémorial de St. Helene angefangen, gehören zum größten Theil zu jenen persönlichen Aufzeichnungen, bei denen die literarische Bedeutung vor der militairischen und politischen in den Hintergrund tritt. Wo dies der Fall ist, hört eben das auf, was auf diesem Felde als eigentliche Literatur der Gesellschaft gelten kann. \*)

\*) „Mémoires de Madame Roland“ nouvelle edition par M. P. Faugère 2 v. Paris 1864.

\*\*) Mémoires du C. Beugnot 2 v.

Mémoires of Miss Elliot.

Nodier „Souvenir de la révolution“.

\*\*) 1. B. Mémoires du duc de Raguse, d'un Ministre du trésor (C. Mollien), du Comte Mirot de Melito etc. Die „histoire et mémoires du C. Ségur“ machen da eine Ausnahme, namentlich die vortreffliche „Campagne de Russie“ dabei ist immer von den zahlreichen Memoiren

Aber auch während dieser Epoche pflegte ein bescheidener, aber bedeutamer Kreis, der seine geistige Anregung zum Theil aus dem Auftreten Chateaubriands und der Madame de Staël schöpfte, in stiller Zurückgezogenheit, die besten durch vielfache Prüfungen geläuterten Traditionen der Vergangenheit, und wußte das rege Interesse an der Literatur und allen geistigen Strebungen mit den edelsten Aspirationen und vollster gefelliger Liebenswürdigkeit zu verbinden. Die Erinnerung an diesen Kreis knüpft sich neben Chateaubriand und Frau von Staël vorzugsweise an das Andenken der Frau von Beaumont, Joubert, Ballanches, der Madame Recamier, Chenebottes und ihrer Freunde. \*) Und wenn man in der Gegenwart inmitten der vielfachen Umgestaltung der gefelligen Verhältnisse, der Ideen und Tendenzen, die neue Schule der französischen Kritik in das Auge faßt, der Sainte Beuve einen wahrhaft schöpferischen Anstoß gegeben hat, indem er gründliches Wissen und außergewöhnliche Belesenheit mit den Ergebnissen reichster Lebenserfahrung, und dem Maßhalten gefelliger Durchbildung zu verbinden wußte: wenn man, um von anderen zu schweigen, in den Briefen Dondans \*\*) unvermuthet einem Mann begegnet, dessen geistige und literarische Bedeutung außer einem engen Freundeskreise kaum bekannt war, einem Schriftsteller, bei dem sich die Tiefe und die hier und da allzu künstliche Feinheit der Ideen mit dem lebendigsten und treffendsten Witz, die Empfänglichkeit und Innigkeit poetischen Gefühls mit dem sichersten kritischen Blick und einem meisterhaften Styl vereinigt findet, wenn man gesehen hat, daß alle diese glänzenden Eigenschaften sich nicht in der Oeffentlichkeit, nicht auf dem Gebiete der Literatur, sondern ein langes Leben hindurch blos in einem eugeren Freundes- und Gesellschaftskreise zu dessen Freude und Anregung entwickelt, in diesem ihr belebendes Element gefunden haben, während nun die Pietät der Ueberlebenden die Belege der seltenen Begabung des dahingegangenen Freundes in seinen Briefen und kurzen Aufsätzen mit wehmüthigem Stolze der Leserwelt übermittelt, da wird man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Literatur der Gesellschaft in des Wortes eigenster und bester Bedeutung in Frankreich noch nicht erloschen ist.

Der Einfluß der Gesellschaft ist keine unerläßliche Bedingung literarischer Entwicklung und kann auch nicht als unbedingter Vortheil für dieselbe betrachtet werden. Der wahre Dichter braucht diese Stütze nicht; nicht aus den Empfindungen und den Ideen, die den gefelligen Verkehr beleben, schöpft er seine Eingebungen; der ernste Mann der Wissenschaft geht unbeirrt durch äußere Einflüsse den Weg, der ihm durch seine Ueberzeugung vorgezeichnet ist und sucht die Grundlagen dieser nicht in fremden Auffassungen oder Eindrücken. Der Gedankenaustausch ist auf dem Boden gefelligen Verkehrs nicht immer ein ungezwungen natürlicher und die frische Regsamkeit des Geistes ist da der unstätten Oberflächlichkeit oft nahe verwandt. Die

abzusehen, die zu einer gewissen Zeit über diese Epoche fabrikmäßig erzeugt wurden und deren literarischer Werth eben so gering ist, wie ihre Vertrauenswürdigkeit; freilich mit unter ein recht geringer, auch dort, wo die Authenticität nicht in Zweifel gezogen werden kann.

\*) Zu vergleichen über diesen Kreis, Sainte Beuve „Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'empire. 2 vols. Causeries de Lundi, Nouveaux portraits littéraires, Mémoires d'outre tombe.“

„Souvenirs de Madame de Recamier.“

„Lettres et pensées de Joubert, Ballanche“ par Ampère.

\*\*) „Mélanges et Lettres de Mr. Dondan“ 4. v.

genaue und eingehende Kenntniß der Verhältnisse und Thatsachen endlich wird in ähnlichen Beziehungen mitunter um den Preis der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Urtheils erkaufte. Aber vom Standpunkte nationalen Lebens ist das Zusammenwirken aller geistigen Kräfte ein mächtiges Werkzeug gesunder Entwicklung und die fortschreitende Cultur findet dort einen günstigen Boden, wo der Einfluß der Gesellschaft der Literatur als belebendes Element dient und andererseits die Literatur der Gesellschaft einen höheren geistigen Inhalt zuführt.

## Ein ungedruckter Aufsatz Niebuhr's.

Mitgetheilt von  
H. P e l b r ü c k.  
Berlin.

Von den Staatsmännern Preußens in der großen Zeit der Erhebung sind zwei besonders dadurch bemerkenswerth, daß sie es mit ihrem politischen Wirken zu vereinigen wußten, sich als bahnbrechende Arbeiter auf dem Gebiete der Wissenschaft einen Namen zu erwerben, der niemals vergessen werden wird: Barthold Niebuhr und Wilhelm von Humboldt.

Heute, wo wir die Geschichte jener Jahre genauer kennen, ließe sich freilich wohl die Frage aufwerfen, ob nicht der außerordentliche Ruf dieser beiden Männer zum Theil grade auf der Verbindung jener beiden Thätigkeiten, der Politik und der Wissenschaft, beruht, d. h. daß nicht nur diese beiden Leistungen zusammenaddirt worden sind, wie es nicht mehr als billig ist, sondern daß auch das Relief, welches die beiden Thätigkeiten einander gaben, dazu gebient hat, jeden einzelnen an sich höher zu schätzen, als es geschehen wäre, wenn ein anderer „Nichts-als-Gelehrter“ oder „Nichts-als-Staatsmann“ sie vor sich gebracht hätte. Wenigstens auf dem Gebiet der Politik ist es so.

Mag man Wilhelm v. Humboldt's Untersuchungen über die Basken und die Kawi-Sprache noch so hochstellen und auf die Anregung, die von Niebuhr's Römischer Geschichte ausging, wenn auch die positiven Resultate derselben sich nicht haben halten lassen, die gesammte moderne Geschichtschreibung zurückführen, mag man also dabei stehen bleiben, daß die wissenschaftliche Bedeutung von beiden niemals überschätzt werden könne: ihr politisches Wirken ist durch rein thatsächliche Eruirungen des Nimbus, der es ehemals umschwebte, entkleidet und bei aller Anerkennung des bedeutendsten Strebens in der Summe der Leistung auf ein sehr geringes Maß reducirt worden. Humboldt war 1810—1813 preußischer Gesandter in Wien. Das war gewiß ein bedeutender Posten; aber es steht jetzt nicht nur fest, daß Metternich mit dem preußischen Staatskanzler Hardenberg eine besondere Correspondenz führte, die vor Humboldt verheimlicht blieb, sondern auch, daß Humboldt das eigentliche Geheimniß der Metternich'schen Politik nicht durchschaut hat. Wehnlich ist auch während der Freiheitskriege, wie später im Staatsrath, Humboldt's Stellung immer mehr eine hohe, auch thätige, als grade erfolgreiche gewesen. Noch mehr ist das mit Niebuhr der Fall. Sein grenzenloser Eigensinn machte jedes erprießliche Zusammenwirken mit Hardenberg unmöglich. Charakteristisch für ihn, für seine Ehrlich-



keit, wie für seine praktische Unbrauchbarkeit bleibt immer eine Anekdote aus der Zeit seines dänischen Staatsdienstes. Er sollte eine Anleihe abschließen; der Bankier, der zu dem Zweck zu ihm kam, begann damit, daß er gutes Zutrauen zu dem bevorstehenden Geschäft habe, weil er diese Nacht einen so und so verlaufenen glückverheißenden Traum geträumt. Solchen Aberglauben konnte Niebuhr nicht in der Welt dulden, er suchte zunächst den Bankier gütlich aufzuklären und als ihm dies nicht gelang, wurde er grob und endlich so grob, daß jener wüthend davonging und die Anleihe nicht zu Stande kam.

Nach dem Frieden ging Niebuhr als preussischer Gesandter nach Rom und aus dieser Zeit stammt der folgende kleine Aufsatz, den wir zugleich als ein Denkmal von Niebuhr's idealem Sinn und richtigem Urtheil (zugleich freilich auch schwerfälligem Styl) wie von der rührenden Dürftigkeit jener Zeit veröffentlichen zu dürfen glauben. Wir fügen dem Aufsatz aus dem demnächst erscheinenden fünften Bande der Biographie Gneisenau's den Brief, womit Niebuhr sein Projekt Gneisenau übersandte, wie dessen Antwort bei.

Der erste Kunst-Verein in Deutschland wurde erst sechs Jahre später in München begründet.

#### Einkladung zur Stiftung einer Gesellschaft für deutsche Malerey.

Während in Deutschland Dichtkunst und Litteratur für das nächste Menschenalter, allen Anzeichen nach, eine dürftige Blüthe erwarten lassen, ist es tröstlich, daß in der Kunst und namentlich in der Malerey, eine weitfassende und tiefe Regung wahrgenommen wird, die an diejenige erinnert, welche in unserer Väter und Großväter Tagen die großen Geister weckte und entwickelte, die der Stolz unserer Litteratur geworden sind. Vergänglichkeit, Wandelbarkeit und Wechsel sind das allgemeine Schicksal aller menschlichen Dinge, dem sich nicht gebieten läßt: immer aber mag ein Zeitalter froh sein, wenn eine Art des geistigen Lebens altert und verwelkt, wofür eine andere ihren Raum einnimmt: hier zu fördern und die Hand zu bieten ist Pflicht und von so gewissem gutem Erfolg, wie Entgegenstreben und Gleichgültigkeit sündlich sind, wodurch Vereitelung der neuen Richtung und Absterben und Erstarren hervorgebracht werden können. Mächten die Zeitgenossen nur immer jedes ächte und wahre Leben mit Gunst aufnehmen, wenn es auch der Persönlichkeit des Einzelnen, der in einer anderen Zeit erwachsen und gebildet ist, nicht unmittelbar verwandt wäre.

Die Entwicklung der Litteratur hat mit weit geringeren äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen als die der Kunst. Freilich hat auch sie ihre Märtyrer; Unglück und Aunstern vernichten einzelne auf allen Wegen des Lebens. Ein aus Nothwendigkeit ergriffener, die litterarische Thätigkeit eng beschränkender Beruf hat vorzreffliche Männer um einen großen Theil der Vorzüge verkümmert, welche sie durch freie Ausbildung ihrer Gaben hätten erreichen können: aber im Ganzen sichern Litteratur und Wissenschaft theils in Lehrämtern, theils in verwandtem Geschäftsberuf, und selbst unmittelbar durch den Preis litterarischer Arbeiten, ein Auskommen, ohne daß die Pflege des empfangenen Pfundes aufgeopfert zu werden brauchte.

Anders ist es mit der Kunst beschaffen. Mit ihr ist keine Art der bürgerlichen Geschäfte, kein Beruf verschwiert, der dem Künstler sein Auskommen einigermaßen sichern könnte, sie fordert ein ausschließlich ihr hingeebenes Leben. Pensionen der Regierungen sind fast nur noch mit Lehrstellen an den sogenannten Kunstakademien verbunden. Portraitmalerey kann freilich manchmal ein reichliches Brod verschaffen; aber sowohl wer mit Ekel als wer mit Gleichgültigkeit jeden dargebotenen Auftrag des Brodes wegen annimmt, geht darüber mit seinem Talent zu Grunde.

Wahre Kunstwerke also müssen den Künstler versorgen, wie sie ihn immerfort vollenden. Aber die Gelegenheit sie zu fertigen, hängt von mancherley Zufälligkeiten ab, und tausend Umstände sind ihr in unseren Zeiten zuwider. Es waren Gemeinden und Familien, die einst der Kunst Beschäftigung verschafften, aber die Veränderungen unserer öffentlichen und unserer Familienverhältnisse haben auch hier zerstörend gewirkt. Die Städte sind nicht mehr die fortlebenden und engverbundenen Gemeinden, welche sich mit schönen und bleibenden Werken für sich und die späten Nachkommen schmückten; der Begriff eines Gemeinguts ist beinahe verschwunden: die meisten Corporationen sind aufgelöst und untergegangen. Selbst die Familien haben das Gefühl und den Gedanken ihrer Einheit und Fortdauer verloren; und die Wandelbarkeit des Eigenthums läßt gerade Alles Feste und Unbewegliche als einen vorübergehenden Besitz betrachten. Die Kirchen werden nicht mehr geziert und Niemand denkt daran, sich und den Seinigen in ihnen ein Andenken durch geweihte Gedentafeln zu stiften. Die Verbannung der Begräbnißplätze auf das Feld vertilgt einen großen Zweig der Kunstamendung in älteren Tagen. Der Einzelnen endlich, welche einem Zeitalter die Hand zu bieten vermöchten, in dem die Kunst in einer bedeutenden Zahl verschiedenartiger Männer wieder auflebt, ist eine um so kleinere Zahl, da die Kostspieligkeit unserer von der Meinung abhängigen Lebensweise für das wirklich Schöne nur wenig Vermögen übrig läßt und wo dies vorhanden ist, wird es sich leichter auf den Ankauf von Werken unter classisch geachteten Namen verstorbenen Meister wenden. Denn theils glaubt man daran einen bleibenden Geldwerth zu besitzen: theils ist es eine unleugbare Unart in unsrer deutschen Nation, das Vorzügliche, was in unsern eigenen Tagen entsteht, herabzuwürdigen, wodurch nur bei der immer kleinen Zahl selbstständiger Gemüther eine Liebe und ein Wohlgefallen entsteht, dessen sie sicher sind, sowohl gegen die Zeitgenossen wie gegen die Nachkommen. Ja, wie wenig darf die Kunst hoffen in einer Zeit, wo, verglichen gegen frühere, auch fast gar keine Privatbibliotheken mehr gesammelt werden? Daran zeigt es sich, wie in aller Art immer weniger sind, für die die kostbare Erwerbung eines bleibenden schönen Eigenthums mehr Werth hat, als luxuriöser Verbrauch ihrer Einkünfte, oder bereichernde Aufhäufung.

Die Hoffnung derer, welchen es am Herzen liegt, daß unsere Nation des dargebotenen Guts einer nicht durch künstliches Treiben, sondern durch innern warmen Trieb aufblühender Kunstepoche nicht verlustig gehe, ist also theils auf die Gunst der Regierungen, theils auf eine vereinte Theilnahme Einzelner gerichtet. Von den Regierungen ist zu erwarten, daß sie, durch manche getäuschte Gunst abgeschreckt, es für weise halten, wenig Entschiedenes zu thun, ehe unzweideutig

gelungene, allgemein gefannte und anerkannte größere Werke die öffentliche Meinung bestimmt haben, welche sie gegen den immer lauwernden Tadel wegen einseitiger Begünstigung sichere, und ihnen selber Gewißheit gebe, die Macht ihrer Unterstützung nicht irrig anzuwenden.

Die Vereinigung Einzelner vermag also dieses vorzubereiten und den dargestellten Gebrechen unserer Zeit abzuhefen. Zu ihr fordert dieses Blatt auf: es mahnt an eine Pflicht gegen die Nation, wie gegen die vorzüglichen Geister, denen es in unsrer Macht steht, die Erreichung des ihnen von Gott verliehenen Berufs möglich zu machen.

Vieles unterbleibt nicht nur deswegen, weil die Lust dazu abgestorben oder lau geworden ist, sondern weil die Gelegenheiten fehlen, es zu üben: deren Mangel die Lust selbst tödtet, weil sie sich ihrer selbst nicht bewußt werden kann.

Wir vernehmen von einem Sehnen nach öffentlichem Leben durch ganz Deutschland: von einer Unbefriedigung mit dem vereinzelteten Leben, welches seit anderthalbhundert Jahren immer mehr der allgemeine Zustand geworden ist: ob dieses Sehnen ächt sey; ob es wirklich die Erwerbung eines Gemeinguts, eines enger verschlungenen Daseyns größerer Gesellschaften zum Ziel hat, oder von egoistischem Mißbehagen und nur gährender Kasinosigkeit hervorgebracht wird, das kann sich zeigen, wenn davon die Rede ist, dem gemeinen Wesen Vortheile zu verschaffen, die aller Selbstsucht und allen Leidenschaften der Theilnehmenden fremd sind.

Einen solchen Prüfstein kann der Vorschlag abgeben, der deutschen Kunst eine Bahn zu eröffnen, wenn preiswürdigen Künstlern durch die vereinten Mittel vieler Gelegenheit zu belohnenden Arbeiten verschafft, ihnen die Ausführung großer Werke gewährt wird, welche alle ihre Kräfte hervorrufen und ausbilden, und bei und an denen tüchtige Schüler entstehen: so daß die Hoffnung wohlbegründet ist, jene Zeiten wiederkehren zu sehen, welche lebhaft zu erkennen, ein Gewinn unserer Tage ist, aber sie wieder zu erwecken, ein ganz anderer Vortheil sein würde.

Entsteht eine solche Verbindung, so wird sie ihre Gesinnung am sichersten bewahren, und ohne Vergleich für die Wiedererweckung fruchtbringender Kunstliebe am meisten, ja sie wird auch außer ihrer unmittelbaren Sphäre, belebend für den Gemeingeist wirken, wenn sie die Werke, die auf ihre Kosten ausgeführt sind, ihrer Gemeinde weihet; nicht durch bloße öffentliche Aufstellung in einer Gallerie, welches immer nur ein todtter Behelf ist, sondern dadurch, daß sie sie Kirchen und öffentlichen Gebäuden schenkt; noch mehr, wenn sie Gebäude der einen oder anderen Art mit großen Arbeiten zieren läßt. Sie tritt so, ersehend, an den Ort der Einrichtungen und Verhältnisse, deren alte Form untergegangen ist.

In Frankreich hat sich mit sehr löblichen Gesinnungen, eine solche Gesellschaft gebildet; aber sie hat sich nicht zu diesem uneigennütigen Gemeinfinn erhoben: ihre Stifter haben sich dem Egoismus der Mehrzahl fügen zu müssen geglaubt und eine Vertheilung der erworbenen Kunstwerke durch eine Lotterie, am Ende des Jahres, festgesetzt.

Wenn nun dies dem hier vorgeschlagenen Plane in jeder Hinsicht weit nachsteht, so ist dennoch der Fall zu berücksichtigen, daß die Beiträge eines Mitgliedes so ansehnliche wären, daß sie dem gezahlten Honorar für ein Kunstwerk gleichkämen: wo es ihm freistehen müßte, sich gegen die Direction zu erklären, daß er selbiges

als sein Privateigenthum zu besitzen wünsche. Denn alsdann hätte er die Direction mit seiner Unterstützung und seinem Vertrauen geehrt; befände sich aber in der Lage, als ob er selbst den Auftrag für sich gegeben hätte. Es müßte auf gleiche Weise auch jedem Mitgliede frei stehen, seinen Beitrag durch einen Zuschuß bis zum Betrag des gezahlten Honorars für ein bestimmtes Kunstwerk zu erhöhen. Nur müßte die Direction die Sache in beiden Fällen zur Kenntniß aller Theilnehmer bringen, damit, wenn einer oder mehrere ein gleiches Verlangen empfänden, eine Versteigerung, aber durchaus nur unter den Mitgliedern, stattfinden könne. Was diese über den gezahlten Preis austrüge, müßte Gewinn des Künstlers sein.

Der anfängliche Zweck möchte sich auf Erwerbung von Oelgemälden, Cartons, Zeichnungen beschränken, sodaß auch für den Stich derselben in der Art gesorgt würde, daß die Platten einem Verleger gegen eine Summe, die der Debit zu decken vermag, überlassen, die Differenz von den Fonds der Gesellschaft getragen würde, sobald aber die Gesellschaft Consistenz und hinreichend gesicherte Einnahme bekommen, so müßte sie sich zur Ausmahlung öffentlicher, sowohl geheiligter als weltlicher Gebäude, wie auch zur Errichtung von Denkmählern und Statuen erheben.

Es müßte sie sich nicht auf die Eingebornen eines besondern Theils von Deutschland beschränken, sondern Werke deutscher Künstler ohne allen Unterschied der Heimat suchen und annehmen.

Sie müßte nichts weniger als darauf bedacht sein, die Kunstwerke für den wohlfeilsten Preis zu erhandeln, zu dem sich die Künstler allenfalls von dem Wunsch, eine geliebte Idee darzustellen, bewegen lassen könnten, sondern vielmehr den Grundsatz haben, liberal zu verfahren, und dadurch beizutragen, daß sich auch für Privatpersonen ein angemessener Geldwerth neuer Gemälde feststelle, und die Künstler dadurch der Dürftigkeit entzogen würden, worin sie jetzt ihr Leben zubringen müssen, wenn sie nicht ihren Genius dem Erwerb aufopfern wollen.

Sie müßte weder den Gegenstand noch einzelnes in der Ausführung dem Künstler vorschreiben, sondern ihm gänzliche Freiheit lassen. Daß man einem Dichter nichts aufgeben noch vorschreiben könne, fühlt doch Jedermann, aber nur zu gewöhnlich glaubt man den Künstler leiten und gängeln zu dürfen.

Es ist zu erwarten, daß wenn in einer der ersten Städte Deutschlands eine solche Verbindung gebildet sein wird, andre Orte und Länder, anschaulich von der Güte der Sache und von ihrer Ausführbarkeit überzeugt, ein gleiches thun werden. Bis dies geschieht, könnten Auswärtige sich an die erste Verbindung anschließen, wenn diese sich verpflichtet, ihnen für ihren Wohnort oder den Hauptort ihrer Landschaft, zu öffentlicher Weihung, einen ihren Beiträgen und dem gezahlten Honorar verhältnißmäßigen Theil der jährlich erworbenen beweglichen Kunstwerke zu überlassen.

Pensionen für angehende Künstler im Jünglingsalter verfehlen häufig ihren Zweck und entscheiden nur Halbberufene für eine Bestimmung, in der sie mittelmäßig bleiben. Daher möchte es besser sein, sich ihrer zu enthalten, bis zwischen der Gesellschaft und den bedeutendsten Künstlern vertrauliche Verhältnisse angeknüpft sein werden: später wenn bei großen Arbeiten Malerschulen von selbst entstehen, wird sich auch dafür die rechte Weise finden.

Die Ansehnlichkeit der einzelnen Beiträge wird für den Erfolg entscheiden. Um die Stimme eines Mitglieds auszuüben und wählbar zur Direction zu sein, müßte wenigstens man 25 Thlr. in Gold jährlich zahlen. Da eine solche Verbindung vom Anfang her eine Form haben muß, so würden zweckmäßig die drei unter den ersten zehn Unterzeichnern, welche sich für die größte Summe verpflichtet haben (Frauen wie Männer) als Directoren zusammentreten, und sich nachher, wenn die Subscribenten bis auf wenigstens zwanzig gestiegen sein werden, noch zwei selbst zugesellen. Alle Jahre träte ein Mitglied aus der Direction und ein neuer Director würde von der allgemeinen Versammlung aller theilnehmenden Mitglieder erwählt, oder der ausgetretene wiedererwählt. Die Direction machte alljährlich einen Bericht bekannt und zeigte auch in der Zwischenzeit das Interessante öffentlich an.

### Niebuhr an Gneisenau.

Rom, den 28. Mai 1817.

Es ist mit jeder tiefen und durchdringenden Verehrung, wie die, welche ich für Ew. Excellenz empfinde, nicht nur ein demüthiges Gefühl im Verhältniß zu ihrem Gegenstande, sondern zugleich eine Scheu und Furcht verbunden, in irgend einem Schritt Unbescheidenheit, wenn auch nur scheinbar, zu zeigen, und so das Wohlwollen, oder die Ansprüche auf Wohlwollen einzubüßen, worauf man, wie auf ein Kleinod, Werth legt. Sie aber, edler und großer Feldherr, haben mir Gesinnungen von Vertrauen und Freundschaft gezeigt; und eine Aeußerung meines Freundes Savigny versichert mich, daß die Zeit und meine, durch bittere Schicksale verursachte Unthätigkeit diese Gesinnungen nicht ausgelöscht haben; also daß ich schon gestärkt bin, diese zurückhaltenden Gefühle zu überwinden, und unbesorgt Sie wegen einer Sache anzutreten, die mir unbeschreiblich am Herzen liegt. Unbeherzigt werden Sie sie nicht lassen, weil es eine würdige und große Sache ist: und als Ihnen fremd werden Sie sie auch nicht abweisen; denn Sie werden es mir und allen Ihren Freunden und Verehrern nicht ableugnen, daß die Hoffnung aller Freunde des Guten für alles Gute und Schöne sich zu Ihnen wendet, und auf dem Gedanken an Sie ruht: daß Ihnen daher nichts fremd sein kann, was diesen Adel an sich trägt, und daß der Feldherr berufen ist, im Frieden alle Zweige der Menschlichkeit und Bürgerlichkeit zu pflegen.

Daher wende ich mich an Sie, um für unsere verwaisten und verlassenen Künstler, und für die Kunst selbst, die in ihnen lebt, und durch sie unserem deutschen Vaterlande in reicher Fülle und Herrlichkeit wiedergegeben werden kann, einen starken, und eifrigen, und glücklichen Vertreter zu gewinnen: und so unserer Zeit den Besitz eines wahren Guts, ein gutes Gewissen in sich und gegen die Nachwelt, zu erwerben; dagegen sie von Veründigung und von Schmach zu befreien. Um so lieber aber wende ich mich an Sie, weil Ihre Gesinnungen für Schinkel, und Kenntniß von den Kunstwerken, an denen Sie Freude haben, mir Bürge sind, daß ich Ihnen einen willkommenen und günstig angesehenen Klienten zuführe.

Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt und unbemerkt geblieben, daß die Malerei unter unserer Nation in mehreren sehr bedeutenden Künstlern, nach einem Schlaf von Jahrhunderten und nutzlosen und verkehrten Quälereien der Bestrebungen

sie durch Akademien u. dgl. lebendig zu machen, erwacht ist. Die Werke, welche man jetzt entstehen sieht, und die Künstler, aus deren Pinsel sie entstehen, sind etwas durchaus anderes, als die Producte jener schlastrunkenen Zeit, und, wenigstens der Regel nach, ihre Urheber. Mit welchem letzten Ausspruch ich mir aber keine Feinde machen möchte, und ihn daher Ihrer Verschwiegenheit empfehle. Zwei vorzügliche Geister, zuerst Karstens und Schick, haben sich von der alten Befangenheit losgemacht und sich auf den Standpunkt der alten Meister gestellt, und von da mit ihrem Sinn und mit ihren Augen die Kunst geübt. Es ist durch sie dasselbe geschehen, was von den Herstellern und Meistern unserer Literatur im verfloffenen Jahrhundert, und es ist nur eine andere, aber der Natur nach gleichartige Entwicklung unseres deutschen Genius: auch vor ihnen gab es für die schöne Rede vortrefflich geborene Geister; aber es mußte die Fülle der Zeit kommen, damit sie sich von todtten Formen losmachten und den Kreis überschritten, worin oft auf Jahrhunderte der freie Geist gezaubert steht und sich an seiner Grenze aufreibt. Solche Männer wirken viel durch ihre That und ihre Werke; aber in mancher Hinsicht sind sie auch nur Erstgeborene einer für eine neue Regsamkeit erwachten Zeit.

Karstens und Schick starben in einer durch Verschmämmiß und Noth geknickten Blüthe. Diese Verschmämmiß würde sich das Zeitalter schwer vorzuwerfen haben, wenn ihm in seiner langen Noth die Unempfindlichkeit nicht eher als unter anderen Umständen zu verzeihen wäre. Ueberdies ist es für den deutschen Künstler ein schlimmer Nachtheil, daß er hier blüht und seinen Landsleuten daheim aus den Augen gerückt ist. Schick ward, man kann sagen allein, von Herrn und Frau v. Humboldt erkannt und unterstützt.

Ueber die Erwartungen, welche wir von der frisch auflebenden Kunst hegen müssen, sowie über die traurigen Aussichten für ihre Pfleger, wenn die Sachen sich selbst überlassen bleiben, ohne daß wohlgesinnte und eifrige Freunde des Vaterlands und des Schönen und Guten sich zusammenthun und dazu thun, habe ich mich in der Anlage erklärt, und will dies nicht wiederholen, sondern nur einiges hinzufügen und erläutern.

Es versteht sich von selbst daß das Lob der jetzt hier versammelten Künstler nichts weniger als die ganze Schaar welche diesen Namen trägt gilt, auch nicht manchen unter ihnen welcher sonst wohl in einer oder der andern Hinsicht ganz löblich arbeitet; sondern die, mit denen auf gleiche Weise eine neue Epoche in unserer Kunst anhebt und einen bestimmten Character annimmt wie mit den schon oben angeführten entscheidenden Geistern in unserer Litteratur im verfloffenen Jahrhundert. Wenn also das Vaterland den Schatz welchen es an ihnen besitzt würdigt und sich anzueignen geneigt, wie verpflichtet ist, so muß hierin sorgfältig unterschieden werden, und die Auszeichnung auf die Gefahr von der sinkenden und daher zu allen möglichen Intriguen geneigten Partei, angegriffen und angefeindet zu werden, den wahrhaft lebendigen ertheilt werden, die auch in jeder Hinsicht die ohne allen Vergleich edleren und vorzüglicheren Menschen sind. Eine intriguirende Faction hat sich hier schon gegen die ächten Künstler, unter den Kunstgenossen selbst, gebildet, welche die nämliche Rebllichkeit und die nämliche Wahrhaftigkeit zeigt, wie eine gewisse politische Partei in Deutschland, und z. B. der Berl. Correspondent der allg. Zeitung.

Auch die Malerei hat ihre Merkel (ich meine den freimüthigen Carlrieb Merkel) ihre Schmalz, Saul Ascher und R.— [Ramptz.]

Cornelius, der, meiner Ueberzeugung nach, an Poesie, Reichthum der Phantasie, Vollkommenheit der Kunst doch wohl den ersten Rang einnimmt, ist in Deutschland, und gewiß auch Ihnen, durch mehrere vortreffliche Zeichnungen — durch die Blätter aus den Nibelungen — und vielleicht auch durch die zum Faust (wenn sie nämlich schon in den Buchhandel gekommen sind) — bekannt. Hier hat sich für ihn durch die Frescogemälde, welche auszuführen sich Gelegenheit gefunden, so wie für seine Arbeitsgenossen, Overbeck, Wilhelm Schadow und Ph. Veit ein vortreffliches, und seit sehr langer Zeit geschloßenes Feld der Kunstthätigkeit geöffnet. Ich freue mich sehr, daß der Carton seines zweiten Gemäldes nach Berlin kommt, da der Minister v. Schudmann\*) die Güte gehabt meinen Vorschlag darüber sehr wohlwollend aufzunehmen. Die Fortschritte welche er in diesem zweiten Gemälde gemacht sind sehr glänzend; und wie vortheilhaft man auch schon von ihm in Deutschland denken mag, so kennt man ihn doch nur sehr unvollkommen. Was er und seine Freunde am sehnlichsten wünschen, und was auch ich für sie und für die Sache am meisten wünsche, wäre der Auftrag große Arbeiten in Fresco im Vaterlande auszuführen. Ich weiß aber wohl daß man dazu nicht auf einmal gelangen kann.

Außer Cornelius nenne ich Ihnen in alphabetischer Ordnung als sehr vorzügliche Künstler und Männer in verschiedener Art — die nicht näher bezeichneten sind Maler — Eberhard aus Vorarlberg, Bildhauer und Zeichner; Fohr, aus Oberwestphalen; Gau, aus Köln, Architekt; Koch, aus Tyrol; Moseler aus Coblenz; Overbeck aus Lübeck; Nebitz aus Holstein; Rohden aus Hessen; Rambaud aus Trier; Rittig aus Coblenz; Rudolph Schadow, Bildhauer; Wilhelm Schadow; Schaller aus Wien, Bildhauer; Suser aus Wien; Philipp Veit aus Berlin.

Wenn Sie die Anlage lesen, die an Sie gesandt wird, so ersehen und errathen Sie daß meine dringende Bitte ist daß Sie sich zu Berlin an die Spitze einer solchen Gesellschaft stellen, und für deren Bildung und Erfolg eifrig bemühen wollen. Ihr Platz ist an der Spitze von allem Bedeutenden und Heilsamen; und wer kann sich Ihnen zu folgen weigern? So wird man sich doch nicht von dem letzten Soldaten beschämen lassen wollen. Uebrigens sind einige der vorzüglichsten unserer jungen Künstler, Rheinländer, und als solche dem Schutz des schmerzlich entbehrten und lebhaft geliebten Generals Gneisenau besonders empfohlen. — Ich bitte Sie angelegentlich die Sache gütig in Ihre Hand zu nehmen und sich mit Ihrer ganzen Autorität dafür zu verwenden. Ich hoffe mich nicht zu täuschen daß sie nicht Wenigen willkommen sein wird. Zwar unserem Kronprinzen fehlen Mittel die seinem Verlangen und seiner Theilnahme entsprächen. Aber auf die fördernde und bedeutend unterstützende Theilnahme der Prinzessin Wilhelm rechne ich. Ich rechne auch auf die Kunstliebe des Staatskanzlers wie auf seine Günst für alles was unserm Staat Ehre bringt: ganz vorzüglich aber auf seine Defferenz für Sie. Vielleicht könnten Sie ihn vermögen außer seinem eigenen Beitrage, eine Unterstützung aus der Staatscasse zu bewilligen. Uebrigens bitte ich Sie für eine solche Verbindung Niemanden zu schlecht zu halten von dem sich Beiträge erlangen lassen,

\*) Minister des Innern.

sonder auch unseren Parvenu's aller Art und Stände, den Juden u. s. w. auf allen zweckmäßigen Wegen beizukommen zu suchen. Freilich muß man sich nicht zuerst an sie wenden. Findet mein Aufsatz Ihren Beifall wie er ist, so liebten Sie ihn vielleicht als Aufforderung abdrucken: und dabei anzeigen daß Sie Unterzeichnungen annähmen, wofür aber freilich auch durch verschiedenartige Leute gewonnen werden muß. Sie würden wohl die Güte haben mit Savigny über die Sache zu reden.

Vielleicht wäre es der Prinzessin Wilhelm nicht unangenehm bei der Vereinigung öffentlich bedeutend aufzutreten, und zugleich für die Sache förderlich.

Der Betrag der Subscriptionen kann nicht zu hoch gebracht werden: je lebhafter der erste Schwung desto schöner und erfolgreicher.

Es scheint mir auch politisch nicht von geringer Wichtigkeit daß Preußens Hauptstadt in einer solchen, leicht als Nationalangelegenheit anzuerkennenden Sache, vorangehe. Es ist etwas glänzendes worüber sich nicht schweigen läßt, und welches selbst die tüchtigste Bosheit nicht verbrehen kann.

Die Ausführung hängt aber ganz von der Form und Leitung ab. Zerte diese in einen unrechten Weg, so müßte etwas verpufchtes herauskommen. Die vorgeschlagene Form der Einsetzung der Direction zu Berlin scheint eine ziemliche Sicherheit zu geben, daß dies, insofern es von der abhängt, nicht geschehe. Nun aber, — da die Künstler von denen sich Heil erwarten läßt ohne Ausnahme hier sind — kommt es darauf an wie über die Annahme ihrer Arbeiten entschieden wird. Ich hoffe die Aufträge der Gesellschaft wenn sie sich bildet, als ihr Bevollmächtigter, zu erhalten: aber die Annahme und Auswahl muß von Kunstverständigen geschehen. Diese müssen entweder gar nicht in dem Falle sein zu concurriren, oder in solchem austreten. Man könnte keinen besseren finden als Plattner (:der kein glücklicher Maler ist, aber seinen kritischen und kunstrichterlichen Beruf durch die Notiz über Schick im deutschen Museum 1813 dargethan hat:) und Eberhard und Schaller, beide Bildhauer und vortreffliche Zeichner und Kenner aber nicht Maler; also ohne Rivalität. Vielleicht würden Andre Andre vorschlagen: wodurch Alles verdorben werden könnte. Diesem Ausschuß, verbunden mit mir als Repräsentanten der Gesellschaft müßte sie nicht nur die Annahme der Werke, sondern auch die Bestimmung der Preise zu überlassen das Vertrauen haben; denn weder das Eine noch das Andere kann in der Entfernung von 250 Meilen geschehen. Vorläufige Berichte und Vorschläge werden dadurch nicht ausgeschlossen. Aber ich sehe aus Proben daß man dort so wenig einen Begriff von den Preisen hat bei denen ein gewissenhaft arbeitender Künstler bestehen kann, wie überhaupt von der Kostbarkeit des Lebensunterhalts zu Rom, welchen man nach längst verschollenen Verhältnissen beurtheilt: und hierauf ist es gut bei Zeiten aufmerksam zu sein.

Ich bitte Sie, wenn Sie die Sache gütig aufnehmen für mich eine Subscription auf jährlich 100 Rthlr. in Gold bestimmt und für den Legationssecretair für 25 Rthlr. dto. einzugehen. Vorläufig kann ich mich nicht zu mehr verpflichten weil ich weit mehr für mich selbst auf die Kunst und Künstler verwende, und die Theuerung hier unsinnig ist, und ich die Agenzie nicht benutzen will. Es ist eine gehäßige und unwürdige Erpressung von armen Privatpersonen, und ich wünschte daß Preußens katholische Unterthanen sich wenigstens so weit es von mir abhängt vorzüglich gut behandelt fühlen mögen.



Mittheilungen des Plans ergehen an andere deutsche Städte, nicht ohne Hoffnung einiges Erfolgs.

Von mir und meiner Lage schreibe ich Ihnen nichts. Da man mir gar keine Instructionen zu Unterhandlungen und Geschäften sendet, so bin ich verächtlich unnützlich: jeder Officiant der Dataria kann diese Geschäfte ausführen. Es gehört auch wohl dazu damit ein Exil vollkommen sei daß man darin ganz unthätig sein muß, und so um so eher vergessen wird. Gelänge es mir nur den Künstlern zu helfen, so wüßte ich warum Gott sonst so grausam gewesen ist mich nicht vor zwei Jahren von der Erde zu nehmen. — Ich empfehle meinen Cornelius dem Staatskanzler noch besonders zu einer Aushilfe aus großer Noth: o nehmen Sie sich auch dieser Supplik an! Es ist nicht gleichgültig, daß die Regierung sich liebend und achtungsvoll gegen die Vorzüglichen unter den neuen Untertanen zeige. Es kann damit viel ausgerichtet werden. Wir stehen schmählich gleichgültig für unsere Künstler da. Zwar nicht mehr als die Oesterreicher: — aber wenn man sich erst mit denen vergleichen muß! Franzosen und Spanier beschämen uns tief.

Nichten Sie, innig verehrter General meinen Schritt wenigstens nicht unfreundlich: erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen, und genehmigen Sie meine tiefe und unvergängliche Ehrerbietung und Ergebenheit

Niebuhr.

Gneisenau an Niebuhr.

Erdmannsdorf bei Hirschberg, den 15. Oktober 1817.

Hochgeehrter Herr Geheimer Staatsrath!

Ein Schreiben aus hochklassischer Erde, von einem weltkundigen Gelehrten, und zugleich von einem hochverehrten Mann ist eine freudige Erscheinung. Sie könnten mich des Unbanks gegen die Gewährung eines solchen Genusses beschuldigen, indem ich es bis jetzt verschob zu antworten; da ich indes bis zu diesem Augenblick noch nicht ein Ergebnis des von Ihnen mir gewordenen Auftrags melden kann, so werde ich vor Ihnen gerechtfertigt erscheinen. Länger aber darf ich nicht zögern, ein Zeichen des Lebens von mir zu geben, damit Sie nicht unnötiger Weise vermeinen durch Ihr Wohlwollen einen Unbankbaren gemacht zu haben. Ich will wenigstens melden, was ich von der Möglichkeit der Ausführung Ihres Auftrags halte.

Als bald bei Lesung Ihres Briefes und dessen Beilage sind mir Zweifel aufgestiegen, ob ein solches Unternehmen, als Sie sich gedacht, in Berlin wohl ausführbar seyn und ob Ihre Idee daselbst einen fruchtbaren Boden finden könne? und wenn ich mir den Zustand der Gesellschaft daselbst, deren Zwecke und Treiben schilderte, so mußte ich mir verneinend antworten. Meinen Ansichten indes nicht genug vertrauend, [beschloß ich?] mit Savigny und Schinkel Rath zu halten und meine eigne Ueberzeugung erst zu prüfen. Dies ist geschehen, und beide stimmten der meinigen bei.

Berlin nämlich ist eine neue Stadt. Alte Erinnerungen herrschen in ihr nicht; sie muß sich an das Neue halten. Bildungen der Vergangenheit sind da nicht; sie muß sich an Schöpfungen für die Zukunft erfreuen. In einer solchen Stadt — und nach ihr bildet sich der Geschmack des jungen Staates — hat die

Malerei nur wenige Freunde. Achen allein besitzt mehr gute Gemälde als in Berlin der Hof und die Stadt zusammen.

In Berlin lebt ferner nicht der begüterte Adel der Provinz, sondern dieser haust auf seinen Landsitzen, die er mit Tapeten oder schlechter Wandmalerei nothdürftig schmückt. Wohnte er in der Hauptstadt, so würde er schon aus Eitelkeit etwas für die Künste thun. Dann sind in Berlin nur wenige reiche Leute, die Vornehmeren derselben gehören der Beamten-Welt an und diese können nur mit Anstrengung ihren Hausstand aufrechterhalten, um mit ihm auf der Höhe der dortigen Lebensweise zu bleiben.

Ueberdies hat sich dort ein verderblicher, der Nachwelt nicht frommender Luxus im Essen eingefunden, der Zeit- und Gelbraubend und Geists tödend zugleich ist. Mahlzeiten und Mahlzeiten und in diesen eine Menge kostbarer Gerichte jagen sich. Die Gflust hat sich aller Stände bemächtigt. Wir werden bald unsere Lorbern ver-schmaust haben, und die Erinnerung daran. Mir ist dieses ewige Essen empörend gewesen. Junge Leute, die sonst nur, und manchmal zuviel tranken, trinken jetzt weniger, aber kostbarer, dafür aber essen sie um so mehr und zwar vom theuersten.

Wenn demnach ein wohlhabender Mann aus dem reicheren Mittelstand oder ein vornehmer Staatsbeamter, der aber nicht mit großen Glücksgütern ausgestattet ist, auf der Höhe der Berliner Lebensart sich halten, eine Anzahl Mahlzeiten das Jahr über geben und Frau und Tochter mit Spitzen und morgenländischen Shawls ausstatten, überdies auf kostbares Hausgeräthe — denn auch dies gehört in Berlin zur Vervollständigung des Anstandes — ansehnliche Summen verwenden muß, so gehört die sorgsamste Sparsamkeit dazu, um nur Schuldenfrei das Jahr zu beendigen und Nichts bleibt übrig für die Künste.

Auch ist der Sinn dafür nur wenig ausgebildet. Am meisten noch unter unsern Prinzen, vor allem beim Kronprinzen, aber diese Herren selbst müssen, bei ihrem geringen Einkommen, sehr streng haushalten, um nur manchmal ein Landschaftsgemälde von 30—40 Frd'or kaufen zu können. Der Kronprinz allein hat eine Sammlung von etwa 20 Stück Schildereien, die es anzusehen verlohnt. Er würde besseres haben, wenn ihm nicht Geld mangelte.

Frauenholz aus Nürnberg ist letzten Sommer mit einer Anzahl vortrefflicher Schildereien und vielen Kupferstichen in Berlin gewesen, vermeinend bei der siegreichen Nation einen guten Markt zu finden; er ist Nichts losgeworden.

So ist der Zustand des Sinnes für Kunst in Berlin, das werden Ihnen Alle bezeugen, die ihre Aufmerksamkeit hierauf gerichtet haben. Schinkel selbst, der doch gewis den Stand desselben zu beobachten Gelegenheit hat, pflichtet mir bei. Wenige Tage vor meiner Abreise von Berlin, war er, nach einer langen Abwesenheit, nach der Hauptstadt zurückgekommen und sofort habe ich mit ihm über Ihren Entwurf berathschlagt. Er verhiess mir, während meiner Abwesenheit dafür thätig sein zu wollen, damit wir, nach meiner Zurückkunft zu einem Versuch der Ausführung schreiten möchten. Durch die Verzögerung der Wieder-Eröffnung des Staatsrathes verschiebt sich auch meine Rückkehr nach Berlin, ich wollte es daher nicht länger anstehn lassen Ihnen zu melden, welcher der Stand der Angelegenheiten sei, wobei ich Sie denn bitte, bis zu meinem weiteren Bericht sich zu gebulden.

Ich habe nun in diesem Briefe soviel über Kunst geschrieben, als ob ich ein Kunstkenner sei; aber so wenig von solchem göttlichen Sinn wohnt mir inne, daß ich durchaus unfähig bin, ein gutes Gemälde von einem schlechten zu unterscheiden. Nur die Zeichnung und Perspective sowie die Architektur vermag ich einigermaßen zu beurtheilen, und nur Landschaftsgemälde sprechen mein Gefühl an. Ich besitze 6 derselben von Schinkel und dies ist mein ganzer Reichthum. Wenn ich daher in den Ruf der Kunstkennerie gekommen sein sollte, so muß ich Einspruch dagegen thun. Gallerien habe ich manchmal besucht, Tausende von Gemälden gesehen, wenig davon ist mir im Gedächtnis geblieben, von der Kunst und Art fast Nichts. Darum kaufe ich nicht alte Gemälde, damit ich nicht Fehlgriffe mache, auch bin ich nicht reich genug dazu; aber wohl will ich neue Künstler unterstützen, wenn ich mit dem Bau meines Hauses und meiner Wirtschaftsgebäude fertig seyn und meine durch lange Abwesenheit und Betrug verworrenen Angelegenheit geordnet haben werde.

Von der Art der Wirksamkeit unseres Staatsrathes sind Sie wohl auf anderen Wegen unterrichtet. Es haben einige Talente darinn sich offenbart. Humboldt hat durch ein treues Gedächtnis und eine scharfe Dialektik gegläntzt aber übrigens Vertrauen sich nicht erworben. So sehr er sich dagegen sträubte dennoch mußte er aus dem Mittelpunkt sich entfernen. Seine Sendung nach London sieht er selbst für eine Verbannung an. Die Gelegenheit, des Lehnsessels des Fürsten Hardenberg sich zu bemächtigen, wenn dieser ihn verlassen sollte, kann er nun von fernher nicht so bequem erspähen. Ungebuldig berechnete er, wie lange dieser noch leben könne; die Wiedergenesung desselben, und seine, des Humboldt, Entfernung aus der Hauptstadt stören nun gewaltig seine Berechnungen. Dieser Weltmensch vermeinte die Menschen nur allein mit Verstand und List regieren zu können. Sicherlich würde er eine sehr gebiegene Opposition gegen sich haben, gelänge es ihm, der Nachfolger des Staats-Kanzlers zu werden. Der Staatsrath, an Erhaltungsmitteln arm, kann indessen durch sein Veto sehr bedeutend werden und ein Minister wird fortan wenig ausrichten, wenn er nicht das Vertrauen dieser Versammlung sich erwerben kann. Darum würde Herr v. Humboldt an ihm scheitern.

Sie, Hochverehrter, sitzen dort am Stamm der Hierarchie, die in dem italischen Boden so tiefe Wurzeln geschlagen hat, und von da aus können Sie alle Bewegungen beobachten und beurtheilen, die diesem verdorrten Baum Leben nehmen oder geben sollen. Mir scheint es, als ob die Reformation in stetiger fernerer Entwicklung sei und das italiänische Priesterreich dagegen nicht ausbauen könne; daß, statt im steten Kampf sich abzumühen, es besser sei, die Entwicklung zu beschleunigen, die katholische Kirche vom römischen Priesterthum zu trennen, und sie der jedem Lande gemäßen Entwicklung zu überlassen. Die Cardinals Maximen wirken doch nur verfinstern ein; später muß man dennoch alles Sträubens ungeachtet die Vernunft in ihr Recht sich einsetzen lassen; es ist demnach besser, daß man dazu helfe. Möge die deutsche katholische Kirche zuerst dieses Vortheils genießen. — An Ihren ehelichen und Vaterfreunden haben wir, Ihre Freunde, herzlich Theil genommen. Mögen wir Sie bald wiedersehen. Die unverbrüchlichste Ergebenheit hat Ihnen gewidmet

Ihr alter [?]

Gneisenau.

## Ueber Ziele und Wege der internationalen Gesundheitspflege.

(Nach einem am 7. September 1880 beim internationalen Kongresse für Hygiene zu Turin gehaltenen Vortrage.)

Von

Dr. Finkelnburg.

Als vor kaum 8 Jahren der erste Ruf nach einer internationalen Institution zum Schutze Europa's gegen Seuchengefahr von wissenschaftlicher Seite erhoben wurde und bald darauf unter des österreichischen Kanzlers mächtiger Fürsprache zu greifbarem Erfolge zu führen schien, da fehlte es selbst in ärztlichen Kreisen nicht an Warnern vor etwa vorzeitigem Uebergreifen der hygienischen Bestrebungen über die Landesgrenzen hinaus. Lag doch die zarte Pflanze der staatlichen Gesundheitspflege selbst noch in argem Kampfe um ihre eigene Existenz, um Anerkennung einer berechtigten Stellung im Verbande der öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen. Als besondere wissenschaftliche Disciplin noch von der Mehrzahl der medicinischen Facultäten in Deutschland verleugnet, als Staatsinteresse von der Bürokratie nur in engster Abhängigkeit und Beschränkung gebildet, — wie sollte die Hygiene eine gastlichere Aufnahme hoffen bei der diplomatischen Welt, die jede Einmischung ungeweihter Stimmen in irgendwelche Beziehung zum Auslande als Sacrileg betrachtet?

Und der Erfolg schien den kopfschüttelnden Zweiflern Recht zu geben. Die mit so enthusiastischer Zuversicht verkündete Schöpfung, zu der die amtliche Wiener Sanitätsconferenz 1874 bereits den fertigen Plan den Mächten vorgelegt, verschwand im stillen Grabe so mancher philanthropischer Hoffnungen, in den Actenschranken der hohen Diplomatie. Principielle Bedenken gegen jede technische internationale Centralstelle, Besorgniß vor mangelhafter Begrenzbarkeit ihres Arbeitsfeldes, Zweifel an der wirklichen Leistungsfähigkeit des hygienischen Wissens, noch größere Zweifel an der allseitigen politischen Geneigtheit zur Einräumung der nöthigen Vollmachten, — das waren die Erwägungen, welche als Motive der Ablehnung gelegentlich nach außen verlauteten. Diese Ungunst der Cabinete vermochte indeß nicht die Bewegung zu entmutigen, welche im Gegentheil bei den Vertretern des öffentlichen Gesundheitsinteresses immer entschiedenere Anhänger gewann, und noch im September 1879 auf der Generalversammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Stuttgart unter Anregung unseres hochverdienten Epidemiologen Prof. Hirsch zum entschiedensten Ausdruck gelangte.

Muß der Hygieniker sich den Directiven der hohen Staatspolitik gegenüber als incompetent bescheiden, so darf er darum nicht von der Schwelle des allgemeinen socialwissenschaftlichen Denkgebietes sich zurückweisen lassen, auch da, wo letzteres über die Grenzpfähle des Vaterlandes hinausweist. Mit der wachsenden Geltung der Hygiene im öffentlichen Leben erwachsen nothwendig auch neue Gesichtspunkte für ihre Bedeutung im Verhältnisse der Nationen zu einander, und dies um so mehr, da schon die allgemeine Entwicklung der internationalen Beziehungen

in unserer Zeit es kaum noch gestattet, irgend eine der öffentlichen Wohlfahrtsfragen im engen Rahmen der politischen Landesgrenzen abschließend zu betrachten. Ist es doch eines der wohlthueendsten Ergebnisse der ganzen modernen Culturentwicklung, daß die civilisirten Volksverbände nach so langer Gewohnheit, alle Interessenconflicte zu blutigem Austrag zu bringen, nach so langer Herrschaft der rohen Gewalt, sich mehr und mehr zu dem Bewußtsein einer solidarischen Gemeinschaft der sittlichen und materiellen Interessen erheben; daß sie ihre Erstarkung und die Förderung ihrer Ziele nicht mehr in der Schwäche und Niederhaltung des Nachbarn, sondern in der Verbindung mit ihm zu vereintem, nutzbringendem Schaffen und Wirken erkennen. Wenn erleuchtete Geister schon vor Jahrhunderten es aussprachen, daß der Staat sich zur gesammten Menschheit in das gleiche Verhältniß stellen müsse, wie das Individuum zum Staate, wenn Hugo Grotius, der seinem Zeitalter so weit vorausseilende Denker, bereits ein „Genossenschaftsrecht der europäischen Staaten“ entwarf, welches seinen Zeitgenossen als gelehrte Utopie erschien, so war erst unserer Generation beschieden, sich der ersten wirksamen Anfänge eines solchen Genossenschaftsrechtes auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Wohles zu erfreuen. Und dieser Fortschritt ist nicht etwa das bloße Ergebnis besserer Einsicht, sondern wesentlich eine Folge der gewaltigen Verkehrsentwicklung, welche zu neuen Organizationen gebieterisch hindrängt. Die Beziehungen der Nationen zu einander haben einen gänzlich veränderten Charakter angenommen. Personen- und Waarenverkehr zwischen den entlegensten Reichen sind an Schnelligkeit verzehnfacht, an Umfang verhundertfacht. Neue Bedürfnisse, neue Bedingungen des materiellen und geistigen Wohlstandes sind daraus hervorgegangen. Das Prinzip der Arbeitstheilung findet seine Anwendung mehr, als je vorauszusehen war, auf die gewerblichen und idealen Aufgaben der verschiedenen Nationen. Mehr als ehedem arbeitet jedes Volk für andere Völker mit. Unterbrechungen des Verkehrs zwischen zwei benachbarten Reichen sind heute störender für das Individuum, als ehedem die Unterbrechung des Verkehrs zwischen zwei Nachbargemeinden desselben Reichs. Auch die persönlichen Beziehungen zwischen verschiedenen Ländern sind weit zahlreicher und inniger, die internationalen Eheverbindungen häufiger geworden, und tausende von Familien bilden durch nationalgemischte Abkunft oder durch wiederholten Wechsel des Aufenthaltslandes eine vermittelnde Bevölkerungsgruppe — meist an Bildung verhältnißmäßig hochstehend —, für welche der Cultus politischer Interessenbegrenzung keinen Boden hat. Die Tradition des patriotischen Gefühlsantagonismus gegen Alles, was außerhalb der eigenen Nation lebt und webt, — diese alttestamentarische Tradition einer egoistischen Staatsanschauung, von welcher sich die christliche Weltordnung noch nicht frei zu machen vermocht hat —, kann gegenüber der heutigen Verkehrslage sich nicht mehr behaupten. Zwar stehen ihr noch mächtige Interessen zur Seite; — manche bevorzugte Klassen fürchten das Hereinbrechen des internationalen Humanismus und die militairischen Geister sehen darin den Untergang der nationalen Kraftübung —; aber die öffentliche Meinung der Gebildeten sucht die richtigen Ziele nationaler Kraftübung heute auf ganz anderen Gebieten, als auf den Schlachtfeldern. Keine Macht der Erde vermag das Rad des Fortschritts aufzuhalten, welches langsam, aber unentwegt vorwärts drängt zur Herstellung freund-

schaftlicher Verständigung über gemeinsame Wahrung der solidarischen Interessen aller civilisirten Nationen. Zweifelsohne fehlt es nicht an Versuchen fanatischer Ueberstürzung bei dieser Bewegung wie bei jeder andern, und die „internationalen Bestrebungen“ vermögen sich des Beigeschmacks revolutionärer Wege nur mühsam zu erwehren. Aber zur Abwehr solcher Ueberstürzungen würde kein Weg ungeeigneter sein, als eine Befestigung des Prinzips in seinen berechtigten Grenzen friedlicher Entwicklung. Dieser Einsicht haben sich auch die Regierungen der leitenden Staaten Europas nicht verschlossen. Zwar mußten die Forderungen der internationalen Friedenscongresse und verwandter philanthropischer Vereinigungen nach einem ständigen „europäischen Kräopag“ oder nach einem constituirenden „congrès des nations“ als verfrühte Träume zerrinnen, und der internationale Rechtsboden ist im Principe derjenige einer äußerst dehnbaren „comitas gentium“, eines „droit de convenance“ geblieben, gegen dessen Verletzungen eine friedliche Correctur meist nur in sogenannten „Retorsionsmaßregeln“ gefunden wird.

Aber der Anfang zu bestimmten Organisationen ist doch auf verschiedenen und zwar sehr wichtigen Einzelgebieten bereits mit Erfolg gemacht.

Wir sehen den Verkehr auf dem großen neutralen Tummelplatze, auf der See, befreit von seinen einstigen mannigfachen Fesseln, und diese Freiheit unter den Schutz sämmtlicher Mächte gestellt. Wir wissen das Recht des neutralen Handels und die Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See, auch im Kriege, durch völkerrechtliche Vereinbarungen gewährleistet; Seeraub und Sklavenhandel sind als Völkerrechtsverbrechen erklärt, welche jeder seefahrende Staat, auch wenn seine eigene Flagge nicht angegriffen worden, zur Strafe ziehen darf; Angehörige fremder Staaten sind gesichert durch Consular- und Handelsverträge, durch Regelung der Auslieferungspflicht und der Gültigkeit gerichtlicher Erkenntnisse im Auslande. Die Erleichterung des allgemeinen geistigen und materiellen Weltverkehrs ist in einem früher unmöglich geglaubten Grade hergestellt durch den Weltpostverein und die Telegraphenverträge; Verkehrswege von internationaler Wichtigkeit, wie die Donaumündungen, sind ständigen internationalen Behörden unterstellt, und auf einigen wissenschaftlichen Forschungsgebieten von gemeinsamem staatlichem Interesse sind permanente internationale Commissionen wirksam, wie diejenigen für allgemeine Statistik und für Meteorologie. Einen ganz hervorragenden Triumph aber hat die internationale Humanität gefeiert durch die Genfer Convention, welche, die Schrecken der Kriegsführung zu mildern bestimmt, bereits so sehr segensreiche Früchte getragen hat. Diese Früchte beschränken sich nicht auf die weit bessere Hülfleistung für Verwundete und Kranke; sie reichen auch, wie die Erfahrungen der letzten großen Kriege beweisen, herüber ins Gebiet der eigentlichen Hygiene. Nur der Genfer Convention ist die Schnelligkeit und Ordnung zu verdanken, mit welcher die massenhaften Ansammlungen von Verwundeten und Kranken verhütet, ein rasch zerstreutes System der Evacuation aus den Feld- und Kriegslazarethen durchgeführt und dadurch der sonst unvermeidliche Ausbruch von Epidemien im Gefolge der decimirten Armeen verhütet wurde. Die nur auf Grund derselben Convention mögliche Organisation der freiwilligen Hülfe im Kriege hat überdies eine dauernde Vereinsthätigkeit wachgerufen, deren Verwerthung auch bei etwaigen Seuchenausbrüchen im Frieden sich in hohem Grade lohnend erweisen wird.

Die Genfer Convention ist nicht die einzige Errungenschaft für das internationale Gesundheitsinteresse. Schon vor dem Abschlusse dieses Bündnisses zur Vinderung des menschlichen Elends im Kriege waren, wenngleich nur in engerem Kreise, die ersten Schritte geschehen, auch den Würgengeln des Friedens, den großen Volksseuchen durch gemeinsames Handeln der Nationen entgegenzutreten. Frankreich gebührt der Ruhm, nach wiederholten und anfangs vergeblichen Bemühungen zuerst im Jahre 1851 eine Sanitäts-Convention zur Abwehr der Pest, der Cholera und des Selbstiebers herbeigeführt zu haben, und die italienischen Staaten waren nebst Portugal die ersten, welche diesem verdienstlichen Unternehmen sich angeschlossen. Die Regierungen der Nordreiche, mehr beherrscht durch politische Rücksichten und weniger beeinflusst durch eine starke öffentliche Meinung als diejenigen ihrer südlichen und westlichen Nachbarn, hielten mit ihrem Beitritte zurück, und erst erneute schwere Heimsuchungen durch die gefürchtete Cholera nöthigten auch sie wenigstens zur Theilnahme an Berathungen über gemeinsame Schritte und Einrichtungen. Diese Berathungen, gepflogen 1866 zu Konstantinopel und 1874 zu Wien, führten zu bedeutsamen Klärungen über Ursachen und Verbreitungs-Bedingungen der Cholera, aber nicht zu der gehofften Uebereinstimmung bezüglich der Maßregeln gegen dieselbe, namentlich bezüglich der hochwichtigen Quarantaine-Frage. Mit vollster Einstimmigkeit dagegen wurde von der Wiener Conferenz der bekannte Beschluß gefaßt, daß die Errichtung einer ständigen internationalen Seuchencommission dringend wünschenswerth sei. Unmittelbare practische Folgen resultirten aus den Verhandlungen beider Conferenzen sehr wenige, und thatsächlich besteht bis heute keine andere sanitäre Vereinbarzung der europäischen Staaten als diejenige, welche zuerst in den Jahren 1851—53 zwischen Frankreich, Portugal, den italienischen Staaten und der Türkei zu Stande gekommen ist und der sich die übrigen europäischen Mächte nur bezüglich einzelner Punkte in der Folge angeschlossen haben. Durch dieselbe wurde das Quarantaine- und Lazarethwesen in den Häfen der contrahirenden Staaten gleichmäßig geregelt; der „conseil supérieur de santé“ zu Konstantinopel wurde durch europäische Mitglieder (in gleicher Anzahl mit den ottomanischen) ergänzt, und die Errichtung mehrerer Beobachtungsposten an wichtigen Punkten der Levante in's Leben gerufen, an welchen zum Zwecke genauerer Erforschung der Epidemien und zuverlässiger rascher Berichterstattung europäische Aerzte angestellt wurden.

Die Thätigkeit dieser „médecins sanitaires européens“ sowohl wie des „conseil supérieur“, welchem letzteren von Seiten der ottomanischen Regierung alle Förderung in anerkenntnswerthester Weise zu Theil wurde, hat sich bei manchen Anlässen als eine sehr nützliche erwiesen, ohne indeß den daran im Allgemeinen geknüpften Erwartungen jemals ganz entsprechen zu können. Auch die im Jahre 1866 auf Grund der Conferenzbeschlüsse zu Konstantinopel eingeführte Aufsicht über die Pilgerschiffe im Oriente, die Errichtung von Quarantainen am rothen und kaspischen Meere, und die Anstellung von Sanitäts-ärzten in Persien und Egypten brachten keine größere Sicherstellung gegen die von dort drohenden Gefahren. Der ungenügende Erfolg ist nicht dem mangelnden guten Willen irgend einer der betheiligten Mächte zuzuschreiben, und

insbesondere die türkische Regierung hat manches Opfer an Selbstverleugnung gebracht, um mit Hilfe der europäischen Autoritäten das Mögliche in ihrem Gebiete zu leisten. Aber gerade in diesem Gebiete, welches die Hauptstraßen der Cholera und die Haupt-Entstehungsheerde der Pest umschließt, thürmen sich die Schwierigkeiten so hoch, daß zu ihrer Beseitigung viel bedeutendere Mittel in Bewegung gesetzt werden müssen, als der türkischen Regierung allein zu Gebote stehen. Die fortgeschrittene Kenntniß von dem Wesen der Epidemien und von den Bedingungen ihrer Verbreitung hat andere Aufgaben in den Vordergrund gebracht als die herkömmlichen Absperrungsmaßregeln von Reich gegen Reich. Letztere Maßregeln können nur noch als bedauerliche Aus Hilfsmittel betrachtet werden gegenüber solchen Ländern, in welchen die eigentlich wirksamen und nothwendigen Präventiv- und Bekämpfungsmittel entweder ganz außer Anwendung bleiben oder nur einer unvollkommenen Durchführung fähig sind. Die Aufgaben der Zukunft aber zielen dahin, vor Allem die Bedingungen genauer zu erforschen, welche für die Entstehung und Verbreitung der Epidemien maßgebend sind, — demnächst eine dem Ergebnisse dieser Forschungen entsprechende Assanirung der gefährdeten Ortschaften, — und endlich beim Ausbruche von Epidemien die unmittelbare Isolirung jedes vorhandenen Seuchenherdes zu bewerkstelligen. Schon die erste dieser Aufgaben aber, die Erforschung der Seuchen-Ursachen, bezüglich deren so viele wichtige Punkte der Aufklärung harren, ist ein Problem, dessen Lösung die Leistungssphäre einer einzelnen Regierung und ihrer Sachverständigen übersteigt, welches vielmehr nur durch planmäßige Arbeit einer internationalen Commission mit Hilfe besonderer wissenschaftlicher Expeditionen nach manchen entlegenen Gegenden hin zum Austrage zu bringen ist. Das Gleiche gilt von der Feststellung der vorbeugenden Maßregeln. Die Assanirung der Seuchen = Brennpunkte im Oriente herbeizuführen, wird bei den immensen in den dortigen Culturzuständen begründeten Schwierigkeiten nur dann möglich sein, wenn den dortigen Behörden dabei die Autorität und die sachverständige sowohl wie finanzielle Unterstützung der europäischen Mächte zur Seite stehen. Ganz besonders aber sind es die Maßregeln beim wirklichen Ausbruche von Epidemien, welche, um eine allgemeine beruhigende Wirksamkeit zu erzielen, in der Thätigkeit einer wohlorganisirten zwischenstaatlichen Einrichtung ihren Stützpunkt finden müssen. Nur mit dieser Hilfe ist es ausführbar, den Schauplatz des sanitären Handelns von den politischen Grenzen, welche oft eine ganz unermäßig große Ausdehnung besitzen im Vergleiche zu dem Umfange der Infektionsheerde, ausschließlich nach den Grenzen der letzteren, nach der sanitären Grenze hin zu verlegen, auf welche letztere es sachlich allein ankommt. Mit dieser Verlegung des Handelns nach dem Orte des Uebels hört die Verschwendung an Geld und Arbeit, die kolossale Schädigung des Handels und Verkehrs auf, welche dem bisherigen Systeme anhafteten, — und dabei ist das Ergebnis ein weit sichereres. Aber bei der ungeheuren Verantwortung, welche jede Regierung gegenüber den Gefahren einer großen Epidemie trägt, kann sie sich von der Pflicht des eigenen Grenzschutzes nur dann entlastet fühlen, wenn die im betroffenen Nachbarstaat geschehenden Maßregeln einer Controle unterliegen, an welcher sie selbst theilnimmt. Ohne eine durch



ihre Zusammensetzung Vertrauen einflößende internationale Control-Commission wird auch das absoluteste gegenseitige Vertrauen befreundeter Regierungen nicht hinreichen; um der öffentlichen Meinung gegenüber ein passives Verhalten an der eigenen Landesgrenze verantworten zu können.

Noch eine andere Erwägung fällt in gleicher Richtung in's Gewicht, besonders für solche Regierungen, welche mit dem Gedanken an eine Ingerenz des Auslandes sich schwer zu befreunden vermögen. Alle Maßregeln gegen die Verbreitung einer Seuche werden jederzeit ihre Gegner finden, welche irgendwie ihre Interessen dadurch gefährdet glauben, und solchen Gegnern und Interessen wird es auch nie schwer fallen, Allirte unter den Männern der Wissenschaft zu finden, da in den wissenschaftlichen Kreisen ja noch sehr abweichende Meinungen über den Werth oder Unwerth der verschiedenen Präventiv-Maßregeln bestehen. Dadurch wird beim Publikum zur Zeit der Gefahr leicht eine gewisse Beunruhigung, auch wohl eine zögernde Unterstützung der officiellen Maßregeln veranlaßt. Dies würde gewiß auf keine Weise sicherer vermieden, als durch eine Feststellung der betreffenden Maßregeln von Seiten der vereinten Autorität der hervorragendsten europäischen Sachverständigen. Auch bei den Staatsregierungen würden Verstimmungen über vermeintliche oder wirkliche Uebertreibung der Verkehrsbeschränkungen dann nicht leicht aufkommen können, wenn diese letzteren von einer internationalen Commission angeordnet oder wenigstens empfohlen würden. Endlich würde auch die Berichterstattung über örtliche epidemische Vorgänge und über den Erfolg der getroffenen Maßregeln leichter, zuverlässiger und mit geringerer Hemmung durch politische Rücksichtnahmen vor sich gehen, wenn diese Aufgabe einer zwischenstaatlichen Behörde zufiele.

Es bedarf nach dem Vorstehenden wohl keiner weiteren Hinweise, um die Errichtung einer internationalen Commission zur Erforschung und Bekämpfung der Seuchen als eine unabweisbare Wohlfahrtsmaßregel erkennen zu lassen. Diese Einrichtung muß aber eine ständige sein; denn es handelt sich nicht bloß um solche Ermittlungen und Maßregeln, welche zur Zeit herrschender Seuchen anzuordnen, sondern auch um fortdauernde Studien und um ein vorbeugendes Wirken während der seuchefreien Zeiten.

Wenn eine große Epidemie ausbricht, so muß die Organisation zu ihrer genauen Beobachtung und Bekämpfung eben so fertig dastehen, wie beim Ausbruch eines Krieges der Generalstab. Soll letzterer sich erst formiren, wenn der Feind an der Grenze steht, so läuft er Gefahr, denselben entweder schon als Sieger oder überhaupt gar nicht mehr zu finden. In dem zweiten, für das Gemeinwohl glücklicheren Falle befanden sich unsere europäischen Delegirten beim letzten Pestausbruche. Als sie nach monatelangen Präliminarien, nach diplomatischer Beschwichtigung der politischen Empfindlichkeiten, nach allen erforderlichen Verständigungen und Vorbereitungen endlich vermochten an Ort und Stelle zu gelangen, war kein Pestkranker mehr in Sicht, und ihre Berichterstattung mußte sich auf Mittheilungen aus zweiter Hand beschränken; — eine für Wissenschaft und Praxis kostbare Gelegenheit zu möglichen Aufschlüssen über Entstehung und Natur der Krankheit war verloren. Lag die Schuld an den Delegirten? Gewiß nicht; diese Männer haben ihre schwierige und gefahrvolle Mission mit einem Opfermuth und Eifer ergriffen

und durchgeführt, welcher ihnen den dauernden Dank ihrer Mitbürger sichert. Lag die Schuld an den zeitigen Trägern der Regierungsgewalt in den beteiligten Reichen? Gewiß eben so wenig; denn jedes der letzteren, Rußland ebenso wohl wie seine Nachbarstaaten haben die Vorbereitungen mit Ernst und möglichster Beschleunigung geleitet. Rein, die Schuld lag nur daran, daß eben diese Vorbereitungen, diese diplomatischen und technischen Vorverhandlungen zwischen den Regierungen, diese Umschau nach geeigneten Männern, die Vereinbarung des Planes zwischen den letzteren, und ihre Ausrüstung zur Expedition, — daß alle diese zeitraubenden Präliminarien überhaupt nothwendig waren. Sie waren nothwendig nur deshalb, weil es an einer vorgebildeten fertigen Organisation fehlte, weil jene Institution fehlte, welche von der Wiener Conferenz mit richtigem Vorausblick einstimmig gefordert worden, — eine ständige internationale Seuchencommission. Und wenn uns morgen die Hiobspost von einem erneuten Ausbruche der „Krankheit von Astrachan“ zuginge, würden wir der Aufgabe, uns zu schützen, besser gerüstet gegenüber stehen? Nicht im Geringsten! Wiederum würde es gelten, zunächst die politische Schwierigkeit irgend welcher an auswärtige Controle erinnernden Maßnahmen zu überwinden, und wieder würden alle weiteren Vorbereitungen sich unvermeidlich so lange hinziehen, bis entweder die Seuche wieder erloschen oder aber vielleicht aus ihrem ursprünglich begrenzten Heerde heraus sich zur europäischen Katastrophe entwickelt hätte. Im ersten Falle wäre wieder die Liebesmühe verloren, im letzteren würde wohl viel schätzbares Material gewonnen zum gründlichen Studium der Krankheit selbst, aber nicht ihrer Entstehungs-Bedingungen, auf deren genauere Kenntniß es doch vor Allem ankommt.

Wie ist es möglich, wird man fragen, daß nach so ernster Mahnung die Regierungen Nichts gelernt, daß sie sich nicht beeilt haben, die von dem sachverständigsten Tribunale Europa's schon Jahre vorher so dringend empfohlene und im Plane fertig entworfene Institution ins Leben zu rufen? Aber warum, — so möchten wir dagegen fragen, — nur immer die Regierungen verantwortlich machen? Haben denn die Volksvertretungen, die Parlamente etwa ein geringeres Interesse oder eine geringere moralische Verantwortung? Und welche unter allen Volksvertretungen in Europa hat denn etwa nach dem Erlöschen der Pest von Beljanka ihre Stimme erhoben zu Gunsten einer Ausführung der Beschlüsse der Wiener Conferenz? Wenn keine Anregung aus der Mitte der Repräsentanten der Nation kommt, wer will da eine wirksame Action erwarten von den Regierungen, welche, stets mit Macht- und Partei-Interessen im Kampfe, nur selten Zeit und Lust haben, für reine Wohlfahrtsfragen, die weder auf politische noch auf finanzielle Vortheile abzielen, Mühe und Opfer zu verwenden? So lange die Pest herrschte, war sie eine Macht, die man fürchtete und mit der man rechnen mußte, schon um der großen eventuellen Verantwortlichkeit willen; — sobald die Pest erloschen war, galt Jeder als Doctrinär, der noch Ansprüche weiterblickender Vorforge an die öffentlichen Gewalten erhob. Es gehört nun einmal zur Signatur unserer Zeitepoche, nur den drängenden Erfordernissen des Augenblicks zu leben, nur den Fragen Einfluß zu gönnen, welchen eine „Opportunität“ im Sinne des politischen Macht-Effectes, des Finanzertrags oder der öffentlichen Meinungsgunst zukommt. Die

beiden ersteren Allianzen liegen der Hygiene fern, nur in der öffentlichen Meinung kann sie ihre Stütze und Förderung finden; — so lange ihr diese aber nicht in höherem Maße zu Theil wird als bisher, hat sie von den Regierungen wenig zu hoffen.

Mit dankbarer — Beschämung ist es anzuerkennen, daß augenblicklich von jenseits des Oceans eine hoffentlich erfolgreiche Anregung gegeben wird zur internationalen Organisation eines sanitären Berichterstattungsdienstes zwischen allen seefahrenden Nationen. Eine solche beständige Orientirung über epidemische Vorkommnisse im Auslande ist allerdings für die Hafenplätze und für die Schiffe von ganz besonderer Wichtigkeit. Aber für die Binnenländer entbehrlich ist sie darum keineswegs, und es muß als berechtigte Forderung der Zukunft gelten, daß über die sanitären Vorkommnisse gemeingefährlicher Art und über die daran geknüpften Maßregeln ein regelmäßiger, schneller und allumfassender Austausch zwischen sämtlichen staatlichen Gesundheitsämtern durch Vermittelung einer einheitlichen Zwischenbehörde durchgeführt werde. Ist ein solches Austauschverhältniß einmal organisiert, dann wird die naturgemäße Entwicklung der Dinge bald zur Erweiterung seiner Zwecke führen. Gemeinsame Beobachtung und Bekämpfung der großen Wanderseuchen ist zwar das erste und dringendste Ziel der zwischenstaatlichen Gesundheitsfürsorge. Es ist aber nicht das einzige. Bereits beim Hinweise auf die bisher von den Staaten einer gewissen Gemeinsamkeit der Behandlung unterworfenen Wissensgebiete erwähnte ich der Statistik. Die in neuerer Zeit überall so viel allgemeinere und genauere Kenntnißnahme von den Zuständen und Vorgängen in den Nachbarländern hat vergleichende Beobachtungen und Studien angeregt, deren Ergebnisse und Nutzenwendungen sich um so reicher gestalten, je zahlreicher und umfassender die beobachteten Volksgruppen sind; — und so hat sich die Statistik, ehemals eine bloße Sammlung absoluter Thatfachen, gegenwärtig zur Quelle der zuverlässigsten Aufschlüsse über Ursachen und Wirkungen in den meisten Fragen der Volkswirtschaft erhoben — Aufschlüsse, welche nur durch internationale Vergleichsarbeiten ihre volle Reife zu finden vermögen.

Die Spiegelung unseres eigenen Seins und Werdens in denjenigen unserer Nachbarvölker bringt reicheres Wissen und fruchtbareres Handeln, wenn sie nicht auf subjectiven Erfahrungseindrücken, sondern auf positiven, die gesammten Verhältnisse umgreifenden Zahlen beruht. Dies gilt von der Industrie, vom Handel, von den Verkehrsmitteln, von der Volksbewegung, von der Land- und Forstwirtschaft; in ganz besonderem Grade aber gilt dies von den Gesundheits- und Erkrankungsverhältnissen der Bevölkerung. Ohne statistische Erhebungen und Vergleiche in großem Maßstabe ist, auch abgesehen von dem Studium der Epidemien, an einen bedeutenden Fortschritt der Lehre von den Erkrankungsursachen und von deren Bekämpfung überhaupt gar nicht zu denken. Hier gilt es daher, durch übereinstimmende Grundsätze der Erhebung und der Zusammenstellung eine gleichmäßige Verwerthbarkeit der in allen Ländern gesammelten und gegenseitig ausgetauschten zahlenmäßigen Thatfachen zu erzielen. Aus den Vergleichen so umfassender Größen von gleichen Grundwerthen können dann urfachliche Beziehungen erschlossen, Winke zu weiterem Forschen entnommen und

endlich Anhaltspunkte zu prophylaktischem Handeln gewonnen werden, welche aus dem verhältnißmäßig engen Kreise eines einzigen Landes sich gar nicht oder doch nur in weit längeren Zeiträumen gewinnen lassen. Wenn wir in einem Lande die Bewohner eines bestimmten Districts, welche eine bestimmte industrielle Beschäftigung treiben, einer größeren Sterblichkeit an einer bestimmten Krankheit unterworfen sehen, so bleibt die Frage offen, ob in der That die Beschäftigungsweise oder etwa andere örtliche Einflüsse, Klima, Boden, Sitten, Race zc. verantwortlich zu machen sind. Wenn aber in mehreren anderen Ländern unter übrigens ganz verschiedenen Verhältnissen immer gerade dieselbe Beschäftigungsweise mit denselben besonderen Erkrankungs- und Sterblichkeitsverhältnissen verbunden erscheint, dann muß unser Zweifel an der Kausal-Beziehung schwinden, und den praktischen Konsequenzen kann mit genügender Sicherheit Folge gegeben werden. Um indeß diese und ähnliche Vergleichsergebnisse zu ermöglichen, muß zwischen den verschiedenen Stationen eine gleichmäßige Bezeichnungsweise und Classificirung der Erkrankungsformen, der Beschäftigungsweise zc., sowie auch ein gleichmäßiger Erhebungsmodus nach Lebensaltern, Wohnungsart und anderen einflußreichen Momenten vereinbart werden. Versuche zu Vereinbarungen über eine gleichmäßige Methode der Gesundheitsstatistik sind bereits mehrfach gemacht worden, namentlich bezüglich der Armeeverhältnisse schon von dem vierten und fünften internationalen statistischen Kongresse zu London und Berlin. Als eine sehr verdienstliche Vorarbeit dazu muß auch die vom Royal College of Physicians zu London im Jahre 1869 veröffentlichte „Nomenclatur der Krankheiten“ in den fünf Hauptsprachen Europas hier erwähnt werden. Aber Vereinbarungen solcher Art haben nur dann Aussicht auf praktischen Erfolg, wenn sie durch unmittelbare Verhandlungen zwischen den staatlichen Gesundheitsbehörden selbst herbeigeführt und durch dieselben Behörden von Zeit zu Zeit einer gemeinsamen Revision unterzogen werden. Wie wenig der oft gehörte und bis zu den maßgebendsten Stellen hinauf geläufig gewordene Vorwurf, die Statistik diene mehr wissenschaftlichen als praktischen Interessen, sich gerade bezüglich der Gesundheitsstatistik rechtfertigen lasse, bedarf nach vorstehenden, jedem Sachverständigen längst geläufigen Hinweisen auch für den Laien keiner weiteren Ausführung. Daß auch die Wissenschaft als solche daraus Früchte ziehe, ist ja unzweifelhaft; aber auch bei den zunächst rein wissenschaftlichen Ergebnissen ist die Erwartung bereinigter praktischer Nutzenanwendung auf keinem Gebiete berechtigter, als auf dem uns hier beschäftigenden.

Außer der Gesundheitsstatistik gibt es nun aber noch eine Reihe anderer eminent praktischer Ziele, bezüglich deren eine internationale Verständigung sich als öffentliches Bedürfnis erweist. Dahin gehört der Verkehr mit solchen Waaren, welche auch außer der Zeit herrschender Epidemien gesundheitsgefährliche Einflüsse von Land zu Land zu übertragen geeignet sind. Alle der Fäulniß anheimfallende animalische Stoffe: Knochen, Häute, Lumpen und ähnliche Abfälle, sind geeignet, unter Umständen, die sich zum Theile bis jetzt der näheren Kenntniß entziehen, gesundheitsgefährliche Eigenschaften anzunehmen. Der Handel mit diesen Stoffen hat eine große Entwicklung genommen; es gibt Länder, in welchen die Ausfuhr an Lumpen eine Einnahme von vielen Millionen reprä-

sentirt. Wenn diese Stoffe ohne die nöthige Reinigungs-Vorsicht gesammelt und verladen werden, so dienen dieselben in dem Lande ihrer Bestimmung häufig zu Anlässen gefährlicher Infection. Noch in jüngster Zeit konnte ein Blatternausbruch in einer norddeutschen Stadt unzweifelhaft auf die Handtierung unreiner Lampen zurückgeführt werden, welche behufs der Papierfabrication aus Rußland eingeführt waren. In anderen Fällen entstanden carbunculöse Erkrankungen in Folge der Verührung mit faulenden Thierabfällen aus dem Auslande. Solchen Gefahren kann nicht etwa durch Untersuchung und Desinfection der genannten Stoffe an der Landesgrenze vor Gestattung des Weitertransports vorgebeugt werden; denn die Kosten einer solchen Verkehrserschwerung — der Controle des Aus- und Wiedereinpackens, der Desinfection u. würde nicht im Verhältniß zum Werthe der Waare stehen. Nur auf dem Wege einer internationalen Vereinbarung über die Bedingungen, unter welchen solche animale Stoffe überhaupt zum Eisenbahntransporte zugelassen werden dürfen, kann hier Abhilfe geschafft werden.

Ähnlich verhält es sich mit den beim Transport von Leichen vorzuschreibenden Cautelen. Bei dem heutigen enorm wachsenden Reiseverkehr und bei der großen Zahl von Kranken, die in ausländischen Kurorten sterben, wächst die Häufigkeit des Leichentransports so bedeutend, daß die große Verschiedenheit der bezüglichlichen in den verschiedenen Ländern bestehenden Vorschriften oft zu nicht geringen Verlegenheiten der Angehörigen und nicht selten zu Gefahren für die Bewohner der Orte führt, welche dem Transport als Endziel dienen. Einheitliche Regelung auch dieser Frage, namentlich bezüglich der Leichen von solchen Personen, die an gemeingefährlichen Krankheiten gestorben sind, zwischen den verschiedenen Staaten würde im hygienischen Interesse sehr erwünscht sein.

Eine noch dringendere Bedeutung als die vorbesprochenen Gegenstände dürfen die zum Exporte bestimmten Nahrungs- und Genußmittel in Anspruch nehmen. Gegen die Verfälschungen der zum Genuße des Menschen bestimmten Stoffe suchen die Gesetzgebungen der meisten Einzelstaaten den möglichsten Schutz zu gewähren. Aber es ist unmöglich, diesen Mißbräuchen mit vollem Erfolge entgegenzutreten, so lange keine Garantie besteht, daß die verbotenen Fabricate nicht vom Auslande her in einer für den Wiederverkäufer schwer untersehbaren Weise importirt werden. Der Handel mit gegypstem Mehle, mit anilinfarbttem Wein, mit kupferüberfättigten Conserven und anderen bedenklichen Artikeln ist ein äußerst lebhafter und wird unter den verschiedensten täuschenden Formen betrieben. Eine Controle an den Eingangstationen jedes Landes würde äußerst störend für den Verkehr und sehr kostspielig sein, ohne dabei doch eine genügende Sicherheit zu bieten. Nur vermittelt einheitlichen Vorgehens aller Staaten gegen die Fabrication selbst, gegen die Entstehungsstätten solcher Artikel würde der möglichste Grad von Schutz gewährt und zugleich der Zwischenhandel von allen lästigen Controle-Fesseln befreit werden.

Was von den Nahrungs- und Genußmitteln, das gilt auch von den Verbrauchsgegenständen, welche vermöge ihrer unmittelbaren Beziehungen zum menschlichen Körper Gefahren herbeiführen, wenn ihre Beschaffenheit eine giftige ist; Kleider, Tapeten, KinderSpielwaaren u. s. f. Wenn sich einzelne Regierungen

damit begnügen, nur den Vertrieb solcher gesundheitsgefährlichen Dinge, z. B. arsenhaltiger Tapeten, im Inland zu verbieten, den Fabricanten aber gestatten, für das Ausland zu liefern, was ihnen beliebt „um die Concurrenz auf dem Weltmarkt nicht zu erschweren“, so darf ein solcher Standpunkt, wie sehr er auch dem heutigen Cultus des „industriellen Interesses“ entsprechen mag, doch wohl auf keine dauernde Geltung rechnen. Im Gegentheile können solche Vorkommnisse nur beweisen, wie nothwendig in der Natur der Sache die Forderung begründet ist, daß über den Verkehr mit allen Gegenständen der hier besprochenen Art bestimmte Abmachungen zwischen den verschiedenen Staaten zu Stande kommen, durch welche ein gemeinsamer Schutz gegen diese Quelle von Bedrohungen der allgemeinen Gesundheit gewährt werde.

Die Reihe der Anlässe, welche zu internationalen Maßnahmen im öffentlichen Gesundheitsinteresse auffordern, ist damit noch keineswegs geschlossen. Es gehört dahin auch die hygienische Controle der internationalen Verkehrsmittel, der Schiffe, Eisenbahnen, Canalanlagen, z. B. des Suez- und des Panama-Canals, zum Schutze der Reisenden und der Auswanderer. Namentlich gilt dies von den großen Communicationswegen im Orient. Das Bedürfnis einer internationalen sanitären Controle, welchem für den Canal von Suez bereits einige Rechnung getragen ist und zu dessen Erledigung für den interoceanischen Canal von Panama ein Project vorliegt, wird sich besonders lebhaft fühlbar machen bezüglich der nahe bevorstehenden Errichtung neuer Eisenbahnlinien, welche Europa in unmittelbarem Verkehr mit Kleinasien und dessen Hinterländern setzen werden.

Nicht unerwähnt bleiben darf ferner der Verkehr mit Geheimmitteln, mit diesem von einigen Ländern so bedeutend exportirten und so mangelhaft beaufsichtigten Handelsartikel. Und würde ein wohlorganisirtes Eindernehmen zwischen den verschiedenen staatlichen Medicinalbehörden nicht auch dazu führen müssen, der so verwirrenden und unter Umständen gefährlichen Verschiedenheit in Form, Bereitung und Stärke der officinellen Heilmittel in den verschiedenen Staaten ein Ende zu machen durch Vereinbarung einer internationalen Pharmakopöe, eines Bedürfnisses, dessen Bedeutung in gleichem Maße wachsen muß mit der enormen Zunahme des internationalen Verkehrs von Geschäfts-, Vergnügungs- und Gesundheits-Reisenden? Die Erfüllung dieses gewiß allseitig getheilten Wunsches wäre ja gegenwärtig durch die allgemeine Einführung des Decimalmaßes bereits wesentlich erleichtert.

An lohnenden Zielen würde es somit keineswegs fehlen, wenn die erforderliche Organisation zu einem regelten Zusammenwirken der verschiedenen nationalen Gesundheitsbehörden herbeigeführt würde. Ist diese letztere Voraussetzung eine schwierig zu verwirklichende? Gewiß nicht schwieriger als so manche andere bereits verwirklichte ähnliche Organisation! Es gehört dazu vor Allem das erforderliche Maß von Einsicht und von Interesse bei den Regierungen — und daß beides geweckt werde, dafür zu wirken ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Welt, nicht bloß der abhängigen in Amt und Würden, sondern noch mehr der unabhängigen in Presse, Vereinen, Congressen, Parlamenten. Ohne eine fortgesetzte Agitation durch die Organe der öffentlichen Meinung bleibt auch die beste Sache brach liegen. Den Regierungen, selbst der einsichtvollsten und unabhängigesten, wird die Reihenfolge

ihrer Unternehmungen mehr oder weniger octroyirt durch dasjenige Maß von Dringlichkeit, welches die öffentliche Meinung jeder Angelegenheit beilegt. Die persönliche Interessenahme leitender Staatsmänner ist dabei gewiß von großem Gewicht, giebt aber für sich allein keineswegs eine Bürgschaft für praktische Erfolge. Man erinnere sich der warmen Reden, in welchen englische Staatsmänner „die öffentliche Gesundheit für die wichtigste Grundlage alles Staatswohles“ erklärten, und „die Fürsorge für die Volksgesundheit als erste Pflicht jedes leitenden Ministers“ anerkannten. Alle diese Reden wurden theils vor, theils nach dem Besitze des Ministerportefeuilles gehalten — die Bethätigung der gleichen Grundsätze während ihrer Amtsführung war gerade bei diesen Männern am wenigsten hervortretend. Machen wir indeß den Personen daraus keinen zu großen Vorwurf; — sie büßen von dem Augenblick an, wo sie an den Regierungstisch treten, die Freiheit der Bewegung ein und bedürfen des ganzen Aufwandes individueller Widerstandskraft, um inmitten des parlamentarischen Strudels treibender und widerstreitender Kräfte sich aufrecht zu erhalten, indem sie den in Parlament und Presse vorherrschenden Interessen nach Maßgabe der sie tragenden Parteien gerecht werden. Gehört zu diesen vorherrschenden Interessen die öffentliche Gesundheitspflege? Gewiß nicht — sie ist im Gegentheile das Aschenbrödel im parlamentarischen wie im bureaukratischen Haushalte, und in den wenigen Fällen, wo sie einmal auf dem Meere des öffentlichen Lebens höher getragen wird, folgt auf die kurze Fluth meist bald um so längere Ebbe. Erwärmt sich einmal eine Volksvertretung zu einer neuen Staatsbewilligung für sanitäre Zwecke, z. B. für die Errichtung eines Central-Gesundheitsamts, so glaubt man damit eine fertige That hinter sich zu haben, ohne sich um die Ausführungsweise des Gewollten zu kümmern, ohne eine gesetzliche Feststellung der inneren und äußeren Organisation, der Arbeits-Ziele und Wege eines solchen neugeschaffenen Amtes vorzusehen. Nachträglich wundert man sich dann zu Unrecht, wenn eine so planlos in die Welt gesetzte Schöpfung in persönliche, ihrem eigentlichen Zwecke fremde Bahnen hineingeräth, vor denen sie durch eine richtige gesetzliche Organisation mit Sicherheit zu behüten gewesen wäre. So lange diese Indifferenz der Landesvertretung gegenüber einem so hochwichtigen Zweige des öffentlichen Dienstes fortbauert, werden sowohl nationale wie internationale sanitäre Einrichtungen in unsicherem Geleise fahren. Verantwortlich für diese Indifferenz ist freilich immer in letzter Instanz die sachverständige Welt selbst — denn ihre Aufgabe ist es doch, auch für die richtige Anwendung des von ihr vertretenen Wissens mittels populärwissenschaftlicher Belehrung und mittels einer loyalen, aber unermüdblichen Agitation die für das praktische Leben maßgebenden Sanktionen zu gewinnen.\*) Man beschränke dabei die Argumente nicht auf Humanitätsmotive —

\*) Bezüglich deutscher Verhältnisse mag hier die Bemerkung Raum finden, daß die vielbeklagte Verdrängung des wissenschaftlichen Ansehens und Einflusses durch einen sich überall vorbrängenden und an maßgebenden Stellen bevorzugten Dilettantismus doch auch nicht ausschließlich den leitenden Persönlichkeiten zum Vorwurf zu machen ist. Letztere mögen ja gewiß an dilettantistischen Strebern biegsamere Werkzeuge finden als an Männern von wissenschaftlichem Gehalte und Charakter; aber ein guter Theil der Schuld liegt wohl daran, daß nirgendwo die Träger der Wissenschaft sich so fern halten von den allgemeinen volkshümlichen Bestrebungen, daß nirgendwo so geringe Bemühungen stattfinden um die wissenschaftlichen Errungenschaften für das öffentliche und häusliche

diese sind nicht überall so schwerwiegend wie sie verdienen — man führe auch die materiellen Vortheile ins Feld. Man verweise z. B. bei der internationalen Frage auf die außerordentlich großen Vortheile, welche für ein von der Pest oder Cholera heimgesuchtes Land daraus erwachsen müssen, wenn im Vertrauen auf eine wirksame internationale controlirte Isolirung des Seuchenherdes die Nachbarstaaten von allen Beschränkungen des Grenzverkehrs Abstand nehmen. Hätte die Pest von Weljanka eine internationale Organisation zur Seuchebekämpfung vorgefunden, so wäre dem russischen Handel der Verlust vieler Millionen erspart geblieben. Man bringe die großen Opfer in Erinnerung, welche Europa für Erforschung des Nordpols, des Afrika-Innern und der Quelle des Nils gebracht, und frage, ob es geringeren Aufwandes werth sei, wissenschaftliche Expeditionen nach den Seuchengebieten Asiens zu entsenden, die Quellen großer Volksgeißeln zu erforschen und sie mit vereinten Mitteln unschädlich zu machen!

Als fernere Vorbedingung zu einer auch weitere Ziele umfassenden internationalen Organisation ist die Schaffung von Central-Gesundheitsämtern in jedem mitwirkenden Staate zu bezeichnen, da nur bei unmittelbarer lebendiger Beziehung technischer Centralämter mit einander eine Erreichung höher gesteckter Ziele möglich ist. Freilich genügt es dazu nicht, nominelle Gesundheitsämter zu errichten zur oberflächlichen Abfindung der öffentlichen Meinung, — Scheinschöpfungen, die im Schatten übergeordneter Verwaltungsbehörden kalt gestellt werden, denen der große Regulator alles centralen Wirkens, die öffentliche Selbstverantwortung abgeht. Und selbstverständlich muß der Boden, aus welchem eine würdige internationale Vertretung des hygieinischen Wissens und Könnens hervorsprossen soll, letzteres zunächst in sich selbst würdig und frei entwickelt besitzen. Nur mit wirklichen Fachautoritäten ausgerüstet und nur unter Leitung einer solchen kann ein wissenschaftliches Centralamt auf diejenige Unterstützung der öffentlichen Meinung, der Presse, der Volksvertretung, der Regierung selbst rechnen, welche notwendig ist, um bei internationalen Fragen eine vollgültige Mitwirkung ausüben zu können. Ohne solche Unterstützung ist diese wie jede Arbeit im öffentlichen Leben von vorn herein zur Erfolglosigkeit verurtheilt, da ja alle Gutachten und Beschlüsse der eventuellen internationalen Commission nur dann Fleisch und Blut werden können, wenn das zu ihrer Ausführung überall erforderliche finanzielle und politische Entgegenkommen nicht verjagt wird.

Wenn diese beiden Vorbedingungen erfüllt sind, — verständnißvolles Interesse bei den Regierungen und Existenz wohlorganisirter Central-Gesundheitsämter in allen theilhabenden Staaten, — dann ist die Frage der Organisation durch die vorhergegangene Beleuchtung von selbst gelöst. Für die meisten in Betracht kommenden Ziele wird dann der Weg unmittelbarer Austauschbeziehungen und Verträge zwischen den einzelstaatlichen Organen vollkommen ausreichen; bezüglich anderer Leben zu verwerthen, wie in Deutschland. Die selbst im Auslande sprichwörtlich gewordene Prüderie des deutschen Gelehrten verengt die Brücken des Verständnisses zwischen Fachwelt und Laien derart, daß Surrogate von zweifelhaftem Werthe, aber desto bequemere Handhabung leicht in Aufnahme kommen. Eine weniger geringschätzende Stellungnahme unserer Gelehrtenwelt gegenüber den realen Zwecken des Wissens wäre in jeder Richtung wünschenswerth!



Ziele kann dieser Weg nicht als ausreichend gelten, — ganz besonders nicht bezüglich der großen Aufgabe, die Epidemien in ihren Ursprüngen und in ihren Verbreitungsbedingungen zu erforschen und zu bekämpfen. Diese Aufgabe erfordert zu ihrer Lösung durchaus einen leitenden Mittelpunkt, von welchem aus der Gesundheitsschutz Europas gegen einheitliche Gefahr nach einheitlichem Plane gewährleistet werde. Man hat zwar noch in jüngster Zeit von sehr beachtenswerther Seite den Vorschlag gemacht, unter Absehung von der politisch unbequemen internationalen Seuchen-Commission durch bloße Errichtung örtlicher europäischer Gesundheitsräthe in Teheran und an anderen wichtigen, bis jetzt vernachlässigten Punkten des Orients einen regelmäßigen Sanitätsdienst herzustellen, welcher die Ausgangspunkte der großen Seuchen beobachtet und die nöthigen prophylaktischen Maßregeln vermittelt. Aber man hat dabei nicht hinreichend bedacht, wie schwierig, ja unmöglich es sein würde, solchen vorgeschobenen sanitären Wachtposten das nöthige fachverständige und politische Ansehen zu verschaffen, wenn dieselben isolirt hingestellt werden, ohne ihren Rückhalt zu finden in der Oberleitung durch eine aus wissenschaftlichen Autoritäten zusammengesetzte centrale europäische Instanz, bei welcher sämmtliche Fäden sowohl der Berichterstattung wie der technischen Anordnungen zusammenlaufen.\*) Denn darüber würde man sich wohl keiner Täuschung hingeben dürfen, daß zu einer Mission nach jenen asiatischen Stationen nur ausnahmsweise und vorübergehend Männer von bedeutendem fachverständigem Gewichte sich bereit finden würden. Und ohne die Vereitfähigkeit solcher für die richtige Lösung der gestellten Aufgabe eine wissenschaftliche Gewähr bietenden Persönlichkeiten würde die ganze Maßregel, wie bereits die Erfahrung an den bestehenden Beobachtungsposten gezeigt hat, nur einen sehr geringen Werth haben. Mit Recht beantragte daher die Wiener Conferenz erst im Anschluß und in Unterordnung unter die in erster Reihe zu errichtende centrale Seuchen-Commission die Errichtung solcher örtlichen Gesundheitsräthe.

Die centrale Commission würde entweder gemäß den Wiener Conferenzbeschlüssen ihren ständigen Sitz in Wien, als der am meisten central gelegenen Reichshauptstadt, nehmen, oder ihren Sitz abwechselnd in den verschiedenen Hauptstädten des östlichen Europas, etwa in Wien, Konstantinopel, Petersburg und Berlin, zu nehmen haben. Ihre Arbeit wird keine in absehbarer Zeitspanne begrenzbar sein; dieselbe erfordert die dauernde Widmung wissenschaftlich hochstehender Männer, welche durch ununterbrochene ätiologische Forschungen, besonders im Oriente, durch Ausbildung eines wohlgeübten Berichtspersonals daselbst, durch Vorbereitung und Leitung der zu ergreifenden Vorbeugungsmaßregeln und durch die Sorge für stete Bereithaltung des geeignetsten Feldzugsplanes für den Fall wirklich ausbrechender Seuchen, den europäischen Staaten alle überhaupt erreichbaren Schutzgarantien zu gewähren ver-

\*) Ein Gegner der oben besprochenen internationalen Einrichtung hat darauf hingewiesen, daß in Deutschland bereits ein „embarras de richesse“ an Sanitätsorganen vorliege, nur zu verbesserungsbedürftiger Qualität bestehe und daß man den Fortschritt viel mehr in einer verbesserten Organisation, als in einer Vervielfachung dieser Organe suchen solle. Dieser Einwand ist nicht zutreffend, weil keines der bestehenden Reichs- oder Staatsorgane auch bei idealster Umgestaltung in der Lage sein würde, diejenigen Aufgaben zu lösen, welche der internationalen Commission obzuliegen bestimmt sind. Das Desiderat einer Organisationsverbesserung unserer sanitären Reichs- und Staatsorgane, von deren Dringlichkeit Niemand inniger überzeugt sein kann, als Schreiber dieser Blätter, bleibt dadurch unberührt.

mögen und sich dies zur Lebensaufgabe machen. Neben diesen wird eine persönliche Vertretung der Central-Gesundheitsämter aller beteiligten Reiche durch Mitglieder derselben in dieser Commission nicht fehlen dürfen, damit die erforderliche directe Verständigung und Mitwirkung der technischen Centralbehörden fortlaufend gesichert sei.

Es mag für jetzt dahin gestellt bleiben, ob das einmal fertige Bestehen einer aus hervorragenden Fachmännern zusammengesetzten ständigen Commission die Regierungen in der Folge veranlassen würde, nicht bloß gegenüber den Epidemien, sondern auch gegenüber anderen hygieinischen Fragen von internationalem Charakter sich des Gutachtens und der einheitlichen Vermittlung einer solchen neutralen Vertrauens-Commission lieber zu bedienen, als für jeden Einzelfall den bisherigen weitaufigen Weg diplomatischer Verhandlung beizubehalten, — einen Weg, auf welchem alle nicht ein gerade brennendes und capitales Interesse gebietende Fragen sich im Sande zu verlieren pflegen. In einer bereinstigen Erweiterung der „Seuchencommission“ zum „Gesundheitsrathe“ würde Verfasser dieses nur eine naturgemäße Entwicklung der Dinge begrüßen, ist aber weit entfernt, schon auf den jetzigen lückenhaften Grundmauern ein solches Zukunftsgebäude improvisiren zu wollen. Näher liegend ist die Frage, ob der zunächst ausschließlich im Auge zu haltenden „internationalen Seuchencommission“ nur beratende oder auch executive Funktionen beizulegen seien. Diese Frage gehört mehr ins Gebiet der politischen als der wissenschaftlichen Erwägungen. Die Wiener Conferenz hat sich für eine bloß beratende Stellung ausgesprochen, und wir halten dieses Votum für durchaus begründet, nicht bloß aus dem in Wien entscheidend gewesenen Grunde, weil das Verlangen nach einer Behörde mit executivem Charakter viele Regierungen mit Mißtrauen und Abneigung gegen den ganzen Plan erfüllen würde, sondern auch deshalb, weil wir es für die Zwecke der Institution völlig ausreichend erachten, sie nur mit der öffentlichen Autorität eines höchsten sachverständigen Forums amtlich zu bekleiden. Die Gutachten eines Collegiums von solcher Organisation werden in der öffentlichen Meinung und deren berufenen Organen einen so mächtigen Rückhalt finden, daß auch die absolute Regierung nicht die Verantwortung auf sich nehmen dürfte, diese Gutachten und Rathschläge zu mißachten. Man kann daher die Frage der Executive getrost den politischen Organisatoren anheimgeben und sich darauf beschränken, für den Fall ausbrechender großer Epidemien die Beauftragung der Commission mit der unmittelbaren technischen Controle der prophylaktischen Maßregeln vorzusehen. Diese Forderung ist praktisch selbstverständlich; wie sehr sie in der Natur der Sache begründet ist, hat auch ohne bezügliche Convention das einzige in jüngster Zeit von einer gefährlichen Epidemie heimgesuchte Reich, Rußland, offen anerkannt, indem es der von den drei Nachbarreichen delegirten Commission in der entgegenkommendsten Weise die maßgebende Begutachtung aller zu treffenden Maßregeln überwies. Auch die Frage, ob die Leitung der Commission einem ärztlichen oder einem politischen Beamten anzuvertrauen sei, ist wenig erheblich. Es handelt sich nur darum, für einen so eigenartigen Posten den richtigen Mann zu finden, welcher die Gabe hat, heterogene und vielleicht nicht immer von politischer Eifersucht freie Elemente zu aufrichtiger vorurtheilsloser Hingabe an ein gemeinschaftliches sachliches Wirken zu vereinen. Die Schulung zu solcher formellen und organisatorischen Aufgabe,

sowie die Kenntniß der vielen dabei in Betracht kommenden Kompetenzfragen pflegt Gelehrten und Ärzten weit weniger eigen zu sein als den aus juristischen Bildungsschulen hervorgegangenen höhern Verwaltungsbeamten. Da es letzteren überdies weit leichter fallen wird, allen technisch-wissenschaftlichen Streitfragen gegenüber eine vollständig unparteiische Leitung der Verhandlungen durchzuführen und den letzteren ein unbefangenes Ergebnis zu sichern, so dürfte unseres Erachtens die formelle und politische Leitung jeder internationalen Commission durch einen staatsmännisch gebildeten Juristen erwünschter sein als die Wahl eines Technikers oder Gelehrten.

Lebensbedingung für die in Rede stehende, wie für jede zur Lösung öffentlicher Fragen berufene technische Commission ist eine ununterbrochene lebendige Fühlung mit den wissenschaftlichen Faktoren der öffentlichen Meinung. Oeffentlichkeit ihrer Arbeiten und ihrer Berathungsergebnisse wird daher geboten sein. Sowie ein staatliches Gesundheitsamt zu ohnmächtigem Scheinwesen herabsinkt, wenn es sich von der steten intellectuellen Anregung und Mitwirkung seitens der sachverständigen Vertreter des hygieinischen Interesses abwendet zu bureaukratischer Abschließung, so würde auch eine internationale Commission selbst bei der denkbar besten Zusammensetzung keine Gewähr eines dauernd erfolgreichen Wirkens bieten, wenn sie sich durch irgend welche Rücksichten auf den geistigen Föhnstachel drängen ließe. Zu welchen raschen und lohnenden Resultaten ein Central-Gesundheitsamt gelangen kann, wenn es, hervorgegangen aus den freihätigen sachverständigen Kräften in der Nation und in fortgesetztem Vereine mit verwandten Kräften nur nach sachlichen Zielen offen arbeitet, das beweist das Beispiel des seit kaum zwei Jahren bestehenden Gesundheitsamtes der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welches an Leistungen so manches ältere Schwesterinstitut in Europa schnell überflügelt hat. Scheint ja ihm auch der Ruhm beschieden, zu einer internationalen Organisation, soweit solche überhaupt im amerikanischen, d. h. im maritimen Interessentkreise liegt, den ersten verwirklichenden Schritt gethan zu haben! Hoffen wir, daß unsere Regierungen sich nicht damit begnügen, in die über den Ozean gereichte Hand einzuschlagen, sondern daß sie dem europäischen Wohlfahrts-Bedürfnisse in ganzem Umfange gerecht werden durch endliche Bildung einer ständigen internationalen Seuchen-Commission. Verfahre man dabei mit aller Vorsicht und allen Vorbehalten, wie sie nur immer der politischen Erfahrung und Gepflogenheit entsprechen mögen; — alle neuen Institutionen können ja nur eine vorsichtige und schrittweise Einführung in das große Räderwerk des staatlichen und zwischenstaatlichen Lebens beanspruchen, — möge man auch hier demgemäß handeln, aber möge man wenigstens überhaupt handeln und dann an der Hand der Erfahrung ermessen, welche weitergehenden Ansprüche und Zugeständnisse an die neue Schöpfung aus den Vorkommnissen des internationalen Lebens sich begründen. Nur auf diesem Wege kann man hoffen, dereinst in den Grenzen des überhaupt Möglichen das zu erreichen, was bei Eröffnung der Wiener Conferenz deren hochverdienter Urheber Graf Andrassy als Forderung der Zukunft bezeichnete: „die Gefahren der Volks-Gesundheit zu besiegen mittels der vereinigten Kräfte der civilisirten Welt.“

## Skizze einer Welt- und Lebensanschauung aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts.

Von einer Frau.

### II.

In der Wechsellistung von Mann und Frau liegt der Vortheil für die Menschheit, sowie das verdiente Unheil und das unverdiente Glück von beiden. Unverdient muß es genannt werden, so lange die Frau, wie die Natur sie will, beinahe ein Ideal ist, und der Mann im Allgemeinen sich begnügt, nach allen Außen dingen an ihr zu fragen, statt sie als einen Theil der Menschheit zu behandeln und ihrem Wirkungskreise entsprechend zu erziehen.

Die Gleichartigkeit in den Aeußerungen der Empfindung, der Wunsch des Mannes dieselbe generalisirend zu entwickeln und das Bedürfniß, seine Herrschaft im Familien- und socialen Kreise auszudehnen, brachten es mit sich, daß er den Sitten und Gebräuchen eine Fassung gab, welche die Stetigkeit derselben sicherte und die Mobilisirung der Gefühle nach Regeln und Vorschriften im Sinne der ideellen generellen Auffassung erlaubte. Er beschäftigte sich daher mit ihrer Analyse, sowie ihrer genauen Classificirung, der Bewerthung der Handlungen, welchen sie zu Grunde lagen und erfand allerlei angenehme oder erschreckende Formen, die ein Princip von Gut und Böse repräsentirten, die Phantasie erfüllten, das Gemüth bewegten und den Autoritätsglauben stärkten. Selbstverständlich fand darin die Gefühlsmoral einen hervorragenden Platz und wurden ihre Aeußerungen sowie ihr Entstehen gerade wie alle Triebe der Natur, als eine directe Wirkung des guten oder bösen Princips angesehen und darnach auch bekämpft oder geehrt.

Diese, die empfindenden und sittlichen Seiten des Individuums regelnde Organisation, nennt man Religion.

Die variirende und vielseitige Empfindsamkeit des Weibes, sowie die Einfachheit, in welche sie die Berufsgenossenschaft des Mannes häufig verfallen ließ und die Ohnmacht ihres Geistes, den wachsenden Eindrücken der Phantasie und der Apperception eine erlösende Verallgemeinerung zu geben, erzeugten in ihr eine Stimmung gemischter, ideeller und sinnlicher Begehungen, welche sie der Anlehnung an die Autorität, sowie der unklaren, mystischen, im Detail vielfach sinnlich ausgearbeiteten Symbolik der Religion geneigt machten, so daß sie sich gerne ihren Vorschriften unterwarf und gleich dem Manne ihrem Dienste sich weihete. Die Gefelichkeit und der Nimbus, die diesen Dienst umwoben, umgaben sie inmitten der Oeffentlichkeit mit einem geheiligten Schutz und sie gewann auch dadurch an Ansehen und Ehre, daß diejenigen Menschen, die dem Priesterstande angehörten, eine allgemein anerkannte Autorität und Unantastbarkeit besaßen, theils als Leiter des Volkes, theils, weil sie mit bedeutendem Wissen und starker Individualität ausgerüstet waren.

Dieses Ansehen wuchs immer mehr und mehr, die Priester griffen in die Oeffentlichkeit mit geschickter Hand und mit erleuchtetem Geiste, zogen alle Culturjäden an sich und verbanden sie so kunstvoll mit den Formen der Religion, daß

diese als Hüterin der Kunst, der Wissenschaft, der Geseßlichkeit und höchsten Ordnung erschien, und nicht nur in socialen und sittlichen Fragen, sondern in allen öffentlichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten ein anerkanntes Richter- und Schutzamt üben konnte.

Die Religion bewahrte dabei stets den Charakter der göttlichen Offenbarung, der göttlichen Autorität und ihrer überirdischen Mission, zur Blendung des Verstandes, wie zur Befriedigung individueller Interessen und hütete ihren Nimbus durch symbolische geheimnißvolle Schleier, die sie einer gründlichen Untersuchung entzog. Auch gab sie gern, neben den vieldeutigen Weisungen für das irdische, Anwartschaften auf ein künftiges Leben und genoß dabei den Vortheil, daß niemals einer ihrer Gläubigen aus dem Jenseits zurückkehrte, um sie ob einer möglichen Enttäuschung zu behelligen. — Da sich aber in Folge dieses ausgedehnten Wirkungskreises eine Unbehaglichkeit und Unfreiheit der Verstandesentwicklung fühlbar machte und auch, trotz ihres hohen ideellen Werthes, die religiöse Genossenschaft sich praktisch nicht immer als sittlich und gemeinnützlich bewährte, sondern Standesübergriße und willkürliche persönliche Einschränkungen billigte, die mit den fortschreitenden Culturassociationen unvereinbar waren, so fand sich der Gemein Sinn bemüßigt, die Sitte von der religiösen Form zu trennen, die Moral als Wissenschaft den Freunden der Weisheit zu überlassen, die mehr nach Wahrheit als nach Autorität strebten, und den Unterricht sowie die Ueberwachung der Sitten weltlichen Behörden zu übertragen, damit das Gemeinwohl vor den wunderlichen Tendenzen gedanklicher und gemüthlicher Excentricität, sowie vor einseitiger Anschauung und Gewöhnung geschützt werde.

Es war ein starkes Streben nach Verstandesfreiheit und nach selbstständiger Aeußerung der Empfindung, welches diese Auflehnung gegen den Priestereinfluß veranlaßte; dies kam den Energien des Urtheils zu Gute und entwickelte jene Redlichkeit der Meinung und Selbstständigkeit der Individualität, welche den Menschen gegen den Zwang, die Verdrehung und die Verführung widerstandsfähiger machen.

Wo das Urtheil diesen Einflüssen unterliegt, entstehen Irrthum, Falschheit, Heuchelei und Verwirrung. Abgesehen von der Entwerthung des gefälschten Urtheils, wird es zum Renegaten an der allgemeinen Entwicklung und entzieht dem Individuum, durch innere Unwahrheit oder Unhaltbarkeit, Vortheil und Kraft derselben. Ist das Urtheil nur unrichtig, aber unabhängig, so kann es immerhin Energie genug besitzen, um sich lange zu behaupten. Die Priester, die Privilegirten und die Despoten zeigen solcher Beispiele genug. Mit ihnen gehen die Traditionen der Energie der Vergangenheit im Gedächtnisse der Menge, und da, wie beim unentwickelten Verstande, das Erinnerungsvermögen bei den Massen oft stärker ist als die Urtheilskraft, erhält der Glaube eine relative Richtigkeit. Wo aber der Glaube an sich verloren geht und gar, wo die Gesinnung verkauft wird, da sind die Vortheile, klein und niedrig wie diese Gesinnung selbst, unsicher und schwankend wie alles Ephemere, und der Gefühlsmoral edelste Blüthen — das Selbstbewußtsein und die Menschenwürde werden zerstört. Diese zwei Gefühle sind die allerersten Erscheinungen der Cultur, sie äußern sich schon in ihren Anfängen in der Autorität der Familienhäupter, sowie allegorisch im Pomp der Souveraine und Mäustren. Der letztere ist im Abnehmen, wegen der Hohlheit und Willkür, die sich gewöhnlich da-

hinter verstecken und die das wahrhafte und rechtschaffene Selbstgefühl der Mehrheit stören und dieselbe mißtrauisch, ja oft ungerecht machen. Das conservative Princip der mühevollen Aufrechterhaltung solcher Aeußerlichkeiten ist grundsätzlich und wirkt geradezu revolutionär. Es kann sich mit Opportunitätsgründen schönfärben, aber bei vorgeschrittenen Culturvölkern, unter welchen die Privilegien des Luxus sich verallgemeinern, gelten diese Gründe nicht viel. Auch haben sie gar keine moralische Bedeutung. Daher hält sich die strenge, böfische und mittelalterliche Gewöhnung meist nur dort aufrecht, wo sich in den höheren socialen Schichten ein brachgelegener Culturboden vorfindet, den die Massenmotoren des öffentlichen Verkehrs und der Verstandesassociation nicht berührt haben.

Wir sehen in solchen abgeschlossenen Kreisen den Typus stets äußerlich markirter erscheinen und jene Glätte und Geschmeidigkeit der Manier fehlt, die den wechselseitigen Verkehr erleichtert. Die äußere Farblosigkeit ist keineswegs eine Verflachung der Individualität, die ganz im Gegentheil an interessanten Charakterstrichen Alles und mehr gewinnt, als was die Race an Typus verliert.

Die Degenerirung und enbliche Unfruchtbarkeit derjenigen Familien, die aus Vorurtheil und veralteter Sitte, äußerliche Umstände und willkürliche Abgeschlossenheit der allgemeinen Entwicklung entgegenstellen, beweisen, daß die Natur solchen Irrthümern des Hochmuthes und des Standesegoismus keine besondere Unterstützung gewährt.

Eine andere Illustration dieses Zuges der Natur geben die Colonien der Verbrecher, welche eine gute und ausblühende Generation aufweisen, so daß es erhellt, daß böser Wille keine starke Uebertragungskraft im Reime besitzt, daß die Natur dem neu sich entwickelnden Leben von der Unsittlichkeit unberührte Energien zuführt, und die Allgemeinheit keine Züchtung des Bösen zuläßt, wie viel Böses sie auch versammelt habe, und wie schädlich das Beispiel im einzelnen auch wirken möge. Die kürzere und beschränktere Nachwirkung des Bösen finden wir im Durchschnitt überall und diese Tendenz zum Besseren wird unterstützt, durch die abschreckenden und verderblichen Folgen des Bösen, in einzelnen Fällen.

Die Freunde der Weisheit, welche die Moral zur Wissenschaft erhoben haben, sind in der Ordnung ihrer Erkenntnisse, sowie im Kampfe gegen die starren Lehren der religiösen Doctrin, stets dem Zuge der Natur gefolgt und haben in der Empfindung des Menschen jenen Unterschied von Gut und Böse festgehalten, indem sie das sittlich Gute in jene dauernde, sichere und liebliche Befriedigung legten, die alle Erinnerung an ein selbstloses, sinnlich reines Handeln schmückt und verklärt, auch wenn die Zeit, die so viel verwischt, die Contouren des Lebens angegriffen hat.

Im Vergleiche zu diesem erhebenden und stärkenden Tugendgeföhle ist das Siegesgeföhle triumphirender Bosheit, Selbstsucht, Schadenfreude, Falschheit oder Heuchelei, nur von kurzer Dauer; es führt die Unsicherheit mißlicher Konsequenzen für den Bösen wie für die Allgemeinheit mit sich, also Angst vor Entlarvung und Strafe, und bringt einen Ragenjammer von Scham und Reue über den Fehlenden, ein Zustand, der, selbst wenn er nur dem Bewußtsein dämmert und die öffentliche Mißbilligung uns nicht erreicht, wenig Beglückendes, Erhebendes oder Erfreuliches für das Individuum hat.

Auch wurde mit der wachsenden Freiheit und Stärke des Willens die wachsende Ausdehnung und Möglichkeit des Irrthums beobachtet und trachtete der Weisere und Bessere sich einer größeren Vorsicht und Mäßigung zu befleißigen, weshalb er auch den Stachel der Reue schmerzlicher empfand, wo er diese Eigenschaften außer Acht ließ. Dieses Gefühl der Reue ist die Analyse des individuellen Gewissens, welches selbst nichts anderes ist, als die Summe von Bildung, Urtheilskraft moralischer Gefühle und geistiger Anlagen, die der Mensch in sich liegen hat.

Darum straft das Gewissen den Gerechtigkeitsfönn sehr häufig Lügen. Gute, etwas unklar denkende und wenig willenskräftige Menschen von feiner Bildung haben ein zartes, ängstliches, ewig unruhiges Gewissen, wogegen mancher hartgeföttene Verbrecher, dem Sprüchwort entgegen, den tiefen Schlaf des Ungeordneten schläft und höchstens durch graufes Entsetzen vor der Strafe wachgerüttelt wird. Die Religion, welche mehr Mittel besitzt, in das Detail der Empfindung zu dringen, kann sowohl was die Aengstlichkeit der Guten, als was die Verstocktheit der Bösen betrifft, einen bei weitem stärkeren Einfluß üben, als die Moral allein und die reinen Verstandesbegriffe der Sittlichkeit. Die Gefühle hängen eben alle miteinander zusammen durch das gemeinsame Band der Empfindung und ob sie einen ideellen, noch so edlen, oder einen sinnlichen, noch so gemeinen Hintergrund besitzen, diejenigen Motive, die an sie direct appelliren, werden immer ihnen näher liegend und einleuchtender sein, als abstracte Begriffe. Nur wo das Intellectuelle dominirt und die Verirrung durch Mangel, vielmehr Unvermögen jeder Empfindung herbeigeföhrt wurde, können ethische Gründe aus rein logischen Schlüssen einen directen Einfluß üben. Jedenfalls ist in dieser etwas beschränkten Wirkung die Ursache zu finden, weshalb fast jede philosophische Moral in einer oder der anderen Form eine Verbindung mit den religiösen Ideen suchte und dieselbe, wenn auch nur durch das Band der Gotttheit, zu erhalten trachtete. Dies ist ein positiver Mißgriff und hat die Philosophie als Lehre in Mißcredit gebracht, da die Wissenschaft nicht das Recht hat, Gemüthshypothesen als logische Gründe gelten zu lassen. Da indeß die Liebe zur Weisheit und die Freude an systematischer Erkenntniß jedem Naturforscher nahe liegt, so haben auch diese sich bemüht, aus ihren Erkenntnissen Systeme zu bauen, die ein sehr festes stoffliches Asyl dem Verstande bieten, worin aber vorsichtshalber einige Fenster offen gelassen wurden, um Licht und Luft hereinzulassen.

Aus einem derselben guckt nun die menschliche Neugier noch immer in die Unendlichkeit hinaus und an den anderen träumen sich Poesie und Sehnsucht in die Unendlichkeit hinein.

Poesie und Sehnsucht! Wie oft mußten sie herhalten als Beweise für die Mangelhaftigkeit des Erdenlebens und für die Nothwendigkeit eines immateriellen; und sie sind doch der Athem des Menschenherzens, der, wie die Wärme aus der innersten Gluth in die Höhe steigt, um dann schlackenrein als glänzender, farbenleuchtender Thau, oder als segenspendender, befruchtender Regen auf die dürre Haide der Mäßsal zu fallen und darauf die Rose zu ziehen, die ohne Dornen blüht.

## III.

Die Organisation, welche die Liquidirung des religiösen Einflusses in öffentlichen Angelegenheiten, sowie die Verwerthung der Wissenschaft zum allgemeinen Wohle übernahm — ist der Staat.

Das freiwillige oder erzwungene Bündniß der Stämme, die gemeinsame Arbeit, Herrschaft und Dienstleistung, der Erwerb, das Eigenthum, die Unabhängigkeit nach Außen, die gemeinnützliche Ausgabe, Einnahme und Vertheidigung — ließen Alle das Bedürfniß eines einheitlichen Vorgehens, einer Regelung, Vertheilung und Ueberwachung der Interessen und Pflichten der Untertanen, sowie einer Controle der Behörden und Executiven empfinden, und die Zusammenstellung dieser Gegenseitigkeiten bildete das Staatswesen.

Die Antheilnahme der einzelnen Factoren an der Ausführung, wie an der Feststellung der Legislative, das ist die Geschichte d. h. die allmähliche Entwicklung und Consolidirung oder der Niedergang und Verfall der Staaten.

Der Verstand hat diese Idee aus den primitiven Gefühlen der Vaterlands- und Stammesliebe großgezogen und ihnen damit die politische Bedeutung gegeben, welche zu einer Macht und zu einem Ansehen führt, die eine beschränkte und gedankenlose Heimatsliebe nicht erreichen kann. Darum hat der Staat das Recht und die Pflicht, Opfer von seinen Untertanen zu begehren, denn er hat sie aus der stillen Zurückgezogenheit des Geburtswinkels zur Herrschaft und zur Vertretung eines Reiches, zu politischer Größe und staatlicher Macht erhoben. Die Einheit eines Volkes in der Staatsidee, das ist die Intelligenz dieses Volkes, seine Kraft und Wohlfahrt nach Innen, seine Ehre und sein Ansehen nach Außen. Der Staat muß vor allem darnach trachten, diese Einheit zur vollen Geltung zu bringen und seine Einrichtungen so treffen, daß die politische Idee, die ihm zu Grunde liegt, alle Sonderinteressen beherrsche, dann wird er eine Festigung gewinnen, die sein Aufblühen und sein Prestige nicht von seiner Ausdehnung und seiner physischen Macht abhängig sein lassen, sondern ihm, auch als kleines Staatswesen, Würde, und seiner Stimme Bedeutung giebt. In diesem Sinne hat auch der Staat, seit der Dämmerung der politischen Idee im Geiste der Völker oder ihrer Leiter, seine Forderungen gestellt.

Er bevormundet die Erziehung und die Entwicklung seiner Bürger, fordert die Gut- und Blutsteuer von ihnen, bezieht Lantien von allen ihren Geschicklichkeiten und Einrichtungen und ist nicht so sehr der Repräsentant des Volkes oder seiner Regierung, als derjenige ihrer beiderseitigen Intelligenz. Seitdem die Ehe ihre contractliche Seite prädominirend hervorgekehrt hat, ist auch diese Institution in das Reich seiner Legislative immer mehr und mehr gelangt, eben so sind alle religiösen Einrichtungen seiner Bevormundung unterworfen, sobald sie einen demonstrativen oder associativen Charakter annehmen. Und es läßt sich nicht leugnen, daß, um eine Fusion der verschiedenen Kräfte und eine einheitliche Entwicklung hervorzubringen, diese allgemeine Betheiligung und Gegenseitigkeit, das Räthsel aller Staatskunst und ihr absolutes Ziel sein muß. In der Staatsidee vereinen sich Familientradition und Sitte mit den Forderungen und Vortheilen der Association. Allerdings verlangt der Staat viele Opfer der Individualität, er besteht eben nur aus den Rechten, die ihm dieselbe zugestelt; daraus erwächst ihm die



Pflicht, das private Leben um so mehr zu schützen und unbehelligt zu lassen — andererseits die Einzelinteressen, in so weit sie sich gegen die Wohlfahrt des Ganzen auslehnen oder die Einheit desselben bedrohen, unberücksichtigt zu lassen.

Auch ist die Berechtigung des Staates klar, das weibliche Geschlecht, welches der Träger und Anwalt des Individualitäts-Principes bleiben muß, nur in mittelbarer Weise Einfluß auf seine Gestaltung und Entwicklung gewinnen zu lassen.

Das Gefühl, welches das Feuer des heimatischen Herdes mit heiligen Gluthen durch die Aern des Staatskörpers rollen läßt, ist der Patriotismus. Er umgiebt den Herrscher mit Dynastentreue, die Scholle mit der Festungsmauer des Eigenthums und des Heims, und verbindet die Racen mit der Sitten- und Sprachsymbolik der Nationalität. Von der einfachen Arbeit der Bodencultur und der ersten Servitut des Raub- und Kaufgewerbes, bis zu den schwierigen Problemen der Oekonomie und der Politik, theilen unter seiner Regide alle Angehörigen eines Reiches durch Generationen hindurch, Mühe, Entbehrung, Gefahr, und erhalten dafür Vorthheil, Schutz, Ordnung und Geseß. Diese Gemeinsamkeit giebt Farbe und Linien dem Vaterlande und gräbt dessen Flüge tief in das menschliche Herz. Im Rückblick auf die Arbeit und auf die Opfer, die der Staat empfangt, und im Bewußtsein der Stellung und des Ansehens, die er dafür bot, steigt oder fällt die Welle der Empfindung seiner Unterthanen für ihn, ihr Interesse an seiner Wohlfahrt, ihr Stolz auf seine Entwicklung.

Der Egoismus wirkt im Staate, wie bei dem Individuum; läßt er gesunde Elemente brach liegen oder verkümmern, so werden dem Organismus die Lebensquellen abgeschnitten. Verzieht er die nothwendige Schonung und Auffassung seiner Schwächen, wie es bei Standes- und Herrscherwillkür häufig vorkommt, so geht er an Gehalt- und Widerstandslosigkeit zu Grunde, sobald von Außen der Anstoß kommt.

Leider liegen Hoffarth, Uebermuth, Einseitigkeit und Beschränktheit der Begriffe jedem Gelingen nahe, um die Früchte redlichen Bemühens und richtiger Erkenntniß anzufaulen.

Damit das pulsirende Leben des patriotischen Gefühls, sowie die logische Ordnung und Gestaltung der Verhältnisse im Staate dauernd und fruchtbringend seien, darf dieser nicht als Großideal associirten Standesegoismen vegetiren, darf nicht, Giftkeipe und Apotheke zugleich, kleinen berechneten Vortheilen nachhängen, sondern muß eine immerwährende Regenerirung in der politischen und culturellen Idee suchen, da nur in dieser die natürlichen Lebens- und Kraftquellen ihm erschlossen sind, die seinem rein geschäftlichen Associationscharakter das ephemere Wesen nehmen. Es sind die gewaltigsten Erschütterungen, ja der Zerfall einzelner Reiche nicht zu beklagen, wenn diese Katastrophen zur Geltendmachung der Verstandesfreiheit im logischen Sinne gegenüber der Sonderinteressen im politischen Sinne unausweichlich geworden sind.

Die sociale Culturatmosphäre entströmt dem Individuum, dem Menschen! — Er ist der Träger, der Erhalter, der Zerstörer: der Sitte, des Bedürfnisses, des Strebens. Er ist das Capital der Staatsassociation und seine Wohlfahrt ist ihre Sicherheit. Wo der Staat die richtige Fühlung mit ihm verliert, die Abschägung seiner Kraft veräußert, die richtige politische Unterstützung der allgemeinen mensch-

lichen Forderungen, und die Aufklärung, Hemmung oder Assimilirung der Sonder-elemente unterläßt, dort wird statt natürlichem Gewinne ein Zerfetzungsproceß entstehen, der Fäulniß oder Gährung bringt. Allerdings ist der Staat nothgedrungen geübt und mächtig in der Repression, aber der Fehler liegt nahe, daß der Proceß, wie seine Entstehungsurfachen, unerkannt und seine Symptome auf verkehrte Weise gedeutet und ausgebeutet werden, woraus eine Verwirrung der Begriffe entsteht, welche der Wahrheit ferner liegt, als der Irrthum, schädigender wirkt als er, und das Versiegen der reichsten Hilfsquellen zur Folge hat. Dies ist für die Wohlfahrt der Lebenserscheinungen, deren Vergänglichkeit schon auf Sparsamkeit durch weise Schonung der Kraft hinweist, von verderblichstem Einfluß, denn es hindert auch nach radicaler Entfernung des Uebels die Regenerirung des Ganzen mittelst neuer Organisation durch die anhaltende wenn nicht völlige Erschöpfung der Theile.

Abgesehen von der Schädlichkeit eines solchen Zerfetzungsprocesses birgt er noch die Gefahr, daß die actionslustigen und langverhaltenen unterdrückten Elemente sich gewaltig Luft machen und Störungen, ja Verwüstungen herbeiführen, die der Cultur eben so schädlich als die Fäulnißsymptome sind.

Allerdings bethätigt sich die Freiheit des Verstandes in der Revolution, welche veraltete Institutionen niederreißt, aber da alle Formen der Cultur, als Erkenntnisse des Vorstandes, sowohl zum Schutze und zur Förderung seiner Freiheit, wie der menschlichen Interessen überhaupt, das Ergebniß allgemeiner und dauernder Geistesarbeit und Erfahrung sind, so repräsentiren sie ein kostbares Erbtheil aus der Vergangenheit, und es ist vernünftiger, wo sie beengend erscheinen, sie nach und nach auszudehnen, als sie gewaltsam zu zerstören, da sie ohnehin dort, wo sie nicht mehr in der Natur der Verhältnisse begründet sind, leicht nachgeben oder von selbst verschwinden. Die Loslassung willkürlicher Gefühle, sei es der Repression oder der Expansion, ohne Approbation und strenge Sichtung des Verstandes, ist immer eine Beeinträchtigung der Freiheit und hat stets eine Schwächung des Organismus zur Folge, wenn sie nicht schon das Symptom einer solchen ist.

Es ist die allererste und wichtigste Pflicht der Gebildeten, der Amorphie im Staatsleben, wie der Entfesselung socialer Leidenschaft, durch eine logische und freiheitliche Behandlung der allgemeinen Interessen vorzubeugen.

Die socialen wie die sittlichen Empfindungen brauchen nur ihrer natürlichen Abstammung und ihrem gedanklichen Inhalte treu zu bleiben, um die Freiheit mit dem Wohlstande zu vereinbaren.

So wenig Vergnügen ein intellectueller Mensch an Neugier und Sinnlosigkeit, ein sittlicher an Ausschweifung, ein humaner an grausamem Sport oder rücksichtsloser Eigenliebe finden wird — so wenig werden alle diese, insofern sie verständig sind, dazugegen sein, daß der gebildete Geschmack seine Befriedigung, der Geist seine Zerstreuung, das Herz und der Sinn Lebensfreude suchen — und finden. Die Lebensfreude in richtigem Verhältnisse zum Streben gebracht, begünstigt die Geschlechtsinteressen. Unerquidliche Askese ist ebenso unfruchtbar wie ihr erschlaffendes Gegentheil.

Der Geist der Billigkeit ist im politischen wie im privaten Leben der Friedenshauch, der über alle Arbeit der Menschheit wehen soll, damit die Saat des Geistes in Galmen schieße und Kampf und Streit sie nicht verwüsten.

Standes- und Partei-Interessen müssen gerade in derselben Proportion hinter den Staatsinteressen zurückstehen, wie Sinn und Instinct hinter dem intellectuellen Bedürfnisse; die allgemeinen Lebensfunctionen haben sie zu erhalten, das Mehr, welches ihre Kraft und Geschicklichkeit vermag, müssen sie ihm überliefern.

Es ist der Geist beschränkt, der das Vaterland in seinem Marktflecken gesichert glaubt, weil er die Interessen des Letztern ausschließlich geltend macht. Die Hoheit und die Kraft der Staatsidee ist Würde und Ansehen für ihr ganzes Gebiet. Die Zerstörung eines Theiles kann für den Staat ein schwerer Verlust sein, der Angriff auf das Ganze ist der Vorbote des Ruins. Wohl ist der Staat so wenig wie der Einzelne im Stande, dem Conflict der Ideen und der Ueberspannung der Gefühle völlig auszuweichen, aber er kann, gerade wie der Einzelne, durch die richtige Erkenntniß der Werthe und durch Verhinderung unnatürlicher Einseitigkeit die Conflicte zur friedlichen Lösung bringen. Vor allem muß er in dem Einzelnen das Bewußtsein erwecken, daß sein individuelles Wohl von der Einheit des Ganzen abhängig ist und durch dasselbe Kraft und Ansehen genießt, gerade wie dieses Ganze aus der Erkenntniß des Einzelnen sein Wesen erhält.

Durch diese Gegenseitigkeit gewinnt die Liebe zum Vaterland jenen starken geistigen Gehalt, der das Recht des naiven Egoismus beschränkt, die Freiheiten der Cultur gegen Uebergriffe und Sonderbestrebungen wahrt und die Energie der Einzelnen zur Energie des Staates vereint.

Auch erreicht dadurch der Bürger jene politische Reife und Unterscheidungs-fähigkeit, welche nöthig sind, um die Consolidirung und die Leitung des Staates aus der Hand eines, wenn noch so erleuchteten, doch immerhin endlichen Alleinherrschers, ohne Schädigung und Störung in das Recht der Allgemeinheit gleiten zu lassen, welche allein der Dauer der Principien und ihrer Entwicklung im Sinne der Aufklärung Sicherheit gewährt.

Daß die Grundzüge dieser Principien meist von großen Einzelnen gezeichnet wurden, lehrt uns die Geschichte. Die Anwendung der Principien darf von solchen Erscheinungen nicht abhängig sein. Diese gewaltigen Neuerer sind immer dort, wo sie Dauerndes geschaffen haben, die Vertreter der Ideen der Menschheit gewesen und haben eine Reaction des Geistes und des Verstandes gegenüber der Uebergriffe der Sinnlichkeit und der Unvernunft bewirkt.

Der Vortheil solcher Revolutionen und der Freiheitsbewegung des Verstandes vor den Kämpfen der Leidenschaft und Parteilucht liegt darin, daß die ersteren bei weitem mehr organisiren als sie zerstören.

Das Menschenthum wird von der Erscheinung des Geistes seiner Zeit erfasst und erkennt sich selbst in der großen Gestalt des Genie's.

So hat sich mit allen wahrhaft großen Menschen durch ihre Gefühle oder durch die Schöpfungen ihrer Kunst der Gedanke der Humanität entwickelt, der über den Familien- und Vaterlandsinn hinaus mit wandelnder Form alle Lebewesen in verständigen und liebevollen Verband zu bringen sucht. Er hat die rohe Kampf-gewalt von ihrem Pionierdienste der Civilisation zum Theile abgelöst und sein Banner führt uns folgerichtig zum Eudämonismus zurück.

Die Humanitätsideen und Gefühle sind die edelste Verkörperung der menschlichen Glücksvorstellung, und die Wege, die sie uns führen, zeigen der Menschheit erreichbare Ziele.

Der Aufgabe, den Stein der Weisen zu schaffen, wird der Humanitätsgedanke durch das Streben nach künstlerischer Einheit, d. h. nach Richtigestellung der innern und äußern Verhältnisse der Wesen gerecht. Er ist bemüht, den Zufall immer mehr und mehr auszuschließen und durch richtige Vertheilung und Bewerthung der Arbeit, des Besitzes und des Bedürfnisses, die Kräfte aller auszunutzen um die Schonung der Einzelnen zu ermöglichen.

Wir verdanken ihm die Unterordnung der thierischen Liebe ohne den Zwang einer peinlichen Einschränkung, die befreiende Lösung verworrener Freiheitsgelüste durch unablässige Sichtung und Leitung des Verstandes, und die einbringlichste Förderung und Befürwortung der Mittel, welche die Kraft und die Reinheit desselben erhalten und vermehren können.

Das Ziel humaner Bestrebung ist, die Vortheile, die nur den gebildetsten Theilen der Gesellschaft gewährt sind, insofern sie menschliche und nicht individuelle Bedürfnisse befriedigen, allgemein zugänglich zu machen und so viel Entwidlung und Freiheit dem Individuum zu verschaffen, daß es seine Verhältnisse zu gestalten, zu beherrschen und zu regeln im Stande sei, ohne die gebundene Marschroute der Cultur zu verlassen und durch Letztere die möglichste Verwerthung seiner Geschicklichkeit und Fähigkeit gesichert erhalte.

Der Weg zur Verwirklichung solcher Ideale ist weit und voll Hindernisse, aber der moderne Geist hat ein langes Stück desselben hinter sich, und damit die berechtigte Hoffnung, daß sich manche Schwierigkeit und manches unüberbrückbar scheinende Hinderniß überwinden lassen wird.

Leider hat die Philanthropie nicht nur mit eingewurzeltten Vorurtheilen, ungerechten Privilegien und Aengstlichkeit vor Neuerung zu kämpfen. Sie hat ihre schlimmsten Feinde in der verkehrten, falschen oder mangelhaften Auffassung ihrer Anhänger. Abgesehen von iblellen Excentricitäten, die ein Nonfens in der Praxis herstellen, machen die unverbesserlichen Weltverbesserer fast immer den Mißgriff, die Proportion der Werthe, also den Kernpunkt des Humanitätsprincipes, gar nicht zu berücksichtigen, oder nur im engsten Kreise zu berechnen, was ein Bild von Heuchelei und Dummheit giebt, worin der Adel und die Weisheit der humanen Idee im gelindesten Falle lächerlich werden.

Solche Beispiele mangelhafter Auffassung sind bei den so gut gemeinten weiblichen Associationsversuchen zu philanthropischen Zwecken fast immer bemerkbar, sie könnten der beste Anwalt sein, um dem weiblichen Geschlechte zu den humanistischen Studien zu verhelfen, für welches Privilegium die Frauen bisher minder logische, jedenfalls minder allgemein zutreffende Gründe geltend gemacht haben.

Aber auch die Auswüchse männlicher Conceptionen zur Verbesserung des Menschenlooses, waren so oft verquickt mit Grobheit des Sinnes, Fehlern des Urtheils und natürlicher Unaufmerksamkeit, daß an eine Freiheit und Wohlfahrt des inneren Wesens ebensowenig dabei gedacht werden konnte, wie an die Harmonie der äußeren Verhältnisse. Und dennoch giebt es keinen andern Ausgleich für das Individuum, als die richtig formulierte Begrenzung und Wechselwirkung beider.

Der unüberwindliche Drang, der unser Streben schrankenlos treibt, ist kein Verstandesproduct und genügt keineswegs das Glück zu fördern oder zu sichern. Er ist eine Naturerscheinung, ja Naturnothwendigkeit und darin liegt auch die Erklärung seiner unsinnigen Auswüchse. Er ist die Eigenschaft des Lebendigen, das im steten Schaffen den Verstand selbst gebildet hat, damit dieser das Leben, wie jede andere Kraft und Erscheinung erkenne, bilde und ausnütze.

Daß der Verstand seine leitende Rolle bei den Humanitätsgefühlen nicht abgeben darf, ist so klar — wie die Uebelstände, die aus ihnen entstanden sind, wo er fehlte und Empfindung oder Parteiliebe herrschen ließ, — der Verstand, wo er rein ist und bloß den logischen Gedankengang festhält, ist überall derselbe und muß überall siegen, wo er die Prämissen seiner Schlüsse findet.

Diesem Siege braucht kein Kampf vorauszugehen, denn die Logik kleidet ihre Kraft in die Gesetzmäßigkeit der Natur, die vom ängstlichen Gemüthe die Beunruhigung, vom Widerspenstigen den Widerstand nimmt.

Der Verstand macht statt der Revolution eine Evolution.

Der größte Fehler der Humanitätsvorkämpfer auf politischem Boden ist, daß sie den Verstandesgehalt der Staatsidee fast gar nie erfaßt haben, die sociale Bedeutung und Aufgabe des Staates unterschätzen und statt ihn zu stützen, sich ihm gewöhnlich feindlich entgegenstellen.

Ihr Mitleid und ihr menschlich Rühren für die Unterdrückten hat fast immer die unrichtige Auffassung der Culturwerthe derselben zur Folge gehabt und ihren Zorn gegen staatliche Willkür entfacht. Sie haben vergessen, daß nur die Staatswissenschaft, verbunden mit der Staatskunst, jene socialen und öconomischen Fragen, welche die Gegenwart mit ihrer turbulenten Bewegung erfüllen, einer befriedigenden Lösung entgegenführen können.

Wenn jeder Bürger im Gegensatz zum Worte des mächtigen Herrschers „Moi c'est l'Etat“, bewußt sprechen gelernt haben wird, dann wird der politische Rechtsboden gefunden sein, auf welchem die Transactionen zwischen Forderung und Besitz, Leistung und Gegenleistung, Freiheit und Verpflichtung ohne Störung vor sich gehen können. Ohne das richtige Verständniß für den Einfluß der Staatsidee auf die Völkerentwicklung kann die idealste Selbstlosigkeit, wie die geschickteste Willkür nur Verwirrung und Unbehagen für die Menschheit erzeugen, und wird der Terrorismus der Gewalt stets die Zufluchtsstätte von Weiden sein.

In den Geschicken der Völker vollzieht sich zuweilen, wie in dem Leben des Menschen, der gewaltige Kampf, wo reine Ideen zu starken Waffen der Leidenschaft werden und mit elementarer Gewalt gegen die edelsten Bollwerke des Gedankens stürmen. Wo sich die selbstgezeugten Kinder des Geistes im überwallenden Drange der Empfindung gegen die unveränderliche Logik der Wahrheit wenden, und im ungeklärten Widerspruch den Anblick widerstreitender Pflichten und hochstrebender Gefühle zeigen, dann hören wir in der Geschichte der Völker, wie im einzelnen Menschenschicksal, die große Epopoe erklingen, die uns von tragischem Schmerz und von tragischer Schuld erzählt. Diese Erschütterungen des geistigen Lebens weben um die Gestalten, die sie mit Streit erfüllen, die Aureole ihres geistigen Ursprungs und gleichen, wenn sie ganze Völker durchzittern, den Gewittern des Firmamentes, welche Electricität entladen, die Luft erleichtern und

reinigen, unheilbringende Elemente zerstören — aber den Culturboden nicht berühren. Sei es das Fatum classischen Alterthums oder Gespensterbilder von Wirrsal und Elend, sei der Widerspruch in der einzelnen Gestalt oder das Leid, die Schuld und der Jammer eines ganzen Volkes, die Tragik erhebt sich immer über die Begehrlichkeit des Egoismus, und über den Kampf der sinnlichen Interessen und Triebe.

Wo ein Volk kämpft oder unterliegt, da kämpft mit oder gegen dasselbe der Geist der Zeit und wo er die Idee der Menschheit in das Feld führt, dort ist der Sieg.

Wo ein Held siegte oder fällt, siegte oder fällt mit ihm eine Idee, welche die logische Gerechtigkeit zum Siege oder zur Vernichtung führt. Das Heldenthum ist unmöglich ohne ideellen Gehalt. Die größte Schmerzempfindung des Sinnes kann Grausen und Mitleid erwecken, aber zur tragischen Erscheinung wird sie sich nie erheben. Der Kampf zwischen ideeller Empfindung und der unerbittlichen Logik kann wohl jene Nührung erzeugen, die jedes Schwinden eines Ideals begleitet, doch dürfen wir den Sieg des Verstandes nicht beklagen, da er der Sieg der Wahrheit und des Lebens ist.

Wir haben jedoch in der Analyse der politischen Aufgabe, sowie in der Erwähnung der tragischen Erscheinung das Gebiet der Kunst betreten und das reiche Füllhorn des Glückes, welches sie in das Menschenleben wirft, ist eine zu volle Quelle des Genusses, als daß wir uns den hellen Seiten ihres Wesens nicht zuwenden sollten.

Es ist die Kunst höchst schwierig analytisch zu behandeln, denn ihr Wesen besteht aus dem Zusammenwirken subjectiver Empfindung und Fertigkeit und die Aufzählung von Kunstregeln giebt ein so langweiliges, trockenes und dürftiges Bild ihres reichen, vielgestaltigen Lebens, daß damit das gerade Gegenheil der angenehmen und genußreichen Kunstempfindung hervorgebracht wird.

Die Aufgabe der Kunst ist die Herstellung einer klaren harmonischen Einheit, an deren Wahrnehmung wir Freude und Befriedigung fühlen und in deren Aufnahme unser Drängen und Streben, von einem mühevollen Werden erlöst, durch die Erkenntniß des Seins die Freiheit der Ruhe in einer harmonischen und rhythmischen Bewegung oder Empfindung genießt.

Es dient der Kunst zum Vorwurf die ganze lebendige und todte Welt der Sinne und der Phantasie, ein Material so unendlich und vielseitig, wie die Natur selbst, die, bekanntermaßen, in ihrer künstlerischen Gestaltung nur der, in religiöser Sprachform, „Gott“ genannte Künstler zu beherrschen weiß. Dieser Name ist zugleich der höchste Begriff einer harmonischen persönlichen Einheit und wenn man über die fehlende Klarheit desselben sich durch ein intensives Gefühl hinweg heben kann, so giebt das Erkennen jener Vorstellung auch die Befriedigung und Beruhigung, welche das menschliche Gemüth in der Kunst findet, mit einem Eindruck von Macht und Vollkommenheit verbunden, der sie bedeutend erhöht und den die Wahrnehmung menschlicher Gebilde nicht hervorbringen kann.

Es birgt jedoch diese Hinwegsetzung über die Klarheit einer Vorstellung zwei bedeutende Gefahren, nämlich, daß der Verstand sich an die Dunkelheit und Unverständlichkeit gewöhne und das Urtheil dadurch Selbstständigkeit und Klarheit

überhaupt verliere, oder daß der Mensch in unablässigem Zweifeln, Suchen und Ringen nach dem unmöglichen Begreifen einer übermenschlichen immateriellen Persönlichkeit, sich der Grübelelei, der Heuchelei, oder der Schwindelei hingebe und seine geistige Kraft an Hirnge spinne verschwende. Das Letztere hat auch noch den Nachtheil, die künstlerische Wirkung dieser Gemüthshypothese aufzuheben und statt Befriedigung und Kraft, Unruhe und Unsicherheit aus ihr zu schöpfen. Die Kunst hat sich viel glücklicher, als der Verstand, bemüht, die religiöse Empfindung zum Ausdruck zu bringen. Um die fehlende Klarheit zu ersetzen, hat sie die Gottheit in unzähliger Art als bildliche Form versinnlicht. Die Zertheilung der verschiedenen göttlichen Eigenschaften kam ihr wesentlich zu Gute, wie wir das in der unerreichten altgriechischen Kunstproduction bemerken. Sie gewann für ihre Gestalten einen idealen Inhalt, einen geistigen Hintergrund und eine sinnliche Ruhe, welche die künstlerische Wirkung erhöheten, vertieften, veredelten und der ephemeren einseitigen und willkürlichen Geschmacksdespotie entzogen. Dadurch entstanden Kunstregeln, Schönheitsnormen, eine Kunstwissenschaft, die für den Künstler unbedingte Geltung hat, ohne daß die Freiheit individueller Entwicklung und individuellen Empfindens, die er so nothwendig braucht, ihm verkürzt würde.

Künstlernaturen haben jene Menschen, die ihren Lebens- und Gestaltungsdrang auf Ideale von sinnlichen oder gedanklichen Formen übertragen, welche die Phantasie mittelst Stoff, Farbe, Linie, Ton oder Wort zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet.

Dem angeborene Anlage, ausdauernde Uebung oder Beides zusammen, die Fertigkeit geben, solche vorschwebende Ideale schöpferisch oder interpretirend zu sinnlicher Realität zu bringen, der ist ein Künstler und seine Darstellungen sind Kunstgebilde, an denen sich Jeder nach seiner Befähigung und nach ihrem Werthe erfreut.

Verbleibt es bei der Empfindung, dem Verständnisse oder der Vorstellung, so sind diese Menschen Mäcene, Kunstkritiker und Lehrer oder Kunstliebhaber, je nach den materiellen und geistigen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen. Die Kunst liefert ihre reichliche sinnliche Befriedigung nicht nur durch die schaffende und gestaltende Fertigkeit, sondern auch durch die lebhaften, wechselnden Eindrücke, die sie dem Kunstliebenden gewährt und die, indem sie ihn vielfach aus dem engen Kreis herausheben, meist eine veredelnde Wirkung haben. Wenn das unbändige, verschwenderische und leicht bewegte Künstlernaturell oft auch drückend und störend wirkt, so ist seine Eigenliebe und die Geltendmachung seiner Ansprüche dennoch ganz verschieden vom gewöhnlichen Egoismus und es besitzt eine Schwungkraft und eine Opferfähigkeit, die gerade, weil sie launenhaft sich äußern, von dem Gefühlsvermögen anderer Menschen sich stark unterscheiden.

Die Abhängigkeit von vorübergehenden Stimmungen und äußeren Anlässen ist es auch, warum man einen sicheren moralischen Einfluß der Kunst nicht zuschreiben kann und die religiösen Formen die auf die künstlerische Gestaltung ihrer Lehre oder ihrer Symbolik das Hauptgewicht legten, in Verdacht kamen, den sittlichen Gehalt zu verlieren. Das höchste von der Selbstsucht freieste Ziel der Kunst ist die Empfindung der Schönheit zu geben, und wenn diese auch durch die Erscheinung einer klaren harmonischen Einheit fast immer hervorgebracht wird, so entsteht sie auch durch die

Vorstellung des Kostbaren, des Seltenen, des Ueberraschenden und Mächtigen, ja selbst des Bequemen und Passenden, lauter Begriffe, denen nur subjective und relative Wahrheit innewohnt und die von den äußeren Verhältnissen allein abhängig sind. Es ist die Empfindung der Schönheit außerdem das Resultat der Bildung, der Erfahrung und der Empfänglichkeit des Menschen, daher sehr individuell und die geklärte freie Meinung des Verstandes gegen das rohe, aufdringliche Zeugniß der Sinne in bedenklicher Minorität.

Die Autorität der Tradition und die Macht der Gewohnheit helfen nur wenig zur Entwicklung des richtigen ästhetischen Gefühls, da nur die Selbstständigkeit und Freiheit des Verstandes demselben die Intensität und den Adel des dauernden Genusses geben.

Die Natur selbst, welche mit tausend Zungen der Schönheit das Wort redet, wird häufig mißverstanden, bleibt von der Menge unerkannt; wie dann nicht die Kunst, deren höchste Schöpfung nur eines unvollkommenen Menschen Werk.

Auch ist der Kunsttrieb, wir dürfen es nicht vergessen, sinnlichen Ursprungs und äußerlicher Eigenschaft, dem Instincte nahe verwandt. Er läßt sich schwer in die geheiligten Tempel der hohen Gedankenwelt bannen, er ist mehr als jeder andere Instinct geschaffen, durch die Reflexion irgeleitet und über die Grenze der Natürlichkeit oder der Harmonie geführt zu werden. Es wohnt ihm beim Menschen der unendliche Freiheits- und Bethätigungsdrang inne, der durch das flatternde Talent und die bewegliche Fertigkeit in unzähligen Varietäten sich äußern kann, und der sich häufig auf eine einseitige, die edleren Gefühle nicht berücksichtigende Wirkung beschränkt, was allerdings eine künstlerische Gestaltung auch dem Alltäglichen geben kann, aber in ein großes Kunstwerk sehr oft den haeretischen Miston der Actualität oder des Tendenziosen wirft. Das Virtuosenhum hat die Bedeutung dieser Wahrheit sehr oft unterschätzt, ja ganz mißverstanden, und falsche Effecte erzielt, indem es durch rohe Kraftproduction und physische Wirkungen dem innerlichen Adel der Kunst Abbruch that. Das Talent hat sehr oft Moden und Handwerksidealen geröhnt, die es zu unrechtmäßiger Bedeutung erhoben hat.

In der edleren Kunstproduction muß, damit sie nicht sogleich abfalle, solchen Mißgriffen stets ein großes Talent zur Seite stehen, das den Erfolg sichert, und da corrigirt sich der Irrthum gewöhnlich von selbst, weil zwischen Gestaltungs-gabe und Gestaltungsmittel oder Zweck, das Mißverhältniß grell hervortritt und durch die Größe und Stärke des Talentes der Menge nahe gelegt wird, so daß die beirrende Wirkung meist auf den Ausübenden reducirt bleibt und in seiner individuellen Erscheinung, die sich immer mehr und mehr verflacht, ihr Glück und Ende findet.

Allerdings liegt eine Gefahr für den allgemeinen Geschmack in dem behenden Nachahmungstrieb, der die Mode erzeugt, aber die eigentliche Befriedigung dieses Zerstreuungsbedürfnisses der Sinne wird nur durch Diversität gewonnen. Die rasche Abwechslung der ephemeren Formen wird jeden nur einigermaßen concentrationsfähigen Geist sehr bald ermüden oder überfättigen; er wird das Bedürfniß fühlen, einen ihm eigenthümlichen, inneren Sinn in das Außerliche, Allgemeine zu legen, damit ist aber auch der erste Anlaß zu jenen Fertigkeiten geboten, die das Talent erweitern. Da nun dieses mit dem reinen Verstande nur in loser Ver-



bindung steht, so kann es aus eigener Kraft mit sehr geringer Hilfe des Denkfähigens große Gestalten und großen Genuß schaffen. Der Verstand wird aber immer versuchen, diese rein sinnliche Begabung zu stören und der äußeren Gestalt oder der inneren Empfindung mehr und mehr geistigen Gehalt zu geben. Wir haben bereits des falschen Pathos des Virtuositenthums erwähnt, das sich von der Natürlichkeit, der Effecthascherei wegen, entfernt. Ähnlich verhält es sich mit der naturalistischen und impressionistischen Tendenz, welche den modernen Kunstsinne so häufig verwirrt.

Es ist Sache der Schule, diese Verwechslung der Begriffe zu corrigiren, den Verirrungen des Geschmacks, wie der Verflachung des Talentes vorzubeugen und dem Künstlergeiste wissenschaftliche Tiefe und gedankliche Helle zu geben.

Die Schwierigkeit dieser Verbindung ist es, die uns oft bei großer Gestaltungskraft durch den Mangel an Klarheit und Sicherheit der Idee oder durch die excentrische Form derselben überrascht — ja selbst stört.

Es weist der Verstand das Talent immer auf jene gewaltigen Bahnen, auf welchen sich gewöhnliche Menschen verlieren, weil sich die Vorschriften der Allgemeinheit auf diese Regionen nicht erstrecken. Begnadete Einzelne durchfliegen sie unerschrocken auf den Fittigen des Genies und zeichnen die großen Züge der Freiheit in die kleinen Gesetze der Ueberlieferung hinein.

Wir haben in dieser kurzen, kaum skizzirten Ueberschau der Inhalte des Menschenlebens die freiheitliche Verstandesentwicklung auf ideellen, wissenschaftlichen, sittlichen, privaten und öffentlichen, politischen und künstlerischen Gebieten als ein bewegendes productives, den Sinn und die Empfindung bereicherndes und veredelndes Motiv angetroffen. Wir haben den Verstand fast ein jegliches Gefühl über das Sinnliche idealisch erheben sehen, so daß der Mensch das Leben und all sein Gut, mit Begeisterung und Ueberzeugung, gedanklichen Zwecken hinzugeben bereit ist; wir haben den Verstand in den friedlichen Kreisen der Arbeit, der Häuslichkeit, der Politik und der Humanität wirken sehen und dieses Leben ist kostbar, glücklich und mächtig geworden, mit jeder neuen Freiheit und Ausdehnung, die er sich errang. Endlich begegnen wir ihm im Talent, wo er in den Flitter der Aeußerlichkeit die nackte Schönheit der Wahrheit zu legen sich bemüht und die Kunstfertigkeit zur Höhe des Genies erhebt; Alles dies im Vereine mit der Natur und durch ihre unermesslichen Kräfte vollziehend.

Mit immer stärkerem Athem durchbringt die Bewegung das Sein und giebt ihm Leben, Empfindung und Bewußtsein in kreisender und wachsender Intensität. Dem Verstand ist es gegeben, in dieser rastlosen Bewegung Rhythmus und Harmonie zu erkennen und durch diese Erkenntniß die Ruhe zu gewinnen, die der Mensch zum Genuße des Lebens bedarf. Die Energieen desselben haben mächtige Stämme getrieben, der Verstand hat sie umlaubt und befruchtet. Wie aber ein Baum sein herrliches Leben nicht allein durch das Mark erhält, das er aus dem Boden zieht, und auch nicht durch den Trieb und die Ausbreitung seiner Zweige, sondern die Reinheit aller seiner Theile zu seinem fruchtbaren Gebeihen nöthig ist, so muß auch die Menschheit, um das Integral alles geistigen Lebens zu erhalten, für die Reinheit des Verstandes in seinen kleinsten Theilen zu sorgen bestrebt sein.

In der materiellen Berechnung hat der Mensch es glücklich so weit gebracht, Ausgabe und Einnahme nach dem eigenen Soll und Haben zu richten, und zu wissen, daß er nur mit diesen rechnen kann, wenn er auch der Phantasie den Millionentraum nicht wehrt, Expediense trifft, um ihn zu bewahrheiten, und ihn auch öfter bei sich und Andern realisiert findet

Auch für alle physischen Verhältnisse haben wir Maß und Berechnung gefunden — und ein weiser Mann meinte, daß, wer mit dem dreißigsten Jahre nicht sein eigener Arzt sein könne, der müsse auf den Anspruch der Vernünftigkeit verzichten.

Ebenso haben wir für unsere Empfindungen, indem wir dieselben durch die verschiedensten religiösen, philosophischen und intellectuellen Ethiken siebten, eine sittliche Erkenntnis gewonnen, die, mit Hilfe des bürgerlichen Gesetzbuches, in jedem Einzelnen ein Gewissen constituirt, worin nicht nur die Handlungen, sondern auch die Motive derselben mit subtilen Differenzen zur Analyse gelangen, um das Substrat des reinen Guten herauszubringen. Mit dem intellectuellen Vermögen des Menschen steht es leider ganz anders; selbst eine relative Klarheit ist nur bei Wenigen vorhanden. Auch der verständige, begabte, unterrichtete Mensch wirft die Quellen seiner Urtheile durcheinander und begnügt sich meist mit der Ueberzeugung, daß es eine Menge Dinge giebt, die der Verstand nicht begreifen kann.

Die Analyse aber dieser Menge, in wie weit das Unvermögen ein allgemeines oder ein persönliches ist, die überläßt er der zufälligen Erfahrung.

So lange der Unterschied zwischen der unmöglichen Erforschung des All und seines Urgrundes und der möglichen Erkenntnis der endlichen Erscheinungen, an deren Spitze der Mensch selbst steht und deren Detail er bereits in allgemeinen Erkenntnissen zusammengestellt hat, nicht jedem Gebildeten gültig ist, werden und dürfen die menschliche Phantasie, die menschliche Ueberhebung oder die menschliche Dohnmacht auf Kosten des Verstandes wunderliche Wege gehen, um den Irrthum zu verbreiten und alles Glück sowie alle Erkenntnis von einer Vorsehung zu erwarten und zu erbeten, statt Beide von der eigenen Einsicht abhängig zu machen.

Der zweckmäßigen Adaptirung des geistigen Vermögens muß die genaue Kenntniß desselben vorangehen. Wenn dem Individuum seine intellectuelle Kraft so klar und so bewußt wäre, wie der Unterschied und die Relation seiner äußerlichen und körperlichen Verhältnisse, ja selbst wie Maß und Gattung der Empfindung, so wäre ein großes Quantum Unsinn, Schwerfälligkeit und naiver Selbstüberschätzung aus der Welt geschaffen, gegen welche die Götter bis jetzt zwar vergebens gekämpft haben, die der Verstand aber zur Ordnung und Vermehrung der Lebensenergien immer und überall zu beherrschen trachten muß.

Die Allgemeinheit wird sicher niemals die gleiche Höhe der Verstandeserkenntnis erreichen, aber daß die Durchschnittszahl der Denkenden, rationell strebenden und geistig arbeitenden Menschen ihre Kraft nicht in müßiger Speculation oder knechtischer Abhängigkeit verbrauchen, ihre Arbeit nicht durch Unklarheit in den Grundzügen der Vorstellungen gestört sehen, daß ein Jeder darüber einig sei und einig sein müsse, was er nicht erkennen kann, was er nicht zu erkennen braucht, weil er nicht nach allen Richtungen hin seine Denkkraft versplittern will, was sein Talent und was logisches Urtheil in die Arbeit legen, was er seiner Erfahrung

und seinem Wissen, und was dem Glauben und der Gewöhnung er zuzuschreiben hat, wie sein individuelles Empfinden den Verstand beeinflusst — alles das müssen wir fordern, und es ist nothwendig, daß es für den Verstand gethan werde, wie es für die Begriffe der Sittlichkeit in Uebung ist.

So wenig die Religion das Wissen als die Lösung des Weltenrätthels gelten läßt und so engherzig sie auch individuelle Meinung oder wissenschaftliche Aufstellung beschränkt, die Analyse des Ich hat sie immer empfohlen. Wenn wir diese auf das Gebiet des Verstandes ausdehnen, so werden damit der logische Wille und das Recht der Wahrheit gestärkt und jene Indifferenz der Meinung besiegt, die das Gegentheil der echten Toleranz ist, denn diese setzt die Freiheit des Urtheils voraus, welches das Recht der Billigkeit und der Vorsicht schützt, hingegen die Gesinnungslosigkeit nur ein Zeichen der Urtheilslosigkeit ist, und der Schwäche und der Unwissenheit das Wort redet.

Der Versuch und die Uebung, logische Klarheit durch die Feststellung und Erkenntniß der Unterschiede in den geistigen Eigenschaften zu gewinnen, würde, wenn nicht Wissen, so doch ein intellectuelles Gewissen bilden, das der Energie des Geistes und der Schulbildung sehr zu Hilfe käme. Durch dieses Verfahren würde der Zufall und die Willkür von der Verstandesentwicklung immer mehr ausgeschlossen und ein richtiger Unterschied zwischen reiner Verstandes- und anderweitiger geistiger Production klar gemacht, was eine allgemeine Bescheidenheit des Unverstandes zur Folge hätte, die etwas Schutz vor seinen naiven, aber sehr verderblichen Uebergriffen gewähren könnte.

Nicht als ideale Auffassung, sondern als praktische Hilfe zur Lebensöconomie, ist die Reinheit des Verstandes mit größter Aufmerksamkeit zu wahren und je mehr Freiheit die Meinung des Individuums gewinnt, oder je mehr Schärfe seine geistige Begabung seinem Urtheile giebt, desto mehr Beachtung ist der Integrität des logischen Selbst zuzuwenden.

Die große Association der Arbeit hat Subjectivität des Mannes im Verufe geschaffen; das Wachsen des Talentes und seiner Produktionskraft hat die Verwirrung gebracht, welche die Meinung vorherrschen läßt, daß, wo der Sprosse der Logik unverfehrt und das Mark kräftig aus der Wurzel treibt, Schmelz der Blüthe und Süße der Frucht selbstverständlich sind. An die Würmer, an den Staub, an die sengende Hitze oder vernichtende Kälte, die den einzelnen Theilen schaden, denkt man selten, an ihre Abhilfe fast nie. Es ist die Neigung zum Compromisse mit ihnen vorhanden unter der falschen Voraussetzung, individuelle Freiheit nicht beschränken zu dürfen. Wo man dem Abgeschmackten oder dem Langweiligen begegnet, hält man sich an das öffentliche Urtheil der Mode oder geht mit sich selbst zu Gericht, daß man zu wählerisch sei. Dadurch blieben die Parasiten des Verstandes ungestört, bis jene elementären Erschütterungen, die man Revolutionen nennt, einen Reinigungsproceß herbeiführen, der immer von Schmerz und Reactionen begleitet ist.

Revolutionen, welche Verstandesreinigung zur Folge haben sollen, dürfen, wie wir es früher erwähnten, keinen eruptiven Charakter haben, und es ist nicht nöthig, daß sie von einem Sturme der Leidenschaften begleitet werden, der die Schätze der Civilisation in die Luft segt. Aus der Mitte der Gebildeten

durch die Aufmerksamkeit ihrer Leitung, muß der stetige Druck auf den Geist der Massen ausgeübt werden, um die gewissenhafte, fortschrittliche Richtung festzuhalten.

Die Wissenschaft ist immer derartig vorgegangen; alle Menschen haben an der Verstandesentwicklung ein gleiches Interesse, sobald sie sich die Mühe der Erkenntniß nehmen.

Die Freiheit des Verstandes ist der einheitliche Wille der Menschheit und sein Gewissen kann nicht anders als ein menschlich einheitliches sein, mit der menschlichen Empfindung wachsend und mit ihr eins.

Eine genaue Aufmerksamkeit, Ordnung und einheitliche Pflege des logischen Details wäre insbesondere jenen Freunden der Weisheit pflichtige Aufgabe, die es übernommen haben, die Formen des Verstandes auf die Lebens- und Welterscheinungen zu übertragen und mit den Gefühlen der Sittlichkeit zu verbinden.

Diese Arbeit würde den Deutschen sehr nützlich sein, die, trotz ihres überlegenen Fleißes in der wissenschaftlichen Forschung, des Reichthums an Gedanken und der Tiefe ihrer Empfindung, was die Klarheit und Geschicklichkeit der Intelligenz in der Darstellung und im Bewußtsein betrifft, bedeutend hinter den Franzosen stehen, und auch nicht die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Geistes besitzen, die eine viel ältere Cultur den wälsischen Völkern zu eigen gemacht hat.

Eben so fehlt den Deutschen der, durch den Weltverkehr geübte und allgemein gewordene praktische und geschäftliche „common sense“ der Handelsvölker, der einen so vortrefflichen Ersatz geboten hat für die, von der Wissenschaft immer mehr zurückgedrängte, behende Spürsinnigkeit, instinctartige Unterscheidungskärfte und schlaue Gewandtheit der uncultivirten oder isolirten Racen. — Mit der durchgreifenden Ordnung und Vermehrung des geistigen Capitals würde sich, wie mit jeder Hebung des Wohlstandes die Luxusproduction sicherer und reichlicher einstellen und nicht nur die literarischen Kunstblüthen einen edleren Flor abgeben, sondern auch der belebende Humor, dieser Nectartropfen des menschlichen Gehirnes, die Denkerstirne erfrischen, statt wie jetzt so oft als Gallapfel in die Tinte beißender Federn zu fallen oder durch die hoffnungslose Dürre transcendentaler Forschung aufgesogen zu werden.

Auch der Verstand bedarf seiner liebenswürdigen Zerstreuung, deren muntere Lebendigkeit weder das wachste transcendente Träumen noch der gesündeste materielle Schlaf ihm ersetzen können. Es würde sich der gesunde Menschenverstand weniger in den Extremen des Mutterwiges und des intellectuellen Genies allein bewegen, und mehr Gemeingut des Lebens werden, wenn durch ihn die feste Basis der Cultur und Bildung geschaffen würde, auf der allein das Lebensglück sich erbauen läßt, in Unabhängigkeit von Talent oder Zufall.

Diese Ueberzeugung ist es, welche vorliegende Bemerkungen, trotz ihrer wahrscheinlichen Mängel, der Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde empfiehlt.

## Briefe aus Italien.

### I.

#### Mentana.

Mailand, 3. November 1880.

Die feierliche Enthüllung des Denkmals für die Gefallenen von Mentana hat einen doppelten Zweck gehabt — einen Protest gegen den gefaßten Beschluß, Napoleon III. in Mailand ein Denkmal zu errichten, sodann eine republikanische Manifestation. Zu derselben sind die Häupter der französischen Republikaner, Rochefort, Pain, Blanqui, Lepelletier, Fremont u. a. eingeladen worden und haben derselben beigewohnt.

Verschiedene Reden in republikanischem Sinne sind von den Deputirten Ruffi und Lavallotti gehalten worden. Auch Garibaldi hat gesprochen oder genau gesagt, er hat seine Rede von seinem Schwiegersohne Canzio vorlesen lassen. Diese seine Rede, der Regierung durchaus feindlich, endigte mit folgenden Worten: „Ich schließe, indem ich daran erinnere, daß wir, ohne der Verbrüderung mit den andern Nationen zu entsagen, unwandelbar Brüder sind des republikanischen Frankreichs“. Es hat Rochefort gesprochen, aber seine Worte waren in Wahrheit von demonstrativer Correctheit.

Damit man in Deutschland die Tragweite dieser Manifestation wol zu schätzen verstehe, dürfte es angemessen sein, eine wenig bekannte Seite der Geschichte, nämlich die von Mentana, ins Gedächtniß zurück zu rufen und ich gebe gern ein kurzes Résumé derselben, indem ich dabei einige unbekanntere Telegramme des Kaisers Napoleon und des Königs Victor Emanuel veröffentliche.

Die bekannte, mit Frankreich am 15. September 1864 abgeschlossene Convention, durch welche Italien sich verpflichtete, das römische Gebiet nicht anzugreifen, war eine unglückliche Handlung des Ministeriums Minghetti-Venosta, denn sie enthielt eine Doppelsinnigkeit.

Seit dem Jahre 1861 hatte Italien im Parlamente Rom als seine Hauptstadt proclamirt, daher legte es die Convention als einen von Napoleon gethanen ersten Schritt im Interesse der italienischen Freiheit aus. Allein der Kaiser war nicht geneigt, den Papst Italien gegenüber isolirt zu lassen.

Die verschiedene Auslegung, welche diesseits und jenseits der Alpen diesem diplomatischen Vertrag gegeben wurde, trat am Anfang des Jahres 1867 zu Tage, kaum daß die letzten französischen Soldaten das päpstliche Territorium verlassen hatten. Einerseits sah man dieselben in den Dienst des Papstes zurückkehren in neuer Uniform, mit neuer Fahne unter dem Namen päpstliche Quaren und als Legion von Antibes — andererseits fing die Actionspartei an sich zu rühren, Waffen zu sammeln und Emigranten nach Rom zu senden, um einen Aufstand vorzubereiten. Wie heute so verließ damals Garibaldi Caprera, durchzog Italien, besonders Venetien, eifern gegen den Papst und die Priester. In Venedig sagte er: „Ein kleines Stück unseres Landes, Rom, ist noch übrig, welches

diese Infulirten Italien nicht geben wollen, aber in Güte oder mit Gewalt, wir werden es uns geben lassen. Es ist Zeit, daß die Priester, welche es so viele Jahrhunderte hindurch verhöhnt, entehrt, mit Kindern übersäet und eine Cloake daraus gemacht haben, aufhören uns zu schänden. Wir werden dahin gehen, wie man in sein eigenes Haus geht und nicht der Teufel wird uns daran hindern; an Stelle der Ausschloßigkeit, des Elendes und der Tyrannei werden wir die wahre Religion des Gott Vaters, des Heilandes Aller, und die wahre Brüderlichkeit der freien Völker setzen."

Kurz nachher im Juni 1867 versuchte eine bewaffnete Truppe bei Terni die päpstliche Grenze zu überschreiten, wurde aber von den italienischen Truppen aufgehalten und zerstreut.

Garibaldi eilte sodann zum Friedenscongreß in Genf und von einem Balkon herab rebete er die unten versammelte Menge an:

„Es giebt etwas Schrecklicheres als den Krieg: das Ungeheuer, welches sich Papstthum nennt, dessen pestartige Ausflüsse die Welt überschwemmen und die Humanität auf dem Wege der Civilisation aufhalten. Eure Vorfahren hatten den Muth es anzugreifen. Es ist nicht die Initiative, welche ich von Euch verlange, sondern Ihr sollt das Werk Eurer Väter vollenden, wenn wir diesem Ungeheuer den letzten Schlag versetzen werden.“

Eine so maßlose Sprache mißfiel, um die Wahrheit zu sagen, auch dem calvinistischen Genf, und wenig befriedigt reiste Garibaldi wieder ab.

Indessen verdoppelte die Actionspartei in Italien ihren Appell an die Patrioten und verlangte Geld zu einem Aufstand in Rom.

Urban Ratazzi war damals Ministerpräsident. Seine gleichgültige und dieser Agitation gegenüber passive Haltung erhöhte in Italien den Glauben, daß die französische Regierung im Geheimen die Pläne Garibaldi's begünstige. Die dringenden Vorstellungen des französischen Gesandten bewogen ihn endlich aus seiner Reserve herauszugehen und er veröffentlichte in der offiziellen Zeitung eine Note, in welcher es hieß, daß die Regierung in keiner Weise gestattet haben würde, daß man internationale Verträge, geheiligt durch das Votum des Parlamentes und die Ehre der Nation, verletzete. Aber diese Note machte nicht den geringsten Eindruck. Man war der Meinung, daß aus diplomatischen Rücksichten Ratazzi gezwungen gewesen wäre, die Pläne Garibaldi's zu desavouiren. Am Abend selbst, wo diese Note publicirt wurde, fand in Florenz eine Versammlung der einflußreichsten Häupter der Freiwilligen statt und man beschloß, die Bewegung zu beschleunigen. Haufen von Freiwilligen eilten sofort zur päpstlichen Grenze.

Ratazzi wurde dadurch aber zu einer Maßregel von größter Wichtigkeit gedrängt, nämlich zur Gefangennahme Garibaldi's, in Folge deren er die Situation leichter zu beherrschen hoffte.

Am Morgen des 24. September umzingelte eine Compagnie Infanterie das Haus Garibaldi's in Sinalunga, nahm ihn gefangen und führte ihn nach Florenz, sodann in die Festung Alessandria. Die Nachricht von diesem Ereigniß erregte die Gemüther ungemein, in den größeren Städten kam es zu stürmischen Auftritten. Im Allgemeinen aber war der Eindruck, welchen die Gefangennahme Garibaldi's in Italien machte, ein günstiger für die Regierung, welche das Ver-

antwortliche und Widerwärtige dieser gewichtigen Maßregel auf sich genommen hatte, um gewichtigere Consequenzen zu vermeiden. Nach wenigen Tagen Gefangenschaft auf der Citabelle Messandria's bot der General Petiti im Namen der Regierung Garibaldi an, sich frei und bedingungslos nach Caprera zu begeben. Doch in Caprera hatte Garibaldi nur das Gefängniß gewechselt, denn sieben Kriegsschiffe blockirten die Insel und verhinderten ihn, dieselbe zu verlassen, wann und wie es ihm gefiel.

Das italienische Ministerium irrte sich, wenn es glaubte, mit der Gefangennahme Garibaldi's die Bewegung der Freiwilligen nach Rom zu unterdrücken. Während man von Sinalunga Garibaldi gefangen fortführte, gelang es ihm, nachstehenden Appell an die Italiener zu schreiben und einem Freunde zu übergeben:

„24. September. Die Römer haben das Recht der Sklaven, sich zu erheben gegen ihre Unterdrücker, die Priester.

Die Italiener haben die Pflicht, ihnen beizustehen, und ich hoffe, sie werden es thun, ungeachtet der Gefangenschaft Garibaldi's.

Vorwärts denn in Euren schönen Entschlüssen, Römer und Italiener! Die ganze Welt sieht auf Euch und, vollbracht Euer Werk, werdet Ihr mit erhobenem Haupte dasehen und zu den Nationen sprechen: Wir haben Euch den Weg zur Verbrüderung aller Menschen gereinigt von deren abscheulichstem Feinde, dem Papstthum.

G. Garibaldi.“

Dieser Appell war nicht an Taube gerichtet. Am 28. September erschienen auf dem päpstlichen Territorium ganz unvermuthet zahlreiche Haufen italienischer Freiwilligen, circa 6000 Mann insgesammt. Der Feldzug hatte begonnen.

Den ersten über die päpstlichen Truppen errungenen Erfolgen folgten schwere Verluste. Garibaldi, auf Caprera in Haft gehalten, unterstützte seine Freunde durch feurige Briefe.

Da plötzlich meldeten die Zeitungen, Garibaldi sei von Caprera entflohen und auf dem Festlande angekommen. Seine Flucht war eine wunderbare, doch würde es zu weit führen, sie hier zu erzählen. Am 20. October sprach er in Florenz öffentlich zum Volke. Seine Ankunft daselbst beschleunigte die Ministerkrisis, denn Ratazzi hatte weder bei Garibaldi noch Einfluß und Ansehen, noch bei der gemäßigten Partei, welche die Majorität der Kammer bildete.

Ratazzi hatte Italien in eine höchst bedenkliche Lage versetzt: innen eine zu Gunsten der Insurgenten wachsende Bewegung, außen keinen Bundesgenossen, keinen Anhalt, Frankreich drohend und feindlich.

Victor Emanuel, wie immer ein treuer Dolmetscher des Volkswillens, beauftragte Cialdini mit der Bildung eines neuen Cabinets, aber man konnte wegen Crispi zu keinem Ziele gelangen. Nun konnte der König Angesichts der Anarchie, in die das Land zu fallen drohte, Angesichts der Gefahr eines Krieges mit Frankreich nicht mehr schwanken und berief den General Menabrea.

Das neue Ministerium, entschlossen, alle Zweifel zu zerstreuen, trat vor das Land mit einem vom König unterzeichneten Manifest, in welchem es offen die Pläne Garibaldi's desavouirte.

In Florenz aber protestirte das Comité für den römischen Aufstand, präsidirt von Cairoli, dem heutigen Minister des Auswärtigen, gegen das Manifest

des neuen Ministeriums, nannte es eine „unerhörte Kniebeugung vor dem kaiserlichen Frankreich“ und ermahnte die Italiener, diese Schmach nicht über sich ergehen zu lassen.

Wie aber sollte man anders handeln gegenüber der Haltung Napoleons, der seine Bedenken überwunden hatte und entschlossen war, mit den Waffen in der Hand den Papst zu vertheidigen?

In der That hatte er von Biarritz am 13. October telegraphirt:

„A. S. M. le Roi d'Italie à Florence.

Je vois avec douleur que des volontaires entrent en grand nombre sur le territoire pontificat, et que la Convention du 15 Septembre se trouve ainsi eludée. Si cela dure, je serais obligé, malgré moi à envoyer un corps d'armée à Rome. Je prie S. M. de faire tout son possible pour rendre inutile une intervention. Je lui renouvelle mes sentiments d'amitié.

Napoléon.“

Victor Emanuel bat den Kaiser, seinem Interventions-Projekt zu entgehen. „Je dois vous avouer — schrieb er — que l'esprit des populations italiennes est très-excité, et que la seule idée d'une intervention française pourrait avoir les plus graves consequences, que je désire éviter à tout prix. Nous continuerons à faire tout notre possible pour paralyser l'invasion des volontaires; mais si les choses arrivaient au point prévu par S. M. le seul moyen pour tout arranger serait celui d'envoyer nos troupes à Rome. Quant à la question politique nous nous entendrons après.“

Am 19. October telegraphirte Victor Emanuel nochmals an den Kaiser:

„Je sais que S. M. se trouve dans les circonstances actuelles dans une situation difficile en France; mais moi aussi je me trouve dans une situation bien plus tendue ici, où l'opinion publique est très-excitée. Je regretterai bien aujourd'hui, si les liens d'amitié, qui nous ont toujours uni, devaient se rompre.“

Er schlug dem Kaiser eine gemischte Besatzung des päpstlichen Territoriums vor. Derselbe antwortete:

„Je suis disposé à écouter mes sentiments d'amitié pour vous et pour l'Italie, mais je ne peux pas vous sacrifier des intérêts et des devoirs impérieux. Une occupation mixte ne ferait que compliquer la question pour nos deux gouvernements. J'espère que vous saurez prendre toutes les mesures nécessaires pour empêcher une expedition française à Rome. Aussitôt l'insurrection terminée je suis prêt à chercher avec vous les moyens propres à régler la question romaine.“

Am 26. October telegraphirte der Kaiser wieder:

„A. S. M. le roi d'Italie à Florence.

J'ai suspendu jusqu'à présent, selon votre demande, le départ de la flotte, mais aucun ministère n'est formé; les revolutionnaires continuent à entrer dans l'Etat pontifical; Rome même est en danger. Je ne puis donc pas retarder plus longtemps l'occupation de Civitavecchia. Cette mesure n'a rien d'agressif contre l'Italie: nos deux pays sont également intéressés au triomphe de l'ordre et de la légalité. Les invasions revolutionnaires tentées



contre Rome sont une violation du droit public et des traités. Je n'ai pas l'intention de prolonger l'occupation. Aussitôt l'ordre établi, je ferai tous mes efforts pour engager les puissances à régler une question importante à un aussi haut degré. Votre Majesté peut, si Elle le juge convenable, publier cette dépêche.  
Napoléon.<sup>4</sup>

Diesem Telegramme gemäß verließ die französische Flotte Toulon mit einem Truppcorps von 12 000 Mann an Bord unter dem Commando des General Faillly. Dieselbe landete in Civitavecchia am 29. und begab sich sofort nach Rom.

Am 3. November trafen die von Garibaldi befehligten Freiwilligen bei Mentana mit den päpstlichen und französischen Truppen zusammen. Von deren numerischem Uebergewicht und den Chassepots in die Enge getrieben, wurden sie alsbald geschlagen und zogen sich zurück. Garibaldi wurde an der Grenze von den italienischen Behörden verhaftet und gefangen nach Fort Varignano bei Spezzia geführt; eine Amnestie gab ihm nach wenigen Tagen die Freiheit wieder.

Heute, dreizehn Jahre später, ist in Gegenwart der städtischen Behörden Mailands, in Gegenwart französischer Communards, in Gegenwart aller Delegirten der demokratischen Vereine Italiens, in Gegenwart endlich Garibaldi's, das Denkmal für die bei Mentana gefallenen Dpfer enthüllt worden.

D. M.

## Literarisches.

### Encyclopädie der Naturwissenschaften.

Herausgegeben von **H. von Sellowald, Dr. G. Jaeger, Dr. Kennigott, Dr. Ladenburg, Dr. von Oppolzer, Dr. Schenk, Dr. Schloemisch, Dr. Wittstein, Dr. von Zsch.** — Verlag von Eduard Trewendt, Breslau. Seit 1879.

Wir haben dieses Werk, das schon durch den Umfang und die Großartigkeit seiner Anlage eine erste Stelle in der naturwissenschaftlichen Literatur unseres Jahrhunderts beanspruchen darf und wohl auch für lange behaupten wird, vor Jahr und Tag angekündigt, als einige Lieferungen erschienen waren. Damals konnten wir es nach Plan und Ausführung des Verlegenden allen Gebildeten der deutschen Nation nur erit empfehlen, aber wir gestehen es jetzt, wir thaten es nicht ohne ersten Zweifel, ob der unternehmende Verleger für ein so weitaussehendes Werk bei unserer im Allgemeinen zum Bücherkauf wenig geeigneten deutschen Beswelt die nöthige Unterstützung finden werde. Sicher war es damals ein Wagniß, heute ist es ein Erfolg. Wohl nicht nur die Zeitgemäßheit, sondern in erster Linie gewiß der in die Augen leuchtende innere Werth des Gebotenen hat dieser neuen Encyclopädie, mit jeder erscheinenden Lieferung mehr, eine solche Aufnahme verschafft, daß ihr solches Fortschreiten längst

vollständig gesichert ist. Es macht uns besondere Freude, dies hiermit zu konstatiren, zur Ehre des Werkes und der daran Arbeitenden, zur Ehre des Verlegers, zur Ehre aber vor Allem der Nation, die neben der Hochfluth der ihr zufließenden, leichten literarischen Nahrung, doch immer noch Sinn und Zeit und Mittel für eine so hochernste, wissenschaftliche Literatur, wie sie hier geboten wird, übrig behält. Denn nicht an Fachleute zunächst, obgleich auch diese gerne und mit Nutzen das Werk in ihrer Bibliothek aufstellen werden, sondern an jeden gebildeten deutschen Leser adressirte sich dasselbe von Anfang an.

Wir erhielten soeben die 5. Lieferung der Botanik, die 13. der ganzen Encyclopädie, und damit liegen nun die drei ersten Bände des Gesamtwerks vollendet vor. Es sind dies der erste Band der Botanik, der 1. Band der Zoologie und Anthropologie und der 1. Band der Mathematik. Sie umfassen zusammen mehr als 130 Druckbogen in groß Verisohnformat mit über 600 Holzschnitten. Die Auctorität des Lesers vertheilt sich bis jetzt schon auf 20 deutsche Gelehrte, deren jeder in dem von ihm behandelten Fache eine anerkannte Auctorität und für jeden Artikel, den er geschrieben und unterzeichnet hat, verantwortlich

ist. Schon durch diese wissenschaftliche Sitte ist der sonst wohl leicht einer Encyclopädie anhängende Charakter einer oberflächlichen Behandlung von vornherein ausgeschlossen, und daß in der That alle Verfasser in gedrängter, klarer Sprache ihre beste Auekunft über jeden berührten Punkt zu geben beflissen waren, das möchte sich wohl Jedem aufdrängen, der eine belibige Leseur dieses Werkes mit Aufmerksamkeit durchblättert hat.

Wir erlauben uns nur einige Andeutungen über den Inhalt der vorliegenden drei Bände.

In der Botanik, die unter der Redaction von Professor Schenk in Leipzig steht und welche in der Form größerer Abhandlungen bearbeitet wird, finden wir zuerst die schöne Arbeit von Dr. Hermann Müller in Pippstadt über die Wechselbeziehungen zwischen den Blumen und den ihre Kreuzung vermittelnden Insekten, S. 1—112, eine ganz neue botanische Disciplin und dabei eine der interessantesten, zugleich eine solche, die ohne bedeutende wissenschaftliche Kenntnisse und Apparate jedem gebildeten Laien sofort vollkommen zugänglich ist. Wir nannten sie ein neues Fach der botanischen Wissenschaft, denn obgleich die Grundlinien desselben schon am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem ausgezeichneten deutschen Botaniker Christian Konrad Sprengel geschildert waren, wurden sie doch durch die damalige, mehr nur morphologische und systematisch arbeitende, mit der Beschreibung neuer Pflanzenarten vollauf beschäftigte Linné'sche Schule und ebenso später durch die anatomische und embryologische Richtung der Botanik vollständig ignoriert und in Vergessenheit gebracht, bis erst in unseren Tagen Ch. Darwin den Bahn brach und diesen hoch interessanten biologischen Zweig der Pflanzenkunde wieder zu einem der blühendsten und lebhaftesten machte. Die Behandlung der Sache von Hermann Müller aber ist eine meisterhafte, ja sogar übersichtlicher und umfassender als die von Darwin selbst, der, um nur erst wieder Bahn für diese Untersuchungen zu brechen, nothwendig in minutiösem Detail eingehen mußte, das den Nichtfachmann weniger anspricht. — Auch für die zweite Abhandlung in botanischen Theil, die Insekten fressenden Pflanzen von Dr. Drude, waren bekanntlich Darwin's Untersuchungen bahnbrechend. Darauf folgt eine Abhandlung von Professor Sadebeck in Hamburg über Gefäß-Krebstogamen, deren merkwürdige Fortpflanzungsgeschichte, die ein wunderbares Licht auf die Entwicklung des Pflanzenreichs aus den niederen zu immer höheren Formen wirft, gleichfalls erst in den zwei letzten Jahrzehnten durch den Fleiß deutscher Gelehrten an den Tag gebracht worden. Auch hier illustriren treffliche Holzschnitte die Darstellung. Von besonderem, auch praktischem Interesse, wird wohl nicht nur für den Waldwirth und Gartenbesitzer, sondern für jeden Blumenliebhaber überhaupt, die folgende vierte Ab-

handlung sein über Pflanzenkrankheiten von Professor Frank in Leipzig, in welcher auf circa 200 Seiten alle Krankheitserscheinungen im Pflanzenreich, seien sie nun durch Raummangel oder durch Wunden, oder durch Licht oder Temperaturverhältnisse, oder durch das Medium, in welchem die Pflanze lebt, oder durch andere Pflanzen, besonders parasitische Pilze, oder endlich durch Thiere, besonders Insekten, hervorgebracht, behandelt werden. In der letzten Abhandlung des vorliegenden botanischen Bandes endlich behandelt Professor Dr. Drude die so schwierige Morphologie der Phanerogamen, die Gestaltlehre der drei höchsten Pflanzenklassen, der Gymnospermen, der Mono- und Dikotyledonen, aber nicht, um die Morphologie ins Kleine, d. h. um Gewebelehre und vergleichende Anatomie, handelt es sich hier, sondern nur erst um die Lehre von den Pflanzenorganen, wie diese als Theilganze die Pflanze aufbauen. Wie rechnen es in dieser Abhandlung Dr. Drude hoch an, daß er in die verirrte Synonymik der botanischen Terminologie, die sich hier in wirklich auffallender Weise (z. B. der Hierekunde gegenüber) breit gemacht hat, mit kritischer Schärfe Licht zu bringen sucht, ja wir hätten gewünscht, daß er noch schneidiger in seiner Elimination des Unnöthigen vorgegangen wäre, auch vielleicht noch mehr der deutlichen Sprache ihr erstes Recht in einem deutschen Werke gelassen hätte. Auch hier wie überall treten, wo es Noth thut, gute Abbildungen erläuternd ein. So viel über den der Botanik gewidmeten Band.

Ein weiter vorliegender Band der Encyclopädie ist der Anthropologie und Zoologie gewidmet. Hier ist die Anordnung des Stoffes die sericographische und die Arbeit auf W. Hartmann in Glarus, Fr. von Hellwald, Dr. G. Hoffmann, Dr. G. Jäger und Dr. Klunzinger in Stuttgart, Dr. Köhmann in Heidelberg, Dr. E. von Martens in Berlin, Dr. v. Meffisovits in Graz, Dr. Stöckl in Stuttgart, Dr. D. F. Weinland in Göttingen übertragen. Daß die sericographische Anordnung, soweit sie anwendbar ist, für den in einem solchen Buche Belehrung Suchenden ungewöhnliche Vortheile darbietet, ist keine Frage und, soweit wir aus diesem Bande urtheilen können, scheint sie hier durchaus gelungen. Bei der präcisen und klaren Sprache, in die sich die Verfasser dieses Theils der Encyclopädie rath eingeliebt haben, dürfen wir hoffen, hier ein Lesikon der Zoologie u. Anthropologie zu erhalten, das bald eine große Popularität genießen wird. Wohl um keines irgendwie bedeutenden Begriffs oder Namens willen aus der Zoologie, vergleichenden Anatomie, Physiologie, Entwicklungsgeschichte der Thiere und Menschen, wegen keiner irgendwie wichtigen Tiergattung, wegen keines Menschenstammes von Bedeutung auf der Erde wird man hier vergeblich anklopfen. Diese Arbeit wird freilich einen ziemlichen Umfang erreichen, sie ist mit diesem ersten

Bande erst bei dem Ende des Buchstaben *B* angelangt. Dürften wir hier einen Wunsch aussprechen, so wäre es vielleicht der, es möchten, entsprechend den übrigen Theilen der Encyclopädie etwas mehr Abbildungen gegeben werden. Daß auch hier jedes einzelne Thema auf Grund der neuesten Forschungen und stets mit Angabe der Literatur bearbeitet worden, ist selbstverständlich, ja, da die betreffenden Verfasser meist Specialforscher sind, haben sie nicht eben selten die Resultate ihrer eigenen Forschungen hier zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit gebracht, worauf wir die Fachmänner aufmerksam machen möchten.

Der dritte fertig vorliegende Band der Encyclopädie ist der *Mathematik* gewidmet. Die Redaktion steht hier unter der Leitung des berühmten Mathematikers Geheimrath *Schlömilch*. Auch sie wird wie die *Botanik* in der Form größerer Abhandlungen gegeben, die zu vollständigen Lehrbüchern der verschiedenen mathematischen Disciplinen heran zu wachsen versprechen. Die Anerkennung Seitens der Fachgenossen auch für diesen Theil ist eine allgemeine und wir wissen, daß die ebenso originelle als durchaus klare Methode der bis jetzt vorliegenden Theile bereits Veranlassung gegeben haben, daß diese Arbeiten an verschiedenen höheren Lehranstalten dem Vortrag zu Grund gelegt wurden. Besonders interessant war uns die Behandlung der einfachen Arithmetik und sodann der Algebra von *Dr. Steiock*, sowie die Behandlung des Prisma und der Pyramide, sowie des Rotationscylinders und der Schattenkonstruktionen von *Dr. Hegger*.

Hiermit schließen wir diese kurzen Notizen, indem wir dieses deutsche Nationalwerk, dem kein anderes Volk ein ähnliches an die Seite stellen kann, nochmals auf's Angelegentlichste allen Gebildeten empfehlen. Das allmälige Erscheinen in Lieferungen, oder sofern man es vorzieht, in Bänden, vertheilt den für das Gegebene sehr mäßigen Preis auf eine längere Zeit, auf eine Reihe von Jahren, und es wird daher dieser für das Budget auch kleinerer Museen und Lesegesellschaften, Bürgervereine, kaufmännischer Vereine, Gesellenvereine u. dgl., wie auch für das einer jeden besseren Privatbibliothek gewiß kein unerschwinglicher sein. Die ganze Ausstattung in Druck, Papier und Bild ist musterhaft, was für den Besitzer nicht wenig zur Freude an dem Buche beitragen wird. Der rasche und ununterbrochene Fortgang des Werkes aber ist durch methodische Voraufvertheilung des zu bearbeitenden Feldes, so ebenin ausgebeht dieses scheinen mag, vollkommen gesichert. Wd.

**Uebersichtliche Politik**, eine culturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern von **Hübner-Schleiden**, Dr. J. U. Hamburg, L. Friederichsen u. Co. 1881.

Ein englisches Parlamentsmitglied schrieb einst in einem Brief an Cobden: „Der gewinnreichste Handel ist derjenige zwischen

einem alten Culturlande mit hochentwickelter Industrie und einem neuerschlossenen Naturlande“; das heißt mit anderen Worten: der Handel des Mutterlandes mit seinen Colonien, wie dies bei England der Fall ist. Auf einem ähnlichen Wege möchte der Verfasser der oben citirten Studie das deutsche Reich wandeln sehen und es schwebt ihm dabei das Bild Englands vor, wie es Macaulay in der Einleitung seiner „Geschichte Englands“ ungefähr folgendermaßen schildert: „Nach langen Jahren der Zersplitterung und des Conflictes zwischen Volkvertretung und Regierung hat sich unser Volk zu einer neuen Organisation geeinigt, in welcher die Autorität des Reiches und die Sicherheit des Eigenthums sich zur Freiheit des politischen Lebens und zur Entfaltung individueller Thatkraft fügten, welche früher für unvereinbar gehalten wurden. Aus diesem Zusammenwirken entsfaltete sich ein wirtschaftlicher Aufschwung, gewaltiger als die Geschichte je vorher aufzuweisen hatte. England wurde der Schwertschlichter der europäischen Großmächte und mit dem Wohlstand hielt gleichen Schritt der Ruhm unserer Militärmacht. Durch kluge Verwaltung stieg unser Credit am Weltmarkte zu so wunderbarer Höhe, wie es Staatsmännern früherer Zeiten unmöglich erschienen wäre. Die Ausdehnung unseres Landes gab uns eine Weltmachtstellung, gegen die die anderen Mächte fast verschwanden, unsere Colonisation Awerika's gestaltete sich viel reicher und mächtiger als die überreichen Gebiete, die Cortez und Pizarro dereinst eroberten und in Aien gründeten wir ein Reich, großartiger noch und von längerer Dauer als einst das Reich Alexanders des Großen.“ — Nach der Ansicht des Herrn Hübner-Schleiden birgt das deutsche Volk alle Elemente zu solcher Entfaltung in gleichem, wenn nicht noch höherem Maße in sich, wie das englische und ist der Anfang unserer nationalen Entwicklung auch ein analoger, nur mit dem Unterschiede, daß bei derselben in ein Jahrzehnt zusammengedrängt ist, was bei den Briten Jahrhunderte ausfüllt, und daß wir trotz der Schnelligkeit unserer Entfaltung doch erst auf der Stufe kindlicher oder doch höchstens jugendlicher Reife angelangt sind. Die Entwicklung zur vollständigen Reife, sagt der Verfasser, ruht noch im Schooße der Zukunft. Die Signatur männlicher Reife ist: initiative Kraft, bei Nationen aber äußert sich dieselbe als politische Energie, sociale Organisationskraft und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit. Das Feld, auf dem sich diese Männlichkeit zur Reife entfalten kann — die große, weite Welt — dieses Feld, auf dem sich die initiative Kraft des englischen Volkes zur Blüthe entfaltet hat, hat die deutsche Nation noch nicht betreten. Diese initiative Kraft, welche die Größe Englands begründet hat, stellt sich dem Verfasser dar in seiner übersichtlichen Politik. Wir vermögen dem Gedanken gange des Verfassers nicht in allen Punkten zu folgen, hielten aber die Skizzirung desselben

von Interesse, da die Frage der überseeischen Politik, die in dem Zeitraum einer Woche ganz kürzlich erst zwei hochansehnliche wirtschaftspolitische „Congresse“ in der Reichshauptstadt beschäftigt hat, im Vordergrund der Actualität steht. Meinen wir auch im Gegensatz zum Verfasser daß viele Wege nach Rom führen, d. h. daß die Größe eines Volkes nicht lediglich auf dem Wege britischer Colonialpolitik, die übrigens in Indien und Südafrika gegenwärtig nicht weniger als erfreuliche Erfolge zeitigt, zu begründen ist, so kommen wir doch auf anderem Wege ebenfalls zu der Schlussfolgerung, daß der Ausbau eines gesunden Wirtschaftssystems in Deutschland auf cosmopolitische Ziele im Allgemeinen und auf Colonisationsbestrebungen — ohne directe Staatshilfe — im Besonderen hinweist. Für diese Bestrebungen ist das Buch des Herrn Hübbe-Schleiden ein werthvoller Beitrag und bezeugen wir es daher, daß die „Zahlenbilder“ des Buches, d. h. in verständlichem Fremdwörter-Deutsch: die statistischen Tabellen, die sehr langatmig sind, den Text gar zu prätentios überbreiten. Die Lectüre wäre sehr erleichtert, wenn die Tabellen in einem Anhang verwiesen werden wären. Ueberdies stehen die Statistiken ziemlich unbewiesen da, indem der Verfasser dieselben zum Theil nicht beweisen wollte, zum Theil wol auch nicht beweisen konnte. Zu besonderer Präention war also gerade in Bezug darauf keine Veranlassung.

**Das Leben des Staatsraths Kunth.** Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Mit dem Bildniß Kunth's. Berlin, Julius Springer. 1881.

Gottlob Johann Christian Kunth, der Erzieher der Brüder Humboldt, der Freund und Genosse Stein's, wird in historischen und volkswirtschaftlichen Werken als Mitbegründer der Gewerbe- und Handelsfreiheit in Preußen, als einer der eifrigsten Förderer des gewerblichen Bildungswesens oft erwähnt, aber in sehr verschiedenartiger Weise. Die Verfasser dieses Buches haben es deshalb unternommen, aus dem in ihrem Besitze befindlichen handschriftlichen Material ein Bild dieses Mannes und seiner Thätigkeit zu geben, in der Absicht, damit auch zugleich einen Beitrag zur Geschichte der inneren Entwicklung Preußens zu liefern. Der wesentliche Theil des Materials besteht nach ihrer Angabe außer einigen Briefschaften in einer nicht für die Öffentlichkeit bestimmten, sondern für Kinder und Enkel geschriebenen Selbstbiographie, die demgemäß wehr ein Bild seiner geistigen Entwicklung, seines äußeren Lebensganges und der Familienverhältnisse, als seiner amtlichen Wirksamkeit giebt. Außerdem aber schöpfen die Verfasser noch aus den mündlichen Mittheilungen ihrer Mutter, die eine Tochter Kunth's war. Zur ausführlicheren Darstellung der amtlichen Thätigkeit Kunth's haben es sich die Enkel desselben angelegen sein lassen, bis jetzt nicht bekannt gewordene

Akten aus den Archiven, sowie der Behörden, welchen Jener angehört hat, zu benutzen. Man erzieht aus der reichen Fülle dieses gut verwertheten Informationsstoffes, welches interessante Altematerial unsere Archive über Fragen enthalten, die auch heute noch den Zeitgeist bewegen. Von Kunth's Denkschriften, die er über Handels- und gewerbliche Fragen der Regierung unterbreitet hat, sind eine Anzahl abgedruckt, die durchaus actuelles Interesse gerade gegenwärtig beanspruchen können, wo die wirtschaftspolitische Reaction ihr Rüstzeug einem Arsenal entnommen hat, welches die Wirtschaftspolitik von 1817 bereits zu beseitigen bestrebt waren. Auch abgesehen von den Beziehungen zu der Zeit ist die Biographie Kunth's aus der Feder seiner Enkel ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur Kenntniß des Entwicklungsangeses unserer preussischen Volkswirtschaft. — t.

**Gustav Diercks, Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit.** I. Band. Alterthum. Berlin, Theodor Hoffmann. 1881.

Die Grundidee, die die Menschheit bewegt haben und ihre Entwicklung kurz darzustellen, die Beziehungen und Einflüsse der Rassen und Völker zu und auf einander, die Einflüsse des Klimas und der Bodenverhältnisse auf die Gestaltung des Geistes der Völker zu bestimmen, den Charakter eines jeden Volkes, den Werth eines jeden im Völkerconcert zu ermitteln — dies Alles in gemeinverständlicher Form dem Leser mitzutheilen, das außerordentlich umfangreiche und vielseitige wissenschaftliche Material in gefälliger Gewand zu kleiden: das sind die ungeheuren Aufgaben, die der Verfasser sich in dem genannten, von großer Gelchsamkeit zeugenden Werke gestellt hat, von dem der erste das Alterthum behandelnde Band seeben erschienen ist. Mit kräftigen, süßen Strichen zeichnet der Autor in einer poetisch angehauchten Sprache die fundamentalen Ideale und die intellectuellen Strömungen in der geistigen Cultur der gesammten Menschheit und der einzelnen Völker, stellt auf Grund weitgreifender Untersuchungen viele gewichtige und zum Theil vollkommen neue Thesen auf, indem er den Entwicklungsgang der einzelnen Culturelemente in knapper und anziehender, oft höchst prägnanter Form zur Darstellung bringt. Was dem Werke vorzügliches Werth verleiht, ist bei sicherer wissenschaftlicher Fundirung eine in heutiger Zeit so überaus seltene gewissenhafte Objectivität; mit lobenswerther Unparteilichkeit wägt er Vor- und Nachtheile, die guten und schlimmen Einflüsse aller Culturfactoren ab und gewährt durch sein Buch nicht allein eine angenehme, zerstreuende, durch gefällige Form und schönen Stil ausgedzeichnete Lectüre, sondern auch eine Fülle von Belehrung. Es ist eine Art summarischer Literatur- oder Geistesgeschichte der einzelnen Glieder des Menschengeschlechts und erhebt durch seine Behandlungsweise des

Stoffes die Literaturgeschichte auf die vergleichende Basis, wogu die Literaturtafeln desselben Verfassers die Ergänzung bilden. Wir sehen die Literatur eines jeden Volkes vor unsern Augen entstehen, können den natürlichen Entwicklungsgang jeder Idee, ihren Weg durch die Literaturen aller Völker verfolgen und wir können daher dieses Buch als ein höchst bedeutendes, das Literaturstudium vollkommen neugefaltendes begründen, und wenn wir auch nicht in allen Punkten mit dem Urtheil des Verfassers übereinstimmen können, so müssen wir sein Werk doch auf das Wärmste als eine gründliche und selbständige, erfrischende und belehrende Arbeit empfehlen.

a.

**Otto von Veigner's „Illustrirte Literaturgeschichte für das deutsche Volk“.** Leipzig, Spamer, liegt mit ihrer 28. Lieferung nunmehr abgeschlossen vor. Das Lob der Objectivität, welches wir dem ersten Theile spendeten, müssen wir auch dem zweiten zuerkennen — bei der des beschränkten Raumes wegen doppelten Schwierigkeit der Besprechung der modernen Literaturentwicklung hat der Verfasser überall Licht und Schatten gleich vertheilt, und wenn er sich seiner Neigung und Ueberzeugung folgend durchweg auf die Seite des Idealismus stellt, so fell ihm das in unsrer nur nach materiellen Genüssen und Erfolgen hastenden Zeit hoch angerechnet werden. Er ist ein tüchtiger und schneidiger Kämpfer gegen den platten Realismus wie den brutalen Naturalismus und den ewig-sinnlichen ästhetischen Radicalismus, welche die Entwicklung unserer Literatur nach den verschiedensten Richtungen hin außs Aeußerste gefahrdeten, und indem er tapfer gegen dieselben in die Schranken tritt, macht er sein Werk zu einem Volksbuch im besten Sinne des Wortes, soll anders ein Volksbuch dazu beitragen, das Volk sittlich zu erziehen, ihm die unverrückbaren Ideale der Menschheit, für die unsere großen Dichter und Denker gestritten, vor Augen zu stellen. In dieser Beziehung ist das mit wohlthuender Begeisterung geschriebene Capitel über Schiller der Glanzpunkt des Werkes. Da unter der populären Darstellung der geistige Gehalt derselben keineswegs leidet, können wir es auf das Wärmste namentlich auch der heranreifenden Jugend empfehlen. Daß man mit dem Verfasser über seine Beurtheilung einzelner Autoren rechten kann, ist selbstverständlich, überall aber wird man sein ernstes Streben nach Wahrheit, seine Ehrlichkeit anerkennen müssen.

T.

**Aus dem Nachlasse des Grafen von Profesch-Osten, f. f. Botschafters und Feldzeugmeisters. Briefwechsel mit v. Geng und Metternich.** Verlag Carl Gerolds Sohn. Wien 1881. 2 Bände.

Wir hatten in der Revue in diesem und im vorigen Jahre mehrere Abschnitte aus den Memoiren des berühmten österreichischen Diplomaten gebracht, und freuen uns, heute über

eine neue Publication aus dem Nachlasse des Grafen v. Profesch-Osten berichten zu können. Der Briefwechsel des verstorbenen Botschafters mit Geng und Metternich ist ein sehr werthvoller Beitrag für die Geschichte. — Profesch war der letzte Vertreter der Metternich'schen Schule; die Anschauungen, welche er durch dieselbe von der Machtstellung Oesterreichs und den Bedingungen des Gleichgewichts der europäischen Staaten gewonnen hatte, haben ihn bis ans Ende seiner Laufbahn geleitet. Mit Geng und Metternich stand Profesch bis zu deren Tode im brieflichen Verkehr, und die Briefe, die hier veröffentlicht sind, behandeln nicht nur die wichtigen politischen Tagesfragen und die diplomatische Thätigkeit, sondern characterisiren auch diese bedeutenden Staatsmänner. Ueber sein Verhältnis zu Metternich äußert sich Profesch u. a. wie folgt: „Ich hatte den Fürsten vor dem Jahre 1830 nicht näher gekannt, stand auf dem Felde seiner Gegner und theilte alle die Vorurtheile gegen ihn, die in der Menge liefen. Aus der Levante im März 1830 nach Wien zurückgekehrt, empfing er mich freundlich, offen und vertrauend. Er besprach eingehend die griechischen Verhältnisse mit vollkommener Würdigung, was in der griechischen Bestrebung adbar war. Er zog mich damals an sich. Ich sah ihn täglich meist mit Geng, und es gab kein europäisches Verhältnis, das er nicht mit Klarheit und voller Offenheit besprach. Ich habe Minister gekannt, denen jeder Widerspruch als eine Ehrenkränkung erschien. Sie liebten eben sich mehr als die Sache. Diese Kleinlichkeit war dem Fürsten ganz fremd. Ich sah ihn Depeschen zurücknehmen, wenn Geng sie verwarf. So unbedeutend ich war, so änderte er oft ganze Stellen darin und nahm meine Ausdrucksweise statt der seinen. Liberaler im relligiösen Sinne war kein Staatsmann mehr als Fürst Metternich. Seine Aufgabe war, den Staat zu erhalten, und dieser ordnete er jede andere unter. Er sah klar die Bahnstrecken voraus, die der rollende Wagen durchlaufen mußte.“ Wir müssen darauf verzichten, hier noch weitere Schilderungen aus der interessanten Publication zu geben, aber die vorstehenden Zeilen werden genügen, die Bedeutung derselben zu kennzeichnen.

**Die Krankheiten der Pflanzen.** Ein Handbuch für Land- und Forstwirthe u. von **Dr. B. Franf.** Erste Hälfte. Breslau. Verlag von Eduard Trewandt, 1881.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat die Aufgabe, die er sich gestellt, die Krankheiten der Pflanzen als ein Handbuch der Pflanzenpathologie in wissenschaftlicher Form darzustellen, in glücklicher Weise gelöst, und es ist dasselbe im Vergleiche zu den bisher erschienenen ähnlichen Büchern und namentlich zu dem im Jahre 1874 erschienenen Sorauer'schen Werke vornehmlich dadurch werthvoll gemacht, daß es die Resultate der For-

schungen auf dem Gebiete der Pflanzenkrankheiten und speziell der mikroskopisch-anatomischen Untersuchungen und der Entdeckungen über die Kryptogamen und Pilze bis auf die neueste Gegenwart hin mit aufgenommen und verarbeitet hat. Die sehr weitmächtige und übersichtliche Eintheilung des Buches trägt wesentlich dazu bei, das Verständniß des Inhalts zu erleichtern. Nachdem zunächst die Wirkungen der mechanischen Einflüsse und insbesondere der Verwundungen an allen Pflanzentheilen und deren Ursachen ausführlich erörtert worden, geht der Verfasser auf die Krankheiten der Pflanzen über, die durch die Einflüsse der unorganischen Natur verursacht werden, und bespricht demnächst die Krankheiten, die aus dem Pflanzenreiche selbst und aus dem Thierreiche ihre Veranlassung herleiten. Die zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitte, die meist nach des Verfassers nach der Natur angefertigten Originalzeichnungen hergestellt sind, fördern erheblich das Verständniß in den einzelnen Materien. Es muß diesem Werke das Verdienst zuerkannt werden, daß es in klarer und anschaulicher Darstellung geschrieben ist und bei dem reichen und vielseitigen wissenschaftlichen Inhalte sich als ein sehr nützlich-dankbares der Pflanzenpathologie und Therapie erweist, so daß es die allgemeine Beachtung und Anerkennung vollkommen rechtfertigt, mit welcher es namentlich in den beteiligten Fachkreisen aufgenommen worden ist. --e.

**Wild und Wald.** Wademecum für Jäger und Jagdfreunde von **Karl Philipp Freiherrn v. Tüngen.** Mit 50 Text-Illustrationen nebst Titelblatt nach Zeichnungen von Albert Richter. Leipzig. Otto Spamer.

Zu dem vorliegenden Werke bietet der Verfasser allen Jägern und Jagdfreunden ein Handbuch dar, das in möglichst gedrängter, aber anregender Form alles das enthält, was zu dem edlen Waldwerk gehört und für die Jünger desselben von Nutzen und Interesse sein könnte. Das in vier Abtheilungen zerfallende Werkchen, das nicht etwa ein streng-wissenschaftliches Lehrbuch ist, sondern in gefälliger Form als Leitfaden und Rathgeber dienen soll, gibt in dem ersten Abschnitt nach einem kursorischen Rückblick auf die Geschichte des Jagdwesens über alles das Auskunft, was zur Ausübung der Jagd notwendig und nützlich ist und ertheilt Rathschläge über Ausrüstung, Material und das Verfahren mit der Jagdbeute. Im zweiten Theile berichtet der Verfasser über die für jeden Monat des Jahres geeigneten Jagden und schildert in Verbindung damit die durch Methode und Praxis herbeigeführten Gewohnheiten. Dann folgt ein Verisum der in der Waidmannssprache gebrauchten Jagdausdrücke und im letzten Abschnitte finden wir noch einen für die verschiedenen Theile des deutschen Reiches zusammengestellten Jagdkalender. Es ist dem

Verfasser gelungen, mit diesem Buche ein Wademecum zu schaffen, das gewiß allen Jüngern der Diana eine willkommenere Gabe sein dürfte — und so empfehlen wir es zu dem bevorstehenden Weihnachtsfeste als ein schönes und geeignetes Geschenk, zumal die sehr elegante Ausstattung sowie die charakteristischen und gut ausgeführten Zeichnungen den Werth des Ganzen noch erhöhen.

**Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1880. Gebz. Vornrtaeger (Ed. Eggers).

Daß von diesem Werke, das unter den populär geschriebenen Compendien der Naturwissenschaften auf Grund der Darwin'schen Lehren wohl als das beste anzusehen ist, in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von vier Jahren eine neue Auflage notwendig geworden, ist ein erfreuliches Zeichen des stetig wachsenden Interesses des Publicums an dem Studium der Naturgeschichte. — Den Inhalt des Werkes dürfen wir als bekannt voraussetzen, er ist unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse mannigfach verbessert und erweitert. — Die schöne Ausstattung des Buches verdient besonders hervorgehoben zu werden.

**Moderne Zustände.** Von **Alexander Jung.** Rostock. Wilhelm Werthers Verlag. 1880.

Der Verfasser leitet seine Abhandlungen mit der Schilderung eines Abends bei Ludwig Tieck ein und schwerlich hätte er eine bessere Einleitung finden können, da sich ihm der Begriff des Modernen aus dem Gegensatz des Romantischen ergibt. Auf das Moderne nun, wie es in Handel und Wandel, in der Gesellschaft, der Presse, Literatur und Philosophie, in der Kritik und dem heutigen Denken und Glauben sich offenbart, ist der Meister unter den deutschen Philosophen nicht besonders gut zu sprechen. Ja, es überkommt ihn zuweilen bei der Beleuchtung unserer modernen Zustände eine leicht begreifliche Bitterkeit. Der Greis hat sich eben seinen idealen Geist bewahrt, der aus anderen Culturen, als sie die Gegenwart bietet, emporgewachsen ist. Ein ideales Denken und Streben schützt ihn dann aber auch davor, dem Pessimismus anheimzufallen; bereitwillig, warmherzig erkennt er das Gute an, wo er es findet, und das Schlechte thut seiner Hoffnung auf die Zukunft keinen Abbruch. „Denn die deutsche Nation lebt,“ sagt er von sich selbst, „und das Vertrauen, welches er zu ihr hat, entspricht der stetigen Entwicklung, in welcher sie fortwährend begriffen ist, die denn auch zu Ergebnissen führen wird, von denen wir gegenwärtig noch keine Ahnung haben.“ Seine Ueberzeugung ist, daß das, was die Geschichte der Menschheit des Wesentlichen heraus-

gebracht hat, nie wieder verschwinde. Es leide keinen Zweifel, daß das 18. Jahrhundert in dem, was es des Gefundesten, des Trefflichsten geistigt und zur vollen Reife gebracht habe, auch in unserem Jahrhundert noch fruchtbarer und so werde es auch dem Eigenthümlichen, Vollendeten unserer Zeitalteres ergeben. Dem Gekunden und Trefflichen das Wachsthum und Gedeihen möglich zu machen, verfähret der Autor wie ein Gärtner und sucht mit seinen Aufsätzen das Unkraut auszugäten, die Kraupenneister ins Feuer zu kehren. Als das Hauptübel unserer Zeit bezeichnet er den Abscheu vor Gedanken und Ideen. Dagegen würde, unseres Erachtens, kein besseres Mittel sich empfehlen, als die Lectüre von Schriften, welche unsere modernen Zustände einer so klaren und geistvollen Betrachtung unterziehen, wie es Alexander Jung in der gegenwärtigen thut.

R. S.

**Die Reden des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen**, herausgegeben von Th. Hiedel. Berlin. Carl Heymanns Verlag. 1881.

Es ist von Interesse aus der ersten Zeit der politischen Thätigkeit des Fürsten Bismarck eine Sammlung von Reden desselben kennen zu lernen, die auch theilweise noch für die Gegenwart eine Bedeutung haben. Diese Reden bilden einen Commentar zu den Thaten des großen Staatsmannes. Wer seinen Charakter genauer kennen lernen will, wird gut thun, das vorliegende Buch zu lesen. — Ueber Junkschwang und Schutz Zoll äußert sich Bismarck in Landtage am 19. Oktober 1850 wie folgt:

„Der Herr Abgeordnete für Krefeld (v. Bederath) steht in dem Schutz Zoll den Schutz der Fabriken gegen das Ausland, ich hingegen sehe darin den Schutz gegen die Freiheit der Völker da zu kaufen, wo es ihnen am wohlfeilsten und bequemsten scheint, also einen Schutz des Inlandes gegen das Ausland. Der Schutz Zoll und Junkschwang legen einem Theil der Bevölkerung zum Vortheil des anderen Opfer auf, nämlich die Verpflichtung, die Waaren theurer zu bezahlen, als sonst, um den anderen Theil der Bevölkerung in Brod zu erhalten und zu schützen. Der Schutz Zoll hat dabei noch den Nachtheil im Vergleich, daß er im Wesentlichen nur einzelne Fabrikbesitzer bereichert.“

Es ist nicht möglich, hier noch andere Auszüge aus den Reden Bismarcks zu bringen, aber der vorstehende Extract wird zeigen, wie interessant es ist, diese Sammlung zu studiren.

Das Verständniß der Reden ist durch Einleitungen und Anmerkungen möglichst erleichtert worden. Außerdem ist auch ein Personen- und Sachregister dem Bude beigegeben.

**Raumann, Musikgeschichte.** (W. Eyemann, Stuttgart.) 6. Lief. Dieses neueste Heft des von uns schon mehrfach erwähnten Werkes bringt den Schluß

des Kapitels über Musik der Islamiten, sowie den Anfang des größeren Abschnittes: Die Musik in Hellas und Rom, welcher wiederum mit der Darstellung der „Musik bei den Griechen“ beginnt. Wie in den früheren Heften kommen auch hier viele bildliche Darstellungen dem Verständniß des Lesers entgegen.

**Hochlandlieder.** Von Karl Stieler. Zweite Auflage. Stuttgart. Neuber u. Zeller.

In der schönen Heimat Werner's von Tegernsee hat ein inebener Minnesänger diese kernschönen und frischgestimmten Weisen gelungen, die sich durch Energie des Ausdrucks und der Empfindung, durch echt poetische Naturauffassung und tiefe Herzenswärme über das Niveau der landläufigen Goldschmittliteratur hochbedeutung erheben. Etwas ernster und getragenere als Raumbach's lenz- und liebestrohe „Lieder eines fahrenden Gesellen“, sind sie neben diesen die erfreulichsten und erigentlichsten Erzeugnisse der Perle der letzten Jahre. H—r.

**Ludwig Salomos „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts“**, Stuttgart, Levy u. Müller, ist bis zur sechsten Lieferung vorgeschritten. Wir kommen auf das Werk nach seiner Vollendung zurück.

**S. Ch. Andersen's Ausgewählte Werke.** Herausgegeben und eingeleitet von Leopold Katscher. Leipzig 1880. Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

Auf Grund der von Andersen f. J. selbst besorgten deutschen Gesamtausgabe hat Katscher hier eine Auswahl neu herausgegeben, welche die hervorragendsten Werke des verstorbenen Dichters enthält. Eingeleitet wird die Sammlung von einem Essay des Herausgebers über Andersen.

**Presirenklänge.** Von Edward Samhaber. Laibach. Verlag von Jgn. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg. 1880.

Presiren ist ein slowenischer Dichter, der im Jahre 1800 in dem kleinen oberkrainischen Dorfe Verba geboren wurde und am 10. Februar 1849 in Krainburg starb. Die gegenwärtige Schrift macht uns mit dem Lebensgange und dem Talent Presiren's, der das Slowenische zuerst zur Schriftsprache erhoben haben soll, bekannt. Für den biographischen Theil wäre eine etwas weniger überschwängliche Sprache zu wünschen. Die eingeflochtenen und angehängten Gedichte in freier deutscher Uebersetzung kennzeichnen in der That einen echten und originellen Dichter. Die deutschen Verse Samhaber's sind von großer Gewandtheit. Ob der Zeitpunkt, Deutschland einen slowenischen Poeten vorzuführen, glücklich gewählt sei, scheint uns fraglich. Die Deutschen, welche von den Magyaren, Escheben, Slaven und woraus das Völkergemisch im Osten sonst bestehen mag, in Scene gesetzt wird, kann uns schließlich nicht kalt lassen.

Das Wunderliche ist, daß sie gar nicht merken, wie der Teufel vrakt. Trunken von Merbisto's Zaubervein glauben sie Alle, sie hätten die deutsche Nase in der Hand und wenn der Irrthum nicht losläßt der Augen Band, werden sie sich unter einander abschlagen.

R. S.

**Aus alter Zeit. Eine Gedankensammlung aus der ersten Blüthezeit der deutschen Literatur.** Herausgegeben von **Jean Bernard.** Leipzig. Eduard Wartig's Verlag. 1880.

Die „Deutsche Revue“ ist wohl nicht das geeignete Forum für dergleichen Chrestomathieen. Indessen mögen die Freunde des Mittelhochdeutschen auf diese reiche Sammlung von sinnigen Gedanken aus den Dichtungen jener Epoche aufmerksam gemacht werden. Biographische und literarische Anmerkungen unter dem Texte so wie eine literaturgeschichtliche Uebersicht über die höfische Periode im Anhang werden dem Laien nicht minder willkommen sein, wie das hinzugefügte Wörterverzeichnis. Das Buch ist elegant ausgestattet.

R. S.

Aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig liegen für den Weihnachtstisch folgende neue Werke vor, auf die wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken:

**Der Tempelbau der vorchristlichen und christlichen Zeit oder die bildenden Künste im Dienste der Religion bei den Heiden, Juden, Mohammedanern und Christen** von Dr. Joh. Nep. Diepolder, kgl. bayr. Gymnasialprofessor. Mit 200 Text-Illustrationen und einem bunten Titelbilde.

In anregender und mit Hilfe der gut ausgeführten Illustrationen höchst anschaulicher Weise giebt der Verfasser in diesem Werke ein Bild der Entwicklung der bildenden Künste von den Anfängen der orientalischen Tempelbauten bis zu dem Kirchenbau unserer Zeit und versteht es, auf dieser Wanderung das Interesse des Lesers bis zum Schluß zu fesseln.

**Unter dem Kreuz.** Culturgeschichtliche Erzählung aus dem christlichen Alterthum. Von **Victor Schulte.** Mit gegen 35 Textabbildungen und fünf Tonbildern. In Form einer spannenden Erzählung wird uns der große Einfluß geschildert, den das noch junge Christenthum im Anfang des dritten Jahrhunderts unter den schwierigsten Verhältnissen nach den verschiedensten Seiten hin auf das in Sitten und Religion tief herabgekommene Rom ausübte. Das Werk, dessen Gestalten mit historischer Treue gezeichnet sind, zeugt von eingehendem Quellenstudium.

**Dreißig auserlesene Märchen für den Familienkreis.** Von **S. C. Andersen.** In neuer Uebersetzung von **Edmund Lohbans.** Mit 50 Text-Illustrationen und 2 Tonbildern nach Zeichnungen von **Erdmann Wagner.**

In dieser trefflichen Sammlung hat der Verfasser aus jeder der so verschiedenen Arten und Abtheilungen Andersen'scher Märchen Beispiele ausgewählt, auch sind dem Bude noch eine interessante Erinnerungsgabe an den mit dem Verfasser befreundeten Dichter und eine Skizze „Andersen's letzte Tage“ beigegeben.

Zum Schluß erwähnen wir noch das bereits in vierter umgearbeiteter und vermehrter Auflage erschienene Buch:

**Das Alte Wunderland der Pyramiden.** Von Dr. **Karl Oppel.** Mit 200 Textabbildungen und Karten, einem Hiereglephenalphabet sowie 4 Tonbildern.

In einzelnen Bildern schildert der Verfasser in diesem interessanten Werke das alte Aegypten und zwar zunächst das Land und Volk, seine Sitten und Gebräuche, seinen Einfluß als Culturland im Alterthum und giebt dann im zweiten Theile des Buches das, was aus der Geschichte und Sage dieses Volkes auf uns gekommen und unserm Interesse werth ist. Die dem Werke beigegebenen guten Illustrationen und Karten sind hierzu ein prächtiger Commentar und dienen dem Bude zur besonderen Zierde.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**  
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

## Anthropologische Vorträge

von **J. Henle.**

Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. gr. 8. geh.

Heft I. Preis 2 Mark 40 Pf.

Heft II. Preis 2 Mark 40 Pf.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

**Richard Leander,**

## Träumereien an französischen Kaminen.

Zwölfte Auflage.

Broschirt M 2. Elegant gebunden M 3.



# Geschenk-Literatur

aus dem Verlage von Otto Zanke in Berlin SW., Anhaltstraße 11.

- Alexis, Willibald**, Vaterländische Romane. 20 Bde. 20 M. Geb. in 7 Bdn. 27 M.  
— — Supplementband: Dorothe. 3 M. Geb. 4 M.  
— — Die Hosen des Herrn von Bredow. — Der Wärfwolf. Geschenk-Ausgabe.  
Eleg. geb. in 1 Bd. 6 M.
- Becher-Stowe**, Dunkel Tom's Hütte. Neue Bearbeitung. 2 M. Geb. 2,80 M.
- Brachvogel, H. C.**, Friedemann Bach. Roman. 2 M. Geb. 3 M.
- Dahn, Felix**, Kämpfende Herzen. Drei Erzählungen. Pracht-Ausg. 7 M. Eleg.  
geb. 8,20 M. — Dasselbe. 2. wohlf. Aufl. 2 M. Geb. 3 M.
- François, E. v.**, Die letzte Redenburgerin. Roman. 4. Aufl. 4 M. Geb. 5 M.
- Gold, Bogumil**, Buch der Kindheit. 4. Aufl. 3 M. Eleg. geb. 4 M.
- Gutzkow, Karl**, Die Ritter vom Geiste. Roman. 6. Aufl. 4 Bde. 12 M. Geb. 15 M.  
— — Der Zauberer von Rom. Roman. 4. Aufl. 4 Bde. 9 M. Geb. in  
4 Bdn. 12 M.
- Hamerling, Hob.**, Die Waldjägerin. Novelle. Eleg. brosch. 1,20 M. Eleg. geb. 2 M.
- Hildebrandt's C.**, Die Reise um die Erde. Erzählt von E. Koffak. 6. Aufl. 5 M.  
Geb. 6 M.
- Hilfer, W. v.**, Ein Arzt der Seele. Roman. 3. Aufl. 2 Bde. 10 M. Geb. 12 M.  
— — Doppelleben. Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 10 M. Geb. 12 M.
- Hülßen, G. v.**, Elinar. Roman. 2 Bde. 7,50 M. Eleg. geb. m. Goldschn. 10 M.  
— — Dasselbe. 2. Aufl. Wohlf. Ausg. 2 M. Geb. 3 M.
- Junker, C.**, Lebensrathsel. Roman. 2 Tthe. in 1 Bd. 2. Aufl. 3 M. Geb. 4 M.  
— — Im Zenith. Vier Novellen. 2. Aufl. 2 M. Geb. 3 M. Inhalt: Was die  
Sterne lehren. — Die Frau des berühmten Mannes. — Die Lebensmüden.  
— Der getreue Eckardt.
- Lewald, Hann**, Zu Weihnachten. Drei Erzählungen. Eleg. brosch. 7 M. Eleg.  
geb. 8,20 M.  
— — Helmar. Roman. Eleg. brosch. 6 M. Eleg. geb. 7,20 M.  
— — Reisebriefe aus Deutschland, Frankreich u. Italien 1877/78. 7 M. Geb. 8 M.
- Kaden, Wolbemar**, Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften  
Italiens. 7 M. Geb. 8,20 M.
- Ludwig, Otto**, Gesammelte Werke. 4 Bde. 6 M. In 2 Bdn. geb. 8 M.
- Marr, H. D.**, Ludwig van Beethoven. Leben und Schaffen. 2 Bde. 4. Aufl. 14 M.  
Geb. 16 M.  
— — Anleitung zum Vortrag Beethoven'scher Clavierwerke. 2. Aufl. 4 M.  
Geb. 5 M.
- Mühlbach, Louise**, Kaiser Joseph und sein Hof. 3 Abthlg. 13,50 M. Geb. 16,50 M.  
— — Friedrich der Große und sein Hof. Illustr. 40. Ausgabe in 1 Bd. Geb. 6 M.
- Münster, Gräfin**, Gute Küche. 3. Aufl. Geb. 4 M.
- Naabe, W.**, Der Hungerpaster. Roman. 3. Aufl. 5 M. Geb. 6 M.
- Rau, Geribert**, Mozart. Ein Künstlerleben. 4. Aufl. 6 M. Geb. 7 M.
- Reichmann, Aug.**, Leichtfahliche Geschichte der Musik in 12 Vorles. 4 M. Geb. 5 M.
- Roeder, Fr.**, Gedichte. 3. Aufl. 2 M. Eleg. geb. m. Goldschn. 3 M.
- Roehler, Robert**, Dorf- und Stadtleute. Neue schlesische Erzählungen. Eleg.  
geb. 1,60 M. Geb. 2,40 M.  
— — Narr'sche Kerle. Humoresken in schles. Mundart. 2 M. Geb. 2,80 M.  
— — Schönen. Humoresken in schles. Mundart. 2. verm. Aufl. 2 M. Geb.  
2,80 M.  
— — Schläg'sche Dorfgeschichten. 3. Aufl. m. d. Portr. d. Verf. 3 M. Geb. 4 M.
- Rothenfels, E. v.**, Haidelunc. Roman. 2. Aufl. 4 M. Geb. 5 M.
- Rudorff, C.**, Stunden der Erhebung. Eine Sammlung von Aussprüchen von  
C. F. Nitsch. Geb. 2 M.
- Turgenev, Iwan**, Ausgewählte Werke. 5 M. Geb. 6 M. Inhalt: Neuland. —  
Dunst. — Eine Unglückliche. — Erzählungen eines alten Mannes. —  
Väter und Söhne.

Verlag von **Gebrüder Bornträger** in Berlin:  
**Carns Sterne,**  
**Werden und Vergehen.**

Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in  
gemeinverständlicher Fassung.  
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage  
mit 392 Holzschnitten und 11 Tafeln.  
Preis broch. 12 *M.*, eleg. geb. 14 *M.*  
Das Buch nimmt durch seine klare und  
ansprechende Darstellungsweise wie durch glän-  
zende Ausstattung in der populären natur-  
wissenschaftlichen Literatur einen hervortragen-  
den Platz ein.

**Für den Weihnachtstisch.**  
3. Aufl. Allen Familien! 3. Aufl.  
Für jeden reisenden Jüngling! Allen Volks-  
und Schulbibliotheken!  
sei hierdurch aufs dringendste empfohlen:

**Selbst ist der Mann**  
Charakterstizzen und Lebensbilder  
von

**Samuel Smiles.**  
Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.  
3. Aufl. 8. geb. 6 Mark, eleg. geb. 7,50 Mark.

Das berühmte Buch bringt seinen  
ethischen Inhalt in anregendster Weise  
zu klassischem Ausdruck und verdient seines  
universellen Charakters willen im  
deutschen Volke die weiteste Verbreitung.  
Zu haben in allen Buchhandlungen.  
**Verlag der C. F. Post'schen Buch-**  
**handlung in Colberg.**

Seeben erschienen und durch alle Buch-  
handlungen zu beziehen:

**A. Filzer** (Verfasser des Trauerspiels  
„Die Here“), **Winternächte**, Gedichte.  
8<sup>o</sup> geb. *M.* 4,00, reich in Goldschn.  
geb. *M.* 5,00.

Verlag von **Robert Oppenheim**  
in Berlin.

Neuer Verlag (Philosophische Abtheilung)  
von **Theobald Grieben** in Berlin,  
Königgrätzerstr. 49.

**Bahnen, J., Dr., Der Widerspruch im**  
**Wissen und Wesen der Welt. Princip**  
**und Einzelbewährung der Realidealektik.**  
**Prolegomena einer antilogischen Philo-**  
**sophie. 1. Band: Einleitung in die Real-**  
**idealektik. 8 *M.*, geb. 9 *M.***

Das mehr an die Willensmetaphysik als an die  
Erkenntnistheorie Schopenhauer's sich haltende Werk  
gibt die erste Hälfte der auch im Auslande nicht  
ohne Spannung erwarteten systematischen Ausführung  
der Realidealektik und wird jedenfalls geeignet sein,  
über ein Hauptproblem aller Philosophie: die Bedeu-  
tung des Widerspruchs für Denken und Sein, zu neu-  
belebter Discussion anzuregen und insbesondere auch  
für die Naturphilosophie neue Gesichtspunkte zu er-  
öffnen.

**Barthélemy-Saint-Hilaire, J., Ueber Meta-**  
**physik. Einleitung in die Metaphysik**  
**des Aristoteles. Autorisirte Ausgabe von**  
**Prof. E. P. Goergens. 3 *M.***

**Rethwisch, E., Dr., Der Begriff der De-**  
**inition und seine Bedeutung für die**  
**monistische Entwicklungslehre. 1 *M.* 20 *S.***

**Lehmann, O., Dr., Ueber Kant's Prin-**  
**cipien der Ethik und Schopenhauer's Be-**  
**urtheilung derselben. 2 *M.***

**Bartels, E., Dr., Ueber Systembildung.**  
**1 *M.* 20 *S.***

**Mielke, D. E., Das Princip des Welt-**  
**ganzen und der Polarismus. Mit Abbild.**  
**1 *M.* 20 *S.***

**Fellner, St., Prof., Compendium der Na-**  
**turwissenschaften an der Schule zu**  
**Fulda im IX. Jahrhundert. 4 *M.***

**Publilius Syri Mimi Sententiae. Digessit,**  
**recensuit, illustravit Otto Friedrich, Dr.**  
**Accedunt Caecilii Balbi, Pseudosenecae,**  
**Proverbiorum, Falso inter Publilianas re-**  
**ceptae sententiae et recognitae et nume-**  
**ris adstrictae. 6 *M.*, geb. 7 *M.***

Diese hochinteressante Ausgabe, die Frucht mehr-  
jähriger Studien, verwerthet durchgreifend den kri-  
tischen Apparat angehafter Lesarten, führt die Ver-  
suche und Erklärungen aller Herausgeber seit Erasmus  
an und stellt die mangelhafte Uebersetzung ver-  
stärkter Verse überall durch Conjectur her. An  
den Text schliessen sich für die Beurtheilung des  
Publilian wichtigen Sentenzen ähnlicher Art an.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**Zur Dämmerzeit.**

Gedichte von **Max Kalbeck.**

16<sup>o</sup>. Broschirt *M.* 2,40. Elegant gebunden *M.* 3,40.

**Max Kalbeck**, von welchem Paul Lindau sagt, es sei  
„geradezu eine Freude, ein-  
mal einem berufenen dichterischen Talente zu begegnen“, hat sich durch eine Reihe  
stimmungsvoller Gedichtsammlungen als der talentvollste der jüngeren schlesischen  
Dichter erwiesen und durch litterarische Studien über seinen Vorgänger Joh. Chr. Günther  
vortheilhaft bekannt gemacht. Die obige Gedichtsammlung, aus einheitlicher poetischer  
Stimmung heraus empfunden, bietet formschöne wahre Lyrik.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Im Verlag von Hermann Gesenius in Halle ist soeben erschienen:

# David Copperfield

von

Charles Dickens.

(80.)

Deutsch von A. Schelbe.

Mit einer Einleitung von Dr. Julian Schmidt.

**Vier Bände**

mit 16 Illustrationen nach englischen Originalen und mit einem Portrait des Dichters.

In 2 elegante Calico-Bände geb. M. 9.

☛ Diese gebundene Ausgabe mit Illustrationen dürfte sich ganz besonders zu Festgeschenken eignen. ☛

In 13 Lieferungen zu 50 Pf. In 4 Bänden zu 1 M. 60 Pf.

Die 16 Illustrationen nebst Portrait besonders in Umschlag zu 1 M. 20 Pf.

Illustrationsprobe.





ann die Werke eines ausländischen Schriftstellers es verdienen, dem deutschen Publicum in einer neuen Uebersetzung vorgelegt zu werden, so stehen die von **Charles Dickens**, eines Autors, der ohne Einrede zu den modernen englischen Classikern zu zählen ist, gewiß oben an.

Dickens, der große Humorist, welchem die Welt die Gestalten Pickwick's, Sam Weller's, Oliver Twist's, Nicolas Nickleby's und wie sie alle heißen mögen, verdankt, versteht es wie sonst Keiner, die Saiten des Gemüths zu berühren und Ihnen alle Töne von höchster Lust bis zum tiefsten Schmerz zu entlocken. Seine Erzählungen, sämmtlich von größtem stilllichen Ernst durchweht, wirken in ihrer Originalität und der gleichzeitigen Empfindung mit der Gewalt unmittelbarer Erlebnisse, seine trotz aller Schärfe liebevolle Anschauung der Menschen und Dinge giebt selbst dem Unbedeutenden und scheinbar Nebensächlichen eine eigenthümliche, interessante Physiognomie und läßt sogar das Unschöne im verklärenden Lichte der Poesie erscheinen.

Aber während Dickens durch diese Vorzüge seines Talents allen Ansprüchen höchster Bildung und feinsten Gefühls genügt, ist er zugleich Volksschriftsteller in der edelsten, umfassendsten Bedeutung des Wortes: voll Verständniß für jede Seelenbewegung, auch des Einfachsten und so glücklich in seiner Ausdrucksweise, daß er auch ihm verständlich wird. Er ist ein Freund der Schwachen, Armen und Bedrängten, ein Feind jedes Unrechts, jeder Gemeinheit und Unterdrückung, die er in allen Formen, die sie annehmen, mit scharfer Geißel zu treffen weiß.

Welcher Popularität sich Dickens in seinem Vaterlande erfreute und erfreut, geht aus den Thatfachen hervor, daß allein von dem Romane „Nicolas Nickleby“ am Tage des Erscheinens 50,000 Exemplare verkauft wurden und noch sehr eine neue Ausgabe seiner Werke der andern folgt, so daß der Absatz seiner beliebtesten Romane bis heute nach Hunderttausenden zählt.

Ueben den oben erwähnten Vorzügen sind es wohl vor Allem der gesunde Kern und die stillliche Reinheit seiner Schriften, welche diese Popularität erklären, Eigenschaften, die Dickens auch in Deutschland recht eigentllich als

### Hausfreund aller Kreise

geeignet erscheinen lassen, und seine Werke als Lectüre für unsere Frauen und unsre heranwachsende Jugend empfehlen, da sie in einer das Ideale vergessenden Welt die ewigen Güter, nach denen wir streben sollen, als einzige würdige Lebensziele wieder und wieder darstellen.

Indem nun David Copperfield in vier Bänden, 1007 Seiten engen, dabei jedoch guten und leserlichen Druckes enthaltend, zu einem gewiß äußerst mäßigen Preise vollständig vorliegt, wird das Urtheil des Publicums hoffentlich befähigen, daß die Verlagshandlung ihr im Programm gegebenes Versprechen etugelöst hat.

Bunächst wird diesem Romane folgen:

#### „Harte Zeiten“

und liegt es in der Absicht der Verlagshandlung außerdem noch die hervorragendsten und beliebtesten Romane von Charles Dickens in nachstehender Reihenfolge herauszugeben:

**Domben und Sohn.**  
**Nicolas Nickleby.**  
**Bleakhaus.**

**Martin Chuzzlewit.**  
**Klein Dorrit.**  
**Die Pickwickier.**

Jeden Monat soll womöglich eine Lieferung im Umfange von 5 Druckbogen zum Preise von 50 Pf. erscheinen und sei hiermit das Unternehmen der fortdauernden Theilnahme des Publicums bestens empfohlen.

dem  
n, so  
rede  
.  
halten  
ie sie  
Saiten  
s zum  
Grund  
Gewalt  
en und  
mliche  
Poete

dyker  
er in  
eierbe  
ch von  
ficht  
die k

t, ge  
a Co  
angal  
hent

Serr  
pfler.

erler  
myer  
wider

stach  
vol  
rue

wider  
pfler.

er  
Lpfl.



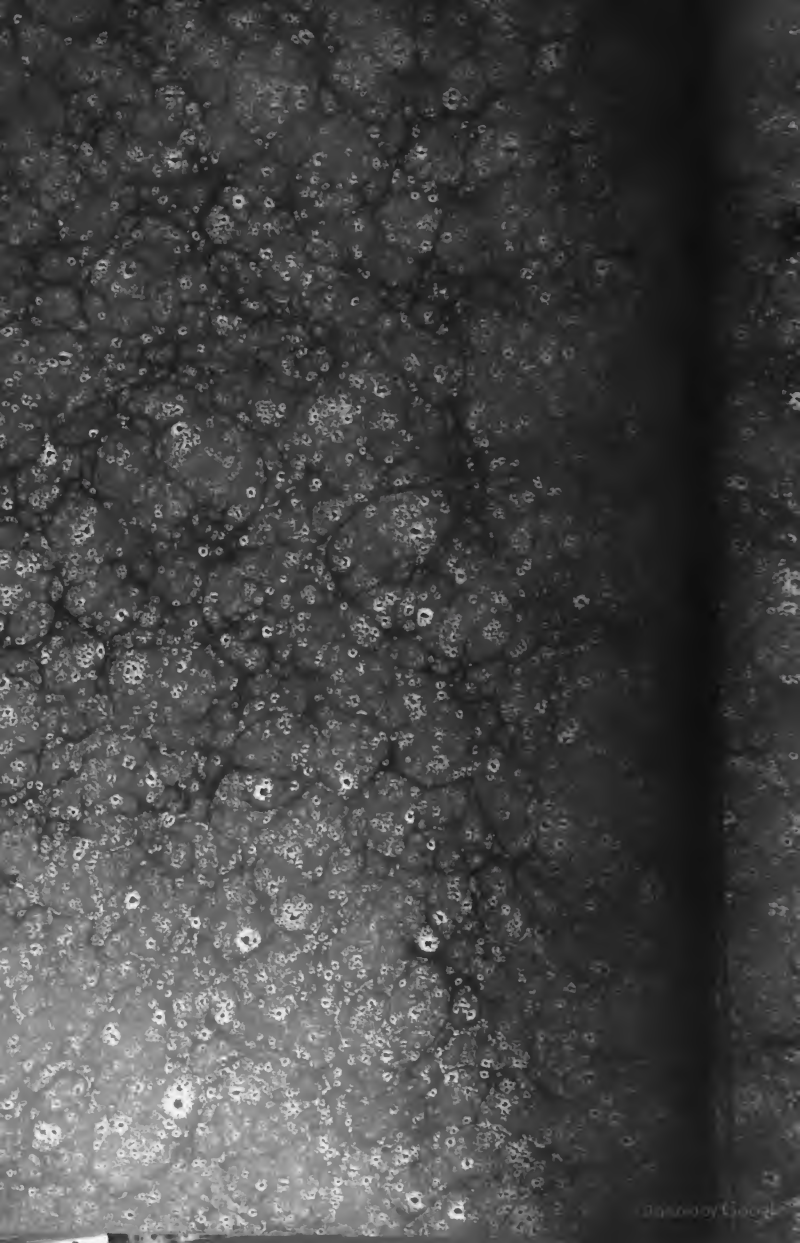
Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.











This book should be returned to  
the Library on or before the last date  
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred  
by retaining it beyond the specified  
time.

Please return promptly.

~~DUE JAN 11 44~~

Widener Library



3 2044 098 623 978